<36603163380018

Bibliothek

Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Theodor Schiemann.

* Dritter Band. *

Nicolai Iwanowitsch Pirogow.

Lebensfragen.

Tagebuch eines alten Arztes.

Aus dem Russischen übertragen

von

August Fischer.

Stuttgart 1894.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Bibliothek
Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Schiemann,
Professor an der Universität Berlin.

Dritter Band:

Nicolai Iwanowitsch Pirogow: Lebensfragen.

Aus dem Russischen übertragen
von
August Fischer.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Nicolai Iwanowitsch Pirogow.

Lebensfragen.

Tagebuch eines alten Arztes.

Aus dem Russischen übertragen

von

August Fischer.

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Nicolai Iwanowitsch Pirogow, der als Chirurg sich einen für alle Zeiten bleibenden Ruhm erworben hat, gibt uns in seinen Denkwürdigkeiten ein außerordentlich lehrreiches Bild nicht nur seines eigenen Lebens, sondern auch der geistigen Strömungen, die in den besten Kreisen der europäisch gebildeten und, was mehr sagen will, auch europäisch empfindenden Russen von den letzten Jahren Alexanders I. bis zum Beginn der Regierung Alexanders III. möglich waren.

Eine weit über den Durchschnitt hinausreichende geistige Begabung und moralische Gediegenheit befähigte ihn, sich über die nationalen Schranken zu reiner Wissenschaftlichkeit und zu objektiver Humanität zu erheben und in seinen „Lebensfragen" eine Weltanschauung niederzulegen, die den Besten aller Nationen zur Ehre gereichen würde.

So wendet sich dies Buch an einen weiten Leserkreis: die Fachgenossen Pirogows finden hier eine Geschichte seiner wissenschaftlichen Entwickelung, welche zugleich die der modernen Chirurgie ist, die einleitenden Kapitel werden jeden interessieren, der an den höchsten Problemen unsres geistigen Lebens nicht gedankenlos vorüberzugehen gewohnt ist, die Lebensgeschichte selbst endlich ist eine der kostbarsten Quellen für die Geschichte geistiger Entwickelung Rußlands, zumal in den Tagen Nicolais. Eine im Manuskript gleichfalls erhaltene Schilderung und Kritik der Reformen Alexanders II. hat in Rußland leider nicht veröffentlicht werden können und blieb auch uns unzugänglich. Es wäre wohl eine zu harte Verurteilung derjenigen Grundsätze gewesen, nach welchen das heutige offizielle Rußland die Arbeit der Reformära zurückzubilden bemüht ist.

Die Zeit der Abfassung der Memoiren ergibt sich aus den Daten, die den einzelnen Kapiteln vorgesetzt sind. Vom November 1879 bis zum November 1881, das ist bis kurz vor Pirogows

Ende, geschrieben, haben sie ihre Quelle so gut wie ausschließlich in den Erinnerungen eines zuverlässigen, durch stete Studien geschulten Gedächtnisses. Die Lauterkeit der Tendenz und die Wahrheitsliebe Pirogows kann keinem zweifelhaft sein, der seiner Erzählung folgt. Auch wird, was er sagt, überall bestätigt, wo sich uns die Möglichkeit einer Kontrolle bietet.

Da Pirogow durch den Tod an der Beendigung seiner Aufzeichnungen verhindert worden ist, wird es von Interesse sein, die Hauptdaten seines Lebens herzusetzen.

Pirogow wurde am 13. November 1810 zu Moskau geboren, erst im elterlichen Hause, dann in einer Privatpension erzogen, 1824 als 14jähriger Knabe in der medizinischen Fakultät der Universität Moskau immatrikuliert. Schon nach drei Jahren absolvierte er sein Examen als „Arzt" und trat nun auf den Rat des Professors Muchanow in das sogenannte Professoreninstitut, das Kaiser Alexander I. auf den Rat des Akademikers Parrot gegründet hatte, um befähigte junge Russen für eine künftige akademische Laufbahn auszubilden. In Dorpat trat der junge Pirogow in sehr freundschaftliche Beziehungen zu dem Chirurgen Moier, und als er 1833 als Doktor der Medizin diese Universität, der er stets dankbar blieb, verlassen und in Berlin und Göttingen sein wissenschaftliches Können noch weiter gefördert hatte, wurde er auf Moiers Antrag zu dessen Nachfolger für den Lehrstuhl der Chirurgie in Dorpat ernannt. Wie Dr. Bertenson, dem ich bei dieser Skizze von Pirogows Leben folge, sehr treffend bemerkt, war das eine um so größere Auszeichnung, als die Universität Dorpat ihre Lehrstühle von Deutschland aus zu besetzen pflegte. Aber der 26jährige junge Professor zeigte sich seiner Aufgabe nicht nur vollkommen gewachsen, er fand noch die Muße zu einer Reihe epochemachender Arbeiten, von denen hier die chirurgische Anatomie der Arterienstämme und der Fascien, Dorpat 1840, besonders hervorgehoben werden mag. 1840 wurde er zum Professor an der medico-chirurgischen Akademie in Petersburg ernannt, und von da ab datiert seine folgenreiche Thätigkeit zur Reorganisation des russischen Hospitalwesens. Es war ein förmlicher Augiasstall, der hier gereinigt werden mußte, und nichts ist bewunderungswürdiger, als die Energie und Selbstverleugnung, mit der er seine wohlthätigen Absichten, allem Widerstande einer all-

mächtigen Bureaukratie zum Trotze, durchzusetzen verstand. Auch das anatomische Institut verdankt seiner Initiative die Entstehung. Es würde zu weit führen, hier seine wissenschaftlichen Verdienste erschöpfend herzuzählen. Damals sind seine berühmten anatomischen Atlanten entstanden, sowie die bahnbrechende Schrift über die Anwendung der Narkose bei Operationen („Recherches pratiques et physiologiques sur l'éthérisation". Petersburg 1847). Es folgten die Arbeiten über die Pathologische Anatomie der Cholera (1849) und andre mehr, bis ihm der Krimkrieg ein neues Feld der Thätigkeit anwies. Vom Oktober 1854 bis zum Juli 1855 hat Pirogow in Sebastopol aus eigener Anschauung den elenden Zustand des Hospitalwesens in Kriegszeiten kennen gelernt, und darauf bei Leitung der Baracken in Simferopol und durch Revidierung der Kriegshospitäler in Perekop, Cherson, Jekaterinoslaw, Charkow und so fort die Wege zur Besserung der herrschenden Uebelstände gewiesen.

Nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatze wurde Pirogow zum Kurator erst des Odessaer, dann des Kiewer Lehrbezirkes ernannt, Stellungen, in welchen er seine wahrhaft humane Gesinnung in segensreicher Weise bethätigte. Aber gerade die milde, rein sachliche Beurteilung der studentischen Verhältnisse machte seine Stellung auf die Dauer unhaltbar. Als er während des polnischen Aufstandes sich nicht zum Werkzeug bureaukratischer Maßregeln hergeben wollte, erhielt er in Ungnaden seinen Abschied. Erst 1863, als Golownin Minister der Volksaufklärung wurde, holte man ihn aus seinem buen retiro hervor. Er erhielt den Auftrag, das Ausland zu bereisen und das wieder neu gegründete Professoreninstitut zu leiten.

So kam er bei Ausbruch des dänischen Krieges nach Deutschland. Sein berühmtes Werk „Grundsätze der allgemeinen Kriegschirurgie" erschien gerade zu rechter Zeit 1863 in Leipzig. In deutscher Sprache, denn Pirogow schrieb mit gleicher Leichtigkeit deutsch, französisch und russisch. Es war die Quintessenz der Erfahrungen, die er in Sebastopol gesammelt hatte, ein Werk, das sowohl in Deutschland wie in Amerika sofort für die Praxis der Kriegsschauplätze nützlichste Verwertung fand. Als Pirogow 1866 nach Rußland zurückkehrte, war Graf Tolstoi an Golownins Stelle Minister der Volksaufklärung geworden, und nun wurde er zum

zweitenmal wegen seiner liberalen Grundsätze gemaßregelt. Er verlor nicht nur seine Stellung, sondern auch die wohlverdiente Pension, und mußte sich auf sein Gut in Podolien zurückziehen. Aber der deutsch-französische Krieg und die Organisation einer russischen Abteilung des roten Kreuzes zog ihn wieder aus der Dunkelheit hervor. Er erhielt von der Gesellschaft des roten Kreuzes den ehrenvollen Auftrag, auf den Kriegsschauplätzen die sanitären Verhältnisse der Kämpfenden zu studieren und im Sinne des Vereins helfend einzugreifen.

Die wahrhaft segensreiche Wirksamkeit Pirogows steht noch heute in Deutschland wie in Frankreich in lebendiger Erinnerung. Er hat gegen 70 Kriegslazarette inspiziert und in einem Bericht über seine Thätigkeit nochmals die Grundsätze der modernen Kriegschirurgie und der Hospitalpflege revidiert und neu formuliert.

Endlich hat der unermüdlich thätige Mann auch an dem letzten russisch-türkischen Kriege teilgenommen und die dort gesammelten Erfahrungen wissenschaftlich verarbeitet („Kriegsmedizin und Privathilfe auf dem Kriegsschauplatze in Bulgarien und im Rücken der operierenden Armee 1877—1878"). Als er im Jahre 1881 starb, konnte er auf ein reiches Leben rastloser Arbeit zurückblicken.

Seine Denkwürdigkeiten werden dem Leser zeigen, welches das innere Leben des Mannes war, dessen äußere Schicksale hier in raschen Strichen skizziert wurden. Sie zeigen uns auch die Menschen um ihn her und jene russische Welt, von der er ein eigenartig abweichender Teil war.

Theodor Schiemann.

Inhalt.

	Seite
Meine Weltanschauung	1
Kindheit und Jugend	109
Mein Studentenleben in Moskau	233
Auf der Dorpater Universität	336
Reise nach Moskau	348
In Dorpat	363
Reise ins Ausland	371
In Berlin	377

I.

Warum gibt es so wenig Autobiographien und wie ist es zu erklären, daß man ihnen in der Regel mit einigem Mißtrauen begegnet?

Sicherlich wird jeder mir zugeben, daß es kaum etwas Interessanteres gibt, als die Betrachtung des inneren Lebens eines denkenden Menschen, auch in dem Falle, wenn er sich nach außen hin nicht gerade durch etwas Besonderes ausgezeichnet hätte. Welch ein tiefes Interesse liegt für jeden in der Vergleichung seiner eigenen Lebensanschauung mit den Ueberzeugungen, die einen andern, ihm ähnlichen, auf seinem Lebenswege geleitet und geführt!

Das stellt nun freilich niemand in Abrede, und doch hat man sich von alters her daran gewöhnt, über seine Mitmenschen erst durch dritte Personen etwas erfahren zu wollen: man glaubt eben eher dem, was andre (oder aber die eigenen Thaten) von irgend einer Persönlichkeit uns wissen lassen. Vom juridischen Standpunkt betrachtet, ist das ja auch ganz richtig und zur Feststellung der juridischen, das heißt äußeren Wahrheit gibt es in der That kein andres Mittel. Läßt sich doch auch der moderne Arzt bei der Diagnose nicht durch die Darstellung des Kranken, sondern durch objektive Anzeichen leiten, durch das, was er selbst sieht, hört und fühlt.

Abgesehen aber von dem so weitverbreiteten Mißtrauen gegen Autobiographien, gibt es, wie ich meine, noch andre Gründe, die deren Seltenheit erklären. Vor allem verspüren wenig Menschen Lust und Neigung, ihre Selbstbiographien zu schreiben. Die einen haben ihr ganzes Leben lang keine rechte Zeit dazu, die andern interessiert es nicht, auf ihr eigenes Leben zurückzublicken, oder sie finden auch in ihren Erinnerungen manches für sie selbst nicht gerade Schmeichelhaftes und Erhebendes; wieder andre (und es sind das nicht die schlechtesten Köpfe) meinen, daß nach dem, was sie der Oeffentlichkeit bereits übergeben, ihnen nichts mehr über sich selbst zu berichten erübrige; auch solche gibt es, die wirklich nichts von

sich zu sagen brauchen, da ihnen andre diese Mühe ja doch einmal abnehmen werden; endlich aber gibt es viele, welche durch eine gewisse Scheu und sonstige Erwägungen verschiedener Art sich abhalten lassen.

In unsrer skeptischen Zeit darf natürlicherweise eine offenherzige Beichte noch weniger Glauben zu finden erwarten, als in den Zeiten J. J. Rousseaus, und mit ungläubigem Lächeln liest man heutzutage seine kühnen Worte (welches Entzücken haben sie einst in mir hervorgerufen!): „Que la trompette du jugement dernier sonne, quand elle voudra, je viendrai ce livre à la main devant le Souverain-Juge et je dirai: voilà ce que je fais, ce que je fus, ce que je pensais!“

Aber Selbstbiographien haben es nicht mehr nötig, sich als Beichten vor dem obersten Richter darzustellen und er selbst, der Allwissende, hat unsre Beichte auch nicht nötig.

Andrerseits darf freilich die moderne Autobiographie auch keine Art juristischen Aktenstücks sein, das zur eigenen Verteidigung oder Anklage vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung geschrieben ist. Nicht die äußerliche Wahrheit allein, sondern die Entfaltung der innern Wahrheit vor sich selbst und durchaus nicht zum Zweck der eigenen Rechtfertigung oder Verunglimpfung — das muß die Aufgabe der Selbstbiographie eines denkenden Menschen sein. Er hat nicht den fremden Leser, sondern vor allen Dingen das eigene Bewußtsein gleichsam mit seinem eigenen Wesen bekannt zu machen, mit andern Worten — der Autobiograph soll durch die Analyse seiner eigenen Handlungen sich deren Motive und Zwecke klarzulegen suchen, wie sie zuweilen tief versteckt im geheimsten Innern der Seele ruhen, nicht nur andern, sondern auch ihm selbst oft lange verborgen.

Indes entsteht hier die Frage, ob der Autobiograph überhaupt im stande ist, über die Motive seiner vergangenen Handlungen in der That nur die Wahrheit zu berichten. Vermag er überhaupt in gerechter Weise abzuschätzen, was einst seine Hand und seinen Willen geleitet? Darf er mit Sicherheit behaupten, daß zu einer bestimmten Minute seines Lebens seine Lebensanschauung gerade so gewesen, wie er sie eben darstellt?

Ich denke, diese Fragen wird man je nach dem Charakter, den Fähigkeiten und überhaupt je nach der Individualität des Schreibenden verschieden beantworten müssen.

Wer, ohne dabei eitel zu sein, seiner selbst gewiß ist, der wird auch die unerschütterliche Gewißheit dessen in sich finden, daß seine

Anschauung zur Zeit einer bestimmten Handlung ebenso gewesen wie er sie darstellt, und nicht etwa anders. Bin ich aber einmal bei einem Menschen davon überzeugt, daß er die ungeschminkte Wahrheit sagt, so kann ich von ihm gar nichts weiter verlangen. Sollte denn wirklich, wo es sich um die Motive meiner Handlungen und meine Weltanschauung zu jener gegebenen Zeit handelt, sollte da wirklich einem andern oder dem eigenen Dafürhalten des Beurteilers mehr als mir selbst zu trauen sein?

Kann ein andrer über den inneren Mechanismus, der in meinen Thaten seine Wirkung äußerte, doch nur nach eben diesen Thaten oder nach dem Zeugnis dritter Personen urteilen, solche Urteile aber setzen ein sich ständig gleich bleibendes Verhältnis zwischen jenem Mechanismus und jenen Thaten voraus und lassen keine Widersprüche zu, während doch jeder von uns aus eigener Erfahrung weiß, daß unsre Thaten nur zu häufig unsrer eigenen Weltanschauung, unsern Grundsätzen und Ueberzeugungen widersprechen; sehr häufig geschieht es zudem, daß grandiose Thaten durch ganz unbedeutende Motive (und umgekehrt) hervorgerufen werden: kurz — auch das erwähnte Wechselverhältnis kann noch keine sichere Bürgschaft für die innere Wahrheit abgeben. Und sollte die kritische Analyse der eigenen Handlungen und ihrer Motive, die für uns selbst so schwierig ist, andern, mit unserm innern Leben gänzlich unbekannten Menschen, zugänglicher sein?

Zuweilen wird freilich ein fremder „Herzenskündiger" sicherer als wir selbst feststellen können, warum wir im gegebenen Falle so oder anders gehandelt haben; aber ein uns selbst unbewußtes Motiv unsres Thuns wird auch ein solcher nur in zwei Fällen auffinden können: erstens, wenn wir vor unserm eigenen Ich heucheln und Versteckens spielen und zweitens, wenn wir etwas in einem Augenblick des Vergessens und der leidenschaftlichen Erregung gethan, ohne uns gefragt zu haben, was in diesem Moment in uns selbst vorging.

Und wenn der Grundsatz, daß niemand sein eigener Richter sein dürfe, auch richtig ist, so bezieht er sich eben nur auf die äußere Wahrheit; ein Untersuchungsrichter und Staatsanwalt kann natürlich einen Heuchler und Lügner eher entlarven, als dieser es selbst durch seine Aussagen thun dürfte. Aber was die innere Wahrheit betrifft, so gibt es keine sichereren und kompetenteren Richter als wir selbst, wofern wir nur keine Heuchler und Lügner sind.

Es kommt folglich alles darauf an, was für ein Mensch derjenige ist, der uns sein inneres Leben darlegen will und das Urteil

darüber ist mindestens ebenso schwierig, wie das über dritte Personen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, das innere Leben irgend einer Persönlichkeit zu schildern. Sogar dann, wenn er bekanntermaßen einmal geheuchelt oder gelogen, ist damit noch nicht der Beweis gegeben, daß er es immer gethan. Es gibt solche Fälle in unserm an Widersprüchen so reichen Leben, wo gerade ein Lügner und Heuchler in bestimmten Momenten seines Lebens geeigneter erscheint, die Wahrheit von sich zu sagen als andre, die ihn nur äußerlich kennen. Darin liegt kein größerer Widerspruch als in der Thatsache, daß ein Schurke zuweilen der ehrlichsten That fähig ist und der ehrlichste Mann einmal eine niedrige That begeht.

Aber für wen und weswegen schreibe ich das alles?

Ganz ehrlich gesagt, in diesem Augenblick nur für mich selbst und aus einem gewissen inneren Drang, wenngleich auch ohne die Absicht, das, was ich schreibe, vor andern verborgen zu halten.

Nachdem ich einmal auf den Gedanken gekommen, etwas über mich für mich selbst zu schreiben, habe ich mich freilich entschlossen, solange ich lebe nichts davon zu veröffentlichen, habe aber auch gar nichts dagegen, daß diese meine Aufzeichnungen auch von andern gelesen werden, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Es geschieht das — und ich hoffe, man wird mir's glauben — durchaus nicht, weil ich etwa fürchtete, noch bei meinen Lebzeiten kritisiert, verspottet oder einfach gar nicht gelesen zu werden. Ich bin ja freilich nicht wenig eitel und nicht jedermanns Lob möchte mir ohne weiteres behagen, aber eben diese Eitelkeit ist denn doch mehr innerlicher als äußerlicher Natur.

Zudem gehöre ich zu jener Gattung von Egoisten, die, in ihrer Art Fakire, sich selbstquälerischen Beobachtungen hinzugeben lieben und bin deshalb für meine eigene Person besorgt, die öffentliche Darlegung meines inneren Lebens möchte von mir selbst als Eitelkeit, Sucht nach Originalität und Effekthascherei empfunden werden, was dann freilich seinerseits jener inneren Wahrheit schaden müßte, die ich in meinen Aufzeichnungen aufs strengste gewahrt wissen möchte.

Uebrigens weiß ich als vollendeter Fakir gar wohl, daß man auch sich selbst gegenüber sogar in dem Falle nicht unbedingt aufrichtig sein kann, wenn die eigene Seele offen wie ein Buch vor einem da liegt. Kommen uns doch zuweilen — und scheinbar ohne rechte Veranlassung — so gemeine und niedrige Gedanken in den Sinn, daß sie uns bei ihrem ersten Auftauchen aus dem versteckten Grunde der Seele die Schamröte auf die Wangen treiben und wir

bisweilen sogar versucht sein möchten zu glauben, es seien gar nicht die eigenen Gedanken, sondern die eines andern, in uns lebenden niedrigen Wesens. Der Apostel Paulus hat ja schon bemerkt, daß man das Böse nicht thun wolle und es doch wider Willen thue. Eine große Wahrheit, die wir übrigens noch häufiger als an unserm Thun an unsern Gedanken beobachten können: man will sich gar nicht so garstigen Gedanken hingeben und thut es schließlich doch. Und wehe, wenn man da nicht gleich im Anfang auf sich achtet, sich nicht hütet und sich nicht noch zur rechten Zeit zurückzuhalten versteht!

Also — ebensowenig wie andre vermag auch ich beim besten Willen mein inneres Sein etwa wie ein Kleidungsstück kurz und gut umzuwenden, weder für die Vergangenheit noch für die Gegenwart.

Was die Vergangenheit betrifft, so kann ich natürlich nicht dafür einstehen, daß meine Lebens- und Weltanschauung zu einer bestimmten Zeit gerade so gewesen ist, wie es mir jetzt erscheint, und was die Gegenwart anlangt, so vermag ich ebensowenig dafür zu bürgen, daß es mir wirklich gelungen ist, die Grundzüge, das eigentliche Wesen meiner gegenwärtigen Weltanschauung richtig zu erfassen. Das ist durchaus keine so leichte Aufgabe: gilt es da doch, den roten Faden durch ein Gewirr ineinander verschlungener Zweifel und Widersprüche zu verfolgen, die jedesmal entstehen, sobald man sich den leitenden Faden sichtlicher zu machen sucht.

Und so gedenke ich denn, für mich selbst und mit mir selbst, mein Leben zu betrachten, das Facit meiner Bestrebungen und Lebensanschauungen zu ziehen (ihrer waren mehrere — daher der Plural!) und den Beweggründen meiner Handlungen nachzuspüren. Aber halt! Spiele ich nicht gar gleich am Anfang Versteckens mit mir selber? Will ich wirklich nur für mich selbst schreiben? Wenn ich mich auch entschlossen habe, bei meinen Lebzeiten nichts hiervon zu veröffentlichen, wünsche ich wirklich nicht, daß es irgend einmal von andern gelesen werden möchte, etwa von meinen Kindern und Bekannten? Meine Frau wird es z. B. doch sicherlich lesen.

Auf alle Fälle aber schaffe ich mir selbst einen Vorwand, um wenn auch nur vor den mir Nächststehenden gewissermaßen zu paradieren und vielleicht irgend etwas zu vertuschen oder zu bemänteln. Einem Fakir der Selbstbeobachtung kommt dieser Gedanke gar leicht in den Sinn — und es ist gut so; denn ist einem erst einmal solch ein Gedanke durch den Kopf gefahren, so ist damit auch die Gewähr für eine genügende Gegenwirkung gegeben. Meine Fakirnatur wird mir eben nicht gestatten, mich während dieser meiner Beschäftigung

mit mir selbst nicht wiederum selbst zu beobachten; so aber werde ich natürlich mir selbst eben scharf auf die Finger sehen und etwaiger Neigung zu heucheln oder Versteckens zu spielen nicht freien Willen lassen.

Uebrigens weiß ich das schon von vornherein, daß ich auch vor mir selbst cynisch aufrichtig nicht sein will: Reinlichkeit braucht man nicht nur nach außen hin. Die cynischen Handlungen in seinem Leben läßt man am besten unberührt und versucht es lieber gar nicht, sie noch zu analysieren — auch für den Schreiber selbst ist das durchaus geraten; denn sonst gerät man gleichsam in die Retiraden der Seele und läßt von dort den üblen Geruch auch in die Gebiete durchdringen, die man aufrichtig rein erhalten möchte, wie sie denn auch in Wirklichkeit rein sind.

Wir alle haben auf dem Grunde unsrer Seele leider Schlamm genug: wenn man ihn von da aufrühren wollte, so dürfte man das Reine vom Schmutzigen schließlich selbst nicht mehr unterscheiden können. Andrerseits aber wird man natürlich — wenn auch nur wider Willen — einen Blick auch in diese Retiraden werfen müssen, sobald Cynismus und unsaubere Beweggründe irgend eine unsrer Handlungen hervorgerufen, die ihren Einfluß auf unser ganzes Leben gezeigt.

Indes — bin ich überhaupt fähig über mich — für mich selbst zu schreiben?

Auch hier entsteht wieder die Frage, wessen man dazu bedürfe? Die Antwort ist einfach: vor allem Aufrichtigkeit gegen sich selber.

Mit Sicherheit kann ich von mir nur so viel behaupten, daß ich vor mir selbst nichts zu verbergen suche: gibt es ja doch solche Leute, die das eher sich selbst als andern gegenüber thun. Zu diesen gehöre ich nicht, obgleich es mir wohl auch passiert ist, daß ich erst mir selbst gegenüber aufrichtig gewesen bin, gleich als ob ich erst da recht verstanden, was in mir selbst vorgegangen. Und das ist eine Thatsache, die wohl auch andre an sich beobachtet haben werden: man schämt sich zuweilen geradezu zu gestehen, was man im Herzen fühlt, bis man schließlich einmal scheinbar ganz zufällig (im Grunde aber durchaus nicht zufällig) einem andern mit einer gewissen cynischen Offenheit laut erzählt, was man bisher auch vor sich selber geheim gehalten hat.

In diesem Falle ersetzen einem Aufzeichnungen, wie ich sie jetzt über mich selbst niederschreibe, den Verkehr oder die Unterhaltung mit einem andern: das Papier vertritt die Stelle eines Gesellschafters und auch zu der eigenen schriftlichen Aufzeichnung verhält man sich

objektiver als es beim stummen Selbstgespräch der Fall wäre. Beim Schreiben wird man gleichsam gegen sich selbst kühner und gestattet dabei dem Gedanken gleichwohl nicht, allzu ungebunden nach allen Seiten hin auszuschwärmen; vielmehr verwandelt er sich beim Schreiben sozusagen in einen immer weiter sich ausspinnenden Faden und läßt sich bequemer als beim bloßen Grübeln und Sinnen aus dem Gehirn hervorziehen.

Und so hoffe ich denn, in meinen Aufzeichnungen in nicht geringerem, sondern sogar in weit höherem Grade mir selbst gegenüber aufrichtig zu sein, als in den allervertraulichsten Unterhaltungen selbst mit mir sehr nahe stehenden Personen.

Eine zweite Vorbedingung für eine wahrhafte Autobiographie ist ein gutes Gedächtnis.

Für eine Person mit schlechtem Gedächtnis, und wäre sie sonst auch noch so verständig und geistvoll, existiert die eigene Vergangenheit so gut wie gar nicht. Solch eine Persönlichkeit mag ja sehr tiefsinnig, ja sogar genial veranlagt sein, schwerlich aber wird sie sich als nicht einseitig erweisen und in jedem Fall sind klare und lebendige Empfindungen früherer Eindrücke ohne ein gutes Gedächtnis fast unmöglich.

Indes gibt es, wie ich meine, zwei verschiedene Arten von Gedächtnis: das eine ist ein mehr allgemeines, ideelleres und universelles Vermögen, das andre ein spezielles und mehr technisches, wie z. B. das musikalische Gedächtnis oder das für Farben, Zahlen u. s. w. Manche leugnen freilich die Berechtigung einer solchen Scheidung, doch bin ich davon überzeugt, daß nur jene erstere Art von Gedächtnis uns Eindrücke und Erlebnisse verschiedener Art behalten läßt, die jeder im Verlauf seines ganzen Lebens an sich erfahren hat. Andrerseits kann ein sehr kluger, ja genialer Mensch ein sehr entwickeltes Spezialgedächtnis haben und dabei des allgemeineren fast vollständig entraten.

Mein Gedächtnis gehört zu der universelleren Art und war in früheren Jahren recht scharf. Jetzt im Alter stellt sich mir (wie das ja auch bei andern der Fall ist) so manches der Vergangenheit angehörende Ereignis und so manche Empfindung klarer dar und ich bin überzeugt, mich nicht zu irren, wenn ich beschreibe, was und wie ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens empfunden und gedacht habe. Aber dies Gedächtnis für vergangene Empfindungen und die daraus resultierenden Ueberzeugungen, Gedanken und Ansichten sind eventuell auch nicht die Art, welche ich oben mit dem Ausdruck des allgemeinen Gedächtnisses bezeichnet habe. Es kann

unter Umständen ebenso wie das Gedächtnis für Töne und Farben ein spezielles, sozusagen technisches sein und nicht jedermann ist damit begabt; das Gedächtnis für die eigenen Empfindungen fordert außerdem auch noch eine gewisse Kultur. Diese Kultur aber erzeugt in uns gerade das, was ich oben das Fakirtum der Selbstbeobachtung genannt habe; für die gedeihliche Entwickelung derselben bedürfen wir einer auf die eigenen Empfindungen und deren weitere Entwickelung konzentrierten zielbewußten Aufmerksamkeit, wie denn überhaupt nur das recht im Gedächtnis behalten werden kann, worauf man erst einmal seine Aufmerksamkeit gerichtet hat: die Aufmerksamkeit ist ein notwendiges Attribut des Gedächtnisses. Indes ist weder die Aufmerksamkeit noch das Gedächtnis immer bewußter Natur; freilich — die Aufmerksamkeit wird nur selten eine unbewußte sein, während das Gedächtnis und besonders das spezielle (technische) nicht selten, ja man kann sogar sagen recht häufig, in unbewußter Weise thätig ist. Vieles behalten und auf vieles achten wir unwillkürlich und uns selbst unbewußt, und nicht selten wundert man sich bei Gelegenheit irgend einer plötzlich auftauchenden Erinnerung, wie man nur wieder darauf habe kommen können.

2.

Wie fast das ganze Leben hindurch im Gehirn einige Empfindungen und Erinnerungen nicht nur an vergangene Ereignisse sich erhalten können, sondern gar noch Erinnerungen an Empfindungen, die wir bei längst vergangenen Ereignissen gehabt haben — das ist freilich nur schwer vorstellbar. Das Gehirn ist, wie alle Organe, einem beständigen Wechsel einer Substanz unterworfen, die Atome seiner Gewebe werden ununterbrochen durch neue ersetzt und man muß daher annehmen, daß sie bei ihrem Ersatz durch neue diesen dieselben Erschütterungen übermitteln, denen sie selbst bei Empfindung der verschiedenen Eindrücke unterworfen waren. Und so bewahrt sich denn die weiche Hirnmasse des Kindes, indem sie immer weiter zunimmt und sich dabei in ihren physischen Eigenschaften verändert, die Spuren der frühesten Empfindungen und Eindrücke und übermittelt diese Empfindungen unserm Bewußtsein in Greisenalter noch lebendiger und klarer als es früher im reifen Lebensalter der Fall gewesen. Spricht dies nicht zu Gunsten meiner (etwas mystischen)

Anschauung, wonach die Atomerschütterungen (welche man notwendigerweise bei den Empfindungen annehmen muß) nicht nur in den sichtbaren und Veränderungen unterworfenen Zellen der Hirngewebe, sondern auch in einem gewissen andern, feinern Aetherelement vor sich gehen, welches alle Atome durchdringt und organischen Veränderungen nicht unterworfen ist?

Bemerkenswert sind ebenfalls die unbewußten Empfindungen, welche uns teils im Gedächtnis erhalten bleiben, teils ihm verloren gehen. Unser ganzes inneres Leben ist zusammengesetzt aus beständigen, bewußt und unbewußt für uns selber ununterbrochen uns bewegenden und erregenden Empfindungen, die teils von außen, teils von innen in uns erregt werden. Vom ersten Beginn bis zur letzten Stunde unsres Lebens tragen alle Organe und Gewebe uns zu und erhalten in uns eine ganze Masse von Empfindungen, deren Eindrücke sie teils von außen, teils aus der eigenen wirksamen Existenz empfangen. Wir empfinden unsre eigenen Organe nicht; wir denken, wenn wir auf einen Gegenstand sehen, nicht an unser Auge; wer weiß in normalem Zustande etwas von seiner Leber oder seinem beständig sich bewegenden Herzen, und doch muß jedes einzelne Organ von sich aus seine Empfindungen dem Gesamtorganismus zuführen, der sich aus diesen Einzelorganen zusammensetzt. Kein einziges Organ kann umhin, als Teil des Ganzen dieses Ganze gleichsam beständig an seine Gegenwart zu erinnern. Und eben diese Kette von zweifellos in bestimmter Weise geregelten, von außen und von innen zuströmenden Empfindungen, dieses — sagen wir — Ensemble von Empfindungen ist unser Ich im Verlauf unsrer gesamten irdischen Existenz.

Was unser Ich ohne diese Empfindungen wäre — das vermögen wir uns nicht vorzustellen; aber doch können wir andrerseits nicht umhin, die Möglichkeit der Existenz eines empfindenden Prinzips ohne Empfindungen zuzugestehen. Das eine Ich gründet sich auf die Erfahrung, das andre auf die Logik und es gibt noch ein drittes, das sich auf den religiösen Glauben gründet.

Descartes' „Cogito, ergo sum" kann unbedenklich gegen ein „Sentio, ergo sum" vertauscht werden; denn das „Ich bin" ist nicht sowohl ein Produkt eines Denkprozesses, als der Empfindung, d. h. des Gefühls (und nicht des Gedankens), daß ich existiere. Freilich, das Kind, welches bei seiner Geburt den ersten Atemzug thut, sagt noch nicht: „Ich existiere", wenngleich es zweifellos, indem es zum erstenmal die Luft einatmet, etwas ihm Neues empfindet; aber das mehr bewußte Gefühl der Existenz, welches dasselbe in der

Folge allmählich gewinnt, ist entschieden kein Produkt eines Denkprozesses, sondern vielmehr nur eine genauer regulierte und erstarkte Empfindung, wie sie ihm von außen und innen durch seine Organe zugeführt wird.

Cartesius' „Ich" des Denkprozesses ist etwas ganz andres; aber bei weitem früher, als wir dies vernunftdurchdrungene „Ich bin" aussprechen können, gelangen wir vermittelst unsrer Empfindungen und Vorstellungen zu unsrer Selbstempfindung und dem Ausdruck derselben.

Das ist's ja eben, daß das Bewußtsein unsres Ich uns unbewußt kommt und wir zunächst gar nicht auf dem Wege des Denkens dazu gelangen. Das Bewußtsein der Eigenexistenz ist übrigens kein ausschließliches Erbteil der menschlichen Natur, vielmehr ist es uns mit allen Tieren gemeinsam. Wie sollte denn auch das Tier sich verteidigen, seine Nahrung sich suchen und den Kampf ums Dasein führen können, wenn es nicht das Bewußtsein seiner — man gestatte das Wort — Persönlichkeit in sich trüge. Aber die völlige Klarlegung seines Ich vor sich selber vermittelst des Wortes „sum, ich bin", kann sich natürlich nur in einem Wesen, wie der Mensch, zeigen, d. h. einem Wesen, das mit der Rede und der Fähigkeit begabt ist, in seinem Verstande artikulierte Laute hervorzubringen und sie ebenfalls im Verstande zu Worten zu kombinieren. Diese beiden Fähigkeiten und der Gedanke sind ein und dasselbe, ohne Worte gibt es keinen Gedanken und ohne Gedanken keine Worte. Empfindungen und Vorstellungen verwandeln sich im Gehirn in Gedanken nur vermittelst der artikulierten Laute des Wortes. Deshalb braucht freilich die Fähigkeit, aus Empfindungen Worte zu kombinieren, durchaus nicht notwendig mit der Fähigkeit zu sprechen verbunden zu sein, d. h. Worte hervorbringen zu können. Der Taubstumme denkt in seiner Art und kann ebenso andre verstehen, ohne doch einzelne Worte aussprechen zu können: er ersetzt sie im Kopf sicherlich durch Zeichen, die den artikulierten Lauten vergleichbar sind; die Empfindung aber, die nötig ist, um diese Fähigkeit zu ihrer praktischen Bethätigung anzuregen, wird ihm natürlich nicht durch das Hör-, sondern durch das Seh- und andre Organe vermittelt. Aber außer den Sinnesorganen wird auch durch alle andern Organe sowohl bei uns wie bei den Tieren das Bewußtsein nicht nur der persönlichen Existenz, sondern auch die Empfindung alles Angenehmen und Unangenehmen, werden die Affekte und Leidenschaften ununterbrochen erregt. Das Ensemble der Empfindungen, die uns durch alle unsre Organe vermittelt werden (mögen

sie nun mit der äußern Welt, unserm Nicht-Ich in Beziehung treten oder nicht), ist eben unsre Existenz, deren absolute Wesenheit uns freilich ebenso wie bezüglich aller andern Dinge in der Welt nicht bekannt ist.

In den Schriften alter Anatomen finden wir das höchst plastisch folgendermaßen ausgedrückt:

> Cor ardet, loquitur pulmo, fel promovet iram
> Splen rubere facit, cogit amare jecur.

In unsrer Zeit, wo Beobachtungen dargelegt haben, daß die Funktionen der Sinnesorgane und besonders des Auges wohl nur durch die Annahme eines unbewußten (instinktiven) Denkprozesses zu erklären sind, in unsrer Zeit, sage ich, darf man auch daran nicht länger zweifeln, daß wir zu einem völlig bewußten grammatischen „Ich bin" nicht anders gelangen können, als auf dem Wege eines ihm weit vorausgehenden unbewußten Denkprozesses. Aber auch jenes ganz bewußte Denken hat seine unbewußte Logik, welche unbedingt und unwiderruflich verlangt, daß wir eben so und nicht anders denken, und uns dabei doch zu unserem Glück die völlige innere Gewißheit von der Freiheit unseres Gedankens läßt. Wirklich frei ist dieser nur bei Wahnsinnigen, und auch bei diesen steht diese Freiheit (oder mit andern Worten Gestörtheit des Denkens) wahrscheinlich in Abhängigkeit von verschiedenen anormalen Empfindungen der eigenen Existenz, wie sie durch die Krankheit der Organe bedingt werden. Indes sich und andre davon überzeugen zu wollen, daß unsre Gedanken und Wille in Wirklichkeit nicht frei sind, ist ebenfalls in seiner Weise eine Art Wahnsinn.

Gegen die Wirklichkeit der Empfindungen wird man nun schon einmal nichts vorbringen können; wenn wir wirklich alle an Hallucinationen leiden, so existiert eben für uns keine Hallucination mehr, denn wer wollte uns dann eines Bessern belehren? Letzteres wäre freilich dann noch möglich, wenn bei uns allen nur ein Sinnesorgan hallucinierte und die übrigen normalen den Fehler des einen korrigieren könnten. Aber was will man thun, wenn alle Empfindungen bei allen Menschen zu der Ueberzeugung führen, daß ihre Gedanken und ihr Wille frei sind und wenn auf eben dieser Ueberzeugung alle Grundlagen des Lebens sich auferbaut haben. Wollte jemand bei dem Versuch beharren, sich und andre vom Gegenteil zu überzeugen, so könnten schließlich der eigene Wille und die eigenen Gedanken dieses eifrigen Weisen bis zu dem Grade frei werden, daß er zum Eintritt in das Irrenhaus reif würde. Nur gegen anor-

male Empfindungen können wir noch einigermaßen, und auch dann freilich nur mit Mühe ankämpfen; geradezu verderblich für uns aber wird der Kampf gegen normale und schienen sie uns auch noch so sinnlos.

Unter unsrer Jugend haben wir in letzter Zeit auch wohl solche Persönlichkeiten zu treffen Gelegenheit gehabt, welche ihren Gedanken nicht einmal zur Anerkennung des „Zweimal zwei ist vier“ „knechten“ wollten. „Mein Gedanke ist frei,“ so behaupteten sie, „und es hängt ganz von meinem freien Willen ab, ob ich auch irgend ein mathematisches Axiom als richtig zugestehen will oder nicht.“ Solche Personen haben wohl keine Ahnung davon, daß solch eine Disziplinlosigkeit des Gedankens und Willens ein furchtbares Gebrechen ist, vor dessen Entwickelung sich ein jeder unter uns wohl in acht zu nehmen hat, der nicht mit dem Selbstmorde oder dem Irrenhause enden möchte. Jeder muß so weit frei sein, um sich diese oder jene Weltanschauung wählen zu können, aber nach dieser Wahl muß er an ihr wenigstens so lange festhalten, bis der Zeitpunkt für ihn gekommen, sie mit einer andern, neuen zu vertauschen.

Die Festsetzung eines gewissen Modus vivendi ist nicht nur für das einträchtige Zusammenleben von Familien, Gesellschaften und Völkern, sondern auch für die Einheitlichkeit des eigenen Innenlebens unumgänglich, und dies Ziel läßt sich nur durch eine gewisse, mehr oder weniger klar bestimmte Lebensanschauung erreichen.

Ich glaube nicht, daß es irgend einem denkenden Menschen gelungen wäre, im Laufe seines ganzen Lebens unverändert an ein und derselben Anschauung festzuhalten, aber ich meine, daß unser ganzes geistiges Leben schließlich darauf hinauskommt, daß wir uns — und wäre es auch nur für den Hausbedarf — irgend eine Anschauung von der Welt, dem Leben und uns selbst allmählich herausbilden. Diese beständige Arbeit hindert freilich die Festsetzung eines Status quo, zieht sich aber doch ununterbrochen wie ein roter Faden durch das ganze Leben und leitet und lenkt ohne Unterlaß mehr oder weniger alle unsre Handlungen. Schwankungen und Zweifel sind natürlich auch hier unvermeidlich, aber sie sind bei weitem nicht so lästig und niederdrückend wie bei demjenigen, welcher das Festhalten an irgend einer bestimmten Ueberzeugung für eine Beeinträchtigung der Freiheit seines Gedankens und Willens hält.

Bei der Betrachtung meines Lebens gedenke ich einige Weltanschauungen zu schildern, zu denen ich mehr oder weniger lange gehalten; auch hoffe ich, daß es mir gelingen werde, mir selbst auch

die Gründe klarzulegen, weswegen ich sie angenommen und festgehalten habe; jetzt aber will ich zunächst mir über die Weltanschauung klare Rechenschaft zu geben versuchen, zu der ich, wie ich glaube, endgültig mich entschieden habe, vorderhand aber diese meine gegenwärtige Weltanschauung nur insoweit entwickeln, als sie sich auf die Grundlagen unsres Seins bezieht.

An von Ewigkeit her sich bewegenden und ewig bestehenden Atomen festzuhalten, vermag ich jetzt nicht mehr, wenngleich ich es früher konnte. Mein Verstand gerät in beiden Fällen in die Enge, ob er sich nun diese Atome als unendlich teilbar und formlos oder ob er sie sich als begrenzt und mit einer gewissen Gestalt begabt vorstellen möge. Das unendlich Teilbare, Bewegliche und Gestaltlose wird wie von selbst, fast wie zufällig zu etwas Begrenztem, bestimmt Geformtem, Ruhendem: es will mir so wenig in den Sinn, daß ich mich dabei eben nicht beruhigen kann.

Andrerseits aber ist es mir ebenso unmöglich, bei der Annahme von Atomen stehen zu bleiben, die in gewissen kleinsten Körnchen, Kügelchen, mathematischen Punkten u. s. w. verteilt sind. Wenn das ganze Weltall mit diesen undurchdringlichen — also die Haupteigenschaft der Materie aufweisenden — Atomen erfüllt ist und diese sich dennoch in unaufhörlicher Bewegung befinden sollen, wo, frage ich dann, wo, worin und wie vollzieht sich deren Bewegung? Mein schwacher Verstand vermag, während er eine Analyse der Materie vornimmt und deren Atome zerteilt und zerlegt, durchaus auf keine Weise sich dabei zu beruhigen, sondern geht vielmehr von ihnen schließlich unvermerkt und unwillkürlich zu etwas anderm über, das alle negativen Eigenschaften der Materie aufweist; meine geistige Analyse gelangt in unerbittlicher Weise zu der Notwendigkeit, außerhalb der Atome etwas Durchdringbares und alles überall Durchdringendes, Unteilbares, Gestaltloses, ewig sich Bewegendes anzunehmen, das durch eben diese seine Eigenschaften die einzelnen Atome miteinander in Verbindung setzt und sie in Bewegung bringt, sie anhäuft und wiederum trennt, auf solche Weise die Formen der Materie bildet, diese durchdringt und in dieser ihrer Durchdringung, wenn auch nur zeitweilig, diese oder jene äußere Gestaltung annimmt, je nachdem die eine oder die andre Form der Materie davon durchdrungen wird.

Indem ich meine Analyse auf die organische Materie und mich selbst übertrage, drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf, woher wohl die Fähigkeit der organischen Welt kommen könnte, die Empfindung und das Bewußtsein von der eigenen Existenz zu gewinnen.

Seine Grundatome werden für mich, wie ich sie mir auch immer vorstellen möge, doch immer unendlich teilbar, undurchdringlich u. s. w. bleiben, d. h. solche Eigenschaften aufweisen müssen, welche mir ihre Fähigkeit, sie zu empfinden und ihrer selbst bewußt zu werden, nicht erklären können; ich werde also notwendigerweise zugeben müssen, daß es von Ewigkeit her auch solche Atome gebe, welche mit diesen Eigenschaften und der Fähigkeit zur Vereinigung zu Organismen begabt sind, die ein Ganzes bilden, empfinden und ihrer eigenen Existenz sich bewußt werden können. Mein Verstand kann nicht zugeben, daß allein die Gruppierung von Atomen zu bestimmten Formen (wie z. B. die Gehirnzellen) hinreichen könnte, dieselben eo ipso zur Empfindung, zum Wollen und zum Bewußtsein desselben zu befähigen; vielmehr verlangt er es gebieterisch, anzunehmen, daß diese Befähigung zur Empfindung und zum Bewußtsein in ihnen selbst ruhe.

Dieses Prinzip, dieses Grundelement des ganzen Daseins, des Gefühls, des Willens und des Bewußtseins, dieses Prinzip, ohne welches die Welt für uns nicht existierte, findet mein analysierender Verstand eben jenseits der Atome in einem Etwas, das er notwendigerweise als außerhalb ihrer existierend und als negative, d. h. denen der Atome entgegengesetzte Eigenschaften besitzend, annehmen muß, Eigenschaften, ohne welche auch die positiven Eigenschaften der Materie für uns nicht existieren dürften.

Dieses, wie auch die Atome selbst, abstrakte Erzeugnis des analysierenden Verstandes (das nur durch die angeborene Befähigung des Verstandes ermöglicht wird, seine Funktionen außerhalb seiner selbst zu setzen) muß auch die hauptsächlichste negative Eigenschaft der materiellen Atome, ein selbständiges Lebensprinzip mit dem Hauptattribute desselben in sich enthalten, der Fähigkeit der Empfindung und des Eigenbewußtseins, freilich nicht in der Art, wie wir es besitzen.

Ich stelle mir vor — doch nein, das ist keine Vorstellung, sondern nur ein leichtes Spiel der Phantasie — also sagen wir: meiner Phantasie stellt sich dar ein gestalt- und grenzenloser, ununterbrochen auf und nieder wallender Ozean des Lebens, der das Weltall in sich schließt, alle seine Atome durchdringt, sie ununterbrochen gruppiert, ihre Verbindungen und Aggregate dann wieder von neuem löst und sie zu den verschiedensten Zwecken ihres Daseins befähigt.

Zu welcher Kategorie meiner ja begrenzten Vorstellungen ich auch immer diese Quelle der Empfindung und der sich selbst empfindenden Existenz stellen wollte, ob zur Kategorie der Kräfte oder der

bis ins Unendliche verfeinerten Materie, sie stellt sich mir in jedem Falle als etwas von jener Materie Verschiedenes und Unabhängiges dar, welche uns nach ihren sinnlichen (d. h. der Erforschung durch die Sinne zugänglichen) Eigenschaften bekannt ist. Ich habe keine andern Mittel zur Erforschung dieser Quelle der Empfindung und meiner bewußten Existenz, als die von mir aus eben dieser Quelle geschöpfte Fähigkeit der Empfindung; und erforschen und erkennen im vollen Sinne des Wortes können wir nur dann, wenn wir uns über das zu Erforschende erheben.

Aber vermöge des Bedürfnisses unsres Geistes überall Zwecke und zweckentsprechende Veranstaltungen zu suchen, können wir nicht umhin, in den Lebenserscheinungen solche zweckentsprechende Einrichtungen zu sehen. Nichts Zweckentsprechendes hat unser Geist erdacht, was sich nicht in der uns umgebenden Welt bereits sozusagen fertig vorfände. Man behauptet mit Unrecht, unser Organismus sei eine Maschine; im Gegenteil, jede von uns erdachte Maschine ist nichts andres als eine Art Kopie von den in der Natur und in unsrem Organismus bereits bestehenden Vorrichtungen und Apparaten.

Alles Organische in der Natur ist eben darum für uns so wunderbar, weil das Lebensprinzip oder die Lebenskraft in ihm alle mechanischen und chemischen Prozesse bestimmten Daseinszwecken entsprechend geordnet hat. Wenn aber nun unser Verstand nicht umhin kann, in den Lebenserscheinungen zweckdienliche Veranstaltung und die Herausbildung verschiedener Typen nach bestimmten Formen anzuerkennen, so kann auch eben dieser Verstand nicht umhin, in all dem sich selbst, d. h. etwas Verständiges, Vernünftiges zu sehen, und so muß er notwendigerweise eine unbegrenzte und ewige Vernunft annehmen, welche über jedem Ozean des Lebens waltet.

3.

Ich habe meine Aufzeichnungen am 5. November 1879 begonnen und heute, am 21. November, mache ich mich nach einer Unterbrechung von einigen Tagen wieder ans Werk. Ich schreibe für mich selbst und will, was ich niedergeschrieben, vorderhand wenigstens nicht wieder durchlesen; so werden sich denn nicht wenig Wiederholungen und Lücken im Gedankengang, ja auch wohl Widersprüche und In-

konsequenzen finden; wenn ich aber all das zurechtzustellen beginnen wollte, so wäre das eben ein Zeichen dafür, daß ich für andre schreibe.

Ich sage mir freilich, daß ich keineswegs meinen Aufzeichnungen das Tageslicht ganz versperrt sehen möchte: indes werden diejenigen, denen es einmal von Interesse sein dürfte, von den Vorgängen meines innern Lebens Kunde zu erlangen, mir solche Wiederholungen nicht sehr übel zu nehmen, sondern sicherlich mich so kennen lernen wollen, wie ich nun einmal mit meinen Widersprüchen und Inkonsequenzen bin.

Und so will ich denn heute noch einmal auf die Darlegung meiner gegenwärtigen Weltanschauung zurückkommen: vielleicht gelingt's mir, so nach Möglichkeit mir über dieselbe klar zu werden.

Was veranlaßt mich eigentlich, mich nicht bei den Atomen der Materie zu beruhigen, als bei etwas Abgeschlossenem, Ewigem, Unbegrenztem, Selbständigem und folglich Absolutem, das die Existenz von etwas andrem weiter nicht zuläßt?

Atome der Materie — das ist ein ebenso abstraktes Prinzip, wie das von mir angenommene universelle Lebensprinzip. Wozu zwei Abstraktionen zulassen, wo man sich mit einer zufrieden geben kann? Warum nicht annehmen, daß die Atome der Materie immer existiert und immer, neben den sonstigen Eigenschaften der Materie, die Fähigkeit besessen haben, zu empfinden und sich selbst zu erkennen? Wer hat je irgendwo Empfindungen und Bewußtsein ohne das Vorhandensein der Materie gefunden? Wer von uns hat sich je empfunden oder gedacht ohne Gehirn? Warum sollte die Materie bei andern Eigenschaften nicht empfinden, denken und zum Bewußtsein ihrer selbst gelangen können? Sollten wir das am Ende nur darum nicht zugestehen dürfen, weil wir infolge unsrer Unwissenheit und der Unerfahrenheit und Kurzsichtigkeit unsres Urteils nur allzu sehr und dabei willkürlich unsre Begriffe über die Eigenschaften der Materie eingeengt haben und auf diese Weise zur Annahme der Existenz eines eben von uns erdachten geistigen (psychischen) Elements und Prinzips gezwungen sind?

So fragte ich mich ehemals und meine Antworten auf alle diese Fragen fielen positiv aus.

Es ist ein unbestreitbares Faktum: ohne Gehirn gibt's kein Bewußtsein und kein Denken, und die Folgerungen nach der bekannten und allgemein angenommenen Schablone „cum hoc, ergo propter hoc“ erschienen mir so natürlich und unumstößlich, daß sie in mir auch nicht einen Schatten von Zweifel aufkommen ließen.

Aber derselbe Geist, der ehemals ohne jedes Bedenken die Existenz von denkenden und mit Eigenbewußtsein begabten Gehirnatomen anerkannte, begann in der Folgezeit sich selbst nicht nur in sich, sondern auch im gesamten Leben des Universums zu finden. Und da konnte denn mein Geist nicht umhin, zu erkennen, daß seine Hauptbethätigungen — Denken und schaffende Thätigkeit — in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Zweckmäßigkeit und Kausalität auch im ganzen Leben des Universums ohne Beteiligung von Gehirnweichteilen klar zu Tage treten. Ist's nicht seltsam, daß der dem Gehirn entsprungene Gedanke sich dort wiederfindet, wo es kein individuelles Gehirn gibt, (unsre Wahrnehmungen wenigstens keins gefunden hdben)?

Eben der Umstand, daß mein eigenes, in meinem Gehirn vor sich gehendes Denken mich das Vorhandensein eines universellen, allgemeinen Denkens und einer mit seinen Gesetzen der Kausalität und Zweckmäßigkeit sich in Uebereinstimmung setzenden schöpferischen Thätigkeit des Weltalls hat finden lassen, eben dieser Umstand erklärt es, warum mein Geist sich bei der Annahme von Atomen nicht beruhigen konnte, die sich empfinden, zum Eigenbewußtsein kommen, denken und handeln nur vermöge ihrer selbst, ohne Anteilnahme eines andern höhern Prinzips des Bewußtseins und Denkens. Die schöpferische Befähigung unsres Geistes und das ihm eigene Bestreben, sich in seinen Schöpfungen von den ihm vorschwebenden Plänen und Zwecken leiten zu lassen, läßt ihn in jedem Thun Gedanke und Zweck von den Mitteln und dem Stoff scheiden, die zur Ausführung des Gedankens und Zweckes dienen.

Zweck und Gedanke, wenn sie sozusagen im Netz des Stoffes gefangen sind (auf der Leinwand in den Farben des Malers, im Marmor des bildenden Künstlers, auf dem Papier in den konventionellen Zeichen und Worten des Dichters), leben hernach lange Jahrhunderte ihr eigenes Leben, indem sie Leinwand, Marmor und Papier die in ihnen sich darstellende schöpferische Kraft von einem Geschlecht zum andern vermitteln zu lassen. Indem der Gedanke den groben Stoff durchdringt, macht er ihn zu seinem Organ, das befähigt ist, in dem Beschauer und Leser neue Gedanken zu erzeugen und weiter zu entwickeln.

Ist das ein unbestreitbares Faktum, so ist mir nicht weniger unbestreitbar, daß der höchste kosmische Gedanke, der sich das Weltall zum Organ erwählte, indem er die Atome durchdrang und in bestimmter Form gruppierte, auch mein Gehirn zum Organ des Denkens gemacht hat. In der That läßt es sich mit nichts besser

vergleichen, als mit einem Musikinstrument, dessen Saiten und Tasten durch äußere Einwirkung in beständiger Bewegung erhalten werden; und irgend jemand, der sie fühlt, sie hört und sieht und selbst auch seinerseits sie in Bewegung setzt, stellt aus den schwingenden Tönen derselben ein harmonisches Ganze zusammen. Dieses Wesen wird, indem es meine Organe in Gleichklang zur Harmonie des All setzt, zu meinem Ich und so werden die Gesetze der Zweckmäßigkeit und Kausalität der Bethätigungen der kosmischen Idee auch zu Gesetzen meines Ich, und ich finde sie in mir selbst vor, indem ich ihre Aeußerungen von außen her in mich und von mir aus in die Natur übertrage.

Empfindung, Bewußtsein, Gedanke — Vorgänge, die undenkbar sind ohne die Schwingungen der Atome, welche unser allgemeines Empfindungsvermögen ausmachen — können nicht allein aus Schwingungen und Bewegungen bestehen, die nicht bis zu etwas hindrängen, das zu ihnen in gleicher Beziehung stünde, wie das Auge zu den Licht- und das Ohr zu den Lautschwingungen, d. h. diese Schwingungen in sich aufnähme, sie in etwas andres umsetzte und sie kraft eigener Thätigkeit der äußern Welt vermittelte. Sind nicht eben diese Schwingungen der Atome der Organe auch das eigentliche Wesen unsres Ich? Das annehmen, hieße für mich in der Materie eine immaterielle und abstrakte Eigenschaft annehmen, die keine sinnlichen Beziehungen zur Materie hat, welcher diese Eigenschaft zukommt. Wärme, Licht, Elektrizität als Wirkungen der Schwingungen und Teilchen, haben direkte und unmittelbare Beziehungen zu unsern Empfindungen, und die Fähigkeit, durch ihre Schwingungen unmittelbar auf die Kohäsion und Affinität der Atome einzuwirken, und die Empfindung und der Gedanke selbst, welche in der äußeren Welt Licht und Wärme und Elektrizität gefunden haben, werden, obgleich sie ihrer Natur nach rein subjektiv sind, doch zu etwas Objektivem, indem sie freilich nicht direkt, sondern vermöge andrer Kräfte auf die Materie einwirken.

Leben, Kraft, Bewegung und Gedanke — das sind für mich so unlöslich miteinander verbundene Begriffe, daß ich mir keinen einzigen von ihnen ohne den andern vorstellen kann. Im Leben ist Bewegung, Kraft und Gedanke, im Gedanken Bewegung und Kraft, und in der Kraft Bewegung und Gedanke. Dieser Associationsvorstellung vom Leben fehlt freilich der Boden, den wir unter unsern Füßen zu finden gewohnt sind: sie hat nichts Konkretes und Objektives; aber unsre Vorstellung von einem allgemeinen kosmischen Leben kann eben keine von konkreter oder rein faktischer Natur sein:

es ist eine Fiktion, freilich eine für uns unvermeidliche und unabweisbar sich aufdrängende Fiktion, weil dieses Leben existiert und wir in seinem für uns wegen seiner Kolossalität unbegreifbaren Wirbel existieren, denken und agieren. Aber auch unsre objektiven Forschungen, die uns auf allerfestestem Boden begründet zu sein scheinen, sind im Grunde doch nichts andres, als die Erforschung unsres subjektiven Denkens, denn sonst wären sie sinnlos und verdienten nicht die Bezeichnung, welche sie tragen. Freilich, in diesen Forschungen findet unser Denken beständig einen materiellen Untergrund oder gewissermaßen eine Leinwand, auf der es sich die Formen des zu seiner Verfügung stehenden Stoffes zurechtlegt und sinnvoll ordnet.

Bei der Analyse des abstrakten Begriffes, den wir uns vom kosmischen Leben bilden, sind wir außer stande, mit dem massigen Stoff fertig zu werden, über den dasselbe in seinen Aeußerungen verfügt, und die Analyse seiner Einzeläußerungen läßt unsre Vorstellung vom Leben des Universum fragmentarisch, einseitig und häufig falsch werden. Eins nur ist unbestritten für jeden unparteiischen und weitsichtigen Beobachter: die Zweckmäßigkeit und Kausalität, die Planmäßigkeit und der gedankliche Inhalt in jeder Aeußerung des kosmischen Lebens. Das bedeutet aber nichts andres, als die Kongruenz unsres Denkens und unsrer Bestrebungen (im Suchen nach Zwecken und Ursachen) mit dem, was wir im kosmischen Leben finden.

Und mir kommt unwillkürlich die Ueberzeugung, daß mein Gehirn und mein ganzes Ich nur ein Denkorgan des kosmischen Lebens ist, wie Statuen, Bild- und Bauwerke nur die Behältnisse und Ausdrucksmittel des Gedankens ihrer Künstler sind.

Zur Darstellung des kosmischen Gedankens in der Form der Materie war ein Apparat nötig, der nach einem bestimmten Plan aus in gewisser Weise gruppierten Atomen gebildet werden mußte, und das ist mein Organismus; das kosmische Bewußtsein wurde zu meinem individuellen vermöge eines besondern Mechanismus, der in den Nervenzentren seinen Sitz hat. Wie das geschehen, weiß natürlich weder ich, noch sonst jemand; das aber steht für mich außer allem Zweifel, daß mein Bewußtsein, mein Denken und das meinem Geiste eigene Suchen nach Zwecken und Ursachen nichts Fragmentarisches, Vereinzeltes sein kann, das mit dem Leben des Alls in keiner Verbindung stände, für sich abgeschlossen wäre und den Bau des Weltganzen abschlöße, d. h. nichts mehr über sich hätte.

Endlich läßt sich selbst der schrankenloseste Empirismus, der

außer Thatsachen und sinnlichen Eindrücken nichts anerkennt und wissen will, schließlich doch auch von Abstraktionen, nämlich vom Denken, leiten, ganz abgesehen davon, daß es ohne dasselbe bei keinem sinnlichen Eindruck abgeht, der sich eben auf eine unbewußte Logik gründet; sinnliche Eindrücke allein — ohne bewußtes, sie leitendes Denken — passen allenfalls noch für den epikureistischen, keinesfalls aber für den beobachtenden und forschenden Empiriker.

In der Gedankenwelt kommt alles auf Abstraktionen hinaus und alle unsre Vorstellungen und Begriffe, mögen sie sich auch noch so sehr auf Thatsachen und sinnliche Erfahrung stützen, werden zu reinen Abstraktionen, sobald wir sie einer geistigen Analyse unterziehen; letzteres aber nicht zu thun, liegt nicht in der Macht unsres Willens. Eben diese zersetzende Analyse nun verwandelt den Stoff in Kraft und alles, was als Eigenschaft des Stoffes gilt, wird dank dieser geistigen Analyse in etwas umgewandelt, das außerhalb des unsern sinnlichen Eindrücken zugänglichen Stoffes steht, d. h. doch wieder in Kraft oder in einen dem Stoff entgegengesetzten Stoff.

Die von der geistigen Analyse als Grundlage der Materie angenommenen Atome werden von derselben verwandelt entweder zu mathematischen, d. h. immateriellen Punkten oder Zentren, die andre Atome anziehen, oder aber zu unendlich kleinen, d. h. zu unendlich teilbaren Größen.

In beiden Fällen hört der Stoff auf, das zu sein, als was er uns erscheint; er verliert seine sinnliche (unsern sinnlichen Eindrücken zugängliche) Existenz, wird mit andern Worten zur Kraft, und zwar eben deshalb zur Kraft, weil, wenn wir ihn einmal in Atome zerlegt haben, wir ihn uns bereits nicht mehr als ruhend und unthätig vorstellen können; lassen wir aber erst die Thätigkeit zu, so geben wir ihm damit auch das Hauptattribut der Kraft.

Um aber dem Stoff seine charakteristischsten Eigenschaften zu lassen, müssen wir der ihn zersetzenden geistigen Analyse Halt gebieten; so würden wir z. B., wenn wir unsre Analyse immer weiter führten und schließlich die unendliche Teilbarkeit der Materie zuließen, dieselbe, wie gesagt, in Kraft oder etwas unsern Sinnen nicht mehr Zugängliches, Ungreifbares verwandeln und eben damit der Materie ihre andern hauptsächlichen Eigenschaften nehmen: Undurchdringlichkeit und Schwere. Die geistige Analyse aber nicht zu Ende zu führen, heißt nicht das letzte Produkt der Analyse, die Atome, sondern nur deren Anhäufungen und Konglomerate als Stoff annehmen und in solchem Falle wird man die Möglichkeit der Bildung des Stoffes aus der Anhäufung von Kraft zugestehen müssen. Ich

sehe keine logische Unmöglichkeit ein, die gegen die Annahme dieses Endresultates meiner geistigen Analyse der Materie spräche. Freilich weiß ich nicht, was eigentlich Kraft, abgesehen von ihrer Aeußerung im Stoff, ist; aber in dem Stoffe, den ich meiner geistigen Analyse unterziehe, sehe ich nichts, als die Aeußerung von Kraft und alle Eigenschaften des Stoffes sind in meinen Augen Bethätigungen von Kraft: so würde der Stoff z. B. durchdringbar werden, wenn nicht seine Partikelchen (d. h. die Anhäufung von Atomen) durch ihre Anziehungskraft zusammengehalten würden; ohne diese primäre Kraft gäbe es auch die kleinsten Stoffteilchen nicht und die bis ins Unendliche zerteilte Materie verschwände aus unsrer sinnlichen Welt. Aber die sich meinen Sinnen in den Eigenschaften und Bewegungen der Materie kundgebende Kraft könnte, auch wenn sie nicht in Gestalt von Atomteilchen angehäuft erschiene, existieren. Wie weit sie, nach Beseitigung der Materie, noch stofflich bliebe, weiß ich nicht (unter „stofflich" verstehe ich nicht sinnlich [unsern Sinnen zugänglich], sondern unserm cerebralen Denken faßbar); aber da ich überzeugt bin, daß außer meinem cerebralen Denken noch ein andres, höheres, kosmisches existiert, so glaube ich, daß die Kraft in diesem letzteren zu existieren und zu wirken fortfahren würde. Dieses Denken aber und die durch dasselbe wirkende Kraft ist das Leben des Alls.

Ja, Leben ist für mich ein Kollektivbegriff. Ich habe es schon ausgesprochen, daß Leben eine durchgeistigte, unendlich wirkende Kraft ist, die allen Eigenschaften des Stoffes — d. h. seinen Kräften — die Richtung weist, indem sie dabei unablässig dem einen bestimmten Ziele zustrebt: der Verwirklichung und Erhaltung des Seins.

Die einfache empirische Definition des Lebens, wie sie von Bichat und andern aufgestellt ist, ist auch ziemlich richtig; nach dieser Definition kommt das Leben hinaus auf ein „Ensemble von Funktionen", welche dem Tode entgegenstreben (qui resistent à la mort).

In der That sind im lebendigen Organismus wie in der ganzen lebenden Welt alle Verrichtungen und Funktionen darauf gerichtet, das Sein zu erhalten und dem Zerfall entgegenzuwirken; der Fehler oder richtiger das Unzulängliche dieser Definition beruht nur darin, daß nicht die Funktionen des Organismus als solche diesem Ziele zustreben und es mehr oder minder erreichen, sondern vielmehr ein andres, sie leitendes, vergeistigtes Prinzip, d. h. ein solches, das in seiner Zielstrebigkeit alle Funktionen des Organismus zweckentsprechend werden läßt — eben die Lebenskraft.

Alle mechanischen Krafteffekte organischer Apparate und Vorrichtungen, alle chemischen Prozesse, der ganze Entwickelungsprozeß im

Organismus, alles ist zweckentsprechend, überall sehen wir Gedanke, Planmäßigkeit und das Streben danach, das Sein zu verwirklichen, zu bewahren und zu erhalten.

Je mehr der Mechanismus der Konstruktion der Organe, der chemischen Wirkung der verschiedenen Funktionen u. dergl., je mehr alles das durchforscht und der Analyse der Sinne unterzogen wird, um so klarer stellen sich in aller verwickelten Kompliziertheit der Konstruktion die Zweckmäßigkeit und die Beobachtung der Kausalität heraus; das aber, was die mechanischen und chemischen Prozesse des Organismus zu ihrem Ziele lenkt, das bleibt für uns und wird wesentlich und primär bleiben, wenngleich auch der sinnlichen Vorstellung entzogen.

4.

2. Dezember*) (1879). Wieder sind ein paar Tage vergangen, an denen ich nicht mit mir selbst Zwiesprache gepflogen. Ob ich den Faden wieder auffinden werde, ohne das vorher Niedergeschriebene durchgelesen zu haben? Ach was, es thut nichts, ich mache ja keinen Anspruch Philosoph zu sein und schreibe für mich selber. Was meiner dem Empirismus zugeneigten und in ihm erstarkten Verstandesrichtung früher immer als Absurdum erschien, das ist Denken ohne Denkorgan.

Ja, das cerebrale Denken ist ohne Gehirn undenkbar.

Aber ist nicht auch die kosmische Denkkraft nur ein Produkt der cerebralen? Wo ist das Denkorgan für dasselbe? Wo sind seine Aeußerungen, abgesehen von der Thätigkeit des cerebralen Denkens? Das ist's ja eben — möchte ich darauf antworten —, daß eben dieselbe Empfindung, welche uns die Ueberzeugung von unserm Sein gibt, eben diese Empfindung untrennbar von dieser Ueberzeugung auch die andre von der Existenz der Welt uns beibringt, d. h. von den Aeußerungen des kosmischen Denkens. Und derselbe Verstand, der sich von der Zweckmäßigkeit unsrer Lebensfunktionen überzeugen läßt, sieht auch in der Existenz der andern kosmischen Funktionen dieselbe Zweckmäßigkeit; mit andern Worten, unser eigener Verstand, welcher Richtung er auch zuneigen mag, dem Empirismus oder dem Idealismus, kann nicht umhin, das

*) Die Daten nach altem Stil. Anmerk. d. Uebers.

Vorhandensein einer denkenden Kraft außerhalb seiner selbst wahrzunehmen, ebenso wie er sich von der Existenz des Stoffes in unserm Organismus und außerhalb desselben überzeugen lassen muß. Eins von beiden muß er annehmen: entweder ist alles außer ihm Existierende nichts weiter als eine Illusion oder aber die Existenz der Welt — unsres Nicht-Ich — ist ebenso unumstößlich sicher, wie das eigene Sein. Will man nicht den Verstand verlieren, so muß man das letztere als unumstößliche Wahrheit annehmen, will sagen ebenso unumstößlich, als unsre Empfindung von unsrer eigenen Existenz. Hat man aber das einmal angenommen, so muß man (neben der cerebralen) auch unvermeidlich das Vorhandensein einer andern höheren kosmisch-allgemeinen Denkkraft zugeben. Deren beständige Bethätigung in der uns umgebenden Welt ist um so unumstößlicher für uns, als alles, was in unserm Verstande zu Tage tritt, alles, was er erfindet, alles endlich, wozu uns unser Denken überhaupt führen kann, schon etwas Existierendes, in den Aeußerungen der kosmischen Denkkraft bereits fertig Vorhandenes ist.

* *
*

2. Dezember (1879). Nach zweistündigem Spaziergang im Schnee bei 9° R. etwas müde geworden; doch will ich mich erholen und in der Analyse meiner Weltanschauung fortfahren. Mir selbst ist's von Interesse, zu sehen, wie weit ich mir dieselbe klar und abgeschlossen werde darlegen können.

Ja, ein Verstand, der sich am Empirismus auferzogen hat, kann sich bei weitem leichter als einfache Funktion des Gehirns vorstellen. Im praktischen Leben vermag der empirische Verstand ohne weiteres Bedenken sich mit einer solchen Anschauung zufrieden zu geben, die allem Anschein nach einwandfrei und auf unbestreitbaren Thatsachen gegründet ist. Eine unvermeidliche Folge davon muß die weitere Anschauung sein, daß die kosmische Zweckmäßigkeit und planmäßige Schöpferthätigkeit auch Produkte unsres Geistes, Funktionen unsres Gehirnes sind. Hat man aber das angenommen, so muß man auch die fernere Folgerung zugeben, daß nämlich das Gehirn selbst, wenn es dank seiner Funktion (der Verstandeskraft) Plan- und Zweckmäßigkeit im Aufbau des Weltalls findet, dieses nur deshalb thut, weil es schon einmal so konstruiert ist, weil die das Gehirn bildenden Atome sich unter dem Einfluß äußerer Bedingungen und rein zufällig eben so und nicht anders kombiniert haben; man muß aber auch zugeben, daß die Kombination auch eine andre hätte werden können. Das Ergebnis ist ein recht seltsames:

wenn Zweck- und Planmäßigkeit dem Weltall durch mein Gehirn octroyiert werden, dies selbst aber, wie alles in der Welt, das Produkt einer zufälligen Verbindung von Atomen ist, deren Zusammensetzung und Gruppierung zu gewissen Formen es bedingt, daß die Einwirkung der äußeren Welt auf sie sowohl Empfindung als Denken hervorruft — wenn man, sage ich, alles das als ultimum refugium des Verstandes zulassen will, so muß alles, was ich zur schöpferischen Thätigkeit des kosmischen Denkens und Lebens rechne, ein Werk des Zufalls sein. Zufällig — nämlich ohne selbständig, zweckentsprechend und vernünftig wirkendes Prinzip — zufällig, sage ich, bei der zahllosen Menge verschiedener Formen und Zusammensetzungen, zu denen sich dank ihren eigenen Eigenschaften die Atome der Materie gruppiert, zufällig ist dann auch die Gruppierung der Atome des Gehirns zu stande gekommen, ursprünglich natürlich in andrer Form, die, sich in der Folge unter dem Einfluß äußerer Bedingungen verändernd und komplizierend, das jetzt noch arbeitende Organ der Empfindung und des Denkens aus sich heraus gestaltete.

Und so ist denn der Zufall zum schöpferischen Prinzip geworden; aus der Verbindung seiner Wirkungen mit der Einwirkung äußerer, ebenfalls ehemals zufällig entstandener Kräfte ist jener Bastard entstanden, den wir Welt nennen.

Bei solcher Weltanschauung muß man unvermeidlich vor allem zunächst beim Zufall, als bei der mächtigsten Kraft, Halt machen; doch will ich meine Ansicht über den Zufall später einmal, bei Gelegenheit, mitteilen, wobei ich glaube, daß er mir genau ebenso bekannt und unbekannt ist, wie andern Personen, welche ihm eine so höchst bedeutsame Rolle zuschreiben.

Indes steckt in dieser extremen Anschauung doch eine gleiche Dosis von Wahrheit.

Auch wenn wir die Naturerforschung in der aller empirischsten Weise betreiben, d. h. nur den durch die äußere Empfindung gewonnenen und konstatierten Thatsachen Glauben schenken, thun wir im Grunde genommen doch nichts andres, als daß wir unser Denken und überhaupt alle unsre geistigen Fähigkeiten auf die äußere Welt übertragen; und umgekehrt können wir unser eigenes Ich nicht anders studieren, als indem wir es zu einem äußeren Objekt machen, d. h. es außerhalb unser selbst setzen. Aber wenn ich das auch als unbestreitbare Thatsache annehme, so kann ich doch bei meiner Anschauung gleichzeitig damit nicht annehmen, daß die von meinem Denken gefundene Zweckmäßigkeit der Konstruktion des Weltalls

etwas ihm durch mich willkürlich oder unwillkürlich Aufgezwungenes sein soll, etwas nicht vollständig Wirkliches, d. h. nicht ebenso Unumstößliches, als mein eigenes Sein.

Am klarsten aber tritt der Unterschied meiner Weltanschauung von der empirischen darin zu Tage, daß dem Verstande, welcher sich ausschließlich für eine organische Funktion des Gehirns ansieht, als ganz sinnloses Absurdum die andre, entgegengesetzte Ueberzeugung von der Existenz eines andern, ursprünglichen, vernünftigen Lebensprinzipes erscheinen muß, welches — nicht funktionell und nicht organisch — unabhängig von der Gruppierung der Atome und der Einwirkung atomistischer Kräfte, diese letzteren selbst organisiert und in Thätigkeit setzt, wobei als Mittel oder als Organ seiner Aeußerungen das Weltall dient. Unser Verstand, dessen Sitz das Gehirn ist, findet eben nur deshalb sich selbst, d. h. das ihm eigene Streben nach Zweckmäßigkeit und schöpferischer Thätigkeit außer sich selbst wieder, weil er selbst nichts andres ist, als eine Aeußerung der höchsten Weltvernunft.

* * *

3. Dezember (1879). Gleichfalls nach langem Spaziergang an einem schönen Wintertag in reinster und wahrscheinlich ozonerfüllter Luft.

Für einen solchen organischen (cerebralen) Verstand, wie der unsrige, ist es natürlich schwer, sich einen andern und dazu noch höheren Verstand (Vernunft) ohne organische Unterlage vorzustellen und unsrer gegenwärtigen Verstandesrichtung muß eine solche Anschauung sicherlich sinnlos erscheinen. In unsrer Zeit geben sich nicht allein die Diplomaten am ehesten mit einer vollendeten und bereits bestehenden Thatsache zufrieden; und in der That ist es in der gewöhnlichen Praxis des Lebens am bequemsten, sich dabei zu beruhigen, was sichtbar und greifbar ist und bei der Erforschung von Ursachen und Folgen sich an die allen aus eigener Erfahrung bekannte Ansicht zu halten: cum et post hoc, ergo propter hoc. Wie veraltet auch diese Losung sein, wie sehr sie auch von der Logik bekämpft werden möge, im Grunde ist sie für den Empirismus unvermeidlich. Indem wir etwas untersuchen und eine Erfahrung um die andre umstoßen oder bestätigen lassen, thun wir doch mit unsern empirischen oder induktiven Schlüssen nichts andres, als daß wir ein cum hoc et propter hoc durch ein andres ersetzen.

Ja, im praktischen Leben und Empirismus kann man nicht allzu weit kommen. Wobei aber soll man sich zufrieden geben?

Das ist eine Frage, die nur rein individuell je nach der verschiedenen Verstandesrichtung eines jeden von uns entschieden werden kann. Wie sehr wir uns aber auch bemühten, uns ausschließlich auf Thatsachen und rein induktive Schlüsse zu beschränken, so müssen wir doch fast auf jedem Schritt mit abstrakten Vorstellungen und Begriffen rechnen. Ohne Abstraktion ist kein Vernunftschluß möglich, so induktiv er immer sein mag. Der Raum, die Zeit, Bewegung und Leben sind Thatsachen und dabei sind doch Raum und Zeit, Bewegung und Leben die größten und bedeutsamsten Abstraktionen.

Jedes Kind mißt den Raum und vermag ziemlich leicht und richtig ein Urteil über ihn zu bilden, so lange er sich innerhalb der drei Dimensionen hält; aber betreffs des unermeßlichen und unbegrenzten Raumes überhaupt sind auch höchst tüchtige Köpfe darüber durchaus noch nicht zum Abschluß gekommen, in wie viel Dimensionen er sich überhaupt messen lasse; die Mathematiker reden von der Möglichkeit einer vierten und vielleicht findet man schließlich gar noch eine fünfte aufzustellen für unumgänglich oder doch möglich.

Wahrscheinlich kommt unser cerebraler Verstand zu allen diesen abstrakten Begriffen von Raum, Zeit u. s. w. auf empirischem Wege, durch die Empfindung der äußeren Sinne. Aber es ist kein Empirismus mehr, wenn wir, die wir immer und überall die Grenzen des Raumes sehen und fühlen, auch über den unbegrenzten nachzudenken beginnen. Ob es nun so eine Art Kantischer Kategorien oder Fächer im Schränkchen unsres cerebralen Verstandes oder irgend ein andrer verborgener Mechanismus sei — das Vorhandensein der Abstraktion in solchen thatsächlichen Wahrheiten, wie Raum und Zeit, ist auch eine Thatsache.

Fast ohne unser eigenes Zuthun und unvermeidlich erkennen wir, obschon wir das Unermeßliche und Unbegrenzte nicht sehen und nicht fühlen, doch seine thatsächliche Existenz an, und so existiert denn eine Nichtthatsache ebenso thatsächlich, wie eine Thatsache, und von der Existenz des Unbegrenzten und Unermeßlichen sind wir weit entschiedener überzeugt, als es Kolumbus von der Existenz Amerikas vor dessen Entdeckung war. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir unser Amerika niemals so entdecken werden, wie er seines.

* * *

4. Dezember (1879). Statt der gestrigen 15° sind's heute 3°, aber mit starkem Westwind, so daß ich nicht länger als eine halbe Stunde spazieren gegangen bin.

Es muß hervorgehoben werden, daß unsre Begriffe von Raum, Zeit und Leben ganz verschieden sind von den gewöhnlichen allgemeinen Vorstellungen, wie z. B. die vom Menschen eine ist. Unter dem Gemeinbegriff „Mensch“ verstehen wir nicht mehr als die Eigenschaften, welche unzweifelhaft für menschliche Individuen charakteristisch sind.

Aber in dem Begriff von Raum verschwinden alle Eigenschaften einzelner Räume, wie z. B. deren Ausmessungen, Formen, Inhalt u. s. w.; uns (oder doch wenigstens mir) will bei der geistigen Betrachtung des Raumes scheinen, daß alle uns auf Grund sinnlicher Vorstellungen bekannten Räume und Gegenstände in irgend etwas anderm sich eingeschlossen finden, das Ausmessungen, Form und Begrenzung gar nicht kennt.

Dasselbe finden wir auch in unserm Begriff von der Zeit: thatsächlich urteilen wir über dieselbe nur nach der Bewegung im Raum; aber abgesehen von dieser thatsächlichen Bestimmung der Zeit sind wir uns auch dessen noch bewußt, daß auch ohne Bewegung, d. h. ohne ein Mittel zum Ausmessen der Zeit im Raum, unser Ich in der Gegenwart besteht, wie es ähnlich in der Vergangenheit existiert hat, und daß eben diese Gegenwart und Vergangenheit nicht allein für unser Ich existieren, sondern auch ohne dasselbe existieren müssen.

Der Begriff von Raum- und Zeitmaß, welcher unwillkürlich den Gedanken an Raum und Zeit als solche begleitet, dient uns nicht zur Erläuterung unsres Begriffes, sondern zur Befestigung unsrer Ueberzeugung davon, daß das in Raum und Zeit Gemessene noch nicht Raum und Zeit selbst ist.

Der Begriff vom Leben ist gleichfalls nicht ausschließlich allgemein. Meiner Ansicht nach gehört er zu derselben Kategorie, wie der Begriff von Raum und Zeit.

Den ersten Anstoß zur Bildung von Begriffen in unserm Verstande über diese drei X gibt uns die Empfindung unsres Seins. Diese Empfindung ist natürlich eine Thatsache, aber welcher Art? Kann man sie zur Kategorie der Thatsachen zählen, die durch unsre äußeren Sinne gewonnen werden und auf eben dieser hauptsächlichsten Thatsache, der Empfindung des Eigenseins, sich gründen, ohne die für uns alles andre undenkbar ist? Das ist eine Thatsache sui generis, die mit andern nicht in eine Reihe zu stellen ist.

Wie sich die Empfindung des Seins bei den Tieren äußert, das ist ein ebenso unlösbares Geheimnis, wie die Herausbildung unsrer Begriffe von Raum und Zeit. Den ersten Anstoß bieten

natürlich die Einwirkungen der äußeren Welt auf unsre Empfindungen, aber auch nur einen ersten Anstoß; der eigentliche Kern sowohl der Empfindung des Seins als auch der Begriffe von Zeit und Raum birgt sich tief in der Wesenheit des eigentlichen Lebensprinzipes.

Nehmen wir als Beispiel den Moment der Geburt eines Warmblüters. Was läßt ihn mit dem ersten Einatmen der Luft seine Existenz empfinden, den ersten Lebenslaut von sich geben?

Der Reflex infolge der Berührung der Luft mit seinen peripherischen Nerven oder infolge der plötzlichen Veränderung im Blutumlauf des Neugeborenen. Das heißt also, daß die Maschine des tierischen Organismus so eingerichtet ist, daß die Berührung der äußeren Welt mit den peripherischen Nerven einen unvermeidlichen Effekt auf jenen sich im länglichen Gehirn befindlichen Hebel ausüben muß, welcher den Atmungsapparat in Bewegung setzt, indem er ihn die äußere Luft in sich einzuziehen zwingt, und dieses erste Einatmen muß dann seinerseits seine Wirkung auf etwas üben, das sich selbst empfindet und sich von der äußeren Welt unterscheidet.

Aber gerade der Zusammenhang dieses Etwas mit dem Mechanismus der animalischen Maschinerie ist eben ein deshalb nicht lösbares X, weil zu seiner thatsächlichen Lösung es nicht nur nötig wäre, diesen Zusammenhang des ersten Einatmens mit der Empfindung des Seins an sich oder einem andern lebenden Wesen zu bemerken, sondern ihn auch völlig zu empfinden. Ja, diese gar nicht mögliche Beobachtung wäre schließlich auch noch ungenügend. Während einer Empfindung kann man dieselbe nicht verfolgen, ohne sie zu modifizieren und zu stören. Wir sehen es täglich, wie Menschen und Tiere geboren werden, wie Küchlein aus dem Ei kriechen, und wir haben uns so an den Anblick des Lebens gewöhnt, daß wir annehmen können, wir gäben selbst andern Wesen das Leben (so denken viele vielleicht in der That), — kein Wunder daher, wenn das Leben uns als gar kein Geheimnis, sondern als etwas ganz Gewöhnliches, Alltägliches erscheinen will.

Leben und Sein erscheinen vermutlich vielen von uns als ein und dasselbe.

Man muß zugeben, daß der Unterschied zwischen Lebenden und Nichtlebenden an den Grenzmarken des Lebens schwer festzustellen ist. Unser Begriff vom Leben, als von etwas einheitlich Ganzem, gründet sich zunächst auf unsrer eigenen Empfindung von unserm Sein und dem dieser Empfindung eigenen Gefühl von Lebensstärke oder -kraft; bevor uns die Erfahrung lehrt, das Leben an seinen

energischen Bethätigungen zu erkennen, sind wir unwillkürlich geneigt, eben diese Lebensempfindungen (mehr oder weniger) in allem was uns umgibt, anzunehmen, und hauptsächlich natürlich in dem, was Bewegung, d. h. Kraft und Stärke zeigt. Ich glaube, daß das Kind, bevor es durch seine Erfahrung dahin kommt, sein Ich von dem es umgebenden Nicht-Ich zu unterscheiden, das letztere durchgängig für in demselben Maße lebend ansieht, als es selbst dies ist.

Indem wir leben, beobachten und lernen, kommen wir schließlich dahin, mehr oder weniger rationell die Bethätigung des Lebens vom einfachen Sein zu unterscheiden; aber auch dann lernen wir nicht mehr und nicht weniger als den äußeren Mechanismus der Organismen kennen, der von denselben Kräften regiert wird, denen auch das Sein unterworfen ist: Anziehungskraft, Kohäsion und Affinität der Atome, Elektrizität, Wärme u. s. w.

Das Prinzip aber, welches diese Kräfte leitet, und diese sowie den Mechanismus zur Erhaltung des Organismus, der individuellen Besonderheit desselben und der nach vorgefaßtem Plane bestimmten Beziehungen derselben zur äußeren Welt befähigt, dieses Prinzip bleibt uns unbekannt und unterliegt, juristisch gesprochen, unsrer Entscheidung nicht in materia, sondern nur der Form nach.

Allein unser cerebraler Verstand kommt unvermeidlicherweise zur Ueberzeugung von der Existenz dieses Lebensprinzipes, indem er sich selbst in ihm wiederfindet, d. h. vernünftige Zielstrebigkeit, selbständige Existenz, Schaffen nach bestimmtem Plane. Unser Verstand kann, indem er in den allerverschiedenartigsten Aeußerungen des Lebens seine eigenen wesentlichsten Bestrebungen in unermeßlich weiterem Umfange wiederfindet, nicht umhin, die ursprüngliche und selbständige Existenz eines höchsten Prinzips anzuerkennen, welches nach denselben Gesetzen schöpferischer Thätigkeit und Zweckmäßigkeit wirkt, wie er selbst. Die Existenz dieses Prinzipes muß eben deshalb für unsern Verstand unabhängig von der von ihm geleiteten Materie und ganz ebenso ursprünglich und unabhängig von seinen speziellen materiellen Aeußerungen (Aeußerungen in der Materie) sein, wie Raum und Zeit unabhängig sind von speziellen Räumen und Zeitabschnitten.

Wie Raum und Zeit, so muß auch das in ihnen beschlossene Lebensprinzip nach einem Postulat eben unsres Verstandes, uranfänglich, ohne Grenzen und ohne Formen sein. Und das autonome, formenlose Prinzip des Lebens schafft in dem grenzenlosen und ebenso uranfänglichen Raum und der gleichgearteten Zeit alle möglichen

Formen der Materie, indem es alle andern Kräfte zum Kampf ums Dasein in dem form- und lebenbegabten Stoffe aufruft.

Wie sehr aber auch einer Forderung unsres Verstandes die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Existenz eines ursprünglichen und selbständigen Lebensprinzipes außerhalb der Materie entsprechen möge, eines Prinzipes, welches die Atome und die ihnen eignenden Kräfte regiere, so werden wir doch natürlich nie im stande sein, uns über dasselbe eine klare Vorstellung zu bilden. Immer und unvermeidlich wird der Zweifel in unserm Geiste auftauchen, und je mehr Erfahrung und Beobachtung uns mit dem Bau und Mechanismus der Funktionen der zum Leben notwendigen Organe bekannt machen, um so wahrscheinlicher wird uns das Leben selbst als nichts andres, denn als Verrichtung dieser Organe erscheinen; und unsre Vorstellungen von der Selbständigkeit und der Zweckmäßigkeit der Wirkungen des Lebensprinzipes werden uns ausschließlich als imaginäre Abstraktionen eben unsres Verstandes erscheinen, die keine thatsächliche Existenz haben.

In der That läßt sich unsre Verstandesthätigkeit, wenn sie einmal eine bestimmte Richtung erhalten hat, nicht leicht mehr von derselben abbringen, und das um so weniger, je mehr sie sich von den Resultaten ihrer Forschungen in der von ihr eingeschlagenen Richtung befriedigt fühlt. Es liegt nichts Verwunderliches darin, daß gerade die Resultate, an deren Gewinnung vorzugsweise unsre äußeren Sinne beteiligt gewesen, uns auch am klarsten und befriedigendsten erscheinen müssen. Aber leider lassen wir gerade bei der induktiven oder faktischen Methode der Forschung gewöhnlich den Umstand außer acht, daß unsre auf Grund sinnlicher Wahrnehmungen angestellten Forschungen und Untersuchungen keine selbständige Bedeutung haben, sondern letztere nur durch die Schlußfolgerungen gewinnen, welche wir (bewußt oder unbewußt) aus dem von uns Gesehenen, Gehörten und überhaupt Wahrgenommenen ziehen. Diese Schlüsse aber sind ebenso wie andre logische Folgerungen gleichwohl nichts andres als Abstraktionen — und gleichfalls bewußte oder unbewußte.

Unser Verstand sieht notwendigerweise in jeder Thatsache und im gesamten Universum nur sich selbst, außerhalb seiner selbst; das thut er sowohl bei der Induktion wie bei der Deduktion, so gut da, wo er nach von den Sinnen gewonnenen Daten, wie da, wo er nach den Vorstellungen der Phantasie urteilt.

Es gibt für uns keine andre Art verstandesmäßigen Denkens, als die, daß wir uns außerhalb unser selbst setzen. Wenn wir das nicht thun, können wir uns auch nicht von der Existenz der Welt

verstandesmäßig überzeugen, denn sinnliche Empfindungen des außerhalb unser Existierenden sind allen belebten Wesen und vielleicht auch allen organischen Körpern eigen, und die unbewußten oder sozusagen per contactum zum Bewußtsein kommenden Empfindungen sind natürlich nicht das, was wir Ueberzeugung nennen.

Indes muß unser Verstand, indem er sich außerhalb seiner selbst setzt und hier sich selbst d. h. die ihm allein eigenen Bestrebungen findet, wie schöpferische Kraft, Zweckmäßigkeit, Korrespondenz von Ursachen und Wirkungen, ich sage, unser Verstand muß zum Schluß kommen, daß alles dies von ihm außerhalb seiner selbst Gefundene ebenso wirklich wie er selbst existiert, d. h. daß alle von ihm in ihm selbst gefundenen Bestrebungen und alles von ihm Erkannte und Geschaffene bereits außerhalb seiner existiere.

Er hat nichts erfunden, was er nicht schon vorher außerhalb seiner selbst entdeckt hätte — in der ihn umgebenden Welt und in sich selbst, als einem Teil dieser äußern Welt*).

* * *

16. Dezember (1879). 15° R. Luft ausgezeichnet; etwas NO; sonnig; Schnee ist gestern und vorgestern eine tüchtige Menge (mit Schneegestöber) gefallen. Die vorigen paar Bogen habe ich zwischen dem 7. und 16. Dezember in einzelnen Ansätzen bei einem Wetter geschrieben, das fast in Tauwetter überging, zwischen 0 + 2° — 3° R. In dieser Zeit beschäftigt gewesen mit Kranken, Operationen und Verkauf meines Weizens (ein Rubel fünfzig Kopeken fürs Pud). Wenngleich Anfang November (zwischen dem 8.—13.) der Schnee auf den noch frostfreien Boden zu liegen gekommen, so ist nach kürzlich angestellten Untersuchungen die Erde doch 3—4″ gefroren und nur in den Niederungen und unter tiefem Schnee ist sie frostfrei geblieben; doch sind die Saaten auch dort noch grün und haben nicht durch die Feuchtigkeit gelitten.

Ja, unser Verstand kommt, indem er seiner Genesis auf deduktivem Wege nachforscht, leicht und schnell (wie mir scheinen will, nur allzu leicht und schnell) zu der Ueberzeugung, daß er nichts andres als eine Funktion des Gehirns ist. Indem er sein Hauptattribut, das Denken betrachtet, kommt er dabei zur Ueberzeugung,

---

*) Hier finden sich im Original (Manusk. Bog. 17, S. 3) einige Zeilen am Rande, deren Hingehörigkeit unbekannt ist und die wir folgendermaßen gelesen haben: „Aber die Zwecke stehen höher im Leben. Die Beine gehen. Was für Funktionen, die willkürlich ihr Organ vernichten. (Gehört zu pag. 33. Der Herausgeber.)

daß es eine Kollektivfähigkeit ist und deshalb eine Funktion verschiedener Teile und verschiedener histologischer Elemente des Gehirns sein muß.

Am Denkprozeß beteiligen sich: 1. Die bewußte und unbewußte Fähigkeit zu empfinden und Eindrücke zu empfangen und sich anzueignen (perceptio); 2. das Bewußtsein von diesen Eindrücken, wenngleich auch nicht immer, da man auch bei unbewußten Empfindungen dazu auch noch unbewußt denken kann; 3. die Fähigkeit, die Eindrücke festzuhalten (Gedächtnis), die auch nicht immer bewußt ist; 4. die Fähigkeit (ich möchte sie Begriffsfähigkeit nennen), die vom Gedächtnis festgehaltenen Empfindungen zu verbinden, zu associieren und in bestimmter Ordnung zu gruppieren; dazu ist aber ihrerseits noch notwendig 5. als conditio sine qua non des Denkens die Fähigkeit, die empfangenen Eindrücke mit entsprechenden Zeichen zu versehen oder sie in phonetische oder mimische Zeichen (artikulierte Laute und Worte) umzusetzen und sie in dieser neuen Gestalt auch dem Gedächtnis zu übermitteln. Wenngleich die Kombination, Gruppierung und Association der Eindrücke ohne ihre Verwandlung in phonetische und mimische Zeichen auch möglich ist, so ist doch das Verhältnis dieser Fähigkeit zum Bewußtsein in dem Falle für uns unverständlich, und wir nennen solch eine Gruppierung und Association unbewußt oder instinktiv. Indes muß zugegeben werden, daß wir durch eine solche Bezeichnung in keiner Weise uns die gegenseitigen Beziehungen und die Rolle klarlegen können, welche das Bewußtsein in diesem Falle spielt. 6. Endlich bildet den Abschluß in dem Prozeß unsres Denkens das Streben und die Befähigung, Ursache und Wirkung, Ziel und Mittel (die Gesetze der Kausalität und Zweckmäßigkeit) zu unterscheiden, die Verbindung zwischen ihnen zu finden, in jeder Handlung einen Zweck und das Streben nach Erreichung desselben vorauszusetzen, kurz, das Streben und die Befähigung zur schöpferischen Thätigkeit. Und alles dies ist im Prozesse unsres Denkens mit dem Gefühle der Freiheit, der Willensfähigkeit und der Willkür verbunden.

Uns allen scheint es, daß wir die Freiheit haben, so oder anders, und zwar wie wir wollen, zu denken; aber andrerseits fühlt und weiß ein jeder von uns, daß dieser scheinbaren Freiheit Grenzen gesteckt sind, bei deren Ueberschreitung das Denken zum Wahnsinn wird. Das kommt daher, weil unser Denken den Gesetzen des höchsten kosmischen Denkens unterworfen ist. Inzwischen kann unser cerebraler Verstand, der kein andres Denken außer dem seinigen kennt, und durch die Erfahrung von der Abhängigkeit desselben vom

Gehirn überzeugt worden ist, bei der Betrachtung der äußern Welt bis zu der Illusion gelangen, daß in derselben sich kein andres Denken zeige, als unser eigenes.

Ja, wenn wir nicht von der Existenz der äußern Welt ebenso fest wie von der eigenen überzeugt wären, so könnten wir alles, was unsre Forschung uns in ihr als zweckentsprechend und gleichsam absichtlich und von uns unabhängig geordnet entdecken läßt, unter Umständen als Erzeugnis allein unsres Verstandes und unsrer Einbildungskraft annehmen.

Und so finden wir uns denn in einen Zauberkreis eingeschlossen; einerseits kennen wir thatsächlich keinen andern Verstand außer unserm eigenen organischen, andrerseits weist uns eben dieser Verstand auf außer uns liegende Produkte einer schöpferischen Kraft hin, welche unzweifelhaft von der Existenz eines andern Verstandes zeugen, mit Attributen, die denen unsrer schöpferischen Kraft nicht nur analog sind, sondern sie sogar außerordentlich weit überragen.

Und hier entsteht nun unwillkürlich die Frage, ob wir wirklich nicht anders als vermittelst der Füße gehen könnten, oder ob wir nur gehen, weil wir Füße haben? Könnten wir wirklich nur vermittelst des Gehirns denken oder denken wir nur deshalb, weil wir ein Gehirn haben? Wenn wir die unerschöpfliche Menge von Mitteln sehen, mit denen in dem uns umgebenden Universum bestimmte Zwecke erreicht werden, können wir da behaupten, daß unser Verstand einzig und allein nur eine Funktion des Gehirns sein konnte und mußte? Bieten uns nicht die Bienen, Ameisen und ähnliche Tiere auch ohne Beihilfe des Gehirns, wie es die Wirbeltiere haben, Beispiele von ganz wunderbarem Kombinationsvermögen, Zielstrebigkeit und sogar Bethätigung schöpferischer Kraft? Und was soll das für eine seltsame Funktion sein, die die Existenz ihres Organes in Abhängigkeit von sich erhält? Ein von dieser Funktion gelenkter Revolverschuß — und ihr Organ ist zerstört. Was ist das für eine ihresgleichen nicht habende Funktion, welche die Fähigkeit besitzt, sich und ihr Organ als Objekt, als etwas Aeußeres zu betrachten und zu analysieren? Findet unser Verstand nicht eben deshalb sich, d. h. Gedanken und zweckentsprechendes Thun außerhalb seiner, weil er selbst nur eine Aeußerung eben jenes höchsten kosmischen Lebensprinzipes ist, welches im ganzen Weltall vorhanden ist und zur Erscheinung kommt? Die diesem Prinzip eignende Weltvernunft fällt sozusagen mit unsrer cerebralen, die als eine Aeußerung des ersteren dient, zusammen, und deshalb finden wir in beiden dieselben Bestrebungen und analoge Attribute wieder. Dieses Zusammenfallen

legt vom Vorhandensein einer gemeinsamen Quelle Zeugnis ab, doch ist der Unterschied unermeßlich groß, unvergleichlich viel größer als der, den wir z. B. zwischen Individuum und Art oder Gattung annehmen. Unser Denken ist in der That nur ein individuelles, und eben weil es cerebral ist, organisches; das andre, im Lebensprinzip des gesamten Alls zum Ausdruck kommende, kann eben darum, weil es kosmisch ist, kein organisches sein. Und unser, wenngleich auch allgemein menschlicher, so doch individueller Verstand vermag gerade seines individuellen Charakters wegen und infolge der daraus sich ergebenden organischen Begrenztheit sich nicht zum Verständnis jener höchsten Zwecke schöpferischer Thätigkeit zu erheben, welche nur einer organ- und grenzenfreien Vernunft — der kosmischen, eigen sind. Eben deswegen wird denn auch das Lebensprinzip als eine der Aeußerungen dieser Vernunft, für uns ewig ein Geheimnis bleiben. Ignorabimus.

* * *

17. Dezember (1879). Frost von 25 ^{0} R., aber still, klar und prachtvoll im Freien. In der Orangerie, unter Glas und mit Dünger bedeckten Brettern —12 ^{0} R.

Universum, Leben, Kraft, Raum und Zeit — alles das sind — ja, wie könnte man es doch nennen? — na, ich will mal sagen abstrakte Thatsachen. Diese Bezeichnung ist, wenn man will, absurd, doch enthält sie eben zwei Widersprüche in sich und scheint mir gerade deshalb das auszudrücken, was ich sagen möchte. Unsre Vorstellung von Leben, Kraft, Raum, Zeit und Universum gründet sich meiner Ansicht nach vor allem auf die Empfindung, folglich auf eine Thatsache. Indem wir bewußt empfinden (eine unbewußte Empfindung von Leben, wenngleich sie ohne Zweifel existiert, kenne ich nicht und kann daher über sie nicht urteilen), empfinden wir gleichzeitig damit auch Kraft und Raum und Zeit und Welt, d. h. unser Nicht-Ich. Indem wir alles das empfinden, analysieren wir anfangs unsre Empfindung nicht und nehmen alles d'emblée für eine und dieselbe Thatsache hin; indes ungeachtet des Fehlens der Analyse kommen wir doch zum Bewußtsein (ich weiß nicht wie, ob bewußt oder unbewußt?!), ja sogar zur festen Ueberzeugung davon, daß außer dem begrenzten Raume, den wir selbst einnehmen, und sogar außerhalb der für uns sichtbaren Grenzen unsres Horizontes, noch Raum da ist und so immer weiter fort. Ebenso finden wir auch für Zeit und Kraft und Leben in unsrer Empfindung keine festen Grenzen. Wir erinnern uns nicht des Anfangs dieser Empfindung,

wir kennen auch ihr Ende nicht. Nur unsre Einbildungskraft und längere Erfahrung, die uns Anfang und Ende verschiedener Gegenstände und verschiedener Handlungen zeigen, bringen uns zu illusorischen Ueberzeugungen, die uns glauben lassen, es gäbe ein Ende der Welt, ein Ende des Lebens u. dergl. Die Empfindung aber, als von uns erfahrene Thatsache, belehrt uns vom Gegenteil, d. h. von der Existenz des Unbeschränkten und Unbegrenzten. In der Empfindung, die wir durch den Laut oder das Wort „ich bin" ausdrücken, liegt auch ein „ich war" und ein „ich werde sein". Wir fühlen es deutlich, daß die Gegenwart eine Illusion ist, daß wir nur in der Vergangenheit leben, die ununterbrochen in die Zukunft übergeht. Und wenn wir uns in unsern Empfindungen von Leben, Kraft, Raum, Zeit und Materie in etwas orientieren, d. h. diese Empfindungen zur Stufe des Begriffs erheben wollen, so verfahren wir nicht so, wie bei unsern sonstigen Verallgemeinerungen. Der Begriff, der sich in uns von den Empfindungen des Lebens, der Kraft, der Zeit, des Raumes und der Materie bildet, ist nicht die Quintessenz der Eigenschaften einzelner Gegenstände oder Individuen, wie unsre andern abstrakten Verallgemeinerungen. Nein, es ist eine abstrakte Thatsache, die wir aus der Empfindung von etwas Grenzen- und Schrankenlosem gewinnen und die im Gegensatz zu dem steht, was wir eine faktische Thatsache nennen, d. h. eine solche, die ihrer Begrenztheit entsprechend der Kontrolle der äußern Sinne oder überhaupt irgend einer sonstigen äußern Kontrolle (einer dokumentalen, wie z. B. historische Thatsachen) unterzogen werden kann.

Was man auch über die Unvermeidlichkeit des Todes sagen möge, das Leben, sogar unser eigenes Leben, stellt sich uns, ich möchte sagen, als etwas Unendliches dar; wenigstens können wir uns, solange wir uns nicht durch Krankheit oder Alter dem Tode genähert haben, ein Ende desselben nicht klar vorstellen.

So bekannt wir auch auf Grund unsrer Erfahrung mit den Eigenschaften der Materie im einzelnen sein mögen, wir kommen doch zur Ueberzeugung, daß alle unsre Kenntnis von diesen Eigenschaften zur Bildung eines bestimmten Begriffes von der Materie, oder mit andern Worten zur bestimmten Begrenzung derselben ungenügend ist. Wie untrennbar uns auch die Kraft vom Stoff zu sein scheinen mag, so können wir sie gleichwohl nicht als Eigenschaft des Stoffes verstehen, sondern sehen uns genötigt, ihre (wie auch des Stoffes) selbständige unbegrenzte Existenz im grenzenlosen Raum und desgleichen Zeit zuzugeben. Ja, wenn es uns auch, wie es

den Astronomen gelungen ist, glückte, wenn auch nur annähernd, die Grenzen und Ausmessungen dessen zu bestimmen, was uns unbeschränkt und unbegrenzt scheint, oder als solches von uns empfunden wird, so würden sich auch dann, ganz wie in der Astronomie, solche Ziffern und Zahlen ergeben, die wir uns anschaulich und thatsächlich vorzustellen gar nicht im stande sein werden; welcher Gewinn wäre es denn eigentlich, wenn wir Milliarden von Milliarden erhielten, — unsre Vorstellungen von diesen unsern Zahlen werden doch ebenso unbestimmt sein, wie die vom Unbegrenzten und Unbeschränkten.

5.

25. Dezember (1879). Weihnachten. Einige Tage habe ich an meinem Tagebuche nicht geschrieben, dafür aber auf meinen Morgenspaziergängen in der Wirtschaft mich bemüht, in meine Begriffe von Lebensprinzip Ordnung und Klarheit zu bringen.

Ich muß mir darüber klar werden, wie weit ich Materialist bin; diese Bezeichnung mag ich eigentlich ebensowenig wie der Herzog von Hessen-Kassel, der es gar nicht leiden wollte, daß man seinen hessischen Professor Liebig für einen Materialisten ansah. „Sein Vater war Materialist (d. h. Apotheker), nicht er,“ pflegte der Herzog den Leuten zu sagen, welche Liebig des Materialismus ziehen.

Doch was liegt am Namen. Die Hauptsache ist, sich seine Weltanschauung klar zu machen. Wenn ich bei diesem Geschäft nur nicht vor Gott und meinem eigenen Gewissen ein heuchlerisch Versteckspiel treibe, so kommt es am Ende gar nicht darauf an, ob ich vor andern als Materialist oder als Dummkopf dastehen werde oder nicht.

Ich bin meiner ursprünglichen Absicht untreu geworden und habe das vor einigen Tagen Niedergeschriebene doch noch einmal durchgelesen, und dabei gesehen, daß ich zu den Begriffen vom Grenzenlosen, zu denen ich Raum, Zeit, Kraft und Leben rechne, auch den Begriff von der Materie gezogen. Offen gestanden, erscheint mir die Materie ebenso unbegrenzt, wie Raum, Zeit, Kraft und Leben. Mir scheint, d. h. meiner Einbildungskraft stellt sich als nicht unmöglich vor, daß die Materie in Kraft und die Kraft wieder in Materie sich umsetzen könnte. Die Kraft muß formen-

und gestaltlos sein, aber auch die Materie ist an ihren äußersten Grenzen kaum denkbar unter Beibehaltung der Form. Das Lebensprinzip, als Kraft, als etwas in meiner Vorstellung Unbegrenztes und Formenloses, muß die Eigenschaften der Kraft haben und sich in materielle Atome umsetzen können, ähnlich wie die Möglichkeit des Ueberganges der Nebelflecken des Weltäthers in Himmelskörper zugegeben wird. Der Vergleich ist freilich ein sehr grober. Hier haben wir den Uebergang von Materie in Materie, folglich nur eine Modifikation derselben. Auf der andern Seite aber ein Uebergang von Kraft in Stoff! Sollte das nur ein Nonsens sein? Kraft ist ja doch nicht ein Nichts, und wenn das Denken sie getrennt vom Stoff betrachtet, ist sie doch etwas vom Stoff, und sei es auch nur durch negative Eigenschaften Verschiedenes. Allein der Begriff von Gott, oder bei den Atheisten der Begriff von dem Weltall (ihrem Gott), kann ein Begriff ohne negative Bestimmungen sein; alles andre auf der Welt, was wir begreifen oder uns vorstellen, muß auch seine eigene Negierung in unsrem Verstande haben.

Der Begriff vom unbegrenzten Raum hat seine Negation in meßbaren und formbegabten Gegenständen; der Begriff von der Unendlichkeit der Zeit findet sich negiert durch die Vorstellung von Stunden und Minuten; für den Begriff von Leben dient als Negation der vom Tode; sogar zur Klarstellung einer der Eigenschaften der göttlichen Natur, des Guten, hat man des Teufels benötigt. So hat denn auch der Begriff vom Stoff in unsrem Geiste die Vorstellung vom entgegengesetzten Prinzipe, der Kraft, hervorgerufen; ohne die letztere, ohne ihre denen des Stoffes entgegengesetzten Attribute, wäre der Stoff selbst mit seinem Beharrungsvermögen und seinen andren Eigenschaften undenkbar. Indes die negative (d. h. immaterielle) Eigenschaft der Kraft kann (ja zur Erreichung größerer Klarheit der Vorstellung muß) man in eine positive umsetzen, indem man als Ausgangspunkt das Hauptattribut der Kraft — Wirkung und Bewegung nimmt. Und in der That verbindet sich mit meiner Vorstellung von unendlichem Raum und desgleichen Zeit auch die Vorstellung von Bewegung; Zeit ist abstrakte Bewegung im Raum, d. h. eine Kraft, die im Raume wirkt und vermöge dieser Wirksamkeit sich in den Stoff einführt. Kann ich verlangen, daß meine Vorstellungen von so abstrakten Dingen klar und deutlich seien, wie sinnliche Thatsachen, während man doch nicht selten auch von den allersinnenfälligsten Sachen nur eine verschwommene Vorstellung hat? Darf ich daraus, daß diese dunkle Vorstellung sich mir nur in unklaren Umrissen darstellt, auch gleich auf ihre

Unrichtigkeit und Ungereimtheit schließen? Sind nicht umgekehrt Halluzinationen, d. h. Trugbilder, für die Halluzinierenden höchst klar, bestimmt und zweifellos? — Bekanntermaßen nehmen wir, wenn unsre Vorstellungen unklar sind, gern zu Vergleichungen unsre Zuflucht.

Und so will denn auch mir scheinen, daß das Lebensprinzip, wie ich es mir vorstelle, mit nichts so gut verglichen werden könne, als mit dem Licht. Wenngleich uns auch die Quelle des Lichtes thatsächlich bekannt ist, so ist der Abstand derselben von uns so groß und sind seine Einwirkungen auf uns und alles uns umgebende so zahlreiche und mannigfaltige, daß wir im gewöhnlichen Leben ohne weiteres Nachdenken die Eigenschaften des Lichtes Eigenschaften der Körper nennen. Wir sagen und meinen, daß die eine oder die andre Farbe nicht den Sonnenstrahlen, sondern diesem oder jenem Körper eigne, wenngleich dieser Körper nur deshalb farbig ist, weil seine Atome die Lichtstrahlen festhalten, sie reflektieren oder brechen. Die Lichtstrahlen aber können bis zu uns dringen und uns sichtbar werden unter Umständen ganze Jahrhunderte nachdem ihr Quell bereits erloschen. Die Undulationen des Lichtäthers — etwas der Materie Aehnliches, das die Fähigkeit besitzt, durch Stoffe zu dringen, welche für jede andre Materie undurchdringlich sind und ihnen gleichzeitig neue Eigenschaften mitteilt — scheinen mir zum Vergleich mit den Wirkungen des Lebensprinzipes ganz geeignet zu sein.

* *
*

26. Dezember (1879). So ein Selbstgespräch hat doch etwas Verlockendes. Obgleich ich fest davon überzeugt bin, daß es mir nicht gelingen wird, mir meine Weltanschauung ganz klar zu machen, so hat doch schon der Versuch das zu thun als solcher einen großen Reiz für mich.

Das Wetter ist die ganze Zeit über veränderlich, Nordwest und Nordnordwest, zuweilen ein unbeständiger Südost. Die Temperatur schwankt zwischen — 5° bis 6° und + 2° R.

Ja, das Gehirn erscheint mir ähnlich einem Glasprisma, welches die Eigenschaft besitzt, den Lichtstrahl zu zerlegen und ihn zu brechen. Wenn ich nicht meinen eigenen Spott über meine Phantasterei fürchtete, so möchte ich wohl das Gehirn das Prisma der Weltvernunft nennen; die Schwingungen oder die Wirkungen dieser Weltkraft zu empfangen und durch sich hindurchzuleiten — das wäre die Funktion des Gehirns, wenn mein Vergleich richtig wäre. Aber indem ich mich auf den Standpunkt des empirischen Materialisten stelle, sehe ich

einen klaffenden Abgrund zwischen meinem Vergleich und der Anschauung, zu welcher zunächst und sozusagen in der ersten Hitze der Skeptizismus der Empirie führt. Ganz davon zu schweigen, daß comparaison n'est pas raison, entsteht die Frage, ob für einen Empiriker sich auch nur der allergeringste Sinn in den von mir gebrauchten Ausdrücken birgt, wie z. B. Schwingungen der Kraft, Weltvernunft ohne Weltgehirn, Kraft ohne Stoff, Lebensprinzip außerhalb des Organismus. Was ist das alles vom Standpunkt des Empirikers betrachtet andres als ideologischer Wortschwall?

Ja, ich gebe zu, daß es undenkbar ist, den reinen Empirismus mit der Existenz der Kraft außerhalb der Materie, des Gedankens außerhalb des Gehirns, eines Lebensprinzips außerhalb der organischen Körper versöhnen zu wollen. Das ist eine contradictio in adjecto, und die reinen Empiriker, welche, indem sie sich mit Thatsachen zufrieden geben, nicht über ihre unmittelbaren (direkten oder nächsten) Verstandesschlüsse hinausgehen, die sie aus diesen Thatsachen gewinnen, — sie sind meiner Ansicht nach völlig in ihrem Recht; ich selbst war und bin sogar noch solch ein Empiriker; sobald sie aber die Grenze des Zauberkreises überschreiten, sobald sie sich an die Lösung des geheimnisvollen X machen, da erweisen sich die Folgerungen des Empirismus als durchaus nicht verständiger denn ideologische Mutmaßungen. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß das, was wir verständig nennen, kein unverrückbarer und unbedingt richtiger Gradmesser der Wahrheit ist. Wennschon die Gesetze des Denkens immer dieselben gewesen sind und sein werden, und zweimal zwei immer vier bleiben wird, so erscheinen doch nicht allen dieselben Dinge und uns selbst nicht jederzeit dasselbe verständig, resp. sinnlos. Was vor hundert Jahren als unstreitig und augenscheinlich gegolten hat, das kann den am Ausgang des 19. Jahrhunderts Lebenden als sinnlos erscheinen. Was man so „Sinn" nennen mag, das ändert sich nicht allein je nach dem Prozentsatz von Wissensinhalt in unsrem Verstande, sondern häufig auch infolge gewisser allgemeiner epidemieartiger psychischer Einflüsse und andrer äußerer Bedingungen, zu denen man auch die Mode rechnen muß; erscheint doch die Mode auch als eine Art Epidemie. Ueberhaupt ordnet sich, was uns als vernünftig erscheint, und gleichzeitig damit unsre jeweilige Weltanschauung dem Gesetze der Periodizität unter, welches in unsrem sowohl, wie im ganzen kosmischen Leben eine wichtige Rolle spielt. Das Alte und Vergessene tritt in gewissen Perioden von neuem zu Tage, immer natürlich in andrer Form; die neu angesammelten Ergebnisse der Erfahrung rufen das

Vergessene wieder hervor und geben ihm Frische und neue Kraft. „Neu ist nur das, was ordentlich vergessen ist" — dieser Ausspruch eines Skeptikers enthält sein Teil Wahrheit. Die periodische und nach Jahrhunderten zu zählende Herrschaft verschiedener einander entgegengesetzter Doktrinen in den Wissenschaften und Weltanschauungen verschiedener Nationen beweist uns anschaulich, wie weit wir dem trauen dürfen, was wir so „vernünftig" nennen. Auch der moderne Empirismus ist in seiner Art eine Doktrin, wennschon seine Anhänger keine Doktrinäre sein möchten. Jede Doktrin aber, und machte sie auch, wie es der Empirismus*) thut, zu ihren Gunsten geltend, daß sie sich ausschließlich auf rein thatsächlichen Grundlagen auferbaue, jede Doktrin ist immer einseitig; sonst könnte sie nicht herrschen, und eine und dieselbe Richtung weiter verfolgen, die sie für unfehlbar hält, sondern müßte den inneren Wert auch andrer Ueberzeugungen anerkennen, die nicht nur auf rein sinnenfällige Thatsachen begründet sind. Unsinnig heißt das, was unsren Ueberzeugungen widerspricht, — gerade unsren Ueberzeugungen, nicht unsrem Wissen, denn Ueberzeugungen wirken auf uns stärker als Wissen.

* * *

28. Dezember (1879). Schneetreiben und Sturm die ganze Nacht durch bei starkem Nordwest; auch jetzt noch bei + 1° R. Alles rundum vom Schnee verweht, so daß man die Nase nicht hinausstecken kann und ich um meinen Morgenspaziergang komme. Da will ich doch mal sehen, ob beim Schreiben etwas herauskommen wird.

Wenn, was wir „vernünftig" nennen, von unsren augenblicklichen zeitweiligen Ueberzeugungen abhängt, diese aber ihrerseits wechselnder Natur sind und in ihrer Kraft und Zähigkeit nicht immer unsrem Wissen entsprechen, so darf keine einzige gerade herrschende Doktrin, keine einzige geistige Richtung auf andre widersprechende Doktrinen oder Richtungen hochmütig herabsehen und unparteiische, nicht einseitige und nicht gerade allzu vertrauensselig-harmlose Köpfe dürfen sich nicht durch Spöttereien, verschiedentliche Spottnamen und Vorwürfe wegen Mangels an Zeitgemäßheit, Nationalität und Vernünftigkeit schrecken lassen. Wer nicht mehr zu den Jüngsten gehört, wird sich noch erinnern können, mit welcher

*) Hier stehen im Original einige Worte am Rande, welche sich nicht recht entziffern lassen; wir glauben zu lesen: „Für den alten Mann sind sie wie ein Traum."

Geringschätzung in den zwanziger und dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts die Hegelianer und Naturphilosophen die damals so bescheiden und schüchtern auftretenden Empiriker behandelten, welche jetzt ihrerseits den früheren Weisen mit derselben Münze heimzahlen. Am sichersten und verläßlichsten wäre es natürlich, sich beim Positivismus zu beruhigen, und das Unerklärliche sein zu lassen, indem man als Axiom annimmt, daß Dinge existieren, welche unsrem Wissen nicht zugänglich sind. Aber diese Anschauung wird in praxi, wie auch andre, zur Doktrin, sobald sie konsequent und in für ihre Anhänger streng verbindlicher Weise durchgeführt wird. Der Doktrinarismus aber ist, wie gesagt, immer einseitig und eng. Darf man von jedem Geist verlangen, er solle sich verbindlich machen, diesen oder jenen Gegenstand des Denkens nicht zu berühren und eben dort Halt machen, wo es ihm ein andrer Geist gebietet?

In der That läßt sich, wie, glaube ich, der Positivismus behauptet, im Leben der Menschheit eine gewisse Folgeordnung in der Denkrichtung und den Weltanschauungen bemerken, welche dem Grade der Kenntnisse entspricht, die die Menschheit im Verlaufe ihres Lebens sich erwirbt. Da aber unser Verstand von der Unumstößlichkeit der Wahrheit einer von ihm angenommenen Richtung endgültig sich nicht überzeugen lassen kann, so schließt diese Folgeordnung die Möglichkeit einer periodischen Rückkehr der einen oder der andern von den vorhergegangenen Richtungen nicht aus. Unsre zeitweiligen Ueberzeugungen sind, wenngleich immer stärker als unser Wissen, doch noch weniger dauerhaft als das Wissen, wie es allein durch die Erfahrung gewonnen wird. So positiv daher auch die Richtung der modernen Geister sein mag, man kann die Neigung zur Rückkehr einer andern, antipositiven Richtung, wenngleich auch in einer von der früheren abweichenden Gestalt, nicht in Abrede stellen. Aber ohne die wertvollen Seiten des Positivismus und seine Angemessenheit für viele hervorragende Geister bestreiten zu wollen, halte ich ihn doch für meinem eigenen Geiste unangemessen: um Positivist werden zu können, müßte ich erst meinem Geiste Gewalt anthun.

Wie sehr mich auch Nachdenken und Erfahrung darauf hinweisen, daß ich den um mich beschriebenen Zauberkreis zu verlassen nicht im stande bin, daß ich kein einziges von den mich interessierenden Problemen zu lösen vermag, so kann ich doch meiner Neigung nicht Herr werden und den Fragen mein Interesse versagen, die ich für Fragen meines Lebens halte. Aber dabei bin ich kein Doktrinär.

Das Bestreben, ein Gebilde meiner Phantasie beim Versuch der Lösung dieser Fragen meinem Verstande näher zu rücken, bedeutet für mich noch nicht eine gänzliche Absage an die Empirie oder eine Geringschätzung derselben, als hielte ich ihre von Wissenschaft und Erfahrung bereits gewonnenen Methoden für unrichtig oder wenig bedeutend und erkennte ihre Verdienste nicht an. Nein, ich bin einer von denen, welche schon am Ende der zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts, nachdem sie kaum die Universität verlassen, die neue Zeitströmung spürten und sich, ungeachtet der sie umgebenden Fluten der Hegelschen und der Naturphilosophie, mit Feuereifer der empirischen Richtung der Wissenschaft zuwandten. Nachdem ich dieser (damals noch neuen) Richtung meiner Wissenschaft mehr als fünfzig Jahre treu und ehrlich gedient, gelangte ich indes doch zu der Ueberzeugung, daß es für einen Mann von meiner Geistesart unmöglich sei, in allen ihn interessierenden Lebensfragen bei dieser einen Richtung zu beharren, oder mit andern Worten Positivist zu werden und sich zu sagen: halt, keinen Schritt weiter!

Von dieser Ueberzeugung geleitet, erlaube ich denn auch meiner Phantasie, unter Beihilfe meiner wenn auch noch so wenig belangreichen Kenntnisse, den Nachweis zu unternehmen (natürlich nur für meine eigene Person), daß die raison d'être von allem, was den Sinnen, der Erfahrung und der Beobachtung zugänglich ist, sich hinter den Coulissen der empirischen Bühne birgt, und eben deshalb nur ihr allein (der Phantasie), sowie der Meditation competiere, und das letztere auch nur im allerbeschränktesten Maße. Da ich kein erklärter Positivist bin, kann ich in mir das Verlangen nicht unterdrücken, auch mal hinter die Coulissen zuschauen, und zwar nicht aus Neugierde, sondern auch mit dem utilitarischen Zweck, die allzu übermütigen Ansprüche der Erfahrung auf unumschränkte Herrschaft und ein Einmischungsrecht in die Entscheidung solcher Fragen zu dämpfen, welche zu jener raison d'être in Beziehung stehen, die sich hinter den Coulissen birgt.

Und so will ich denn damit beginnen, wobei ich stehengeblieben war und was auf den ersten Blick unsinnig erscheinen muß.

6.

29. Dezember (1879). Das Schneetreiben hat sich gelegt, schwacher Nordost, — 5° R. Nach meinem Morgenspaziergang.

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaff'ner Geist". Das ist ein großer, von tiefem Nachdenken zeugender Gedanke eines großen Naturforschers. Ja, so tief auch Erfahrung und Beobachtung ins Innere des Organismus dringen möge, der Zugang ins Innere der Natur selbst bleibt ihnen verwehrt. Der Fortschritt der Wissenschaft verfeinert die Erfahrung und Beobachtung immer mehr, schärft die Sinne des Beobachters und hilft uns bis zum äußerst möglichen Grade der Vollendung einen Sinn durch den andern ersetzen zu lassen, z. B. das Gefühl durch das Gesicht; er weist uns auch endlich die mechanischen und chemischen Verrichtungen im Fabrikbetriebe*) der Organismen auf. Aber das, was diesen Betrieb eigentlich leitet, was die in ihm wirkenden Kräfte zur Erhaltung und Bewahrung des Seins in der bestimmten, vorher festgesetzten (typischen) Form hinlenkt, sowohl en gros, in der ganzen Masse des Organischen, wie auch in den Einzelheiten — in jedem Individuum, jedem Organ, jedem Gewebe — das ist der Forschung nicht zugänglich und unerklärlich; freilich dieses Prinzip oder diese Kraft (man nenne es, wie man will) ganz ignorieren können wir nicht, selbst wenn wir es wollten. Unser Denken und unsre Phantasie können nicht umhin, danach zu streben, die Aeußerungen dieses Lebensprinzipes mit unsrem eigenen Ich in irgend eine Verbindung zu bringen. Nur deshalb denken wir auch, weil wir in allem uns umgebenden Gedanken finden. Ohne Teilnahme des Denkens und der Phantasie käme keine einzige Erfahrung zu stande und wäre jede Thatsache unsinnig. Unser Denken und unsre Phantasie, als Ursache, welche Erfahrung und Beobachtung ermöglicht, kann indes, nach der Eigentümlichkeit ihrer beider Natur, sich an diesen zwei Wegen zum Wissen nicht genügen lassen. Nachdem unser Verstand Erfahrung und Beobachtung herangezogen, d. h. unsre Sinne in gewisser Richtung dirigiert und sie in gewisser Weise hat arbeiten lassen, betrachtet er die von den Sinnen gewonnenen Eindrücke von verschiedenen Seiten, setzt sie untereinander

*) Hier stehen am Rande des Originals folgende Worte, deren Hingehörigkeit unbekannt ist: Was lebt? Die Erhaltung des Zwecks des Seins. Korn und Fermente.

in Verbindung und gibt ihnen neue Richtungen, und zwar nie anders, als unter Mitwirkung der Phantasie.

* * *

30. Dezember (1879). Schnee ist in diesen zwei Tagen (vorgestern und gestern) stellenweise bis zu Manneshöhe gefallen. —10° R.

Ich möchte mir selbst nachweisen, daß augenblicklich, wo ich mir meine Weltanschauung klar zu machen suche, der in mir vorhergehende geistige Prozeß im Grunde ganz derselben Art ist wie zu der Zeit, wo ich von nichts andrem als von Thatsachen wissen wollte und nichts andres als Thatsachen zur Grundlage meiner Urteile wählte. Ich glaube, daß der scharfe Unterschied, der zwischen Urteilen a priori und solchen a posteriori oder zwischen deduktivem und induktivem Verfahren gemacht zu werden pflegt, ein rein doktrinärer ist und höchstens noch in extremen, an Wahnwitz streifenden Fällen gelten mag. Im Grunde nimmt der Apriorist ebenso wie der Empiriker zum Ausgangspunkt seiner Urteile eine Thatsache, ein Faktum, etwas für sie beide Unumstößliches und ursprünglich durch die Sinne und die Erfahrung Gewonnenes; der Unterschied liegt nur darin, daß der Apriorist in der Folge der Thatsache und der Erfahrung eine andre Bedeutung beilegt und in der Gewinnung seiner Kenntnisse (die ohne Erfahrung unmöglich sind) sich nicht allein auf die ihm durch die äußeren Sinne gewährten Eindrücke beschränkt. Bei ihm spielen eine wichtigere Rolle nicht sowohl die unmittelbaren sinnlichen Eindrücke, als vielmehr die aus diesen Eindrücken in Verstand und Phantasie sich ergebenden Schlußfolgerungen. Doch der sogen. rationelle Empirismus, zu dessen Anhängern auch ich mich zähle, begnügt sich auch nicht mit dem bloßen Zusammenstellen der von den Sinnen dem Verstande zugeführten Eindrücke. Vielmehr läßt der rationelle Empiriker, indem er verschiedene Methoden der Beobachtung und experimentellen Forschung aufstellt und eine Erfahrung durch die andre kontrolliert, unvermeidlicherweise auch seine Phantasie in Thätigkeit treten; seine Verstandesschlüsse können sich fast niemals in unmittelbarem (direktem) Zusammenhang mit den sinnlichen Eindrücken erhalten, die ihm direkt durch Erfahrung und Beobachtungen zugeführt werden. Immer bleibt noch eine Lücke zwischen Verstandesschluß und sinnlicher Thatsache, und um diese Lücke nach Möglichkeit zu beschränken, haben wir kein andres Mittel als die Wiederholung oder Anhäufung gleichartiger Thatsachen; dieses Mittel aber eröffnet die Möglichkeit von Irrtümern, die nicht selten

von größerem Schaden sind als die Einseitigkeiten und Verirrungen der Phantasie, da sie uns durch ihren scheinbar exakten Charakter täuschen.

Ueberhaupt scheint mir auch die Analyse unsres Denkens, an welche wir uns gewöhnlich halten, allzu schulmäßig. Wir betrachten die Empfindungen, die aufmerkend bewußte Wahrnehmung (perceptio), das Gedächtnis, die Association von Ideen, die Befähigung die Empfindungen mit artikulierten Lauten zu bezeichnen, Urteil und Phantasie als völlig getrennt und voneinander sozusagen unabhängig wirkende Fähigkeiten. Das ist nun freilich notwendig, wenn man sich den Vorgang des Denkens klar machen will, doch halte ich völlig voneinander unabhängige Funktionen dieser Fähigkeiten für in normalem Zustande unmöglich. Natürlich kann die eine von ihnen stärker entwickelt sein als die andre, und daher ist die Funktion der einen von diesen Fähigkeiten unter Umständen für uns bemerkbarer als die einer andern, aber ohne Empfindungen ist sie undenkbar, ohne Wahrnehmungsfähigkeit und ohne Gedächtnis empfundenes Denken wäre eine bloße ephemere und keine weiteren Spuren zurücklassende Erregung, und ohne Phantasie kann auch der allerexakteste mathematische Denkvorgang nicht auskommen. Freilich, zu gunsten der Ansicht vom Separatismus und der Lokalisation unsrer psychischen Fähigkeiten spricht die unbestreitbare Thatsache, daß auch bei fast völligem Mangel irgend einer von ihnen die andern doch ihre Thätigkeit nicht einstellen. Das Empfindungsvermögen als solches wird von einigen Physiologen noch in einige andre Kategorien eingeteilt und lokalisiert (sein Sitz wird ihm in den Sehnervenhügeln des Gehirns angewiesen); so muß die Sehempfindung eine von der der Gehörempfindung verschiedene Stelle im Gehirn haben u. s. w., und es ist sehr wahrscheinlich, daß die von den äußeren Sinnen zugeführten verschiedenen Empfindungen sich in verschiedenen Gehirnteilen konzentrieren. Das aber, was in uns empfindet, dieses empfindende Prinzip ist etwas Unteilbares, Ganzes und im Laufe des Lebens wohl kaum Veränderliches; man kann es nicht in der einen oder der andern Gehirnpartie lokalisieren, ja man wird sogar schwerlich auch das Gehirn selbst als seinen einzigen Sitz bezeichnen können. Uns scheint es natürlich, daß, wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand konzentrieren, ihn z. B. durch ein Mikroskop oder Teleskop betrachten, wir nur sehen und sozusagen ganz Auge werden. Wenn wir aber tiefer in diesen Prozeß konzentrierten Lebens eindringen wollen, so werden wir uns zunächst davon überzeugen können, daß seine Auf-

merksamkeit auf etwas richten sich selbst wahrnehmen heißt, d. h. das von uns empfundene Prinzip, welches „Ich" genannt wird, auf einen Eindruck hinlenken, welcher uns von dem einen oder dem andern Sinnesorgane vermittelt wird, mit diesem „Ich" ins Auge hinein sehen, mit ihm ins Ohr hinein hören, und indem man diese Eindrücke in sich aufnimmt, gleichzeitig damit über sie Urteile bilden, sie sich in dieser oder jener Form vorstellen, und sie endlich mit früheren, einstmals von denselben Sinnen vermittelten Empfindungen vergleichen; alles dies aber verlangt notwendig, daß unser „Ich" beständig bald dieses, bald jenes geistige Vermögen, und zwar gleichzeitig miteinander, in Thätigkeit setzt.

Wenngleich man bei den sinnlichen Empfindungen, wie z. B. beim Hören und Sehen, kurze Zeitintervalle statuieren kann, welche diese Empfindungen voneinander trennen, wenn wir (wie die Astronomen) zu gleicher Zeit sehen und hören, so werden wir doch schwerlich ein Mittel finden, jene Intervalle festzuhalten, welche die uns vom Auge vermittelte Empfindung von jenem Prozeß trennen, der zur selben Zeit von unsrem Ich vollzogen wird und jetzt unbewußtes Denken genannt zu werden pflegt — eine Benennung, die meiner Ansicht nach unsinnig ist, obschon sie wirklich einen besondern psychischen Prozeß bezeichnet; ich glaube, es wäre besser, man erkennte ihn als unbenannt oder nicht wohl zu bezeichnen an, statt daß man ihm eine sinnlose Bezeichnung gäbe.

Eben dieses quasi-unbewußte Denken, welches alle unsre sinnlichen Empfindungen gerade im Moment ihres Auftretens begleitet, ist die charakteristische Eigenschaft der Unteilbarkeit und Einheitlichkeit unsres Ich.

Wie gesondert immer voneinander, wie lokalisiert immer unser Gesicht-, Gehör- und Tastsinn, unser Gedächtnis und unsre Einbildungskraft, sowie die Fähigkeit zu sprechen, zu denken und zu wollen sein mögen, unser Ich ist gleichzeitig doch etwas von ihnen getrenntes, das aber doch dabei alle diese Sinne und Fähigkeiten in sich einschließt. Unser Ich spielt gleichsam auf den Tasten der Organe, deren Funktionen der Empirismus Gesicht, Gehör, Gedächtnis, Rede u. s. w. zuschreibt; und indem es durch sein Spiel diese Funktionen zum Ausdruck bringt, nimmt unser Ich selbst an ihnen teil als untrennbares Ganzes, welches sie verbindet und in ihnen sein Dasein zur Darstellung bringt.

Geschrieben am 5. Januar (1880), Wischnjä.

7.

Vom Neujahrstage bis zum 5. Januar 1880 Frost von —10° bis —16°. Der Sturm hat sich gelegt. Klar und windstill. Gestern und heute Reif auf den Bäumen.

6. Januar. Klarer Wintertag mit Rauhreif auf den Bäumen. Am Morgen 11°. Nach schönem Morgenspaziergang*).

Auf meinem Spaziergange fiel mir ein, daß ich in meinem Tagebuch dem berühmten „cogito, ergo sum“ gegenüber eine allzu einseitige Stellung eingenommen, indem ich behauptet, man müsse es durch ein „sentio, ergo sum“ ersetzen. Unser Ich fährt, indem es sich ganz auf irgend einen Gegenstand richtet, ganz, wie man zu sagen pflegt, Auge oder Ohr wird, also dergestalt der äußeren Welt, seinem Nicht-Ich, zustrebt, — es fährt, sage ich, vielleicht unvermerkt (bei energischer Konzentration der Aufmerksamkeit auf den äußeren Gegenstand) fort, sein Dasein zu empfinden; und diese Empfindung begleitet es von der Wiege, von jenem Moment ab, wo es sein Nicht-Ich von sich zu unterscheiden begonnen, bis zum Grabe, und sogar bei Verlust des Bewußtseins, in Fieberphantasien und im Schlaf muß dieses Bewußtsein andauern, und wäre es auch in veränderter Gestalt. Aber abgesehen von dieser nicht immer für uns bemerkbaren Empfindung unsres Daseins (unmerklich kann es wie auch alle unsre andern Empfindungen dank der Gewöhnung ans Dasein werden), erhebt sich unser Ich von der einfachen Empfindung zur Stufe des Denkens in dem Falle, wenn es, indem es die äußeren (kosmischen) und organischen (durch die Organe vermittelten) Eindrücke empfängt, sie mit der Empfindung von dem Besitz seiner geistigen Befähigungen in Zusammenhang bringt: nämlich der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, der Gabe des Wortes und des Gedankens.

Dann wird unser Ich völlig bewußt sowohl nach der Seite des Gedankens wie auch nach der des Gefühls. Condillac hat einmal behauptet, daß ein Mensch ohne die äußeren Empfindungen eine Statue sei. Das ist falsch; das Atmen müßte ihm auch ohne die Mitwirkung der äußeren Empfindungen die Empfindung seines Daseins vermitteln, indem es den Zusammenhang mit der äußeren Welt unterhielte. Die Empfindung des Daseins würde auch in dem

*) Am Rande lesen wir die fragmentarischen Worte: „Der Empirismus in der Praxis; für die Weltanschauung aber auch Phantasie nötig.“

Falle entschieden existieren. Ob sie aber ohne die Mitwirkung der äußeren Empfindungen auch vom Denken erfaßt und bewußt wäre, das ist die Frage.

Das Bewußtsein von Gedächtnis, Denken und Einbildungskraft, welches wir in uns vorfinden, wird ohne Zweifel durch äußere und organische Empfindungen erregt und unterhalten, doch haben wir, glaube ich, keinen Grund, die Möglichkeit dieses Bewußtseins auch für den Fall des Fehlens der äußeren und organischen Empfindungen in Abrede zu stellen.

Ich habe mir eine allzu weite Abschweifung zu schulden kommen lassen in dem Wunsch mir nachzuweisen, daß ich, obschon zu meiner Weltanschauung auf nicht eigentlich rationell-empirischem (induktivem) Wege gelangt, nichtsdestoweniger dieselbe als für mich einer Thatsache gleichwertig ansehe.

* * *

10. Januar. Fortdauernd Kälte von —16, —12° R. Heute 7° und Schnee. Tannen sind gebracht und gepflanzt. Die (neue) Mühle an der Ludwigowka im Gange.

Ja, für einer Thatsache gleichwertig, für thatsächlich, halte ich Kraft meiner Ueberzeugung meine Weltanschauung. Was ist eigentlich eine Thatsache, ein Faktum? Hält man sich an den buchstäblichen Sinn, so ist's etwas, was gethan ist, — factum, etwas was vollendet ist (deshalb ist der Ausdruck fait accompli ein Pleonasmus). In diesem Sinn muß ein Faktum sinnlich sein. Und in der That, wenn schon unser Dasein als solches eine Empfindung ist, so gibt es nichts in uns, was nicht ursprünglich von Eindrücken abhinge, die uns von unsern Empfindungen vermittelt werden.

Alles was sich in uns durch unser Dasein äußert, thut dies vermittelst der Empfindungen, d. h. vermittelst des Zusammenhanges mit der äußeren Welt. Dessenungeachtet sind die Folgen und Ergebnisse der Eindrücke äußerst verschieden. Einige von ihnen vermögen in uns nur die Empfindung vom Dasein zu erregen, andre wieder erregen das unbewußte Denken und Reflexe verschiedener Art; es gibt aber auch derartige Eindrücke, oder vielleicht richtiger gesagt, Vorstellungen, welche ungeachtet ihres ursprünglichen Entstehens aus sinnlichen Empfindungen doch ausschließlich unsre bewußten geistigen Fähigkeiten in Thätigkeit setzen, nämlich Gedächtnis, Denken und Phantasie (Einbildungskraft, die Befähigung die Vorstellungen zu gruppieren und neue zu schaffen). Wenngleich wir auch bei jeder Thätigkeit unsrer Sinnesorgane uns erinnern, denken und die

Phantasie arbeiten lassen, so setzt doch dieser sinnliche und gewöhnlich unbewußte Prozeß der Erinnerung des Denkens und der Vorstellung (Phantasie) aus, sobald der eine oder der andre Sinn zu funktionieren aufhört; der andre, sich von diesem scharf unterscheidende Prozeß der Erinnerung, des Denkens und der Vorstellung, welcher immer bewußt ist, geht auch ohne die unmittelbare Mitwirkung der Sinne vor sich.

Und so muß jede Thatsache das Ergebnis äußerer auf uns einwirkender Eindrücke und unsrer sinnlichen Empfindungen sein, während unsre inneren Empfindungen, die sich auch ohne direkte Mitwirkung äußerer Eindrücke in uns vorfinden, uns nicht nur Thatsachen von verschiedenen Gesichtspunkten darbieten, sondern auch Wahrheiten entdecken lassen können. Wenngleich auch eine Thatsache, ich möchte sagen als Wahrheit gilt, so nennt doch niemand mathematische Axiome Thatsachen, und warum? Man sollte doch meinen, eine Thatsache wie die, daß die Sonne am Himmel stehe, sei genau eben so wahr und unumstößlich wie nur je irgend ein mathematisches Axiom. Ja, es gibt wirklich wahre Thatsachen und thatsächliche Wahrheiten, aber gleichwohl ist eine Thatsache noch keine Wahrheit und eine Wahrheit keine Thatsache. Die Sonne am Himmel ist deshalb eine wahre Thatsache, weil jedermann sie mit seinen Sinnen kontrollieren kann; aber die mathematische (astronomische) Wahrheit, daß die Sonne heute und morgen und so ganze Jahre lang an einer gewissen bestimmten Stelle des Horizonts auf- und untergehen wird, diese Thatsache bedarf überhaupt der Kontrolle der Sinne nicht. Diese Erwartung gründet sich auch nicht allein auf die Theorie der Wahrscheinlichkeit, sondern auf Wissen und Kombination, unter Mitwirkung auch aller andren geistigen Fähigkeiten (des Gedächtnisses, der Phantasie); die Grundlage dieses Wissens ist freilich auch thatsächlicher Natur; wenn wir niemals Sonne und Sterne gesehen hätten, so wäre uns auch nie irgend eine Vorstellung von der Gesamtorganisation unsres Planetensystems in den Sinn gekommen; aber die mathematischen Berechnungen sind von den Beobachtungen unsrer Sinne so sehr verschieden, daß sie a priori den Standpunkt von Planeten zu bestimmen vermögen, die noch nicht durch die Beobachtung entdeckt sind. Das mathematische Axiom, daß zwei einer dritten gleiche Größen unter einander gleich sind, ist freilich anschaulich, d. h. es kann durch sinnliche Erfahrung erklärt werden, im Grunde aber baut es sich auf einer geistigen Erwägung, nicht auf der praktischen Erfahrung auf, und um es zu verstehen, braucht man nicht bestimmte Größen vor Augen zu haben. Die

Thatsache unterscheidet sich auch schon dadurch von der Wahrheit, daß ihre Eigenschaften verschieden sind, während das uns unbekannte Wesen der Wahrheit immer ein und dasselbe bleibt. Nur die Thatsache wäre eine Wahrheit, welche ist, war und sein wird. Aber eine solche kennen wir nicht; wenn wir aber zur Ueberzeugung von der Notwendigkeit oder Möglichkeit auch der nicht thatsächlichen Existenz dessen gelangen, was immer war und sein wird, so ist eben diese Ueberzeugung für uns eine Wahrheit, wenngleich auch offenbar keine thatsächliche. Offenbar ist auch, daß zur Herausbildung der Ueberzeugung von einer solchen Wahrheit der Verstand allein nicht ausreicht, vielmehr noch die mächtige Mitwirkung der Phantasie sich als unumgänglich erweist.

Alles Hohe und Schöne in unsrem Leben, in Wissenschaft und Kunst ist durch den Verstand unter Mithilfe der Phantasie und vieles durch die Phantasie unter Mithilfe des Verstandes geschaffen worden. Man kann kühnlich behaupten, daß weder Kopernikus noch Newton ohne Hilfe der Phantasie die Bedeutung in der Wissenschaft errungen hätten, deren sie sich in der That erfreuen. Und dabei lassen sich doch nicht selten im praktischen Leben sowohl wie in der Wissenschaft, ja sogar in der Kunst warnende Stimmen gegen die Phantasie vernehmen, und das nicht nur wider ihre einseitigen Ausschreitungen, sondern auch schon wider ihre normalen Funktionen als solche. Für den modernen Realisten und Naturforscher gibt es keinen schlimmeren Vorwurf als den, daß er Phantast sei. In Wirklichkeit verdient aber nur der Realist und Empiriker den Vorwurf der Inkonsequenz, der, wenn auch nur um einen Schritt von dem durch die sinnliche Erfahrung gewiesenen Wege abweicht, durch die sinnliche Erfahrung, die aber von Verstand und Phantasie geleitet und gelenkt werden muß. Ueberhaupt führt uns die Doktrin, welche die Funktionen unsrer geistigen Befähigungen durch künstliche Schranken voneinander scheidet, schließlich dahin, daß wir auch in allem, was wir schaffen, die Aeußerungen einer jeden von ihnen so scharf gegen die der andern abzuscheiden suchen, als ob man den Verstand ohne die Phantasie und die Phantasie ohne den Verstand arbeiten lassen könnte. Man braucht nur daran zu erinnern, daß wir auch die allereinfachste zahlenmäßige Berechnung nicht anstellen können, ohne sowohl unser Gedächtnis und den Verstand, als auch die Einbildungskraft mitspielen zu lassen, mag es uns auch scheinen, als habe unser ganzes Ich bei der Berechnung sich gleichsam ins Meer der Zahlen getaucht.

8.

14. Januar (1880). Alle diese Tage hindurch Frost von 10—13° R.; erst gestern starkes Schneetreiben bei Nordwest und —4° R.; heute noch immer windig (Nordwest) bei —8 bis 9° R., aber klar; hoher Schnee.

Ich will mir noch immer beweisen, daß ich meine Weltanschauung nicht als ausschließliches Produkt behender Phantasie nur um deswillen anzusehen habe, weil sie sich nicht auf direkter und unmittelbarer Erfahrung auferbaut. Ich, der ich mein ganzes Leben, und zwar gerade auch den besten Teil desselben, dem rationellen Empirismus gewidmet habe, ich kann natürlich die Bedeutung der Erfahrung nicht in Zweifel ziehen; ich darf aber auch nicht die Bedeutung der Worte des ersten Aphorismus des Hippokrates herabsetzen: experientia fallax, judicium difficile.

Wenn einen die Jahre nicht mehr zu leidenschaftlicher Einseitigkeit disponieren, dann beginnt man zu begreifen, wie leicht man sich nicht nur von schwärmerischen Gedanken, sondern auch davon fortreißen lassen kann, was so nüchtern, exakt und positiv ist wie Erfahrung und Thatsachen. Es gibt Dinge auf der Welt, auf die auch solch ein verläßliches Mittel wie die Erfahrung unanwendbar ist, und derweil sind diese Dinge gerade Lebensfragen, ohne deren wenigstens annähernde, uns selbst befriedigende Lösung man doch nicht sterben möchte; ans Leben aber richtet man unwillkürlich den Vorwurf, den des Dichters tiefempfundene Worte zum Ausdruck bringen:

> Wozu ward'st du, zwecklos Leben,
> Zufallsgabe, uns gegeben?

Ja, Orgien, die Anwendung der gröbsten Mittel zur Erreichung der Selbstvergessenheit und schließlich Selbstmord müssen unvermeidlich den erwarten, der das Rätsel des Lebens auf Grund der Erfahrung zu lösen unternimmt. Freilich starke, gesunde und positive Geister können leben und trefflich handeln, auch wenn sie jeglichen Versuch zur Lösung der quälenden Frage des Lebens aufgegeben haben. Aber wehe der Persönlichkeit, welche sich dem Wahn hingäbe, sie gerade sei ein esprit fort, der der Lösung ähnlicher Fragen entraten dürfe. Der Asket Philaret hat von seinem Standpunkt aus vortrefflich Puschkin auf dessen gegen das Leben erhobenen Vorwurf erwidert, und zwar deshalb vortrefflich, weil er (Philaret) sich das Lebensproblem nicht auf Grund der Erfahrung klargelegt hat;

und so einseitig diese Erklärung auch sein möge, sie ist kraftvoller, und was die Hauptsache ist, menschlicher als das schwächliche Murren mit dem Leben, weil dieses uns sein Geheimnis nicht so aufdecken will, wie wir es wohl haben möchten. Und zwar möchten wir haben, daß es ebenso anschaulich und greifbar wäre, wie seine sinnlichen und individuellen Aeußerungen.

Ich glaube, daß wir alle Anhänger Bacos von Verulam sind, und der von ihm aufgebrachten induktiven Methode der Forschung allzu große Bedeutung beimessen. Diese Methode ist gar nicht irgend eine neue Entdeckung einer besonderen Thätigkeit unsres Geistes. Im gewöhnlichen Leben hat jedermann jederzeit auch vor Baco noch seine Untersuchungen und Forschungen nach der induktiven Methode angestellt; doch hat, wie ich glaube, niemand, auch Baco selbst nicht, diese Methode als die für die Entdeckung der Wahrheit einzig mögliche angesehen. Das Hauptverdienst Bacos besteht im „noli jurare in verba magistri“. Jetzt aber hat auch dies schon aufgehört ein Verdienst zu sein, da man heutzutage wohl kaum einen Schüler auf der Schulbank finden dürfte, dem man diese Regel zu wiederholen brauchte. Der mittelalterliche Autoritätsglaube ist jetzt durch sein Gegenteil ersetzt; wir alle haben den Glauben an uns selbst verloren, und unsre Kinder beginnen schon, während sie noch auf der Schulbank sitzen, mit dem Beispiel der Lehrer vor Augen, auch diesen Glauben zu verlieren. Man kann nicht umhin, darin die Folge der einseitigen Bethätigung des Verstandes bei Anwendung der induktiven Methode zu erkennen; doch wolle uns Gott vor jener deduktiven bewahren, bei der man das jurare in verba magistri lernte.

So will ich denn also wiederum davon reden, daß, wenn wir unsrer Weltanschauung einen Einfluß in unsrem sittlichen Leben verschaffen wollen (und eben dieses ist für mich zur Notwendigkeit geworden), wir dieselbe nicht allein auf positive, rein thatsächliche und sinnliche Daten gründen dürfen. Wir dürfen uns durch eine scheinbare Exaktheit dort nicht blenden lassen, wo es sich allein um eine Vorstellung oder richtiger nur um die Möglichkeit einer Vorstellung und um deren Klarstellung für uns selbst handelt; hier darf man keine andre Forderung als nur die aufstellen, daß in dieser Vorstellung sich keine offenbaren Widersprüche finden, und daß sie möglichst wenig miteinander Unvereinbares in sich schließe, d. h. daß sie sich so weit als das möglich ist, mit unsrem thatsächlichen Wissen vereinigen lasse, und nicht mehr Widersprüche in sich berge, als eben dieses Wissen.

* * *

15. Januar (1880). Gestern Abend kam ich von der Feldbreschtenne nach Hause gefahren. Es war kalt und klar. Ich saß im Schlitten, den Rücken der untergehenden Sonne zugewandt. Die von der spiegelglatten Schneedecke verhüllten Felder waren von zart rosafarbenem Licht überglüht, das in hellviolette Töne hinüberspielte; der noch bleich silberne Vollmond erhob sich eben hinter dem Walde auf dem grünlichblauen Fond des Himmels. Das Spiel und die Uebergänge der Farbentöne aus dem Grünlichen ins Hellgelbe und Blaßblaue am Horizont, und aus dem Rosigen ins Blaßviolette mit einer Masse flimmernder Punkte auf dem Schnee bezauberten mich so sehr, es atmete sich in der kalten Luft so leicht und frei, daß ich unwillkürlich Puschkins vorwurfsvolle Frage an das Leben zu parodieren begann, und während mir die Thränen in die Augen kamen, leise vor mich hinflüsterte:

Wunderbares schönes Leben,
Nicht zufällig uns gegeben —
Zu geheimnisvollem Zweck!

Später änderte ich diese Improvisation dahin ab:

Schön geheimnisvolle Gabe,
Nicht ziellosem Zufall habe,
Leben, ich zu danken dich.

Und in der That sollten wir wirklich nur deshalb, weil niemand dich, wundersame Gabe des Lebens, zu enträtseln vermocht hat, sollten wir dir deshalb den Vorwurf einer sinnlosen Zufälligkeit machen, dich zur öden Flachheit herabziehen, mit dir spielen und deiner nicht achten? Uns ergreift Aerger darüber, daß unsre Kraft nicht ausreicht, das Geheimnis dieser Gabe zu enthüllen, und wir sind in unsrem Mißmut alsbald bereit zu behaupten, daß da weder ein Geheimnis noch ein besonderer Zweck vorliege, und daß die ganze Geschichte einfach per vaginam beginne und ebenso simpel ihren Abschluß finde — in der Erde.

Wir haben uns vom ersten Tage unsrer Geburt ab ans Leben gewöhnt und betrachten deshalb Leben und Welt als ganz gewöhnliche alltägliche Dinge; das ist natürlich noch unser Glück, wenngleich auch ein leichtsinniges und ziemlich triviales Glück. Was wäre aber mit uns allen, wenn unser Geist sich beständig in das eigentliche Wesen unsrer selbst und alles uns Umgebenden hineinzudenken und einzudringen suchte? Auf Schritt und Tritt stießen wir Stirn gegen Stirn mit einem über uns lastenden, undurchdringlichen Ge-

heimnis zusammen; auf Schritt und Tritt müßten Bedenken und Zweifel unser Nachsinnen belasten. Was wäre das für ein seltsames Kreisen und Treiben einander zustrebender, kugelförmiger Massen im unendlichen Raume, was für eine unvorstellbare Existenz zahlloser Welten, gebildet aus ebendenselben materiellen Atomen und auf ewig voneinander getrennt durch Räume, die wegen ihrer Riesenhaftigkeit der Einbildungskraft kaum zugänglich sind! Was soll diese unendliche Mannigfaltigkeit der Formen? Und die Kohäsion, die Gravitation, die Affinität, die beständige Vibration der Atome — sind alle diese für uns ganz gewöhnlichen Erscheinungen nicht unter wissenschaftlichen Bezeichnungen verborgene Geheimnisse? Und diese sogenannten einfachen Körper, diese weiter nicht zerlegbaren Elemente, wie sie in den ungeheuren Planetenmassen aufgehäuft sind — sind sie wirklich primäre Elemente? Woher hätten sie kommen sollen, woher das ganze planetarische Leben, wenn nicht andre, uns unbekannte primäre Elemente in einer allgemeinen, uns nicht zugänglichen Quelle, dem Aetherchaos enthalten gewesen wären? Und was ist sie, diese Quelle, dieses Behältnis uns unbekannter Elemente?

Was Wunder, wenn in jedem von uns, die von allen Seiten und von der Wiege bis zum Grabe von Welträtseln umgeben sind, die Neigung zum Mysticismus lebt, wenn einige von uns bei bestimmter Prädisposition leicht zu Mystikern werden und dort verborgene Geheimnisse zu sehen und zu finden beginnen, wo andre ohne viel Reflexion und ohne Ermüdung zu spüren, sich im Wirbel des Lebens drehen und alles einfach und klar finden? Und kann man von den Bewohnern der Erde, welche mit der Befähigung ausgestattet sind, sich das Unbegreifbare lebendig vorzustellen, kann man von ihnen verlangen, daß sie immerdar in werktäglicher Stimmung verharren und sich mit den gewöhnlichen Interessen und Fragen, wie sie das Alltagsleben bringt, abfinden sollen, wenn das Schicksal, welches ihnen den Drang zur Voraussicht und die Kraft der Phantasie gegeben, ihnen nicht vergönnt hat, sich von der irdischen Heimstätte weiter zu entfernen, als die dieselbe umgebende Lufthülle reicht? Denen aber, die sich darüber zu erheben versuchen, verwandelt sich des Himmels azurene Bläue in schwarze Nacht. Wenn aber schon jedes Blättchen, jedes Samenkörnchen, jeder kleine Krystall uns an die Existenz eines geheimnisvollen Laboratoriums außer uns und in uns selbst gemahnt, darin alles rastlos, zielbewußt und denkkräftig für sich selbst und alles Umgebende arbeitet, so bildet unser eigenes Bewußtsein für uns ein noch größeres und gleich-

zeitig das allerbangeste Geheimnis. Indes gibt es ein uns noch tiefer berührendes, aber schon aus eben unserm Bewußtsein sich ergebendes, und das ist die — Wahrheit. Nicht ohne spöttische Ironie that der römische Prokonsul seine freche Frage. Vielleicht erfolgte eben deswegen darauf keine Antwort von dem höheren Wesen, das ihm gegenüberstand. Nein, die Wahrheit erfährt man nicht, wenn man leichthin fragt, was sie denn eigentlich für ein Ding sei.

Natürlich spreche ich nicht von den sogenannten wissenschaftlichen Wahrheiten. Sie alle, die historischen und naturhistorischen, die mathematischen und juridischen Wahrheiten sind nichts mehr als entweder wahre Thatsachen oder regelrechte, durch logische Analyse und Synthese gewonnene Verstandesschlüsse, oder endlich vom Leben, den Sitten und den Bedürfnissen der Gesellschaft diktierte Formeln. Solcher Wahrheiten gibt's viele, es gibt aber auch die Wahrheit: die eine, einheitliche, höchste, als Grundlage unsres ganzen sittlichen Lebens dienende Wahrheit. Ganz unbegründetermaßen behaupten solche Historiker wie Buckle und mit ihm der größere Teil des jüngeren Geschlechts, daß die Menschheit ihr Gedeihen, d. h. ihre Fortentwickelung, ihr Glück und ihre Wohlfahrt vornehmlich der Entwickelung der wissenschaftlichen Wahrheiten in der Gesellschaft verdanke, während die sittlichen angeblich gar nichts dazu beigetragen hätten. Ich denke im Gegenteil, daß die Einheit und Einheitlichkeit der eigentlichen Wahrheit als solcher mit dem Fortschreiten der Menschheit immer mehr zu Tage trete, mag auch die Entscheidung darüber schwer sein, wie weit die Menschheit als Ganzes besser geworden ist. In der That, Wahrheit kann es nur eine geben außerhalb unser und gleichzeitig in uns selbst, in unserm Bewußtsein; freilich, nicht so klar für uns wie die Sonne beleuchtet sie doch wie die Lichtwelle einer fernen Weltensonne unser sittliches Leben. Was wären unsre ethischen und sittlichen Prinzipe, wenn die ewige und in sich einheitliche Wahrheit ihnen nicht zur Grundlage diente? Ohne diese Grundlage hätten wir auch keine wissenschaftlichen Wahrheiten, weil sich kein sittliches Streben zur Entdeckung der Wahrheit in uns fände. Jeder von uns, auch der verstockteste Verbrecher, strebt unwillkürlich danach, die Wahrheit in sich zu finden, und sucht seine Thaten vor sich und vor andern zu rechtfertigen. Bei diesem Bestreben verwickeln wir uns freilich in Unwahrheiten, indem wir nicht zu sein, sondern zu scheinen suchen; aber dies ist kein Beweis vom Gegenteil, kein Beweis dafür, daß in uns nicht ein unwillkürliches Streben nach Wahrheit lebe. Dies

alles, nämlich scheinen wollen, statt zu sein, und das ganze Lügengewebe, welches wir zur Rechtfertigung unsres Thuns um uns ausspannen, alles das ist nur ein verzerrtes Streben nach Wahrheit, bei dessen Weitergang wir uns immer mehr von der Wahrheit entfernen, und zwar nur, weil wir auf einen falschen Weg geraten. Schließlich kommt es so weit, daß es für uns gar völlig unmöglich wird, die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden. Hier nun entsteht die spöttische Frage des römischen Prokonsuls: Was ist Wahrheit, wie sie erkennen, sie unterscheiden, wo sie suchen? Und in der That, wie will man das idealste der Ideale begreifen? Wahrheit! Ist sie ja doch etwas Absolutes, ist sie doch Gott! Wir dürfen ja nicht einmal uns erkühnen, sie irgend einmal zu erfassen.

Aber die Unmöglichkeit, sie zu erreichen, bedeutet nicht das Negieren des Strebens nach ihr. Dieses uns von oben gegebene Streben ist unser teuerster Besitz. Tief verborgen in uns ist wenn nicht die Ueberzeugung, so doch das Gefühl, welches uns daran gemahnt, daß es ohne Streben nach Wahrheit kein volles Glück gibt. Man sehe doch nur, wie dieses Streben, wenn es durch Leidenschaften, Unglück, durch das, was man Schicksal oder Zufall nennt, und durch irgend eine falsche Richtung erstickt wird, wie es da in andrer Gestalt erscheint, die dem Anschein nach mit dem Streben nach der Grundlage unsres sittlichen Seins nichts gemein hat. Der beharrliche Eifer im Verfolgen von Zielen, die nicht in der Wahrheit ihren festen Boden finden, verdrängt in uns noch nicht das Streben nach der Entdeckung wahrer Thatsachen oder wissenschaftlicher Wahrheiten, und indem wir auf diese Weise nach der einen Richtung hin unser Streben nach Wahrheit befriedigen, bekümmern wir uns eben deshalb zuweilen nicht um die völlige Befriedigung desselben nach einer andern, höheren Richtung hin. So können sich z. B. große, sittlich aber nicht hochstehende Genies, Eroberer und Fürsten, die die Wahrheit mit Füßen treten, leicht die Ueberzeugung einreden, sie handelten recht, weil bei ihnen das Streben nach Wahrheit in den von ihnen erreichten grandiosen Resultaten seine Befriedigung findet; und wirklich fördern diese Resultate die Entdeckung und Verbreitung verschiedener thatsächlichen Wahrheiten. Alles das sind Illusionen, die mit unsrer Existenz unzertrennlich verbunden sind. Der Glanz der Wahrheit ist ein so heller, daß das Streben nach ihr allein, ohne Illusionen, uns schon blenden müßte; deshalb ist bei dem unüberwindlichen Drang nach Wahrheit die Lüge für uns unvermeidlich geworden. Da wir nicht wissen, was Wahrheit ist, aber, einem in uns gelegten Drange folgend, unaufhaltsam ihr

zustreben, so müssen wir zu unserm Glück und unserm Unglück beständig in Illusionen und einer abwechselnden Folge von Hallucinationen leben. Der Umstand, daß das unvermeidlich ist, dient uns als Milderungsgrund vor dem Richterstuhl unsres Gewissens, hebt aber nicht endgültig die Befähigung in uns auf, zu uns zu kommen und unsre Illusionen und Hallucinationen als solche zu erkennen. Auch bei dem tollsten Hallucinieren wäre es widerwärtig und absurd, anzunehmen, daß es jene eine, allgemeine und einheitliche Wahrheit nicht gebe, daß nur die durch die Sinne gewonnenen Thatsachen und die aus ihnen gezogenen Verstandesschlüsse Wahrheiten seien, jede andre Wahrheit aber ein relativer und nur interimistisch pro domo sua verbindlicher Begriff. Wären wir dieser Ansicht, so verwandelten wir unsre Illusionen aus einem uns vor dem unerträglichen Glanz der Wahrheit schützenden Augenschirm in dunkle undurchdringliche Nacht.

Alles dies ist vor dem 29. Januar (1880) geschrieben. In diesen Tagen ist mein Darmkatarrh recht böse geworden. Während des Vollmonds hatten wir beständig gleichmäßiges, ruhiges und klares Wetter bei —10, —12° R. am Morgen und in der Nacht; am Tage 0° und +1° R. Die Sonne wärmt schon ganz ordentlich. Das ist für mich und für alle Darmkatarrhkranke, glaube ich, das Gefährlichste: auf Spaziergängen gerät man in der Sonne leicht in Transpiration und erkältet sich ebenso rasch im Schatten. Uebrigens ist vom 25. auf den 26. Januar das Barometer gefallen; wir haben Reif, Nebel und von —5 bis zu +2° R.

Am 28. Januar wurde es mit meinem Katarrh etwas besser. Nachdem ich meine beliebte Lösung von salzsaurem Chinin in Pfefferminzthee eingenommen habe (ich brauche bis zu 10 Gran), fühle ich mich nicht übel, und nach einem Spaziergange im Zimmer bin ich in leichte Transpiration geraten.

Heute ist der Himmel wolkenlos; gegen 10° R. Frost, ruhig.

So eine Art dolce far niente. In den Ohren fühle ich ein Sausen, das aber nicht allein vom Chinin kommt, sondern nur mein gewöhnliches, durch den Gebrauch von Chinin nur verstärktes Ohrensausen ist, welches mir gar nicht beschwerlich wird; ich habe nur die Empfindung, als hörte ich von fern her das abendliche Gebrause der Straßen einer großen Stadt. Im Kopf ein Kaleidoskop von Gedanken, in statu nascente; einer löst schnell den andern ab, und das Vergangene tritt immer wieder an die Stelle des Gegenwärtigen und umgekehrt. Es will meiner Aufmerksamkeit nicht gelingen, irgend einen Gedanken zu fassen und festzuhalten, und doch funk-

tionieren dabei Aufmerksamkeit und Denken, Phantasie und Gedächtnis, alle zu gleicher Zeit. Das heißt also, bei mir, wie bei jedermann glaube ich, in gesundem und in anormalem Zustande, funktioniert keine dieser Fähigkeiten getrennt von den andern; mein Ich spielt jetzt gleichsam auf den Tasten eines Instruments, indem es bald das Gedächtnis, bald die Einbildungskraft, bald den Verstand leise berührend anschlägt. Nur entlockt mein Ich augenblicklich, indem es eine jede dieser seiner Tasten anschlägt, denselben nur schwache und unklare, wenngleich auch nicht ganz zusammenhanglose Töne. Solch ein Zustand hat seinen Reiz; er ist eben das dolce far niente unsres Ich.

9.

Indem ich das in den letzten Tagen Niedergeschriebene durchlese, bemerke ich, daß ich von Illusionen gesprochen habe. Ja, sie, unser Augenschirm, wie ich sie genannt habe, sind unser Talisman. Jeder, der sich selbst beobachtet, wird leicht einsehen, welche Dienste sie ihm erweisen, und wenn er sich in scharfer Zucht hält, sie den Weg nicht allzusehr verdunkeln lassen, auf welchen ihn der ihm innewohnende und deshalb unüberwindliche Drang nach Wahrheit hinweist.

30. Januar (1880). Draußen idem. Hell, still, Morgentemperatur —12° R.; um die Mitte des Tages in der Sonne bis zu 0° und mehr.

Alles wird klar und verständlich, wenn man nur mit den Thatsachen verständig umzugehen und scharf zu beobachten versteht, seine Sinne schärft und regelrechte Beobachtungen anzustellen lernt; dann werden die Wunder und Mysterien der Natur schon verschwinden und die Einrichtung und der Aufbau des Weltalls wird zu einer so gewöhnlichen Thatsache werden, wie alles das für uns dazu geworden ist, was früher als unzugänglich und geheimnisvoll verborgen galt. Diese Ueberzeugung dringt mit jedem Tage je mehr und mehr in das Bewußtsein nicht nur der Vorkämpfer und Priester der Wissenschaft, sondern auch der breiten Massen. Dies ist eine der hauptsächlichsten modernen, allerwohlthätigsten und nützlichsten Illusionen. Nützlich ist diese Illusion schon um deswillen, weil sie alle unsre geistigen Kräfte auf Objekte hinlenkt, welche der exaktesten Analyse und Untersuchung seitens der Sinne zu unterziehen sind;

auf diese Weise kommen wir gar nicht dazu, unsre Interessen einseitig Dingen zuzuwenden, welche für uns auf immer ein unergründliches Geheimnis werden bleiben müssen. Je spezieller und beschränkter das Objekt unsrer Forschung ist, um so mehr Hoffnung haben wir auf ein exaktes und klares Resultat, um so stärker sind die Illusionen, und um so ruhiger und gehobener fühlt sich der, welcher seine ganze Aufmerksamkeit und Zeit der Forschung geweiht hat. Indem wir so unser ganzes Leben solchen, nach dieser Methode der Forschung gestalteten Studien widmen und uns in dieselben vertiefen, kommen wir denn auch schließlich zu der Ueberzeugung, daß es auf der Scene, auf der unser Leben sich abspielt, nichts hinter den Coulissen Verborgenes gibt, und alles, was als solches erscheint, es nur für den ist, der scharf hinzuschauen nicht wünscht oder nicht versteht. Wenn wir indes uns weder von der imponierenden Größe verschiedener Entdeckungen, noch von der gewaltigen Bedeutung der durch die empirische Forschung gewonnenen Resultate beirren lassen, vielmehr uns darüber klar zu werden suchen, worin denn eigentlich das Wesen des von uns auf diese Weise erworbenen Wissens bestehe, so werden wir uns bald davon überzeugen können, daß wir allein und ausschließlich die äußere Seite der uns umgebenden Welt und unser selbst erkennen.

Die einen von uns interessiert ausschließlich der Mechanismus der Erscheinungen, die Konstruktion, Organisation und Funktion der verschiedenen Apparate und Vorrichtungen des Lebens und dessen Formen; andre wieder beschäftigen sich mit der praktischen, und eben deshalb auch nur äußeren Seite des Lebens. Auf diese Weise werden unsre Kenntnisse und Begriffe vom Leben des Weltalls unstreitig bereichert, und wird dessen äußere Seite vielseitigster Forschung unterzogen; doch bleibt es ebenso unzweifelhaft, wie früher und wie allezeit, daß „ins Innre der Natur dringt kein geschaff'ner Geist." Eben diesem für unsern geschaffenen Geist so drückenden Geständnis suchen wir seine Schärfe durch die wohlthuende Illusion zu nehmen, welche unsre ganze Aufmerksamkeit auf die äußere Seite des Lebens der Welt konzentriert.

Wem von denjenigen, die mit der Erforschung thatsächlicher Wahrheiten beschäftigt sind, oder mit dem praktischen Leben zu thun haben, wird es in den Sinn kommen, über das Wesen der Dinge nachzudenken? Wer von denen, die in praktischer Beschäftigung stehen, wird glauben wollen, daß diese Wesenheit keineswegs das ist, was uns durch unsre Sinne vermittelt wird? Alles erscheint dem einfach, der an die einfache Betrachtung aller Dinge gewöhnt ist.

Ja, den wissenschaftlichen Forscher interessiert gerade am meisten die Frage nach dem Wie und nicht die nach dem Warum. Wir sehen, daß das Blatt wächst, wir beobachten sein Wachstum, wir erkennen die Konstruktion und Organisation der Zellen, wir verfolgen Schritt für Schritt die Teilung und Vermehrung der Zellen und der ganze Mechanismus des Entwickelungsvorganges liegt klar vor uns zu Tage. Aber was läßt das Blatt gerade so und nicht anders wachsen? Was läßt die Pflanze und das Tier diese oder jene charakteristische Gestalt annehmen? Weswegen enthalten Same und Ei den Keim gerade des Typus und der Art, von welcher sie herstammen? Was verbindet und zieht die Lauge zur Säure? Was läßt die Atome kohärieren? Was einen Körper zum andern gravitieren? Weswegen geht die Muskelbewegung in Wärme über und die Wärme in Bewegung? Weswegen erregt die Vibration der Atome in uns die Empfindung der Wärme? Alle diese und Tausende von andern Fragen, die alle unlösbar sind, weil wir das Wesen der Dinge nicht kennen, beweisen, daß wir von Geheimnissen umgeben sind: und wenn uns alle diese Geheimnisse nicht als Wunder gelten, so läßt sich dafür nur die Erklärung geben, daß wir ihnen auf Schritt und Tritt begegnen. Wir nennen sie nicht Wunder, sondern auf Naturgesetzen gegründete Erscheinungen, ohne doch zu wissen, woher sie eigentlich kommen. Wenn wir aber auf irgend eine Erscheinung stoßen, die unter Umständen vielleicht weit weniger wunderbar, dafür aber nicht gewöhnlich und nicht alltäglich ist, so tragen wir kein Bedenken, sofort zu zweifeln, und ihr nicht zu glauben, oder aber über Gebühr zu glauben und sie für ein Wunder zu halten. Dergestalt sind unsre Illusionen, und Gott sei Dank dafür! Ohne sie wäre es unerträglich in dieser geheimnisvollen, von einem Zauberkreis umgebenen Welt zu leben, aus dem es keinen Ausgang gibt.

10.

8. Februar (1880). In diesen Tagen haben bei Neumond nach zweitägigem, schwachem Tauwetter bei 0° und +2° R. die sogenannten Lichtmeßfröste von 25—30° begonnen und dauern noch jetzt an. Die Sonne lenkt zum Sommer hin, der Winter aber besteht auf seiner Kälte. Habe eine Fahrt zu einem Kranken nach Kischinew gemacht; in einem Waggon hatte man bis auf +18° R.

geheizt, auf dem Rückwege aber hatte ich im Eilzuge — 2° und — 3°.

Ist dem aber schließlich nur auch so, ist ihrerseits nicht am Ende die Annahme eine Illusion, daß es noch irgend ein unbekanntes und der Forschung nicht zugängliches Wesen der Dinge gebe? Ist dieses Wesen nicht eben gerade nur das, was uns vermöge der Erfahrung und Beobachtung bekannt wird? Sind nicht unsre Sinne von Natur so eingerichtet und eben dem Zweck angepaßt, daß wir die Dinge als solche erkennen mögen, wie sie in Wirklichkeit und ihrem Wesen nach sein müssen? Ist das sensus nos fallunt nicht am Ende nur ein asylum ignorantiae? Man muß nur verstehen, mit den Sinnen zu operieren, sie an ihre Arbeitsleistung gewöhnen und sie schärfen, muß verstehen, den durch die Sinne uns zugeführten Empfindungen die richtige Deutung und Erklärung zu geben, und die Sinne werden uns nie täuschen.

In diesen Einwänden steckt ein Teil Wahrheit, aber auch nur ein Teil. Erstens urteilen wir über unsre Sinne und die uns durch sie zugeführten Ergebnisse nicht anders als subjektiv und individuell, und ihre Kontrolle ist ausschließlich nur auf ihre solidarische Bürgschaft gegründet. Richter über das, was sinnlich wahr und nicht wahr ist, bleiben eben doch wieder dieselben Sinne. Was heute auf Grundlage der sinnlichen Erfahrung allen als unbestreitbar erscheint, das kann morgen durch dieselbe Erfahrung umgestoßen werden. Es gibt eine Grenze für die Ausbildung der Sinne, und je mehr ein Sinn geschärft wird, um so leichter wird ein Versehen, um so unmöglicher wird seine Kontrolle durch einen andern Sinn. Und wie sehr auch endlich meine Sinne geschärft und ihren Zwecken angepaßt werden mögen, die Frage wird für mich doch immer ungelöst bleiben: Was ist das von mir beobachtete Objekt ohne mich? Ich erkenne jedes Ding nur nach dem von ihm auf mich hervorgebrachten Eindruck und der entsprechenden Empfindung, eine Empfindung aber ohne mein Ich ist für mich undenkbar. Inzwischen bleibt für mich außer Zweifel, daß jedes meiner Untersuchung unterworfene Ding auch ohne mich existieren kann und wird. Was ist's denn aber in diesem Falle?

Aber außer dieser offenbar unlösbaren Frage muß das Wesen der Dinge — das Ding an und für sich selbst — noch etwas andres, nicht nur das, was uns unsre Sinne davon vermitteln, auch noch aus dem Grunde sein, weil alle unsre sinnlichen und geistigen Vorstellungen von den Dingen, mögen sie auch noch so deutlich und klar sein, uns niemals einen allseitigen Begriff auch

nur von der rein äußerlichen Seite des von uns untersuchten Gegenstandes geben werden. Ja, wenn wir in das Wesen der Gegenstände, und wäre es auch nur allein von deren sinnlicher Seite, eindringen könnten, so wüßten wir, was Kraft und was Stoff ist; und wenn wir uns die Dinge vorstellen könnten, wie sie an und für sich sind, ohne Hilfe unsrer Sinne, d. h. nicht nur so, wie sie uns scheinen, so begriffen wir das Geheimnis des Schaffens sowohl als auch die Mysterien der Schöpfung. Doch ist für uns nicht nur dies unerreichbar, nein, unmöglich ist's, auch nur jedes Ding der Analyse aller unsrer Sinne zu unterziehen; Myriaden von Dingen sind uns noch unbekannt; Myriaden werden uns völlig und auf immer unbekannt bleiben; und unsre Vorstellungen von den Dingen, welche man durch künstliche Schärfung der Sinne noch entdecken und untersuchen könnte, sind, so klar sie uns auch scheinen mögen, doch nicht mehr als Visionen, Nebelbilder und Anklänge, die nicht selten unsern Geist in ein wegloses Labyrinth von Hypothesen und Illusionen verstricken.

Eine zweite für uns wohlthätige Illusion ist unsre unerschütterliche Ueberzeugung von der Freiheit unsres Willens, Denkens und Gewissens. Ohne diese für uns so teure Ueberzeugung wäre unser sittliches Leben unmöglich, und auch die Aeußerungen unsres physischen Lebens stießen in eben uns selbst beständig auf Hemmnisse. Es ist nicht leicht, sich von dem Glauben zu bekehren, daß man nicht vermag, das nicht zu wollen, was man will, daß man nicht vermag, das nicht zu wollen, was unsern seelischen und geistigen Fähigkeiten zu wollen eigen ist. Mein Denken vermag sich nicht außerhalb gewisser bestimmter Denkgesetze zu äußern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in Sinnlosigkeit zu verwandeln. Mein Gewissen verlangt von mir nur das, was ich für vereinbar mit ihm (sittlich) halte, und wenn ich den von mir als verbindlich anerkannten Gesetzen des Gewissens zuwiderhandle, so nur deshalb, weil letzteres in mir unfrei geworden ist. Uebrigens läßt sich nur behaupten, daß weder der Wille, noch das Denken, noch das Gewissen des Menschen willkürlich, sondern vielmehr innerhalb der Grenzen frei sind, welche uns durch gewisse organische und psychische Gesetze gesteckt worden.

Willkür und Freiheit sind natürlich nicht gleichbedeutende Worte, ebensowenig wie Wille und Wunsch untereinander gleichbedeutend sind. Ich will und ich wünsche — das sind zwei verschiedene Begriffe. Doch können weder unsre Wünsche noch unsre Willensneigungen willkürlich sein, wenngleich sie uns auch als solche er-

scheinen mögen. Ich wünsche in diesem Augenblicke irgend etwas, weil meine inneren oder organischen (durch die Organe mir zugeführten) Empfindungen und alle vorhergehenden Umstände und Bedingungen mich eben dieses und nicht irgend etwas andres wünschen lassen; ich kann meinen Wunsch ändern oder zum Schweigen bringen, aber nur, wenn mein Wille noch nicht unter dem Druck verschiedener Wünsche und andrer anormaler Bedingungen erschlafft ist. Unser Wille muß in normalem Zustande sein, und immer stärker als die Wünsche. Der Wille ist immer thätig und lenkt unsre Handlungen. Deshalb kann ich etwas Gutes wünschen und zu gleicher Zeit etwas Schlechtes wollen und thun. Nur rein physische Hemmnisse können die Thätigkeit eines starken oder normalen Willens behindern. Wirklich findet sich in letzterem eine Neigung zur Willkür; aber gleichwohl muß auch der Wille bezüglich seiner Stärke im entsprechenden Verhältnis zur organischen Energie unsres Ich stehen. Ich kann wünschen, meine Hand zu erheben, aber mein Wille und die ihm folgende Handlung sind durch die Fähigkeit, den Willen meiner Hand zu übermitteln, beschränkt, und wenn diese gelähmt ist, so wird es trotz all meines Wunsches, sie zu erheben, doch nicht zu einem thatkräftigen Wollen kommen. Ich werde vielleicht noch so manches Mal in meinem Tagebuch auf diese aktuelle Frage zu sprechen kommen müssen.

Eine dritte Illusion unsres psychischen Lebens, die nicht weniger wohlthätig als die beiden ersten ist, steht mit der Inkonsequenz unsres Verstandes und unsrer Phantasie in Zusammenhang.

Die reine Vernunft, getrennt von den andern psychischen Fähigkeiten genommen, kann natürlich nicht inkonsequent sein, aber wir können nicht unsern Geist derartig arbeiten lassen, daß nur die reine Vernunft allein thätig wäre; vielmehr operieren gleichzeitig auch unsre Aufmerksamkeit, unser Gedächtnis, unsre Einbildungskraft und unsre Wünsche, und in nicht seltenen Fällen (im praktischen Leben) lassen wir uns noch durch die eine oder andre Leidenschaft in Erregung bringen und fortreißen. Deshalb ist unser, dem Prinzip nach konsequenter Verstand in der Praxis fast immer inkonsequent. Und das ist unser Glück und unser Unglück.

Und so muß denn unser Verstand kraft der ihm innewohnenden Folgerichtigkeit bei jeder Weltanschauung zur Annahme eines Unendlichen und Unbegrenzten gelangen, was er auch immer seiner Betrachtung unterziehen möge; mag dies nun der Raum oder die Zeit oder die Bewegung, die Kraft, die Materie sein, immer muß er schließlich zur Unendlichkeit, Unbegrenztheit, Ewigkeit gelangen,

wenn er sich auch niemals von diesen Attributen irgend einen bestimmten und klaren Begriff zu bilden im stande sein mag. Und keine Kraft denkender Phantasie vermag uns irgend ein Bild der Unendlichkeit zu schaffen, bis zu deren Grenzen unser Verstand mit der ihm innewohnenden Folgerichtigkeit gewissermaßen unabwendbarerweise vordringt. Diese unbestreitbare Existenz eines unendlichen, unbegrenzten und ewigen Prinzips, zu welchem unser Verstand und unsre Phantasie in sozusagen unabwendbarer, von innen unabhängiger Weise gelangen, indem sie das Endliche, Begrenzte und Zeitliche betrachten, ist nicht nur eine der Erforschung der Sinne zugängliche Thatsache, sondern steht höher als jede Thatsache, denn sie ist das unbedingte Postulat der reinen Vernunft, welche von dieser auch ins Gebiet der Phantasie übertragen wird. Inzwischen sind Vernunft sowohl wie denkende Phantasie im praktischen Leben beständig mit der Betrachtung verschiedener Veränderungen alles uns Umgebenden beschäftigt, und eben diese beständigen Veränderungen im Raum, in der Zeit, in der Bewegung, in der Kraft und in dem Stoff widersprechen nun den folgerichtigen Schlüssen der reinen Vernunft, und lassen uns überall und in allem uns Umgebenden nur Zeitliches, Begrenztes und Beschränktes finden. Eben dies ist nun eine Illusion, die uns Glück und Unglück bringt, aber, im allgemeinen genommen, mehr wohlthätig wirkt, weil sie uns alle unsre geistigen Kräfte auf die Erforschung der Veränderungen konzentrieren läßt, welche außerhalb unser in dem grenzenlosen Raum und der grenzenlosen Zeit vor sich gehen. Ohne diese erzwungene Inkonsequenz unsres Verstandes und ohne diese durch sie veranlaßte Illusion verlöre und versenkte sich die Thätigkeit unsres Geistes und unsrer Phantasie in eine für uns unfruchtbare Betrachtung der uns unzugänglichen Unendlichkeit.

II.

Nach dreitägigem Tauwetter (+4° R. und mehr) vom 9. bis zum 12. Februar 1880 haben wir wieder Frost 7° R. (12. Februar) und am 13. und 14. Februar ist endlich nach Morgenfrösten von 27—30° prachtvolles, heiteres Wetter bei völliger Windstille und —4° eingetreten.

Es atmet sich leicht und ließe sich wohl noch leichter atmen,

wenn das Ereignis vom 5. Februar*) nicht geschehen wäre, das mit seinen schrecklichen Einzelheiten erst am 9.—10. Februar uns hier bekannt geworden ist.

Ich kann es gar nicht glauben, daß unsre eigene russische Jugend — soweit ich sie kenne — ohne erfahrene Führer im stande wäre, mit solch teuflisch-energischer Ausdauer zu Werke zu gehen. Das hat weder früher je in unserm Charakter gelegen, noch liegt's in unsrer Natur. Hierin sind vielmehr die romanischen Völker Meister und vom slavischen Stamm höchstens noch etwa die in Konspirationen wohlbewanderten Polen.

Die Ereignisse der letzten Zeit beweisen die Existenz einer festgefügten und dabei konsequent vorgehenden geheimen Organisation, die über bedeutende Mittel verfügt, und einen gewissen Plan verfolgt. Wo ist deren Stützpunkt? Das ist jetzt die wichtigste Frage. Schwerlich ausschließlich in unsrer Gesellschaft, d. h. in gewissen Schichten derselben; sicherlich befinden sich die Haupträdelsführer mit ihren geheimen Triebfedern außerhalb unsrer Gesellschaft; für diese liegt denn doch darin etwas zu tief Einschneidendes und zu teuflisch Erdachtes.

Unser Charakterdämon ist nicht so bösartig und in seiner Bosheit nicht so energisch und konsequent; hier birgt sich vielmehr eine Organisation nach Art der italienischen Carbonari und der polnischen Rzonde. Oder sollte sich unsre neue Generation im Verlauf unsrer letzten Entwickelungsepochen in so teuflischer Weise verändert haben?

Indes habe ich bemerkt, daß dieses furchtbare Ereignis, welches mich und meine Frau auf lange Zeit hin gar nachdenklich gestimmt und eine Art bangen Kummers über unser Inneres gebreitet hat, daß dieses Ereignis, sage ich, allem Anschein nach auf die uns umgebenden Menschen nicht den erschütternden Eindruck gemacht, den man wohl hätte erwarten sollen. Die Juden redeten freilich alles mögliche läppische Zeug zusammen, aber unter dem Volke, den Bauern, hörte man gar keine Erörterungen darüber und war keine lebendige Teilnahme zu verspüren. Und eben diese der Gleichgültigkeit so nahe kommende Teilnahmlosigkeit ist ärgerlich und betrübend. Wen aber soll man deswegen einer Schuld zeihen? Unsre Gesellschaft ist von oben bis nach unten in jahrhundertelanger Geschichte an vollständige Gleichgültigkeit gewöhnt worden, und nun hat beim ersten Beginn ihrer Entwickelung (zu der sie noch dazu eine höhere Macht gedrängt) vor allem unser noch unreifes junges

*) Die Explosion im Winterpalast zu St. Petersburg.

Geschlecht diese unsre widerwärtige Indifferenz zu ihrem Unglück gegen eine Art böswilliger Monomanie vertauscht. Und so haben wir's denn wirklich erleben müssen, daß die Regierung eines guten Herrschers, dem es schon in 25 Jahren gelungen war, seinen Namen in der Geschichte der Entwickelung Rußlands unsterblich zu machen, der verderbenbringenden Thätigkeit unerhörter Verbrechen und wahnwitziger Ideen ein weites Feld der Wirksamkeit eröffnete.

Spricht das aber nicht dafür, daß im Laufe langer Jahre in den geheimen Tiefen der Gesellschaft ein Material sich angehäuft hatte, das beim ersten Anblitzen der Freiheit sich entzünden und explodieren mußte?

Und warum — das ist die zweite Frage, die sich uns hier aufdrängt — warum zeigten sich bei der ersten Morgenröte eines neuen Lebens in unserm Volke gar keine sozialen Elemente und Faktoren, die, diesem Uebel an Stärke gleichkommend, die nötige Gegenströmung zu ihm gebildet hätten?

Wir glauben schwerlich irre zu gehen, wenn wir die Erklärung für diese betrübende Erscheinung darin suchen, daß man keine genügende Sorgfalt auf eine nüchterne Analyse der verschiedenen Bestrebungen und die notwendige Unterstützung derjenigen verwandt hat, auf deren inneren Antagonismus man sich im Kampf mit jenem Uebel hätte stützen können. Alle über einen Kamm zu scheren ist ja die leidige Gewohnheit unentwickelter, unerfahrener und grober Personen und Gesellschaften. Die Kunst zu analysieren, das Vermögen, in jedem einzelnen die gute Seite aufzufinden und es nicht nur bei passender Gelegenheit zu benutzen, nachher aber beiseite zu werfen oder gar in Ketten zu schmieden — das alles ist ja, wie ich sehr wohl weiß, durchaus nicht leicht; aber ohne das alles darf man eben auch nichts Vernünftiges erwarten und sollte lieber ganz Abstand davon nehmen, jungen Wein in alte Schläuche zu gießen.

Es gibt Perioden in der Geschichte der Völker, wo diese durch die Logik der Thatsachen unweigerlich und unaufhaltsam zu einem neuen Leben berufen werden, und ihre Regierungen — sie mögen nun wollen oder nicht — ihren Konservatismus aufgeben müssen. Wenn die Regierenden diesen für Reformen und Neueinführungen günstigen Moment nicht richtig abgepaßt haben, sondern ihn verstreichen lassen und nun durch die Gewalt der Umstände gezwungen werden, jenen — oft zur Unzeit — Raum zu geben, dann kommen leicht alle schädlichen, schon überreifen und noch nicht reifen Elemente der Gesellschaft in Gärung, und das Resultat jener Neueinrichtungen, wie wohlthätig sie auch an sich sein mögen, erweist sich als ein

schlechtes. In einem gesunden Volks- und Staatsorganismus werden freilich diese schlimmen Folgen nie lange andauern, vielmehr wird die Gärung sich bald legen und alles wieder ein neues Leben beginnen.

Alle Reformen der jetzigen (1880) Regierung sind meiner Meinung nach bedauerlicherweise zu spät gekommen. Die Bauernbefreiung hätte lange vor 1848 geschehen sollen, als in Europa noch alles ruhig war, der Sozialismus sein Haupt noch nicht erhoben hatte und unsre Finanzen sich noch in gutem Zustande befanden; bei uns herrschte Stille und Friede und volles Genügen; alle Stände waren einem festen Willen unterthan, der auch auf dem ganzen Kontinente seine dominierende Stellung behauptete.

Statt dessen fielen die Aufhebung der Leibeigenschaft und hernach auch die andern, diesem Akte notwendigerweise folgenden Reformen in eine äußerst ungünstige Epoche: einerseits ein unglücklicher Krieg, welcher eine schreckliche Unordnung und arge Mißbräuche der (Militär- sowie Zivil-) Verwaltung zu Tage brachte, und schließlich ein schimpflicher Friede; andrerseits als Folge der drückenden und lästigen Maßregeln, die nach den 1848er Revolutionen in Europa auch bei uns ergriffen wurden — die allgemeine innere, dumpfe und nur mühsam verhaltene Unzufriedenheit in fast allen Schichten der Gesellschaft, die durch den Krieg arg verwirrten Finanzverhältnisse, der polnische Aufstand, die verstärkte Agitation der Emigranten, welche bei der ganzen Jugend und selbst bei einzelnen Persönlichkeiten der Regierungskreise Teilnahme zu erregen wußte. Hätte man wohl für eine der radikalsten sozialen Reformen eine noch gefährlichere Zeit finden können? Und derweil war es schon gar nicht mehr möglich, sie noch weiter zu verschieben — sie war schon so wie so verspätet. Und so war denn notwendigerweise das Siegel Salomos von dem Fläschchen mit den darin gefangen gehaltenen Geistern herabgerissen: die Geister flogen zur Unzeit heraus und wollen sich nicht wieder, dem Gebot des Zauberers gehorchend, in das alte Gefängnis zwingen lassen. Doch nicht genug damit, erwiesen sich diese Geister — und unter ihnen gab es natürlich auch viele böse — zeitweilig als unentbehrlich. Mit ihrer Hilfe emancipierten zur unruhigen Zeit des polnischen Aufstandes einige von später aus irgend einem Grunde (wohl um ihrer Erfolge willen) berühmt gewordene Persönlichkeiten die Bauern in den westlichen Gouvernements; und diese Geister spuken unzweifelhaft auch heute noch (1880) in jenen Provinzen in der Gestalt verschiedener Subalterner der wohlweisen Administration umher. Die Theorie der hohen und höchsten Administrativ-

beamten war ja gewiß sehr fein durchdacht: die freien, wenngleich auch nicht ganz zuverlässigen Kräfte zu benutzen und sie dann auf unbestimmte Zeit heimzuschicken. Sind doch manche Heilige selbst auf dem Teufel geritten, wo's ein gutes Werk galt! Aber in praxi erwies es sich, daß die Geister modernen Schlages hartnäckiger und nicht gutmütiger als jene alter Teufel sind: kaum ließ man ihnen freien Spielraum, so wurden sie auch begehrlich. Ueber all das wollte ich — und werde ich auch noch — später einmal bei passender Gelegenheit sprechen, doch habe ich auch jetzt mit meinen Gedanken darüber nicht zurückhalten können: das widerwärtig scheußliche Ereignis vom 5. Februar hat mich etwas aus meinem Geleise gebracht und ganz unwillkürlich habe ich, wenn auch nicht an der rechten Stelle, darüber zu reden begonnen. Doch will ich nur schnell wieder zu meiner lichten und tröstenden Weltanschauung zurückkehren.

12.

Ist indes aber auch wirklich alles so, wie ich annehme?

Ist nicht gerade das eine Illusion, was für uns unfaßlich ist: Unbegrenztheit, Unendlichkeit und Ewigkeit? Anfang und Ende, Geburt und Tod begegnen wir und bringen uns dieselben auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein. Unsre ganze Existenz auf der Erde steht in ununterbrochener Abhängigkeit von begrenzten, endlichen und zeitlichen Dingen. Unsre Haupthilfsmittel zur Erkenntnis der Dinge, die Sinne, sind ausschließlich zur Bestimmung und Ausmessung der Grenzen des Raumes, der Zeit und der Bewegung eingerichtet. Wo soll denn da eine Illusion sein? Ja, am besten für uns wäre es, das Bewußtsein von einer Illusion hier in uns gar nicht aufkommen zu lassen und dementsprechend zu handeln; das wäre praktisch, und es führt zu nichts, oder aber führt eher zum Schlimmen als zum Guten, wenn wir uns davon überzeugen wollen, daß unser Handeln in einer Welt der Illusionen vor sich gehe.

Das alles mag immerhin schon seine Richtigkeit haben, doch brauche ich nur die Augen nach oben zu erheben und auf den Himmel zu schauen und die Unbegrenztheit wird mir zu einem unumstößlichen Faktum; ich brauche nur an den Weltenbau und die in ihm enthaltene Materie und Kraft zu denken, und der Gedanke an ein ewiges, unveränderliches Prinzip steigt unwillkürlich vor mir auf

und frappiert mich durch seine unergründliche Tiefe. Wenn aber das Grenzenlose und Ewige nicht nur ein Postulat des Verstandes, sondern auch die allergewaltigste Thatsache ist, wie mag man da die Existenz des Begrenzten und Zeitlichen mit dieser Thatsache in Uebereinstimmung bringen? Und hier liegt nun eben die Illusion; begrenzt, beschränkt und zeitlich erscheinen uns allein die Aeußerungen des unbegrenzten und ewigen Prinzips, und auch in ihnen sind ausschließlich die Veränderungen begrenzt und zeitlich. Diese Aeußerungen können wegen der ewigen Bewegung und des ununterbrochenen wechselseitigen Uebergangs von Kraft und Stoff ineinander nicht beständig dieselben sein. Das Weltall ist ein ungeheures, ewig sich drehendes Kaleidoskop; die Figuren ändern sich unablässig, aber die dasselbe treibenden Motoren, Gedanke und Kraft, sind ewig und unveränderlich.

Und so überzeugen mich denn mein Verstand und meine Phantasie, die meiner Ansicht nach nie voneinander zu trennen sind, von der Existenz eines unendlichen und ewigen Prinzips. Ohne die Phantasie hätte auch der Verstand eines Kopernikus und Newton uns nicht eine Weltanschauung gegeben, wie sie jetzt zum Besitz der ganzen gebildeten Welt geworden ist. Nichts Großes in der Welt ist ohne die Mitwirkung der Phantasie ausgekommen. Bei ihr, dieser denkenden Phantasie, muß man sich auch bei der Lösung jener schier unlöslichen Frage Rats erholen, welche das Verhältnis des Stoffs zu diesem unbegrenzt ewigen Prinzip des Weltalls betrifft.

Und da behaupte ich denn, daß in der von der Phantasie unterstützten geistigen Analyse der Stoff sich sozusagen verflüchtigt, und an der Stelle seiner Atome in der Phantasie die Kraft als Residuum zurückbleibt. Was diese eigentlich ist, das wissen wir ebensowenig, wie wir es von den elementaren Atomen des Stoffes wissen. Eins nur ist für mich unbestreitbar, daß sowohl diese imaginäre elementare Kraft, als auch diese imaginären elementaren Atome die sinnlichen Eigenschaften nicht haben und nicht haben können, welche Erfahrung, Beobachtung und Wissenschaft uns in dem uns umgebenden Weltall entdecken lassen. Diese elementare Kraft und elementare Materie ist eben solch eine Abstraktion, wie der kosmische Gedanke und das Prinzip des Lebens, aber eine Abstraktion, welche unvermeidlich und ohne willkürliche Beeinflussung beim Nachdenken und der Vorstellung in unsrem Geist zu Tage tritt; unser Verstand findet ohne Willkür seinerseits, oder sagen wir meinethalben, unbewußt (wenngleich dies dem Anschein nach absurd ist), sich selbst und das ihm eigene Streben nach Zweck- und Planmäßigkeit außer-

halb seiner selbst. Das ist seine Eigenschaft. Er besitzt aber diese Eigenschaft eben deswegen, weil sie auch außerhalb seiner, im gesamten Universum existiert, oder mit andern Worten, weil er selbst nur eine Erscheinungsform eines andern, höheren, kosmischen Verstandes ist.

13.

16. Februar (1880). Vier Tage lang haben wir nun schon des Morgens Frost von 2—4° R.; um die Mitte des Tages bis 0° R.; das Wetter ist klar; gestern Morgen hatten wir Schnee. Bei einer neulich von mir auf den Saatfeldern angestellten Probe erwies es sich, daß die Erde unter der Schneedecke einige Zoll tief gefroren ist, und das trotz der tiefen Schneeschicht (stellenweise eine Arschin*) tief) und ungeachtet dessen, daß der Schnee im Herbst auf frostfreien Boden gefallen war; den Winter über ist er bis jetzt noch keinmal abgegangen. Dem Anschein nach ist das Wetter zum Spazierengehen vortrefflich geeignet, in Wirklichkeit dagegen ist es sehr wenig verläßlich. Es weht der hier sogenannte „Marez", ein durchdringender Südwest- oder Nordwestwind, der bei beginnendem Frühling aufzutreten pflegt; er bringt einem trotz seiner Richtung aus Süd und West bis auf die Knochen, und derweil wärmt die Sonne schon ganz bedeutend.

Im Jahre 1860 habe ich mir um diese Zeit (Ende Februar) eine tüchtige Krankheit mit Wechseltyphus geholt, und habe deshalb vor der Tücke des Februars eine heillose Angst; weiß man doch nicht, wie man sich zum Spaziergang kleiden soll; im Pelz transspiriert man natürlich in der Sonne, und bei irgend einer Wendung des Weges bekommt einen der Marez zu fassen. Nicht ohne Grund fürchtet man denselben auch für die Saaten; wehe ihnen, wenn der Schnee auf ihnen gerade zu der Zeit abgeht, wo der Marez weht; im vorigen Jahre war der Anblick der Saaten, die im Februar dem Wüten der Winde ausgesetzt gewesen waren, ein schrecklicher; von Grün keine Spur, und die Felder zeigten gleich nach ihrer Befreiung von der Schneedecke eine schwärzliche Färbung und erholten sich erst später ein wenig, nachdem wieder feuchter Schnee auf sie gefallen war.

---

*) 0,7112 Meter.

„Ich rede bei der Darlegung meiner Weltanschauung immer von einem kosmischen Verstande, von einem kosmischen Gedanken. Wo ist denn aber das kosmische Gehirn? Gedanke ohne Gehirn und ohne Worte — ist das nicht ein Absurdum im Munde eines Arztes? Aber die Biene und die Ameise denken ja doch ohne Gehirn, und denkt denn nicht das ganze Tierreich ohne Worte? Was zwingt uns denn, die Bezeichnung „Gedanken“ nur den menschlichen, cerebralen, in Worten ausgedrückten und menschlich bewußten Gedanken zu geben? Für mich ist letzterer nur eine spezielle Erscheinungsform des universalen Gedankens, der überall verbreitet ist, schaffend wirkt und alles leitet und lenkt. Das Gehirn und das Wort, die wir für das Organ und die Bedingung des Denkens halten, sind selbst Produkte dieser kosmischen Denkkraft und natürlich keine zufälligen Produkte. Wenn zu einem uns unbekannten Zwecke die Herstellung von Organismen nötig war, so mußte der schöpferische Gedanke natürlich, um sich in Bewußtsein und Wort zum Ausdruck zu bringen, irgend ein für diesen Zweck am besten geeignetes Substrat finden; und als solch ein Substrat erwies sich für den Menschen und die höheren Tiere eben das Gehirn. Warum für das menschliche Denken keine andern als gerade die cerebralen Windungen, Zellen, Knoten und Fasern nötig waren, das wissen wir nicht, ebensowenig wie wir wissen, warum die Erschaffung der jetzt existierenden und nicht irgend welcher andern tierischen Typen nötig war; wir können dies eben deshalb nicht wissen, weil sowohl die Einrichtung unsres Denkorgans, wie auch die Schaffung jener Typen die Produkte eines höchsten, kosmischen, für uns nur in seinen Aeußerungsformen zugänglichen Denkens sind. Indem wir auf Schritt und Tritt ein in unserm Sinn unbewußtes Denken finden, gewöhnen wir uns unwillkürlich daran, dasselbe für unser eigenes, menschlich bewußtes anzusehen.“

* *
*

Inzwischen wissen wir jetzt mit Bestimmtheit, daß in unserm Thun und vornehmlich in der Thätigkeit des Sehorganes, dem unbewußten Denken ein bedeutsamer Anteil zufällt; ohne dasselbe wären wir nicht im stande, die uns sichtbaren Gegenstände uns gerade so vorzustellen und zu empfinden, wie sie uns erscheinen. Wir stellen Erwägungen und Berechnungen an, bilden uns Vorstellungen, erinnern uns und wollen in vielen Fällen unbewußt; ohne Zweifel kann man auch unbewußt fühlen, wie das die Reflexbewegungen zeigen, oder aber den Moment der Empfindung sofort, unmittelbar

bei deren Beginn, vergessen. Mir scheint, es ist die Zeit gekommen, wo wir bereits das Bewußtwerden unsres Ich von andern psychischen Akten, wie z. B. Empfindung, Denken, Willen und Einbildung unterscheiden müssen, davon schon gar nicht zu reden, daß die Abstufungen dieses Bewußtseins selbst höchst verschieden sein können. Ich bin der Meinung, daß das Gehirn das ausschließliche Organ des individuellen Bewußtseins ist, unser Denken aber insoweit vom Gehirn abhängt, als dieses das Organ des Worts und der Empfindungen ist, welche uns von den verschiedenen Organen zugeführt werden. Aber weder das Gehirn noch die andern Organe empfinden sich selbst bewußt. Woher kommt nun aber die Empfindung unsres Ich in ihm? Was ist das für eine seltsame Umsetzung verschiedener äußerer und innerer, dem sich selbst nicht bewußt werdenden Gehirn zugeführter Empfindungen in das Gefühl unsrer Persönlichkeit? Kommt nicht auch diese Gefühlsempfindung von außen zu uns, ich will damit sagen, wird dieses Bewußtsein dem Organismus nicht von außen gleichzeitig mit den Elementen vermittelt, welche die Träger des Lebensprinzips sind?

Das Prinzip des Lebens, die Lebenskraft, der Geist des Seins, nennen wir es, wie wir sonst wollen, hat natürlich kein eigenes Ich; es kann kein individuell menschliches Bewußtsein haben, es ist allgemeiner Natur; aber indem es die Kräfte und Elemente zur Bildung von Organismen hinlenkt, gewinnt dieses organisierende Prinzip des Lebens Selbstempfindung und Selbstbewußtsein, Gattungs- und Eigencharakter. In jedem animalischen Individuum besteht außer dem mehr oder weniger klaren Bewußtsein seiner Persönlichkeit noch ein Gattungsbewußtsein, und im Menschen findet sich außer dem Gattungs-Ich auch noch ein allgemein menschliches. Diese verschiedenen Formen des Bewußtseins, als deren Organ vornehmlich die Nervenzentren dienen, ist in meinen Augen nichts andres, als die durch die Lebenskraft ins Werk gesetzte Personifizierung des kosmischen Gedankens. Das ist meiner Meinung nach keine leere Phrase. Ich bin im Recht, so zu denken, weil ich erstens eine andre Erklärung für die Entstehung unsres Ichs nicht kenne; zweitens kann man doch an der Existenz des Lebensprinzips (Kraft) nicht zweifeln, denn man muß ja doch ein X annehmen, welches die Materie im Organismus und die physischen Kräfte beherrscht, und sie zu einem bestimmten festgesetzten Ziel, zur Fortpflanzung der Existenz und zur Selbsterhaltung des Organismus hinlenkt. Drittens endlich organisiert sich die vom Lebensprinzip beherrschte und gelenkte Materie nach einem allgemeinen bestimmten Plane zu gewissen

Typen, und dies bedeutet doch wohl so viel, daß die Organisation der Typen und Formen den Ausdruck und die Personifikation des schöpferischen Weltgedankens in sich darstellt. Da aber dieser Gedanke nicht individuell ist und auch seinem Wesen nach nicht sein kann, so bedarf er natürlich keines besonderen Organes nach Art unsres Gehirns, welches ausschließlich für individuelle Zwecke bestimmt wäre. Gleichzeitig waren zum Ausdruck dieses kosmischen Gedankens weder Empfindungen noch Worte nötig, die für unser individuelles Denken unumgänglich sind.

Ueberhaupt haben wir kein Recht zu behaupten, daß dies oder jenes Organ gerade zu dem Zwecke und für die Funktion bestimmt ist, welche ihm unsre Erfahrungen und Beobachtungen und die Wissenschaft zuschreiben. Wir dürfen nicht behaupten, daß unsre Füße uns gegeben sind, um zu gehen, und unser Gehirn, um zu denken. Nein, wir gehen, weil wir Füße, und denken, weil wir einen Kopf haben. Behaupten, daß wir einen Kopf haben, um zu denken, hieße annehmen, daß die schöpferische Kraft des Lebens kein andres Mittel außer dem von ihr zur Erreichung ihres Zweckes gewählten hatte. Wir müssen dessen eingedenk bleiben, daß wir nicht wissen, weswegen der schöpferische Gedanke sich bewußt in Typus und Form des Menschen und nicht anders personifiziert hat, und gleichzeitig haben wir kein Recht zu behaupten, daß in dem Menschen diese Personifikation, welche in ihm bis zum Eigenbewußtsein vorgerückt ist, auch schon ihren völligen Abschluß gefunden hat; wir haben gar keinen Grund, die Möglichkeit der Existenz von Organismen in Abrede zu stellen, welche mit derartigen Eigenschaften versehen wären, daß die Verkörperung des kosmischen Gedankens in ihnen eine für unser Eigenbewußtsein unerreichbare Vollendung erhielte.

* * *

17. bis 18. Februar (1880). Diese beiden Tage bis zu 4—6° R. Wärme, bei Süd- und Südwestwind, welcher gestern (17.) durchdringender war, heute aber schwach ist. Das Wetter ist klar. In der Sonne taut es, aber allgemeines Tauwetter haben wir noch nicht, wenngleich der Schnee einem schon unter den Füßen zusammenfällt.

Ich weiß, daß meine Weltanschauung nicht jene thatsächliche Unterlage hat, welche man heutzutage von jedem ernsthaften Gedankengebäude verlangt. Aber das ist ja eben das Schlimme, daß ich entweder jeglichen Gedanken an irgend welche Weltanschauung aufgeben oder aber ausschließlich nur allzu allgemeine und deshalb

Abstraktionen nur allzu nahe kommende Thatsachen als deren Grundlage annehmen muß. Mir ist es nicht beschieden, Positivist zu sein; ich bin nicht im stande, meinem Denken zu gebieten: Geh nicht dorthin, wo du dich verirren könntest! Und so gründe ich denn nolens volens meine Weltanschauung auf etwas, was mir außerhalb jeden Zweifels zu stehen scheint, ob dieses auch schon mehr eine Abstraktion als eine Thatsache wäre. Mir scheinen derartige Abstraktionen ebenso unzweifelhaft zu sein, wie meine eigene Existenz; zu ihnen rechne ich die Zweckmäßigkeit des Weltalls, die allgemeine Planmäßigkeit in der Schöpfung, den kosmischen Gedanken, die Kraft unabhängig vom Stoff, den Stoff, der bei der geistigen Analyse sich in etwas für die Sinne nicht zu Erfassendes, d. h. gleichfalls in Kraft verwandelt; das Prinzip (Kraft) des Lebens, welches den Stoff durchdringt, aber weder von ihm, noch von den physischen Kräften abhängig ist, sondern diese Kräfte in zweckentsprechender Weise auf die Selbsterhaltung des Stoffes hinlenkt, der durch eben dieses Prinzip auf die Stufe von Organismen und Individuen erhoben wird. Wenn ich alles dieses als unbestreitbare Wahrheiten ansehe, konnte ich da eine andre Weltanschauung annehmen? Sollte auch irgend einmal von der Wissenschaft der unzweifelhafte Nachweis geliefert werden, daß die höchsten tierischen Typen und Formen, und wir selbst uns unter dem Einfluß äußerer Bedingungen und Kräfte aus niedrigeren Formen entwickelt haben, diese aber wiederum ihrerseits aus dem ursprünglichen organischen Protoplasma entstanden sind, so wird doch meine Anschauung dadurch in keiner Weise verändert werden; ob sich das tierische Leben auf der Erde so oder anders entwickelt haben möge, das Prinzip der Zweckmäßigkeit in der Schöpfung verliert dadurch in nichts an seiner Wahrheit, und das Dasein des Weltgedankens und des Lebensprinzips im Weltall wird dadurch nicht zweifelhafter werden.

Ich vermag mich nicht zu der Ueberzeugung zu bringen (wenngleich ich auch meine eigene Ueberzeugung nicht durch Thatsachen zu bekräftigen vermag), daß im ganzen Weltall unser Gehirn allein das einzige Organ des Denkens sein sollte, daß alles in der Welt außer unsrem Denken sinn- und gedankenlos sei, und daß letzteres allein dem Weltengebäude Sinn und die Bedeutung einer vernünftigen Zweckmäßigkeit verleihen sollte. Bei einer solchen einseitigen Anschauung scheint mir die Bedeutung unsres Gehirns im höchsten Grade sonderbar; es kommt wirklich schließlich darauf hinaus, daß im gesamten Weltall dieses allein, indem es wohl äußere Eindrücke, nicht aber sich selbst empfindet, als Sitz der Aeußerung eines Ich

dient, welches seine Solidarität mit dem Ort seiner Herkunft in keiner Weise anerkennt und sich ihm gleichsam fremd entgegenstellt. Deshalb will mir nicht mehr und nicht weniger wahrscheinlich die andre Annahme erscheinen, daß dieses unser seltsames und recht unklar sich darstellendes Ich von außen her ins Gehirn übertragen wird und sich dort gleichzeitig mit den Empfindungen aus den ihm zugeführten äußeren Eindrücken weiterentwickelt; mit andern Worten, es entsteht die Frage: wird unser Ich nicht von außen her uns zugetragen, und ist es nicht gerade der kosmische Gedanke, welcher im Gehirn einen von der Lebenskraft ad hoc kunstfertig zubereiteten und von ihr für die Verkörperung und individuelle Ausprägung des kosmischen Verstandes bestimmten Apparat findet? In diesem Falle wäre das Gehirn ein künstlich gesponnenes Netz zur Festhaltung und Darstellung dieser Weltvernunft in der Form des Persönlichen.

In jedem Falle erscheint mir diese dem Anschein nach phantastische Annahme doch immerhin noch wahrscheinlicher, als die in der Schule der reinen Materialisten entstandene, der zufolge unser Denken in Abhängigkeit von dem Phosphorgehalt des Gehirns gesetzt wird. Soviel ich auch Fisch und Erbsen (nach Moleschotts Rat) essen möge, niemals werde ich mich doch dazu verstehen können, mein Ich in knechtische Abhängigkeit von einem Produkt zu setzen, welches die Alchimisten einmal zufälligerweise aus dem Urin gewonnen haben. Wenn es uns doch einmal beschieden ist, in unsern Weltanschauungen beständig in Illusionen zu verfallen, so ist doch meine Illusion zum wenigsten tröstlicher Natur. Sie stellt mir das Weltall als vernünftig, die Thätigkeit der in ihm wirksamen Kräfte als zweckmäßig und durchdacht, und mein Ich nicht als Produkt chemischer und histologischer Elemente, sondern als Personifikation der allgemeinen Vernunft dar, welche ich mir als frei nach denselben Gesetzen wirkend vorstelle, die von ihr auch für meine Vernunft festgestellt worden sind, wobei sie aber durch eine nach Art unsrer menschlichen bewußte Individualität in keine hindernden Schranken gebannt wird.

14.

19. Februar (1880). Ausgezeichnetes Wetter bei —1° R. Am Morgen, wie das zum Tage des 25jährigen Jubiläums auch paßt, ist's klar und still.

Vor 25 Jahren traf mich dieser Tag in Sewastopol. Die damaligen Arbeiten auf dem Verbandplatz und meine Krankheit (Typhoid) haben den durch die Nachricht von der Thronbesteigung des neuen Kaisers auf uns hervorgebrachten Eindruck sich nicht klar genug erhalten lassen. Ich erinnere mich nur einer gewissen, stummen Verwunderung beim Empfang der Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolaus: wußten wir doch so gut wie nichts von seiner Krankheit. Vor der plötzlichen Abreise der Großfürsten Nikolai und Michael von Sewastopol verbreitete sich das Gerücht von der Krankheit der Kaiserin und keinem unter uns fiel es auch nur ein, daß unser ein so wichtiges Ereignis harrte. An irgend welche bei der Thronbesteigung des neuen Kaisers zu erwartenden Veränderungen zu denken, hatte niemand auch nur Zeit, da aller Gedanken nur auf die äußerst wenig anmutende Gegenwart gerichtet waren. Der Feind kam mit seinen Belagerungsarbeiten immer näher; neue Kämpfe und neues Blutvergießen standen bevor und alle waren davon überzeugt, daß ungeachtet des Wechsels in der Regierung es mit dem Frieden noch seine guten Wege habe. Zeitungen lasen wir damals fast gar nicht; sie kamen weiß Gott wann an und schließlich hatte man auch keine Zeit zum Lesen.

Seit der Zeit sind 25 Jahre vergangen. Viel Großes ist geschehen, viel Schönes und Gutes; vieles hat sich zum Bessern verändert; aber das Jubiläum ist getrübt durch ein neues, Rußland tief erregendes Sewastopol, das auch teils durch eigene Schuld, teils durch äußere Einflüsse bedingt ward. Die schon längst in der zivilisierten Welt erschienene Krankheit des Weltschmerzes hat sich auch bei uns entwickelt. Aber unsre Weltschmerzler, entschiedener noch als die westlichen, haben sich nicht bedacht, sogleich zu den trübsten Maßregeln zur Heilung ihrer Krankheit zu greifen. Doch darüber später.

Am zweiten oder dritten Tage nach meiner Vereidigung für den neuen Kaiser ging ich aus irgend einem Grunde zu unserm Hospitalapotheker nach Sewastopol und traf ihn gerade auf der Straße, wie er mit einem Kästchen in der Hand von der Post nach Hause zurückkehrte. Da ich gern wissen wollte, was er für eine

Sendung erhalten, ging ich mit ihm in die Apotheke und bei der Eröffnung des Päckchens erwies es sich, daß die atomistische Handapotheke des Leibarztes Mandt darin enthalten war, die zum Gebrauch für alle Militärhospitäler bestimmt war, und auf allerhöchste Verfügung überallhin versandt werden sollte; durch diese Apotheke und folglich auch durch das atomistische Heilverfahren des Doktor Mandt sollten nach der Bestimmung des verstorbenen Kaisers (Nikolai I.) die früheren Apotheken und die früheren Heilmethoden in den Militärhospitälern ersetzt werden.

Als wir das Postpäckchen geöffnet und den Inhalt erkannt hatten, schüttelte unser Apotheker, ein Deutscher und großer Schlaufuchs, höchst kaltblütig den Kopf und sagte, indem er den Kasten wieder schloß: „Zu spät!" Erst später verstand ich recht, worum es sich handelte. Das Reskript des Medizinaldepartements über diese Neueinführung war dem Apotheker wahrscheinlich schon bekannt und er erkannte sofort beim Empfang der seltsamen Sendung aus den Zeiten des alten Regimes und zur Zeit des neuen, welch ein Schicksal ihr bevorstände.

15.

20. bis 21. Februar (1880). Das klare Wetter hält bei unbedeutendem Südwestwind immer noch an, in der Sonne von 0° bis +5° R.; nachts schwache Fröste bis 4° R.

Wo ist denn aber meine Selbstbiographie? Na, ich schreibe sie ja doch für mich selbst, und deshalb ist es für mich am allerwichtigsten, mir selbst zunächst klar zu machen, was ich denn eigentlich bin, und sodann erst zu untersuchen, in wie weit und auf welche Weise mein thatsächliches Leben dazu beigetragen hat, das aus mir zu machen, was ich jetzt bin, d. h. auf welchem Wege ich zu meiner jetzigen (1880) Weltanschauung und zu meinen jetzigen religiösen und sittlichen Ueberzeugungen gekommen bin. Daher ist es unumgänglich notwendig, daß ich mir allem zuvor darüber Klarheit verschaffe, wie ich die mich umgebende Welt auffasse, als was ich mir selbst erscheine, wofür ich mich selbst halte, woran ich glaube und woran ich zweifle, was ich liebe und was ich hasse. Meine ganze Vergangenheit aber, alles was ich gesehen und erlebt habe, ist für mich indes so weit von Interesse, als es mir den gesamten

Entwickelungsprozeß meiner Weltanschauung, meiner religiösen Ueberzeugungen und meines ganzen sittlichen Seins klar zu legen vermag. Um aber dieses Resultat in der Geschichte meines Lebens zu erreichen, muß ich mir nicht nur den ganzen Inhalt längst vergangener Zeiten wieder ins Gedächtnis zurückrufen, sondern mich auch noch bemühen, allenthalben gegen mich selbst aufrichtig zu sein. Beides aber ist nicht so gar leicht.

Früher einmal, als 18jähriger Jüngling, habe ich eine Zeitlang (etwa ein Jahr) ein Tagebuch geführt. Meine Frau hat einige Blätter daraus verwahrt. Doch könnte ich daraus nicht viel für meine jetzigen Zwecke entnehmen. Ich könnte freilich aus ihm z. B. ersehen, daß ich um jene Zeit nicht länger als dreißig Jahre am Leben bleiben zu können vermeinte, und „hernach" — so drückte ich mich damals (mit 18 Jahren!) in meinem Tagebuche aus, ohne dabei im geringsten affektierrn zu wollen — „hernach mögen die alten Knochen zur Ruhe gehen!" Hieraus kann ich nur schließen (woran ich übrigens auch ohne Tagebuch mir eine klare Erinnerung bewahrt hätte), daß ich zu jener Zeit nicht selten mich in finsterer Gemütsstimmung befunden habe. Die Erinnerung an längst vergangene Zeiten ist bei alten Leuten bekanntlich eine lebhafte, und bei mir hat sie sich auch für unlängst Geschehenes gut erhalten. Deshalb werde ich in der Geschichte meiner Vergangenheit mich in der Aufdeckung des Gärungsprozesses und der im Verlauf meines Lebens in meinem sittlichen und intellektuellen Leben vorgegangenen Umwälzungen nicht gerade sehr behindert fühlen. Schwerer aber wird es für mich sein, zu entscheiden, wie weit ich mir selbst gegenüber völlig aufrichtig zu sein vermag. Das ist nicht so leicht, wie es scheint. Es gibt Ereignisse im Leben, deren hauptsächlichste und verborgene Motive man nur bei völliger Aufrichtigkeit gegen sich selbst aufzudecken vermag; inzwischen aber kann man gerade bei solchen Ereignissen gar nicht recht feststellen, ob man wirklich gegen sich aufrichtig ist oder nicht. Es gibt Motive, die so tief im verborgensten Grunde unsres Ich stecken, daß man sie, so sehr man es auch wollen möge, doch auf keine Weise an die Oberfläche der Seele heraufzuziehen vermag; statt ihrer erscheinen andre, die sich nach außen hin wohl besser präsentieren mögen, bei deren Vorbringung man aber fühlt, daß dort irgendwo in der Tiefe der Seele sich scheu und zäh zurückhaltend ein andres Motiv birgt, von unklaren Formen und, was die Hauptsache ist, ohne jegliche Aehnlichkeit mit dem zu Tage geförderten. Und das geschieht keineswegs in den Fällen, wo Klugheit und Vorsicht es nicht erlaubten, andern gegenüber aufrichtig zu

sein. Nein, ich behaupte, daß die Aufrichtigkeit gegen sich selbst unverhältnismäßig viel schwerer ist, vielleicht deshalb, weil man ihrer gewöhnlich nicht in alltäglichen, gewöhnlichen, sondern in mehr oder weniger kritischen und ernsten Verhältnissen benötigt. Auch das kommt vor, daß man wirklich nicht entscheiden kann, was die Ursache für diese oder jene Handlung gewesen, und noch schwerer fällt es, festzustellen, warum man damals bei der betreffenden Handlung dieser und keiner andern Ansicht gefolgt ist. Die Analyse der Handlungen des eigenen Ichs als solche erfordert viel Erfahrung und Uebung. Schwerlich erlangt jemand, der sich vielfach in der Analyse fremder Handlungen, Gefühle und Gedanken geübt hat, durch eben diese Uebung schon die Fähigkeit, auch an sich selbst tadellose Analysen anstellen zu können.

Ueberhaupt bleibt es für mich noch eine offene Frage, ob es eine normale Erscheinung ist, sich selbst zu analysieren. Ein, was man, glaube ich, so nennt, einheitlicher Mensch lebt, denkt und handelt, ohne sein Ich weiter zu analysieren. Er ist so eingerichtet und hat sich selbst, ich möchte sagen so eingerichtet, daß seine Gedanken und Handlungen nach seiner eigenen Ueberzeugung gerade so sein müssen, wie sie wirklich sind, und nicht anders. Den psychischen Prozeß in solch einem Menschen kann man mit einem ein für allemal für die ganze Dauer seiner Existenz aufgezogenen Uhrmechanismus vergleichen. Der Pendel geht regelrecht, takt- und gleichmäßig. Solch einen Mechanismus zu öffnen und zu betrachten liegt gar keine Veranlassung vor. Das von mir früher erwähnte geistige Fakirtum aber ist andrer Art. Man wird kaum irre gehen, wenn man es ein pathologisches Produkt nennt, wenngleich sich auch aus ihm die tiefsinnige Lehre des Weisen über die Selbsterkenntnis (natürlich vermittelst der Beobachtung und des Studiums) entwickelt hat, nämlich das bekannte γνῶθι σεαυτόν.

Will man sich von dieser Lehre leiten lassen, so muß man dem teuren Streben nach innerer Einheitlichkeit entsagen; Zerrissenheit und Zwiespaltigkeit werden unvermeidlich; der Kampf des beobachteten und des beobachtenden Elementes wird unumgänglich notwendig, wenn unser Ich zu gleicher Zeit Objekt und Subjekt wird. So klage nun auch ich mich dieser Zwiespältigkeit an, obschon sie eine vielleicht nicht unwichtige Rolle in meiner Selbsterziehung und der durch sie erlangten Selbstbeherrschung gespielt hat; ohne diese Zwiespältigkeit, d. h. ohne diese Beobachtung und Analyse meiner selbst wäre ich vielleicht bei weitem schlechter, als ich mich gegenwärtig halte. Doch war sie zuweilen ein größeres Hindernis für meine praktische

Thätigkeit und förderte die Entwickelung des Widerspruchs- und Oppositionsgeistes. Dieser Oppositionsgeist fand seinen ebenso starken Ausdruck in der Analyse meiner eigenen, wie in der fremder Meinungen und Handlungen.

Seit langer Zeit schon kann ich nichts betrachten und mir von nichts meine Ueberzeugung so bilden, daß ich dabei einseitig verführe; unwillkürlich betrachte ich jeden für mich neuen Gegenstand alsbald auch von der meiner augenblicklichen Betrachtung entgegengesetzten Seite. Kein Wunder, da ich von Geburt an mit einem Auge (dem linken) geschielt habe. Diese Vielseitigkeit in der Betrachtung der Dinge, die ja bis zu einem gewissen Grade zuträglich ist, beeinträchtigt jedoch das Handeln, indem es dasselbe der Zielstrebigkeit, Raschheit und Konzentration beraubt. Das habe ich leider zu wiederholtenmalen im Leben erfahren müssen; dafür hat sie mich aber vor manchen schädlichen Verirrungen bewahrt, indem sie mir alsbald die schlimme Seite dessen vor Augen stellte, was mich zu jener einseitigen Verirrung verlocken wollte. Unzweifelhaften Nutzen hat sie mir in chronischen Fällen gebracht, wenn ich genug Zeit hatte, bevor ich mich zum Handeln entschloß, den betreffenden Gegenstand einer genauen Untersuchung und Erwägung von den entgegengesetztesten Gesichtspunkten zu unterziehen.

Seltsam und nicht recht verständlich ist die Eigenschaft unsres Ich, sich teilen zu können. Uebrigens weiß ich nicht mit Bestimmtheit, ob wirklich unser persönliches Ich oder irgend etwas andres in uns diese seltsame Fähigkeit besitzt. Ich weiß nur aus Erfahrung, daß verschiedene Gemütsstimmungen (wie z. B. eine heitere oder eine traurige) mich höchst selten völlig erfaßt haben; fast immer lag die Sache so, daß gleichsam mein eines Ich heiter war, während mein andres, gleichzeitig trübe gestimmt, die Ursache der Heiterkeit des ersten analysierte. Bei Ausbrüchen der Leidenschaft aber hing alles von deren Grad ab; das von der Leidenschaft fortgerissene Ich brachte rasch seine Beweggründe vor, das andre, retardirende, ebenso rasch die seinen, und die leidenschaftliche Wallung gewann die Oberhand und veranlaßte mich zum Handeln nur dann, wenn seine Beweggründe sich noch irgend einem dritten Ich als triftiger und durchschlagender darstellten. Für den Psychologen ist das natürlich alles Schnick-Schnack. Das Ich ist in jedem Individuum einheitlich und ungeteilt. Die Empfindung, als ob in mir zwei oder mehrere entgegengesetzte Ichs thätig wären, ist nur eine Illusion. Seit der Zeit, wo wir ein Bewußtsein von uns selbst haben und bis ans Ende unsrer Tage empfinden wir deutlich die Einheit und Einheit-

lichkeit unsres Ichs, so sehr wir uns auch im Verlaufe unsres Lebens nach Charakter, Gewohnheiten, Lebensführung u. s. w. verändern mögen. Wir fühlen die mit uns vorgehenden Veränderungen, aber gleichzeitig haben wir doch das Bewußtsein, daß diese Veränderungen uns nicht zu etwas andrem gemacht haben, als eben wir sind.

16.

Vom 22. bis 27. Februar (1880). Die Temperatur schwankte in diesen Tagen zwischen —5° und +6° R. Vom 22. bis zum 25. hatten wir fast gar keinen Frost; einmal Schnee mit Schneetreiben, das aber bald aufhörte. Am 25. und 26. starker Nordnordwestmarez, die Temperatur sank von 0 auf —5 R.; dabei war es klar und sonnig. Heute ein etwas schwächerer Nordwestwind und tagsüber +2 bis 3° R. Nachts hatten wir 0°. Klar Wetter. Die ganze Zeit über führen wir Dünger; über zehn Morgen sind schon bedüngt. Weizen, den ich für anderthalb Rubel das Pud verkauft habe, expedieren wir jetzt, aber nur ganz allmählich.

Ja, unser Ich ist einheitlich, ungeteilt und identisch mit sich im Verlauf unsres ganzen Lebens. Nur Wahnsinnige, und auch die wohl nicht ohne Ausnahme, werden sich vermutlich der Identität ihres gegenwärtigen Ichs mit dem früheren nicht bewußt. Woher kommt nun die Illusion, die uns vorstellt, wir könnten gleichzeitig nicht nur verschiedene, sondern auch einander entgegengesetzte Gedanken und Empfindungen haben, indem wir eine Empfindung durch eine andre paralysierten und einen Gedanken durch einen andern aufhöben?

Erstens täuschen wir uns in der Zeit; zwischen einer Empfindung und einer andern, einem Gedanken und einem andern gibt es immer einen gewissen Zwischenzeitraum, wie kurz er auch immer sein und wie unbedeutend er auch immer uns erscheinen möge.

Zweitens steht die Illusion damit in Zusammenhang, daß unser Ich im stande ist, zu gleicher Zeit sozusagen mehrere Organe zu berühren, welche verschiedene Funktionen haben, und überdies ist unser Ich schon an und für sich gleichsam aus verschiedenen Empfindungen zusammengewebt.

Was ist es denn aber, dieses vielbesprochene Ich? Ein persönliches Fürwort? Oder gleichfalls nur eine Illusion? Ich glaube,

man muß zwischen zwei Formen des Ichs unterscheiden. Seine eine Form ist nicht mehr als die Empfindung des persönlichen Seins, wie sie jedem Einzelwesen des Tierreichs eigen ist. In der andern Form treffen wir gleichzeitig mit dieser Empfindung auch noch einen mehr oder weniger klaren Begriff von ihr, d. h. von unsrer Persönlichkeit. Und dieses bewußte Verständnis von der uns innewohnenden Empfindung des Seins, d. h. von unsrer Persönlichkeit, ist eben unser menschliches Ich, welches in einem Wort durch das Personalpronomen, und zwar bei Erwachsenen in der ersten, bei Kindern in der dritten Person ausgedrückt wird. Auch die Tiere drücken die Empfindung ihres Daseins durch Laute aus, doch findet diese Empfindung immer gleichzeitig mit irgend einem Antriebe, dem Gefühl der Lust oder des Schmerzes, seinen Ausdruck.

Unser Ich kann man betreffs seiner Beziehungen zu verschiedenen psychischen Fähigkeiten mit einem Musikanten vergleichen, welcher gleichzeitig auf mehreren Instrumenten spielt; indem er sie vermöge verschiedentlicher Körperbewegungen berührt, weiß er uns melodische Konzerte zu Gehör zu bringen. So besitzt denn auch unser aus den verschiedensten Empfindungen gewirktes Ich die Fähigkeit, zu gleicher Zeit die Elemente verschiedener Teile des Gehirns leicht berühren und psychische Funktionen hervorrufen zu können, wobei es die Thätigkeit dieser Organe zum Unisono abstimmt, zuweilen aber auch eine für sich selbst wie für andre unerträgliche Kakophonie verübt. Wie sehr auch die verschiedenen seelischen Funktionen nach den verschiedenen Teilen des Gehirns lokalisiert sein mögen, die Empfindung und der Begriff des Seins, d. h. unser Ich kann nicht lokalisiert werden. Um, ohne die Gesetze der Harmonie zu verletzen, über irgend ein Gedankenthema zu spielen, muß es gleichzeitig sowohl die organischen Elemente, welche die Spuren der äußeren Eindrücke an sich bewahren (d. h. das Gedächtnis) als auch die Gehirnwindungen, welche als Organ der Rede dienen, als auch endlich die von den Herren Lokalisatoren noch nicht gefundenen Organe der Phantasie und des Verstandes berühren. Das ist deshalb notwendig, weil wir nicht denken und urteilen können, ohne auch gleichzeitig unser Gedächtnis, unsre Ueberlegungs- und unsre Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen. Aus dieser Fähigkeit unsres Ichs gleichzeitig oder abwechselnd mit den allerkürzesten Intervallen, und ohne dabei seine Einheit zu gefährden (ohne sich zu teilen), verschiedene Organe der Empfindungen und verschiedene seelische Fähigkeiten in Thätigkeit zu setzen, erkläre ich mir auch seine anscheinende Doppelnatur, die in einem Briefe des Apostels Paulus so gut er-

klärt worden ist. Nicht nur zwischen dem Wünschen (Wollen) und dem Handeln, wie der Apostel bemerkt, sondern auch zwischen den ursprünglichen Keimen unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche lassen sich an uns unschwer Widerspruch und Zwiespältigkeit bemerken.

Noch neulich, vor einigen Tagen, war ich ärgerlicher Gemütsstimmung (nach einem heftigen Anfall von Darmkatarrh), hörte aber doch trotz allen meinen Mißmuts nicht auf, zu beobachten, wie gleichzeitig damit, daß Verdruß und Mißmut über gewisse Personen mir das Herz beschwerten, sich doch im Keime bereits Gedanken in mir regten, welche jene zu entschuldigen geeignet waren; ich war bereit, sie gleichzeitig zu schmälen und zu entschuldigen und mich selbst der Ungerechtigkeit zu bezichtigen. Hieß das nicht so viel, als daß mein Ich in die Flut unsauberer Empfindungen untertauchte, die von einem verstimmten Organ (dem Darmkanal) meiner Einbildungskraft zugeführt worden waren, freilich aber noch nicht so tief, um in ihr ganz zu versinken, denn Gedächtnis (mit einigen angenehmen Erinnerungen) und Verstand waren völlig unthätig geblieben.

Was eigentlich unser Ich ohne Empfindungen ist (wie ich schon erwähnt habe, ist es aus ihnen zusammengesetzt), ignoro et ignorabo. Wir Aerzte und Naturforscher, die wir uns von Jugend auf der thätsächlichen Erforschung lebender und toter Organismen und Organe gewidmet haben, gewöhnen uns so sehr an das beständig vor uns und in unsern Händen befindliche, mit organischen Elementen in engem Zusammenhang stehende Leben, daß wir dasselbe unwillkürlich nicht als Folge, sondern als Ursache ansehen. Durch einen Stich auf eine bestimmte Stelle im verlängerten Mark können wir augenblicklich auch das an Kräften und Gesundheit reichste Leben zum Stillstand bringen. Darf man es uns da wohl zum Vorwurf machen, wenn wir zu dem Schluß gelangen, daß das Leben, ähnlich dem Mechanismus einer Uhr, bei der Beschädigung der Feder stille stehen muß? Ist der Schluß nicht ganz natürlich, daß unser Leben nicht mehr ist, als eine durch den organischen Mechanismus regulierte Bewegung? Der Schlüssel zu diesem Mechanismus befindet sich an eben jener Stelle des verlängerten Marks, die man eben deshalb Lebensknoten, noeud vital, nennen soll.

Bei unsrem Erscheinen auf der Welt bringt er die Maschine in Gang; die erste Kraftäußerung des Mechanismus ist die Atmungsbewegung. Wenn wir die Bezeichnung „äußere Welt“ für den menschlichen Embryo nicht auf die denselben neun Monate lang einschließende Gebärmutter anwenden wollen, so besteht seine erste Berührung mit der äußeren Welt in der Bewegung des Brustkastens.

Was kann nun für uns unser Ich ohne Empfindungen und ohne Zusammenhang mit den die Empfindungen vermittelnden und empfangenden Organen sein? Beweisen denn sorgfältige Studien der organischen Natur etwa nicht, daß in der organischen Welt eben dieselben Kräfte und Gesetze wirken, wie in der unorganischen, und sind wir nicht im Recht, daraus den Schluß zu ziehen, daß alles, was wir im tierischen Organismus beobachten, in denselben Beziehungen, wie bei den anorganischen Körpern zu den Eigenschaften und Funktionen der materiellen Elemente stehe, welche seine Teile und Organe bilden?

17.

Vom 29. Februar bis zum 1. März (1880). Nach einem mit schwachen Nachtfrösten abwechselnden Tauwetter setzt plötzlich bei Neumond (28. Februar) ein kalter Nordwest ein, und sank gestern (29.) die Temperatur bis auf — 7° R. mit furchtbarem Schneesturm (das war ein Orkan, der nach Zeitungsnachrichten von Osten gekommen ist und in den östlichen Steppengouvernements schlimm gehaust hat). Heute aber haben wir freilich klares Wetter, aber doch Frost von 10° R. mit kaltem heftigem Nordwest. Gott sei Dank, daß unsre Saaten noch von Schnee bedeckt sind. Wie verschwindet dieser aber eigentlich? Eigentliches Tauwetter haben wir noch gar nicht gehabt; keinmal sind noch die Frühlingsgewässer vom Gebirge herabgekommen, keinmal noch ist die Temperatur über + 6° R. gestiegen (übrigens das auch nur am Tage) und doch schwindet der Schnee augenscheinlich zusammen; stellenweise auf den Wegen und den schon im Herbst aufgepflügten Stoppelfeldern ist nichts mehr von ihm zu sehen; die Erde taut unter ihm nur zeitweilig und auch das nur bis auf zwei Linien auf; folglich kann er beim Schmelzen nicht tief in die Erde eindringen; größere Wasserlachen und Bächlein sind nicht zu sehen; schwerlich konnte der Schnee auch bei der freilich klaren und sonnigen, aber doch immerhin kühlen Witterung sich in Wasserdünsten besonders verflüchtigen; er war locker und sank bei dem geringsten Tauwetter in sich zusammen; wahrscheinlich hat er sich jetzt in festerer Schicht gesackt.

Für meine Wißbegierde und meinen Beutel wäre es mir gleich interessant, zu wissen, was im heurigen Frühling mit den Winter=

saaten werden wird. Noch ist nichts davon zu merken, daß die Säfte in den Bäumen sich regten, und so braucht man die Hoffnung noch nicht aufzugeben, daß der späte Frost ihnen nicht allzuviel schaden werde.

* *
*

Ja, dem wissenschaftlichen Empiriker fällt es bei seiner induktiven Forschungsmethode schwer, die Illusion zu vermeiden, welche ihm die Existenz eines bewußten, denkenden Lebens außerhalb des Organismus und ohne die die Empfindungen erregenden Organe als unmöglich darstellt. Inzwischen aber gründet sich diese Illusion auf einer, wenngleich anziehenden und anscheinend unstreitigen, so doch oberflächlichen und einseitigen Ansicht von den individuellen Aeußerungen des Lebens.

Das in uns lebende, empfindende und die Empfindung begrifflich erfassende Prinzip kann nicht selbst ein Organ, d. h. ein Objekt sein: seiner ganzen Wesenheit nach muß es ein Subjekt sein, d. h. ein vom Organ gesondertes Wesen; das darf man natürlich nicht in grob-materiellem Sinn verstehen, denn natürlich besitzt es nicht die uns bekannten und unsren Sinnen zugänglichen Eigenschaften der organischen Wesen. In engem Zusammenhang steht es mit den organischen Elementen, denn wäre das nicht der Fall, so wären damit seine sinnlichen Aeußerungen für uns unmöglich geworden; mit der Zerstörung dieses Zusammenhangs aber hört es auf, Objekt, d. h. Gegenstand der Erforschung durch die Sinne zu sein. Wird es aber je irgend jemand gelingen, sich die Möglichkeit der Empfindung vorzustellen, das Empfundene begrifflich klar zu erfassen, d. h. zu denken, ohne dabei gleichzeitig sich seiner selbst bewußt zu werden, d. h. ohne für sich Subjekt zu sein?

Indem wir den Zusammenhang dieses subjektiven, sich empfindenden und seiner selbst bewußt werdenden Prinzips mit den organischen Elementen stören oder aufheben, vernichten wir nur dessen objektiv-individuelle Aeußerung, und folglich auch die des Lebens, nicht aber das Lebensprinzip selbst. Wie weit aber dieses Prinzip auch nach der Lösung seines organischen Zusammenhanges noch seinen Individualismus, sein sozusagen individuelles Aussehen zu bewahren vermag, das ist eine andre, ihrem Inhalte nach nicht weniger tiefe Frage, über die ich später meine persönliche Anschauung vorbringen werde.

* *
*

In der modernen Wissenschaft hat indes eine Ansicht an Boden gewonnen, welche dem Anscheine nach der Meinung widerspricht, daß die Empfindung und das Denken immer bewußt sein müßten. In der That, nach vielen Thatsachen zu urteilen, kann man nicht umhin, in gewissen Fällen unbewußte Empfindungen und Denkvorgänge anzunehmen. Eine wesentliche Unterscheidung zwischen diesen Formen der Empfindungen und Gedanken und den entsprechenden bewußten durchzuführen und festzustellen, ist nicht immer möglich. Hier die bezüglichen Thatsachen. Sicherlich empfindet der Organismus des Embryo in unbewußter Weise; der größere Teil der Reflexbewegungen ist auf unbewußten Empfindungen begründet, welche auf die Bewegungsnerven übertragen werden. Ohne Zweifel vermitteln die inneren Organe von sich aus Empfindungen verschiedener Art, diese sind aber unbewußt und treten gewöhnlich nur in Reflexbewegungen zu Tage. Die uns durch die Sinne und besonders durch den Gesichtssinn aus der äußeren Welt zugeführten Eindrücke bringen in uns nur unter Beihilfe des durch die Erfahrung erworbenen unbewußten Denkens richtige Vorstellungen von den Dingen hervor. Viele Körperbewegungen gehen gleichfalls unbewußt vor sich. In allen diesen Erscheinungen aber darf man unter der Bezeichnung „unbewußte Empfindung“ und „unbewußten Denkens“ zunächst allein die organische Empfänglichkeit oder die Befähigung der Gewebe zur Erregung verstehen; man könnte das vielleicht angemessenere „Empfindungsfähigkeit“ benennen, denn ohne diese wäre das Gewebe weder im stande, sich durch einen äußeren Antrieb erregen zu lassen, noch denselben den Zentralorganen zur Erregung der Reflexbewegung zuzuleiten; sodann wirkt eine ganze Reihe von organischen Empfindungen, welche von den inneren Organen ausgehen, obschon sie uns nicht so klar und bestimmt wie die von den Sinnen zugeführten äußeren Eindrücke zum Bewußtsein kommen, gleichwohl auf letzteres in indirekter Weise ein, indem sie bald die Phantasie, bald die natürlichen Triebe, bald Aeußerungen von Leidenschaften wachrufen, und ferner auch auf andre unbestimmte Weise uns an sich gemahnen; daher darf man diese Empfindungen nicht als völlig unbewußt bezeichnen; drittens endlich sind viele völlig bewußte Empfindungen zuweilen von so kurzer Zeitdauer, daß sie sofort aus dem Kreise unsres bewußten Thuns verschwinden und vom Gedächtnis nicht bewahrt werden; zuweilen aber bei einseitiger und auf einen Gegenstand konzentrierter Aufmerksamkeit werden sie entweder gar nicht bemerkt, oder bringen doch nur zeitweilig bis zu unsrem Bewußtsein vor; z. B. kommt der Harn- und Stuhldrang bei angestrengter

geistiger und sonstiger Beschäftigung lange Zeit nicht zum Bewußtsein, oder wird einem doch nur zeitweilig bewußt, trotz der Ausdehnung der Harnblase und des Mastdarmes.

Was aber das unbewußte Denken betrifft, ohne welches man viele Erscheinungen in den Funktionen unsrer Sinne, z. B. die Abschätzung von Entfernungen nach dem Augenmaß, die richtige Vorstellung von einem von verschiedenen Seiten mit beiden Augen gesehenen Gegenstande, die Perspektive u. s. w. sich gar nicht erklären könnte, so ist auch hier in vielen Fällen, was uns als unbewußt erscheinen will, nur eine Folge der Gewohnheit und der Erfahrung; was von uns im Anfang unsres Lebens in bewußter Erfahrung allmählich angeeignet worden ist, das erscheint uns in der Folge, nachdem es uns einmal gewohnt und bekannt geworden, als unbewußt, und wir genießen hernach die Früchte dieses Wissens, ohne uns darüber bewußt zu werden, daß wir über dasselbe nur dank lang andauernder Erfahrung verfügen. Es ist kein Wunder, wenn auf diese Weise ein für uns gewöhnlich und alltäglich gewordenes Urteil in der Folge von uns gar nicht mehr als Urteil aufgefaßt wird, uns vielmehr als etwas ganz Augenscheinliches und Sinnenfälliges erscheinen will, das nicht die geringste Fähigkeit des Denkens verlange. Daß zweimal zwei vier sei, gilt gewöhnlich schon nicht mehr für ein Urteil; es erscheint uns ebensowenig auffällig, wie ein vor uns stehender Tisch oder Stuhl, welche doch auch, um eine richtige Vorstellung in uns hervorzurufen, einstmals eine ebensolche geistige Thätigkeit von uns beansprucht haben, wie das $2 \times 2 = 4$. Außerdem muß man bedenken, daß völlig bewußte Gedanken sowohl wie Empfindungen zuweilen nur sehr kurze Zeit hindurch derart bleiben; zuweilen sind die Gedankenblitze in unsrem Bewußtsein so kurz, daß man sie ohne Uebertreibung mit dem Aufflammen der atmosphärischen Blitze vergleichen kann; ungeachtet ihrer geringen Dauer aber bleiben viele von ihnen, wenngleich auch unbemerkt, in unsrem Gedächtnis haften, um uns sodann zu entsprechenden Handlungen anzuregen; in solchem Falle können sowohl diese Handlungen als auch die zu ihnen den Anstoß gebenden Gedanken uns als unbewußt erscheinen. Zuweilen aber bemerkt die in die Beschäftigung mit irgend einem Gegenstande versunkene Aufmerksamkeit rein gar nichts weder von dem Vorsichgehen dieser Handlung, noch von den dieselben leitenden Gedanken, auch wenn beide gar nicht unbewußt sind. Ueberhaupt ist zur exakten Entscheidung der Frage über die Bewußtheit resp. Unbewußtheit unsrer Empfindungen, Gedanken und Urteile das Vermögen unbedingt notwendig, unser subjektives Ich

in ein Objekt beständiger und ununterbrochener Beobachtung eben dieses Subjektes durch sich selbst umzusetzen.

Aber solch eine angespannte und einseitige Thätigkeit unsrer Aufmerksamkeit in der Betrachtung dessen, was in uns bewußt und unbewußt ist, ist augenscheinlich so anormal, daß auch die Resultate solch einer Beobachtung weder als glaubwürdig-authentisch, noch als leicht kontrollierbar erscheinen können. Man sagt, daß Johannes Müller infolge angestrengter Beobachtungen an sich selbst fast den Verstand verloren habe; er wollte den Moment des Uebergangs vom Wachen zum Schlaf an sich abpassen und feststellen, d. h. den Uebergang vom Bewußtsein zur Bewußtlosigkeit an sich gedanklich fixieren. Wir können trotz aller unsrer Anstrengungen, unser subjektives individuelles Leben möglichst genau zu bestimmen, doch nicht aus dem Zauberkreise hinauskommen. In allgemeinen Zügen ist es ja für die ganze Menschheit identisch und hat viele Züge auch mit dem Subjektivismus andrer Vertreter des Tierreichs gemein. Aber diese Aehnlichkeit tritt objektiv nur in drei Formen in die Erscheinung: in der Stimme (dem Laute), dem Worte (artikulierten Lauten) und der Bewegung (direkter und reflektorischer). Alle unsre Beobachtungen und Erfahrungen betreffs der Aeußerungen des subjektiven, individuellen Lebens im Menschen und in den Tieren haben keine andern Kriterien. Wenn aber sie alle, ungeachtet der dank ihnen gewonnenen bedeutsamen Kenntnisse, unzuverlässig, zweifelhaft und doppeldeutig sind, so sind diejenigen von unsern Kenntnissen noch weniger solide, welche wir durch rein subjektive Beobachtungen gewonnen haben.

* * *

1. bis 3. März (1880). Die ganze Zeit über wehte ein kalter Nordwest; Frost von 4—5°, nachts von 10—12°, heute (3. März) ist's wärmer und stiller (—1°).

Heute habe ich zufällig von einer Nichtswürdigkeit gehört, wie sie wohl ausschließlich gemeinen Bedientenseelen eigen ist. Fast seit seiner Kindheit dient bei uns im Hofgesinde, von seinem Vater, der Soldat ist, bei uns zurückgelassen, Maxim. Dieser Mensch dankt uns sein verhältnismäßig ganz stattliches Vermögen (an die zweitausend Rubel), und hat sich für das bei uns verdiente Geld ein Haus und ein Stück Land gekauft; nun erweist sich's, daß der schlechte und heimtückische Kerl, welcher in meiner Gegenwart unsern Kater Moschka, von dem er weiß, daß ich ihn sehr gern habe, beständig liebkost, denselben hinter meinem Rücken aufs erbärmlichste

nur deswegen prügelt, weil jener, und nicht er selbst, Maxim, nach dem Mittagessen die Knochen vom Braten bekommt.

Heuchelei mit Grausamkeit und Neid einem Tier gegenüber verbunden — so weit führt den Menschen knechtselig bedientenhafte Gesinnung, und dazu noch ohne jedes tiefer liegende Motiv. Ganz unnütze Verstellung, da ich, wie Maxim weiß, schmeichlerisches Benehmen nicht leide! Dazu die kalte, zwecklose, höhnische Grausamkeit in seiner Leidenschaftlichkeit. Endlich ein ganz grundloser Neid, da er sowohl von seiner eigenen, wie auch von unsrer Mahlzeit immer satt wird; und dabei Neid auf eine Katze! Gemein bis zum Ekel, und um so widerwärtiger, als man in solchen Erscheinungen die Erniedrigung der uns allen gemeinsamen menschlichen Würde erkennt, von der so viel gesprochen und zu deren Aufrechterhaltung so wenig gethan wird.

* * *

War ich nun nicht im Recht, aus dem vorher angeführten den Schluß zu ziehen, daß wir uns bezüglich unsrer subjektiven Individualität wirklich in einem Zauberkreise befinden? Einerseits sind die objektiven Kriterien für deren Erforschung (Stimme, Wort, Bewegung) unverläßlich, nicht klar bestimmt und doppeldeutig, andrerseits aber sind die subjektiven so anormal, daß, wenn wir unser Bewußtsein und unser Denken zur Untersuchung eben des Bewußtseins und Gedankens gebrauchen wollen, wir beider verlustig zu gehen Gefahr laufen. In der That, wer will für die Klarheit und Normalität des Denkens bei einem Beobachter bürgen, welcher seine ganze Aufmerksamkeit und sein ganzes Denken ununterbrochen z. B. darauf richtet, den Anfang und weiteren Verlauf des Gedankens im Bewußtsein zu verfolgen? Wer will dafür bürgen, daß das Beobachtete wirklich im Untersuchten und nicht viel mehr im Untersuchenden vor sich gegangen ist? Wer will auch für das richtige Verständnis der subjektiven Erscheinungen unsrerseits bürgen, Erscheinungen, welche in so objektiven Anzeichen zu Tage treten, als es die von einem Tier bei einer Schmerzempfindung ausgestoßenen Laute, oder die durch Reflexe hervorgerufenen Bewegungen oder Erklärungen verschiedenartiger Empfindungen durch Worte sind?

Wenn es schon bei solcher Selbstbeobachtung in normalem Zustande schwer, ja zuweilen unmöglich fällt, die unbewußte Empfindung von der bewußten zu unterscheiden, so ist es bei objektiven Untersuchungen (wie z. B. bei Vivisektionen und bei Versuchen mit durch Chloroform anästhesierten Objekten) noch bei weitem schwieriger, das

Bewußte vom Unbewußten zu unterscheiden. Bei Vivisektionen und Beobachtungen an kranken oder durch verschiedene Agentia in anormalen Zustand versetzten Menschen wird das subjektive Element des Lebens infolge der Störung seines normalen Zusammenhanges mit den organischen Elementen solchen Schwankungen und Erschütterungen unterzogen, daß letztere notwendigerweise auch auf seine objektiven Aeußerungen anormal wirkende Einflüsse ausüben müssen. Daher muß man die auf Experimenten und Beobachtungen an Tieren und kranken Menschen gegründeten Urteile über die Natur und die Besonderheiten des subjektiv-individuellen Lebens mit der äußersten Umsicht, nicht mit jener Leichtfertigkeit vorbringen, welche mich an den von unsern modernen Vivisektoren und Beobachtern gewonnenen Resultaten so sehr in Verwunderung setzt. Noch bei weitem schwieriger, anormaler und zweifelhafter wird die Sache, wenn wir es unternehmen, uns über unser Ich, mit andern Worten, über unsre persönlich bewußte Lebensempfindung, unser Denken und überhaupt über das Vorhandensein des subjektiven Prinzips in uns mit allen seinen psychischen Eigenschaften ein Urteil zu bilden. In diesem Falle beginnt unser Ich (wofern meine Vergleichung desselben mit einem gleichzeitig auf mehreren Instrumenten spielenden Musikanten richtig ist), ohne Virtuose zu sein, auf einem dieser Instrumente ausschließlich zu spielen, natürlich nur, um dabei Fiasko zu machen. Unser subjektives Wesen kann und darf seiner ganzen Natur nach nicht einseitig und allzu konzentriert sein; keine einzige von unsern subjektiven Fähigkeiten darf auf Kosten einer andern übermäßig kultiviert werden, zumal nicht in dem Falle, wenn schon von Natur eine Fähigkeit in uns unter Beeinträchtigung einer andern besonders entwickelt ist; gerade in diesem Falle muß man eine einseitige Pflege vor allem zu vermeiden suchen. Im gegenseitigen Falle steht uns eins von beiden bevor: entweder wir setzen die Welt durch unsern Tiefsinn und unsre Genialität in Erstaunen, oder aber wir verwandeln uns in einseitige, beschränkte und kurzsichtige Monomanen. Ersteres kommt höchst selten vor, letzteres sehr häufig, jedenfalls viel häufiger, als die Psychiater das zugeben mögen. Einen weiteren Ausweg gibt es übrigens doch noch — das ist der Spezialismus, welcher heutzutage auf allen Gebieten des Wissens immer mehr und mehr an Boden gewinnt. Die Spezialisten aber, welche sich durch wirkliche Verdienste ausgezeichnet haben, sind gar nicht auf die einseitige Pflege irgend einer ihrer geistigen Fähigkeiten bedacht gewesen, bevor sie sich ihre Spezialität wählten. Nur dieser vielseitigen vorherigen Entwickelung ihrer Fähigkeiten verdankten sie denn auch ihre Erfolge

in der Pflege des von ihnen erwählten Gegenstandes ihrer Beschäftigungen; nur auf diese Weise vermochten sie es, nachdem sie so ihren Gesichtskreis erweitert hatten, neue Wege zu finden und neue Anschauungen in ihre Thätigkeitsgebiete hineinzutragen.

18.

4. März (1880). Nachts 7° R. Frost, am Tage 1° R. Nordwestmarez.

Heute habe ich einen Brief an Nikolai Christianowitsch B . . . . in Erwiderung eines Schreibens von ihm abgeschickt, in welchem er mir mitgeteilt hatte, er gedenke seinen Abschied zu nehmen, weil nach der in Bälde zu erwartenden neuen Universitätsordnung die Rektoren weiter nichts zu thun haben würden, als über ihren Gehaltszuschuß zu quittieren.

Meine Antwort war (wenngleich auch nicht buchstäblich so gefaßt), ich hätte irgend einmal irgendwo gelesen, das Neue in der Welt sei nichts andres, als nur gehörig vergessenes Altes. Ich hätte auch irgendwo in einem kiewschen Kalender gelesen, daß jährlich im Frühling und Sommer bei uns Rückfälle des Wetters in den Winter vorkämen, Krankheitsrückfälle aber seien mir seit lange aus eigener Erfahrung bekannt. Kein Wunder daher, wenn auch im Leben der Universitäten sich Rückfälle zu alten, vergessenen und überwundenen Zuständen antreffen ließen. Heutzutage gilt aber offenbar auch das durchaus noch nicht Vergessene als neu, und Winter- und Krankheitsrückfälle ereignen sich nicht nur in der Natur, sondern auch in den Geschicken unsrer Universitäten. Bekanntlich loben alte Leute immer die Vergangenheit und ziehen dieselbe den zeitgenössischen Zuständen vor. Eine Ausnahme davon macht nur, abgesehen von den Herren Ratkow, Ljubimow und Georgijewsky, unsre ältere Generation mit Bezug auf ihre einstigen Universitätsstudien: hier gedenkt sie sicherlich nicht freundlich der noch nicht vergessenen alten Zustände. Dieser Umstand müßte, wie man doch meinen sollte, die Aufmerksamkeit der Neuerer auf sich lenken, welche das Alte wieder aufzufrischen trachten. Warum das nicht der Fall gewesen ist, das läßt sich eben nur durch den Einfluß dieser eine völlige Sonderstellung einnehmenden Persönlichkeiten erklären, welche das Vorurteil wider das Ueberlebte in

sich zu besiegen vermocht haben. Das darf uns auch nicht wunder nehmen. . . .

Rückfälle in den Winter, wie sie im Frühling und Sommer vorzukommen pflegen, bringen den Landwirten Schaden, und Rückfälle von Krankheiten werden den Kranken gefährlich; indes läßt sich ja aber mit den Kräften der Elemente nicht rechten; dagegen sollte man aber doch wohl meinen, daß der uns von Gott zu zweckmäßigem Handeln verliehene Verstand sich's ernstlich und nicht einmal nur überlegen müßte, wenn er daran geht, einem Rückfall des Schlechten und schlecht vergessenen Alten die Bedeutung einer wohlthätigen Neuerung zuzusprechen. In solchem Falle erübrigt uns natürlich nichts andres, als unsern Platz (Rektorat) andern abzutreten und ihnen anheimzustellen, diesen neuen Wein in die entsprechenden neuen Schläuche zu gießen.

19.

5. bis 6. März (1880). Schneegestöber und kein Ende. Gestern (5.) bis zu + 2° R.; heute nacht aber Frost von 20°; das Wetter ist klar, sonnig und still.

Gestern (am 5.) vollzog der Feldscher Urim in meiner Gegenwart die gerichtliche Obduktion des — Katers Moschka. Mein Liebling hat in Qualen sein kurzes Dasein geendet. Man mußte vermuten, daß die Todesursache in Verletzungen liege, die ihm durch Schläge zugefügt waren, und der Verdacht der Thäterschaft fiel nach Aussage des Dienstmädchens Therese auf den heimtückischen Maxim. Dieser wurde gleich sehr pikiert und begann schon aus reiner Beschränktheit gleich davon zu sprechen, daß er in dem Falle den Dienst aufgeben werde, obgleich ihm das zweifellos sehr unerwünscht kommen muß. Es galt, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob nicht vielleicht materielle Anzeichen eines Traumas seitens Maxims sich am Leichnam nachweisen ließen. Die Sektion förderte aber nicht die geringsten Spuren nicht nur einer traumatischen Verletzung, sondern auch überhaupt irgend einer organischen Veränderung zu Tage, wenn man von kleinen rosafarbenen Flecken auf der Schleimhaut des Magens absehen will. Zum Mikroskop haben wir übrigens, was zur Führung eines genaueren Nachweises nötig gewesen wäre, nicht weiter gegriffen.

Und so ist denn mein Moschka, wie es jedem treuen Unterthan geziemt, „nach Gottes Willen", d. h. mit andern Worten unerfindlich, weswegen, wozu und woran gestorben.

Mein armes Tier, du hast uns in unsrer häuslichen Zurückgezogenheit nicht selten so manche Freude gemacht, bald mit deinen Sprüngen und Purzelbäumen, bald mit deinem gesetzten und nachdenklichen Wesen, wenn du neben uns auf dem Tisch saßest oder dich der Länge nach ausstrecktest und in den ruhigsten Schlaf verfielst, den nur je ein Gerechter geschlafen hat. Und wie hübsch war deine Stellung, wenn du unter Konzentration all deiner Aufmerksamkeit auf der Thürschwelle an der Dielenritze saßest und einem Mäuslein auflauertest! Wie zart, seidenweich, warm und angenehm zu befühlen war dein getiegertes Fellchen für die dasselbe streichelnde Hand! So laß mich denn, da ich gerade nichts anderweitiges zu thun habe, zum Dank für die uns durch dein Dasein gewährte Kurzweil und Zerstreuung, die Geschichte deines Lebens, deiner Krankheit und deines Todes, mein armer Moschka, hier nach dem Gedächtnis niederschreiben.

Geschichte der Geburt, des Lebens, des Leidens und des Todes meines treuunterthänigen Katers Moschka.

Einmal erschien auf unserm Gartenbalkon während des Frühstücks eine unansehnliche, kleine und magere, graue, schwarzgestreifte Katze, die zu meiner Verwunderung sofort aus der Hand zu fressen begann; bald fand sie auch den Mut, mir auf die Kniee zu springen. Ihre Visiten wiederholten sich nunmehr täglich um die Mittagszeit und hernach verschwand sie wieder, aller Wahrscheinlichkeit nach auf der nahegelegenen Dreschtenne. Einige Zeit nachher begann sie bereits in Begleitung ganzer sechs Stück Jungen zu erscheinen, die fast alle dieselbe Farbe aufwiesen. Anfangs ließ sie sie in einiger Entfernung vom Balkon zurück, später aber begannen alle sechs nach und nach, zunächst freilich nicht ohne Furcht und Zagen, auch auf den Balkon zu springen; sie nahmen Fleischstücke, die man für sie etwas weiter ab vom Tische hingelegt hatte, und begannen hierauf mit jedem Tage näher zu rücken und kühner zu werden; doch hatte nur eins von den sechs schließlich Courage genug, sich uns so weit zu nähern, um das Fressen unmittelbar aus der Hand zu nehmen; noch ein andres näherte sich freilich ebenso weit wie dieses, konnte sich aber nie dazu entschließen, den Bissen mit dem Munde zu nehmen, sondern riß denselben mit seinen kleinen Pfötchen, gewandt wie

ein Artist, uns aus den Händen; alle übrigen vermochten ihre Furcht, vielleicht aber auch ihren Widerwillen gegen unsre menschliche Würde nicht zu überwinden; zur Strafe dafür hat sie das Schicksal vermutlich um die Ehre gebracht, unsre Gehilfen zu werden, uns zu zerstreuen und unsre häuslichen Vorräte vor Mäusen zu hüten. Daher ist mir auch das weitere Schicksal dieser fünf Wesen unbekannt geblieben; eins von ihnen haben übrigens, glaub' ich, die Hunde totgebissen.

Und so ward im Verlauf von einigen fünf bis sechs Monaten die Statistik der Katzensterblichkeit um fünf neue Todesfälle bereichert; aus diesem freilich sehr unzulänglichen statistischen Material ziehe ich den Schluß, daß die Sterblichkeitsziffer minderjähriger Katzen höchstens nur um ein Weniges hinter der der Bauernkinder zurücksteht, sogar auch für die Zeitperioden, wo sie von der Diphtheritis verschont bleiben. Wie dem auch sein möge, sicher ist, daß gegen Ende des Winters 1878 und gegen Anfang 1879 von den sieben Katzenwesen (einer Mutter und sechs Jungen) nur eins am Leben geblieben war, und zwar gerade jenes zutrauliche Ding, welches so bald schon seine Abneigung gegen die Berührung unsrer Hand überwunden, und hernach mit rühmlicher Gewandtheit uns auf den Schoß zu springen, gar freundlich zu schnurren, den Rücken zu buckeln und ziemlich ungezwungen sich anzuschmeicheln gelernt hatte.

Eine Folge dieses alle Achtung gebietenden Betragens war, daß wir sie feierlich Maschka nannten, da sie sich als Persönlichkeit weiblichen Geschlechts erwiesen hatte; gleichzeitig mit dieser Benennung war dem zuthätigen Wesen auch materielle Unterstützung in Form von nahrhafter Kost, warmem Quartier im Erdgeschoß und einigen andern Vergünstigungen und Douceurs zu teil. Eben diese Person nun war die Mutter meines Lieblings.

Die Geschichte seiner Geburt ist in folgender doppelten Hinsicht nicht ohne Interesse: erstens hatte seine Mutter, ungeachtet der ihr von uns großmütig verliehenen sämtlichen Rechte und Privilegien eines Haustiers, augenscheinlich die Charaktereigentümlichkeiten und Gepflogenheiten ihrer verstorbenen Mutter (der Großmutter meines Lieblings, die ebenfalls Maschka hieß, wenngleich sie sich auch dieser Benennung gegenüber nicht ganz sympathisch verhielt) nicht ganz von sich abgestreift, und begann deshalb gegen Ende Februar 1879, als sie sich guter Hoffnung fühlte, sich von Hause zu entfernen und die Einsamkeit zu suchen, die sonst ihrer mitteilsamen Natur gar nicht zusagte; sodann brachte sie irgendwo im Garten unter der

Dreschtenne einige Wesen zur Welt, deren Zahl ich statistisch nicht festzustellen vermag, da sie alle, mit Ausnahme eines einzigen, im allerzartesten Alter einem im Mai 1879 bei uns wütenden starken Platzregen und Sturm zum Opfer fielen; dieses eine aber, das kaum am Leben geblieben war, brachte die unglückliche Mutter im Maule aus dem Garten in unser Erdgeschoß hinüber.

Dieses kleine Wesen erregte durch sein dramatisches Schicksal die allgemeine Teilnahme; als ich aber vernahm, daß die leichtsinnige Mutter dasselbe bald nach seiner Uebersiedelung ins Erdgeschoß zu nähren aufgehört habe, da ging meine Teilnahme am Schicksale des Unglücklichen in tiefes Mitleid über und ich kam auf den Gedanken, ihn zum Nachfolger des unglücklichen Wassjka, unsres früheren Lieblings, zu machen, der vor zwei Jahren in einer stürmischen Winternacht unter den Zähnen ihm feindlich gesinnter Hunde seinen vorzeitigen Untergang gefunden hatte.

Als man das von seiner leichtsinnigen Mutter (die mit irgend einem neuen Liebhaber geflohen war) verlassene winzige Tierchen zu mir gebracht hatte, so kroch es ganz unähnlich seinen verstorbenen Onkeln und Tanten ohne die geringste Scheu zu mir in den weiten Aermel meines Paletots und krabbelte sich fast bis hart an die Schulter vor, sodann begann es ungeachtet seines jugendlichen Alters mit Appetit und ohne besonders wählerisch zu sein, alles zu verspeisen, was ihm vorgelegt wurde, mit sichtlichem Behagen sich in der Sonne zu wärmen und mit den Pfötchen sein zierliches Wesen zu treiben, kurz, sich so naiv und ungezwungen zu benehmen, als ob es schon längst ein Mitglied unsres häuslichen Kreises gewesen wäre. Da wir das sahen und seine Mutter als endgültig verschollen betrachten mußten, so entschieden wir uns dahin, das Kleine zu deren gesetzlicher Nachfolgerin zu machen und ihm denselben erhabenen weiblichen Namen zu verleihen, den die verirrte Mutter so unverdientermaßen getragen und kompromittiert hatte. Dergestalt wuchs denn das nette Tierchen unter dem Namen Maschka heran und ward in Bälde unser aller gemeinsamer Liebling; es war von ungewöhnlich lebhafter und beweglicher Sinnesart; vom frühen Morgen an pflegte es ganze Stunden damit zu verbringen, daß es mit irgend einem Korken, Papierfetzchen, Strickendchen und Knöchelchen, oder was ihm sonst wohl in die Tätzchen geraten mochte, umherlief, sich überschlug und seine wunderlichen Sprünge vollführte; sein Appetit war ein ausgezeichneter, und obgleich es sich vorzeitig der Muttermilch hatte entwöhnen müssen, so konnte man es doch bei der Fleischkost nicht nur nach Tagen, sondern wohl gar schon nach Stun-

den wachsen sehen. Wenn ich im Sommer des Morgens auf dem Balkon saß, hatte ich täglich meinen Spaß mit der Maschka; in der Hand hielt ich das Ende eines Bindfadens, welcher an einer größeren Papierkugel befestigt und durch die Handhabe eines Thürschlüssels hindurchgezogen war; wenn ich nun an der Schnur zog, so hob und senkte sich das Papier und Maschka hüpfte, sprang und haschte nach der Papierkugel, und wenn es ihr gelang, dieselbe zu fassen, so zauste sie sie mit einer gewissen Wut und Erbitterung mit den Pfoten und Zähnen, indem sie sich dabei auf der Diele umherwälzte und aus allen Kräften das glücklich erhaschte Papier mit den Hinterpfötchen zerkratzte.

Ich muß gestehen, daß Maschka gar keine besondere Erziehung erhielt, sondern als ein wahres Kind der Natur bei uns aufwuchs. Ich weiß nicht, ob das Geschlecht dieses kleinen netten Dinges für uns alle ganz gleichgültig war, oder wir alle nicht neugierig genug sein mochten — die Thatsache steht jedenfalls fest, daß wir erst nach zwei Monaten zu unsrer Verwunderung und, wie ich nicht verhehlen will, sogar zu unsrer Freude von unserm weiblichen Dienstpersonal, das sich aus irgend einem Grunde für diese Angelegenheit interessieren mußte, den wahren Sachverhalt bezüglich des Geschlechts unsres Lieblings in Erfahrung brachten. Es erwies sich nämlich, daß es keine Katze, sondern ein Kater war. Was war nun zu machen? Konnte man doch einem Kater den weiblichen Namen nicht belassen! Andrerseits aber hatte er sich bereits an denselben gewöhnt und hörte sofort auf den Namen, wenn man ihm „Maschka, Maschka" rief. In dieser Verlegenheit geriet ich nun auf das Auskunftsmittel, den Namen Maschka, Gott verzeih mir die Sünde, in das ihm so ähnlich lautende Moschka zu verwandeln, und zwar um so mehr, als unser heranwachsendes Käterlein bei seiner Behendigkeit und Anstelligkeit eine gewisse, wenngleich auch entfernte, Aehnlichkeit mit mir bekannten Jüdchen hatte, die von Geburt ab eben diesen hohen Namen des Gottesmannes Morsche (Moses) trugen, der, zu unsrer Schande sei es gesagt, von den altangesessenen polnischen Edelleuten hier entstellt und in das geringschätzende „Moschka" verwandelt worden ist.

Und so ist denn das Schicksal meines Moschka in der That ein dramatisches zu nennen, wenn wir nämlich in Erwägung ziehen, daß er nach seiner wunderbaren Errettung vor dem verderblichen Platzregen in allerfrühester Jugend in die Gesellschaft der Menschen geriet, alsdann von einer grausamen Mutter der Willkür des Schicksals preisgegeben ward, und schließlich, obgleich von Geburt ein

Kater, fälschlich lange Zeit hindurch für eine Katze gegolten und unverdientermaßen einen weiblichen Namen getragen hat. Sicherlich war es somit Schicksalsbestimmung, daß er sich keines einheitlichen und normalen Katzenlebens erfreuen sollte. Kaum war mein Moschka von allen als unbestrittener Kater anerkannt und hatte er so begonnen, eine noch größere Teilnahme für sich in mir zu erregen, als, weiß der Himmel woher, plötzlich seine auf Abwege geratene Mutter erschien, diesmal in Begleitung ihres temporären Gemahls, der früher ihr leiblicher Bruder gewesen war, und begann, mit dem von ihr einstmals verräterischerweise verlassenen Sohne wiederum Fühlung zu suchen. Moschka aber begann gleich nach dem ersten Erscheinen der Mutter ganz seltsam auf dieselbe hinzuschielen; indes mied er sie nicht, zankte sich auch mit ihr nicht, ja fing sogar nach einiger Zeit zu unsrer Verwunderung an, mit solchem Eifer an ihr zu saugen, als ob er niemals sich von der Mutter Milch zu nähren aufgehört hätte. Inzwischen nahm aber auch sein Appetit nach der früheren Fleischkost durchaus nicht ab; so aß er denn für zwei, wuchs rasch heran, ward immer dicker und spielte schon nicht mehr allein, sondern selbander mit Maschka, wobei er die erstaunlichsten und ergötzlichsten Körperbewegungen vollführte, den Rücken aufs unglaublichste zusammenkrümmte und den Hals der Mutter während des Spiels mit den Vorderpfoten fest umfaßte, während er sie mit den Hinterpfoten auf die wütendste Weise fortzustoßen suchte. Ungeachtet indes der anscheinend blühenden Gesundheit und Kraft, ungeachtet auch der heiteren Gemütsverfassung meines Moschka entwickelte sich an dem Unglücklichen unmerklich eine ganz seltsame Krankheit, die ich auch an jungen Hunden beobachtet habe. Es ist das ein spasmatisches Asthma, welches periodisch und plötzlich, ohne jede sichtliche Ursache, während der Ruhe und des Schlafes aufzutreten pflegt. Das nach fröhlichem Spiel ruhig auf dem Schoß oder dem Bett schlafende Tier begann plötzlich röchelnd die Luft in sich einzuatmen, wobei es mit stierem Blick den Kopf in die Höhe richtete. Der Paroxysmus dieses Asthmas pflegte nur einige Sekunden zu dauern, war aber nicht selten so heftiger Art, daß er mit sofortiger Erstickung drohte. Nach dem Ende des Anfalls legte sich das Tier wieder so ruhig zum Schlafen zurecht, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen wäre. Aeußere Anzeichen der Krankheit waren gar nicht zu bemerken; doch schienen uns freilich zuweilen die Kinnbackendrüsen etwas geschwollen zu sein. In der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Paroxysmen wies nichts auf eine Störung der Gesundheit hin.

So kam denn auch der Februar des Jahres 1880 heran. Wie bekannt, ist das der Wonnemonat für die Katzen, und mein Moschka, welcher nach einer ungewöhnlichen Verkettung der Umstände noch vor kurzem an Maschkas Brust gesogen hatte, begann ihr gegenüber einige Anzeichen von durchaus nicht kindlicher Zuneigung an den Tag zu legen. Er spielte mit ihr gar nicht mehr nach seiner früheren Weise, und begann alsbald in ihrer Abwesenheit bekümmert zu werden, melancholisch zu miauen und nach unten ins Kellergeschoß zu verlangen, das von Maschka und den andern Katzen bewohnt war. Nunmehr verschwand mein Moschka schon auf ganze Tage, erschien dann bei uns oben müde und hungerig und legte sich, nachdem er mit Gier gefressen hatte, zur Ruhe nieder, um so im Schlaf bis unmittelbar zum Abend zu verharren, d. h. der Zeit, welche für Menschen- sowohl wie für Katzen-Rendezvous die allergeeignetste ist. Aber die Kellerkatzen mochten, wie unsre ehrenwerte Haushälterin Lorchen auf Grund ihrer täglichen Besuche im Erdgeschoß bezeugte, ihn aus irgend einem Grunde gar nicht recht leiden; man hätte nun freilich meinen sollen, daß sein Aeußeres, welches nach unsrem Urteil ein gar stattliches und äußerst hübsches war, auch dem schönen Geschlechte des Katzenstammes füglich hätte gefallen müssen; doch kann man mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sein spasmatisches Asthma seine Mißerfolge in Liebesabenteuern erklärlich machte, und in der That kann man sich das Entsetzen und die Indignation der flatterhaften Katzenkoketten vorstellen, wenn der ihnen die Kur schneidende Katzenstutzer plötzlich und auf dem Höhepunkte seiner leidenschaftlichen Empfindungen den Atem verlor, den Hals weit vorstreckte und, kaum noch am Leben, ein schreckhaftes Röcheln hören ließ; so kurz auch diese Asthmaanfälle waren, so mußten sie doch die sich durch keine besondere Geistesgegenwart auszeichnenden erschrockenen Schönen in die Flucht treiben. Ungeachtet all der von mir eben beschriebenen Veränderungen in der äußeren und sittlichen Lebensführung meines Moschka war ich doch auf Grund der Erfahrung, daß die Jugend, und insbesondere die Katzenjugend, sich nur allzu leicht von ihren Empfindungen fortreißen läßt, und daß das erste Zutagetreten der geschlechtlichen Funktionen im Organismus alles auf den Kopf zu stellen pflegt, ich war, sage ich, um die Folgen nicht allzu besorgt. Der Frühling, welcher alle zur Liebe und das Katzengeschlecht außerdem auch noch zum Haaren zwingt, darf mit vollem Recht für die kritischeste und perfideste Jahreszeit gelten und ich erwartete mit Ungeduld sein Ende. Doch stand es offenbar im Schicksalsbuche geschrieben, daß Moschka auch seine erste

Hälfte nicht überleben sollte. Er erkrankte gefährlich, aber nicht an seiner früheren Krankheit, dem spasmatischen Asthma, sondern an einer für ihn offenbar neuen, an Erbrechen, und nach zwei Tagen war er nicht mehr.

Um die Zeit dieser seiner gefährlichen Krankheit verbreiteten sich nun unter meinen Hausgenossen unheimliche Gerüchte, Maxim habe ihm auf der Hintertreppe hart mit Schlägen zugesetzt, und zwar aus Neid darüber, weil er, Maxim, nach dem Mittagessen nicht die Knochen vom Feldhühnerbraten und einige andre nachgegebliebene Delikatessen bekommen habe. Wir glaubten diesen Gerüchten, weil wir aus vielfachen Erfahrungen wußten, wie heimtückisch Maxim war und wie grausam er in unsrer Abwesenheit mit Tieren umzugehen pflegte. Daher war mir Moschkas Obduktion nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in moralisch-juridischer Beziehung interessant. Indes, wie sehr ich auch wünschte, die wahre Ursache des rapiden Krankheitsverlaufes und Todes meines Lieblings aufzudecken, so ward doch die Wissenschaft nach seiner Obduktion um keine neue Errungenschaft bereichert; nur Maxim erwarb sich von neuem danach Kredit und moralischen Gewinn; daß er Moschka erbärmlich geprügelt und mit dem Kopf gegen die Erde geschlagen habe, wie die Denunzintin behauptet hatte, erwies sich jedenfalls als Verleumdung; nicht die geringsten Anzeichen einer traumatischen Verletzung und, ach! ebenso nicht die geringsten mikroskopischen Anzeichen eines krankhaften Zustandes. Somit erübrigt denn nur noch alles auf das Konto des Nervensystems zu stellen, und den oberen Kehlnerven und den ganzen Nervus vagus Moschkas einer Gewaltthat ihm gegenüber anzuklagen, die ihm bei weitem verderblicher als eine traumatische Verletzung geworden; diese letztere wird ja von Katzen bekanntermaßen sehr gut vertragen. Warum denn aber gerade diesen Nerven? Nun deshalb, weil nach Beobachtung einiger modernen Psychiologen die Reizung des oberen Kehlnerven den Atmungsprozeß aufheben oder behindern kann, und der Hauptstamm der Kehlnervenverzweigung, der Nervus vagus auch auf die Magenfunktionen einen Einfluß ausübt. Und so fand denn mein lieber Moschka seinen Untergang (wahrscheinlich infolge anormaler Nahrung mit gekochter Fleischspeise gleichzeitig mit der Muttermilch) an Zerrüttung seines Nervensystems, die noch durch abusus in Venere und die moralische Demütigung gesteigert wurde, welche seiner Katerwürde durch die leichtfertigen Spöttereien des schönen Geschlechts zugefügt ward.

Welches aber auch immer die Todesursache dieses unschuldigen

Geschöpfes gewesen sein mag, das dem Anschein nach (aber auch nur dem Anschein nach) ohne Zweck und ohne Grund geboren ward und starb, sein Verlust war für mich und meine Frau nicht gleichgültig. Meine Frau weinte, mich aber überkam nur eine leise Wehmut, und das sogar in geringerem Maße als vor jetzt drei Jahren, da ich mein Hündchen Ljäda verlor; an dieses, an seine ausdrucksvollen, ich möchte beinahe sagen mich menschlich anblickenden Augen (deren Weißes sich nicht ganz schloß), vermag ich auch jetzt noch nur mit einem Seufzer wehmütiger Trauer zu denken. Diese Wehmut, um es mir nur ehrlich zu gestehen, hat aber doch etwas Herzbeklemmenderes, als die bei der Erinnerung an gewisse Bekannte mich überkommende, welche einst mir nahe gestanden haben und jetzt bereits gestorben sind. „Das ist ja eine gotteslästerliche Mißgestaltung der Gefühle, die der menschlichen Würde zur Schmach gereicht!“ — so wird man vielleicht ausrufen. Zugegeben, was soll ich denn aber thun, wenn ich in der Anhänglichkeit Ljädas an mich auch nicht die geringste Spur von Verstellung und Perfidie gefunden, wohl aber beides in den Bezeichnungen auch der mir am nächsten stehenden Menschen zu mir angetroffen habe?

Muß doch ein wenig darüber nachdenken, warum wir uns so sehr an Tiere anschließen können.

20.

Bevor ich mir aber die Zeit zum Nachdenken darüber nehme, will ich hier gleich bemerken, daß zwischen dem 6. und 13. März (1880) einige unerwartete Ereignisse sich zugetragen haben.

Erstens ist unerwartet, daß Temperatur und Wetter idem per idem entsetzlich einförmig geblieben sind; nachts Fröste bis zu 10°; tagsüber bis zu 7° und 5°; zweimal hatten wir Schnee mit Schneetreiben; immer derselbe kalte, durchdringende Nordwestwind; die Sonne aber wärmt am Tage so stark, daß mein Pelzkragen so heiß wird, als habe er auf dem Ofen gelegen. Einen so entschiedenen, strengen und andauernden Winter habe ich hier noch nicht erlebt. Einmal im Jahre 1868 blieb der Schnee auch lange liegen (bis zum 20. März), doch hatten wir damals keinen solchen Frost und Wind. Das Wasser ist infolge der Kälte im Teich gefallen und

auf der Mühle an der Ludwigowka arbeitet nur ein Rad. Indes fährt der Schnee fort, ungeachtet der Schneegestöber allmählich und unmerklich zu schwinden. Was wird eigentlich mit den Wintersaaten und mit den Bäumen im Garten werden? Ja, wer will wissen, was er nicht weiß! Lebe ohne sonderlich viel zu wissen, nimm hin, was gerade kommt und denke dabei doch immer unwillkürlich an das, was dir die Zukunft bringen wird, ob du es auch schon nicht ergründen magst.

Zweitens habe ich am 9. März sechzehn Glückwunschtelegramme bekommen. Aus irgend einem Grunde hat man sich's in Moskau (ausschließlich), Kasan, Kiew, Woronesh und Würzburg in den Kopf gesetzt, daß am 9. März der Tag meines fünfzigjährigen Jubiläums sei. Ich habe in meinem Antworttelegramm nach Moskau neben dem Ausdruck meines ergebenen Dankes bemerkt, daß die Veranlassung zu diesen unerwarteten Beglückwünschungen wahrscheinlich in dem Umstande zu suchen sei, daß ich im Jahre 1828 in Moskau den gelehrten Grad eines Arztes erhalten habe (in dem Falle aber hätten die Betreffenden mich vor zwei Jahren beglückwünschen müssen). Der Anfang meiner Dienstzeit aber datiere vom Jahre 1831, und das Doktordiplom sei mir in Dorpat am 30. November 1832 verliehen worden*).

* *
*

Gestern und heute, den 20. und 21. März haben wir keinen Nordwestwind mehr, sondern einen schwachen aber kühlen Südwest; am Tage 2—3° Wärme und nachts 0—3° Kälte.

Ja, woher kommt denn nun eigentlich die Anhänglichkeit und, in einigen Fällen könnte man beinahe sagen, Liebe zu den Tieren? Welchen Tieren gegenüber empfindet der Mensch ausschließlich Anhänglichkeit und Zuneigung? Hunden, Katzen, Pferden und Singvögeln gegenüber. Unter diesen ist die Zuneigung zum Pferde nicht rein und frei von Beimischungen egoistischer Natur, sondern steht mit dem bedeutenden Wert dieses Tieres und dem Nutzen in Zusammenhang, welchen dasselbe uns zu bringen pflegt; man sagt,

---

*) Hier lassen wir eine Seite aus, die im Original (Blatt 59 S. 3) offenbar von N. J. Pirogow selbst durchstrichen ist; er spricht auf ihr von der Krankheit eines fünfzigjährigen jelisawetgradschen Gutsbesitzers; vor dieser Notiz sind gleichfalls folgende Zeilen durchstrichen: „Und so könnten mir Liebhaber von Jubiläen dreimal gratulieren, und wenn sie von drei Gelegenheiten die passendste wählen wollten, so wäre das selbstverständlicherweise das Jahr 1882, d. h. mein fünfzigjähriges Doktorjubiläum."

daß der Araber sein Pferd wie einen Freund liebe, aber auch diese Freundschaft ist sicher nicht uneigennütziger Art; das Pferd ist für die Existenz des Nomaden unumgänglich notwendig und wird zu seinem alter ego. Wahrscheinlich kann man von einigen Hundearten (den Sibiriern, Vorstehhunden, Schäfer- und Jagdhunden) dasselbe sagen: man hält sie und schließt sich an sie an aus Berechnung, und auch mit den Katzen wird es wohl am Anfang dieselbe Geschichte gewesen sein: wie hätte man denn auch ihre Spezialität, die Kunst im Mäusefang, nicht verwerten sollen. Aber es heiraten ja auch die Menschen größtenteils aus Berechnung — von zwanzig Millionen unsrer Bauern z. B. heiraten doch sicherlich 19 999 000 nur, um im Hause eine Frau zu haben, die ihnen den Ofen, die Ställe oder die Kinder beschicke, — und doch verhindert diese Art der Heirat in den meisten Fällen nicht, sondern fördert sogar unmittelbar die Entwickelung der Anhänglichkeit und sogar der Liebe. Und ebenso wie zwischen Menschen auch eine reine und lautere Anhänglichkeit bestehen kann, so mag man auch in der Anhänglichkeit Tieren, am häufigsten Hunden, Katzen und Singvögeln, und besonders den von ihrer Geburt an zu Hause aufgefütterten und aufgezogenen gegenüber eine aufrichtige herzliche Zuneigung beobachten, derjenigen ähnlich, welche die Menschen Kindern gegenüber bezeugen. Unzweifelhaft hängt sie, wie auch die Zuneigung Kindern gegenüber, zum Teil von dem Gefühl der eigenen Ueberlegenheit, einer gewissen nachsichtigen Herablassung und einer Art Mitleidens gegen schwächere und weniger entwickelte Wesen ab; doch ist das natürlich noch nicht alles.

In der Empfindung der Zuneigung Tieren gegenüber spielt, glaube ich, eine wichtige Rolle die Vorstellung, welche wir vom Tier haben. In dieser Vorstellung liegt etwas Seltsames. Ich habe irgendwo gelesen, daß Hegel in der Sprachlosigkeit der Tiere etwas Mystisches sah. Diese Meinung des Philosophen teile ich nun vollkommen. Jeder von uns muß im Tier die Aehnlichkeit mit sich selbst erkennen, vermag aber doch gleichzeitig sich keinen klaren Begriff von der Ursache des ungeheuren Unterschiedes zu bilden, welcher wie ein Abgrund zwischen uns und den Tieren klafft. Der Organisation der Tiere ebenso wie der unsrigen ist es durch einen höheren Willen vorgeschrieben, zu empfinden und folglich auch zu genießen und zu leiden; ihr ist auch beschieden, mit den elementaren Kräften zu kämpfen, und nach Darwins Lehre sogar sich zu vervollkommnen, nämlich unter beständigen Veränderungen und Uebergängen von den niedrigeren Formen und Typen zu höheren.

Und ungeachtet dieser Gleichheit der elementaren und allerwesentlichsten Eigenschaften der tierischen und menschlichen Organisation bleibt gleichwohl der Abgrund zwischen beiden bestehen. Weder versteht das Tier mich, noch vermag ich das Tier, d. h. dessen subjektive Seite, völlig zu verstehen, und urteile daher über dieselbe unwillkürlich nur nach mir, d. h. nach meiner Subjektivität. Hegel hat ganz recht; ein Wesen, welches in vielen Beziehungen durchaus ganz so wie ich handelt, welches deutlich Empfindungen, Leidenschaften und sogar Gedanken äußert, hat kein Sprachvermögen; es blickt mich an, bezeugt mir seine Zuthätigkeit, ruft und sucht mich und bittet mich um Speise, und das alles schweigend; unwillkürlich kommt Personen, welche mit der Funktion von Reils Gehirninsel und sogar mit seiner Lehre vom Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Tierchen im Gehirn nicht bekannt sind, unwillkürlich, sage ich, kommt solchen Personen der Gedanke, es müsse dort etwas nicht ganz in Ordnung sein, das Tier treibe sicher sozusagen Versteckens und verberge vor uns seine Gedanken, kurz, es verfahre wie der stumme Zwerg in den Zaubermärchen. . . .

Und nun haben wir schon Mariä Verkündigung, den 25. März (1880), und vom Frühling noch immer keine Spur; Nebel; der Wind ist nicht sehr stark, springt aber von Süden bald nach Osten, bald nach Westen über und bringt uns keine Wärme. Nachts haben wir noch immer 0 bis 3° Kälte, tags bis zu 5 und 6° Wärme.

* * *

Anmerkung. Hier endet der erste und allerkleinste Teil der Aufzeichnungen N. J. Pirogows. Dieser Teil umfaßt sechzig Folioblätter, 240 Seiten, und ist mit Bleifeder, in großer Schrift und, mit den folgenden Teilen verglichen, recht deutlich und lesbar geschrieben. Nikolai Jwanowitsch hat diesen Teil seiner Aufzeichnungen offenbar noch einmal durchgelesen, denn in ihm finden sich viele durchstrichene Stellen und sind zuweilen ganze Zeilen korrigiert. Im folgenden zweiten Teile geht er auf seine Selbstbiographie über und ersetzt den Bleistift durch die Feder.

21.

22. Dezember 1880. Ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß ich kein Tagebuch zu führen vermag; ist ja doch schon ein halbes Jahr oder gar mehr darüber vergangen, daß ich in mein Tagebuch nichts habe eintragen können oder wollen. Jetzt werde ich anfangen nicht nach einzelnen Tagen zu schreiben, sondern wie es gerade kommen wird; es erübrigt mir gar noch viel auszusprechen und mir scheint's noch sehr die Frage zu sein, ob mir das gelingen, ob mein Leben ausreichen wird, um das alles niederzuschreiben. Das Niedergeschriebene will ich nicht noch einmal durchlesen; wobei ich aber bei Beginn des Frühlings stehen geblieben bin, das ist mir nicht mehr recht in Erinnerung. Ich glaube übrigens, bei der Lebensbeschreibung meiner Katzen und Hunde, und der Erörterung darüber, warum wir uns an Tiere anschließen.

So war ich denn auch jetzt schon so gut wie entschlossen, mir weiter weder Hund noch Katze anzulegen, und da muß uns im Frühling irgend so ein Jude einen jungen Hund, halb Hühnerhund, halb Windspiel, ins Haus tragen und wir beide, meine Frau und ich, fassen von neuem eine Zuneigung für das Tier; das kommt wahrscheinlich daher, weil wir im Hause keine kleinen Enkelkinder haben, und so schläft und ißt und geht mit uns spazieren an Stelle eines Großtöchterchens unser kleines Hündchen Mimischka, und seltsamerweise habe ich ganz meine Abneigung gegen kleine Hunde verloren; früher war ich entschieden gegen die Vorliebe für diese Tiere, da ich aus meiner Praxis viele Fälle kannte, in denen gerade infolge des Bisses kleiner Hündchen die Tollwut sich entwickelt hatte; noch jetzt erinnere ich mich lebhaft, wie mir einstmals vor dreißig Jahren beim Besuch des Obuchowkrankenhauses in St. Petersburg Doktor Meier einen Kranken zeigte, der seiner Meinung nach von der sogenannten spontanen Wasserscheu (hydrophobia spontanea) befallen war; ich trat an diesen, ruhig auf seinem Bett sitzenden Patienten heran, wies fast instinktiv mit dem Finger auf ein kaum merkliches Mal auf seiner Stirn hin, und sehe plötzlich, wie der arme Kerl entsetzlich erbleicht und sich zusammenkrümmt; dann begann er herzbrechend zu weinen und gestand uns dabei, daß vor einigen Wochen sein kleines Hündchen, mit dem er gerade gespielt habe, ihm die Kratzwunde auf der Stirn beigebracht habe. Bald wurden die Anfälle der Tollwut heftiger und der Mann starb.

Es ist seltsam, sage ich, daß diese Furcht vor kleinen Hunden jetzt bei mir geschwunden ist. Als Grundlage aber für diese Anhänglichkeit an Haustiere dient, wie ich glaube, jenes von Hegel bemerkte Mystische, das uns im Tier entgegentritt. Wenn man ein lebendes Wesen vor sich sieht, welches in vielen Beziehungen gleich uns handelt, die Gefühle der Freude oder des Mißbehagens und Schmerzes zu äußern vermag und dabei doch anscheinend nur darum keine Worte hat, weil es seine Gefühle und Gedanken verbirgt, so vermutet man unwillkürlich in ihm das Vorhandensein unsres nur gewissermaßen mystifizierten Ich; besonders aber die Augen der Haustiere, Fleisch- und Grasfresser, haben etwas Mystisches; sie reden ohne Worte; bei meiner Ljädka war sogar das Weiße zwischen den Augenlidern zu sehen, was den Augen einen gewissen menschlichen Ausdruck gab; es ist das, glaube ich, eine Seltenheit und der Umstand, daß das Weiße in den Augen von den Augenlidern verdeckt wird, gilt als charakteristisches Merkmal der Augen der Tiere, welches sie von den menschlichen unterscheide.

Ich habe in einem Almanach einen vom utilitarischen, ästhetischen und moralischen Standpunkt aus durchgeführten Vergleich zwischen dem Pferde und dem Hunde gelesen: beide hält man für die besten, und man könnte vielleicht sogar sagen, für die einzigen Freunde des Menschen; aber der Verfasser des Artikels, ein Deutscher, gab dem Pferde den Vorzug, und klagte den Hund niedriger und knechtseliger Gesinnung an; er sei übertrieben zuthätig und krieche und erniedrige sich vor dem Mächtigeren. Darin steckt ein Teil Wahrheit; wenn ein kleines Hündchen einem großen, bösen Hunde begegnet, so streicht es sofort die Segel vor ihm, legt sich auf den Rücken und zieht die Pfötchen an den Leib; andrerseits aber habe ich öfter bemerkt, wie vor einem kleinen Haushündchen, das sich der Gunst seiner Herrschaft erfreute, große, derselben Herrschaft gehörende Hunde schweifwedelnd krochen und herumscherwenzelten. Gleichwohl aber kann das Pferd allenfalls nur noch etwa in den arabischen Wüsten ein so treuer Freund seines Herrn wie der Hund sein; und die Schmeicheleien und die Anhänglichkeit des Hundes tragen nicht bei allen Hunden einen erniedrigenden Charakter; die Augen drücken deutlich aus, was der Hund will, ob er seinen Herrn zum Spazierengehen drängt, oder einen Fremden wittert; alles in ihm deutet auf etwas hin, was er gleichsam vom Menschen hat.

* * *

Vor dreißig Jahren hätte ich das eben von mir Gesagte für leere Phrasen gehalten; ich sah damals jegliches Mitleid Hunden gegenüber bei Vivisektionen und in noch höherem Maße die Anhänglichkeit Tieren gegenüber ausschließlich als witzlose Sentimentalität an. Aber die Zeit verändert alles, und ich, der ich einstmals ohne jedes Mitleiden für die Qualen von Tieren (Chloroform kannte man damals noch nicht) täglich Dutzende von Vivisektionen vornahm, könnte mich jetzt nicht dazu entschließen, aus gelehrter Wißbegierde, und wäre es auch unter Anwendung von Chloroform, mit dem Messer an Hunden herumzuhantieren; jetzt ist es für mich sehr wahrscheinlich geworden, woran ich früher gar nicht glauben wollte, daß nämlich Haller im Alter melancholische Regungen verspürte, und diese seine Melancholie der Menge der von ihm vorgenommenen Vivisektionen zuschrieb; irre ich mich nicht, so erzählt das Zimmermann in seinem Buche „Ueber die Einsamkeit".

Besonders drückend sind für mich die Erinnerungen an jene Vivisektionen und Operationen, in welchen ich aus Unwissenheit, Unerfahrenheit, Leichtfertigkeit, oder weiß der Himmel weshalb sonst noch, Tiere grundlos zu leiden zwang. Ja, die quälendste Melancholie ist diejenige, welche uns Erinnerungen an Gewaltthätigkeiten über die Seele führt, die wir einstmals der eigenen Empfindung oder fremdem Gefühl zugefügt haben. Wenn wir die Empfindung eines andern in auch noch so gleichgültiger Weise vergewaltigen mögen, so können wir doch niemals dessen gewiß sein, daß diese Vergewaltigung sich nicht früher oder später einmal an unsrer eigenen Empfindung rächen werde. Als mein Hündchen Ljädka in Qualen stöhnend verendete und ungeachtet seiner Schmerzen auf mich seine freundlichen Augen richtete, und mir durch leichtes Wedeln mit dem Schwanze seine Anhänglichkeit zu erkennen geben wollte, da erwachten in mir gleichzeitig mit dem Mitleide zum lieben Tierchen die Erinnerungen an die Qualen, welche ich einstmals vor dreißig bis vierzig Jahren ganzen Hunderten von meiner Ljädka ähnlichen Tieren zugefügt hatte, und ich fühlte eine unerträgliche Beklemmung in meiner Brust.

Noch bedrückter wird mir zu Mut, wenn die Erinnerung an eine auch vor etwa vierzig Jahren von mir unternommene Operation eines alten Mannes über mich kommt; nur einmal in meiner Praxis habe ich bei der Untersuchung eines Kranken einen so groben Fehler gemacht, daß ich mich zur Lithotomie entschloß, ohne doch nachher den Stein zu finden. Das passierte mir gerade mit einem schüchternen, frommen alten Mann; erbost über meine Ungeschicklichkeit und mein Versehen, war ich so wenig zartfühlend, daß ich gegen

den ganz erschöpften Patienten mehreremal mit Hölle und Teufel loswetterte.

„Fürchten Sie denn gar nicht Gott," brachte er mit müder, flehender Stimme hervor, „daß Sie den Namen des bösen Geistes aussprechen, wo doch nur der Name des Herrn mir meine Leiden erleichtern könnte!"

Welch eine Lehre in diesen Worten des armen Dulders! Mir ist's, als hörte ich sie auch jetzt noch. Ja, auch ich muß zuweilen, wenn ich der Vergangenheit gedenke, Seufzer der Klage ans Leben richten, und den einmal von mir gehörten Ausruf eines alten Kapitäns wiederholen, der an Striktur und Röhrengeschwüren in der Harnröhre litt; ganz erschöpft infolge vergeblichen Harndrangs, sich vor Schmerzen krümmend und schluchzend, schrie er mit größeren Pausen zwischen den einzelnen Worten: „Ach . . . ach, wie schwer . . . bist . . . du . . . liebes Leben!"

22.

3. Januar (1881). Endlich wird es aber doch Zeit, mir auch die andern Seiten meiner Weltanschauung klar zu machen. Schon ein halbes Jahr ist seitdem vergangen, daß ich dieses nur betreffs einer einzigen von ihnen gethan habe. Das war im vergangenen Winter, im Sommer aber kann ich nicht schreiben. Der Sommer bringt einem alten Mann solche Freuden, daß man gar nicht daran denkt, bei sich Einkehr zu halten; die grünenden Felder, die blühenden Rosen, das Laubwerk der Bäume, alles das zieht einen in der von praktischen und alltäglichen Kleinbeschäftigungen unbesetzten Zeit zu sich nach außen hin und verstattet einem nicht die innere Sammlung in sich selbst. Als Kind habe ich öfter gehört, mein Großvater Jwan Micheïtsch habe im Winter an trüber Stimmung gelitten und seinen Kindern gegenüber geklagt: „Ach, Kinderchen, sicher wird Micheïtsch nun nicht mehr das grüne Gras drücken"; sowie aber der Frühling wiederkam, sei der hundertjährige Greis wiederum ganz belebt geworden und habe ganze Tage lang das „grüne Gras gedrückt".

* *
*

Ich will mir aber nicht nur meine Weltanschauung allseitig klar legen, sondern möchte auch aus dem Archive meines Gedächtnisses alle Dokumente zur Entwickelungsgeschichte meiner Ueberzeugungen hervorholen, um festzustellen, wie sie sich nach verschiedenen Veränderungen endgültig zu den gegenwärtigen krystallisiert haben. Mir will es scheinen, als ob augenblicklich verschiedene Seiten meiner Weltanschauung mir bei weitem klarer und deutlicher geworden sind, als das früher der Fall gewesen. Vielleicht ist das eine Illusion und Selbstvorspiegelung; warum aber war ich früher, wenn ich mir auch von der einen oder der andern Anschauung völlig überzeugt erschien, doch nie dessen sicher, daß ich auf immer bei derselben verharren werde, während ich jetzt im Gegenteil völlig davon überzeugt bin, daß meine Anschauungen von Leben und Welt bis zu meinem letzten Atemzuge so bleiben werden, wie sie augenscheinlich sind? Ich glaube, daß, nachdem meine Weltanschauung verschiedene Entwickelungsphasen durchgemacht hat, ich schließlich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß ich keine neue Metamorphose derselben mehr erleben werde. Und diese Gewißheit hat etwas außerordentlich Beruhigendes; man fühlt etwas Dauerndes in sich: mag, was mich umgibt, immerhin sich verändern, soviel es will, ich werde darum doch kein andrer werden! Aber wie, wenn auch das eine Täuschung, will sagen, wenn auch die allerfesteste Ueberzeugung eine Illusion ist? Wie, wenn die äußere Welt, die mich umgibt, stärker als jene wäre?

Sollte es aber möglich sein, daß eine Illusion, welche eine so feste Gewißheit wie die meinige erzeugt hat, daß eine solche Illusion nicht stärker als die uns umgebende äußere Welt wäre? Das widerspräche allen geschichtlichen Thatsachen, welche das Gegenteil beweisen. Was halten wir jetzt nicht alles in der Geschichte ganzer Generationen für Hallucinationen, Fanatismus und dergleichen, und dabei haben doch unter dem Einfluß dieser Illusionen ganze Völker jahrhundertelang gelebt, haben für dieselben Ströme von Blut vergossen und sind mit ihnen gestorben! So mag es denn auch mit meiner Illusion stehen; möge sie auch andern nur als solche erscheinen, mir wird sie bis ans Ende meiner Tage eine feste und unwandelbare Ueberzeugung bleiben.

23.

Ich will ab ovo beginnen.

Man hat mir gesagt, daß ich am 13. November 1810 geboren sei. Schade, daß ich mich dessen nicht selbst erinnern kann. Auch darauf kann ich mich nicht besinnen, wann ich meiner selbst bewußt zu werden begonnen habe; doch erinnere ich mich, daß ich noch lange in meinem Gedächtnis oder in meinen Träumereien die Erinnerung an einen ungeheuer großen, außergewöhnlich hellen Stern bewahrt habe. Was war das nun eigentlich? Eine kindliche Hallucination infolge der von mir in der Kindheit gehörten ausführlichen Erzählungen über den Kometen des Jahres 1812, oder aber der im Gehirn haften gebliebene Eindruck des wirklich von mir, dem zweijährigen Kinde, damals gesehenen Kometen vom Jahre 1812, zu der Zeit, da wir aus Moskau nach Wladimir flüchteten?

Auch erinnere ich mich noch einer ganz seltsamen traumartigen Vorstellung von einem Faden, der anfangs sehr dünn war und hernach immer dicker und dicker und sehr hell wurde; er stellte sich mir halb im Schlaf, halb gleich nach dem Erwachen dar und war etwas Beunruhigendes, das mich weinen machte und Furcht empfinden ließ. In der Folge habe ich Aehnliches auch von Träumen andrer Kinder gehört. Die Erinnerung aus meinem sechsten bis achten Jahr sind jedoch schon bei weitem lebendiger.

Mein elterliches Haus, welches während der französischen Invasion in Moskau niederbrannte, hernach aber wieder aufgebaut wurde, stand im Rayon der Trinitatisgemeinde in Ssyromjätniki. Auf die Zeit meiner Erinnerungen, d. h. auf das Lebensalter, worauf sich meine ersten Erinnerungen beziehen, schließe ich daraus, daß ich mich noch jetzt lebhaft folgender Dinge zu entsinnen vermag: zunächst meiner mit Eichkätzchenfell ausgeschlagenen kleinen Bettdecke, sodann meiner Lieblingskatze Maschka, ohne welche ich nicht einmal einschlafen konnte, und endlich der weißen Rosen, welche mir meine Wärterin aus dem benachbarten Garten der Frau Jarzew brachte, und die bei meinem Erwachen immer schon in einem Wasserglase neben meinem Bette standen; ich war damals sicher nicht über sieben Jahre alt; wenigstens vier Jahre etwa trennen diese Erinnerungen von andern, die schon völlig klar sind und aus meinem zehnten Lebensjahre stammen.

Was Napoleons Tod betrifft, so entsinne ich mich noch sehr deutlich der damaligen Erzählungen darüber.

Die in den Jahren 1815 und 1817 erschienenen Karikaturen auf die Franzosen, die damals von Haus zu Haus verbreitet wurden, sehe ich noch jetzt vor mir.

Von meinen Eltern weiß ich, daß ich russisch zu lesen auf beinahe autodidaktischem Wege gelernt habe, als ich sechs Jahre alt war, und ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich das gerade nach Karikaturen gethan habe, die nach Art von Karten in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt waren. Der erste Buchstabe A stellte einen tauben Bauern und französische Soldaten vor, die in wildester Unordnung die Flucht vor ihm ergriffen; die Unterschrift lautete:

Ach, Herr Franzos, da ich nicht hören kann,
So fang doch da bei den Kosaken an.

Buchstabe F zeigte Napoleon, der in einem Schlitten mit Davout und Poniatowsky hinten auf dem Trittbrett dahinjagte, mit folgender Unterschrift:

Fahr zu! sonst fällt Napoleon, der Plündrer unsres Moskaus, doch
Samt Poniatowsky und Davout den Russen in die Klauen noch.

Buchstabe R: Französische Soldaten haben einen Raben gefangen und reißen sein Fleisch in Stücke; einer von ihnen, der von Hunger ganz entkräftet erscheint, hält ein Bein des Raben in der Hand, während ein andrer auf der Erde liegt und einen leeren Kessel ausleckt. Unterschrift:

Rabenbraten! nur ein Beinchen laß mich, lieber Bruder, haben,
Derweil magst du in dem Kessel an der Brühe dich erlaben.

Vielleicht erinnere ich mich dieser Karten auch deshalb so lebhaft, weil ich sie später, als ich schon über sechs Jahre alt war, auch noch gesehen habe; aber der Umstand, daß ich mich fast ausschließlich der drei genannten Buchstaben erinnere, beweist, daß sie auf mein Gedächtnis am stärksten einwirkten, als ich lesen lernte, d. h. als ich sechs Jahre alt war. Freilich entsinne ich mich noch einer dieser Karten mit dem Buchstaben G und der Unterschrift:

Glück, du wardst müde, stets zu Fuß dem Franzmann nachzuschleichen,
Gesellst dich dem Kosaken zu, thust nimmer von uns weichen.

Doch erklärt sich dies daraus, daß ich lange Zeit über diese Karte nachgedacht habe, ohne mir erklären zu können, warum ein Franzose in Uniform, der von einem Kosaken in einer Kutsche eskortiert wurde, und dabei deutlich den Wunsch zu erkennen gab, zur

Wagenthür hinauszuspringen, warum dieser Franzose eigentlich „Glück“ genannt wurde. „Was soll denn das eigentlich für ein Glück für uns sein?“ so mußte ich mich öfter fragen.

Dieses Lesenlernen nach Karikaturen wird wohl kaum die Billigung von Pädagogen finden. Und in der That haben diese ersten, durch die erwähnten Karikaturen hervorgerufenen Eindrücke in mir die Neigung zum Spott und die Eigenschaft entwickelt, an den Menschen eher die lächerlichen und schlechten als die guten Seiten zu bemerken. Dafür haben aber diese Karikaturen auf den hochmütigen, für uns so schrecklichen und dabei doch schließlich überwundenen Napoleon gleichzeitig mit den andern Darstellungen seiner Flucht und unsrer Siege frühzeitig in mir die Freude am Ruhm meines Vaterlandes sich entwickeln lassen. Bei Kindern ist das, soweit ich sehen kann, das erste und bequemste Mittel zur Erweckung der eigentlichen Vaterlandsliebe.

So war es wenigstens mit mir der Fall, und ich habe von meinem siebzehnten bis zum dreißigsten Lebensjahr, obgleich ich mich von einer mir fremden Volkstümlichkeit*) umgeben sah, in deren Mitte ich lebte, lernte und lehrte, doch durchaus nicht die Anhänglichkeit und Liebe zur Heimat verloren, was um jene Zeit gerade nicht schwer gewesen wäre, da es sich damals in meiner Heimat nicht gerade sehr heiter und nicht so behaglich leben ließ, wie man das wohl mit zwanzig Jahren wünschen mochte. Wäre ich nicht in der Epoche russischen Ruhmes und wirklichen Volkspatriotismus geboren, als welche sich die Jahre meiner Kindheit darstellten, so wäre aus mir aller Wahrscheinlichkeit nach ein Kosmopolit geworden; letzteres glaube ich, weil gleichzeitig mit tiefer Sympathie zur Heimat frühzeitig eine ganz unüberwindliche Abneigung gegen nationale Selbstüberhebung und Selbstbespiegelung sich in mir ausbildete.

Seit meinem zehnten Lebensjahre datieren bereits meine deutlichen Erinnerungen, und meine Kindheit bis zum dreizehnten und vierzehnten Jahr hat in mir das allerfreundlichste Gedenken zurückgelassen.

* *
*

Mein Vater diente als Rentmeister im moskauschen Proviantdepot; ich sehe ihn noch jetzt vor mir, wie er bei feierlichen Gelegenheiten in Galauniform mit goldenen Litzen am Kragen und auf den Rockaufschlägen, in weißen Beinkleidern und hohen Stiefeln mit

*) In Dorpat.

langen Sporen zu erscheinen pflegte; er stand bereits im Majorsrang, wußte, wie ich hörte, in seinem Rechnungswesen ausgezeichnet Bescheid, hatte seine eigene Equipage und war, wie alle Moskauer, sehr gastfrei. Mein Vater hat im ganzen vierzehn Kinder gehabt (keine Kleinigkeit!), und von den vierzehn waren während meiner Kindheit sechs am Leben: drei Söhne und ebensoviel Töchter. „Ich war klein unter meinen Brüdern und der Jüngste in meines Vaters Hause." Und von uns sechs starb noch einer, bevor er das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, nämlich mein ältester Bruder Amos.

Wer sich mit der Geschichte der Entwickelung meiner Weltanschauung beschäftigen will, der muß auf Grundlage von Erinnerungen aus seiner eigenen Kindheit einige höchst schwer zu lösende Fragen zu entscheiden suchen.

Erstens, wie lebte sich's ihm überhaupt in jener Zeit? Sodann, welche Eindrücke waren es vornehmlich, die tiefe Spuren in seinem Gedächtnis zurückließen? Welche Beschäftigungen und welche Vergnügungen haben ihm am meisten zugesagt? Welchen Strafen, und wie oft ist er ihnen unterzogen worden, und welche Strafen haben die stärkste Wirkung auf ihn geübt? Welche Erzählungen und Bücher, welche Handlungen von älteren Personen und welche Ereignisse haben ihn beschäftigt und aufgeregt? Was hat mehr seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, die ihn umgebende Natur oder die Menschen um ihn?

Im Alter werden alle diese Erinnerungen klarer, und der alte Mann stellt sich wohl, wenn er sich in etwas längst Vergangenes erinnert, die Frage, ob es wohl auf ihn solch einen Eindruck gemacht habe, wie ihm das jetzt vorkomme.

Indem wir im Alter im Archiv unsres Gedächtnisses umhersuchen, frappiert uns zunächst die unerklärliche Identität und Geschlossenheit unsres Ich. Wir empfinden es deutlich, daß wir nicht mehr dieselben wie in der Kindheit sind, und gleichzeitig empfinden wir nicht weniger deutlich, daß unser Ich seit dem Moment, wo wir ein Bewußtsein von uns selbst gewonnen haben und bis auf den heutigen Tag in uns oder bei uns verblieben ist, und wir wissen mit Bestimmtheit, daß es auch bis zu unserm letzten Atemzuge in uns verbleiben werde, wofern wir nur nicht ohne Bewußtsein oder im Irrenhaus sterben.

Seltsam, ganz merkwürdig seltsam ist diese Empfindung der Identität unsres Ich in den verschiedenen, einander kaum ähnlichen Porträts, mit den verschiedenen, einander entgegengesetzten Gefühlen, Ueberzeugungen und Anschauungen von sich, vom Leben und von

der ganzen äußeren Welt. Das Ich ist ja doch nur ein Personalpronomen, woher soll es denn eigentlich z. B. ein die Grammatik nicht kennendes Kind oder ein ungebildeter Erwachsener hernehmen? Das klingt komisch, nicht wahr, scheint ein Nonsens, eine Absurdität? Die Selbstempfindung des Seins muß als solche unvermeidlich von der Wiege bis zum Grabe in uns stecken, wie und wodurch sie aber sich selbst und andern sich zu erkennen gibt, durch ein Personalpronomen oder durch ein andres konventionelles Zeichen, — das ändert an dem Wesen der Sache auch nicht ein Jota. Das Ich des Kindes gibt sich auch andern gegenüber in der dritten Person des Personalpronomens kund, indem es sich wahrscheinlich außerhalb seiner selbst setzt, und der von Geburt Taubstumme hat für sich wahrscheinlich irgend ein andres konventionelles Zeichen oder dergleichen Note.

24.

Wie ich schon bemerkt habe, hat meine Kinderzeit bis zum dreizehnten Lebensjahr nur angenehme Erinnerungen in mir hinterlassen. Natürlich ist die Annahme ausgeschlossen, als ob ich bis zu dreizehn Jahren nichts andres als nur die Annehmlichkeiten des Lebens erfahren, nicht geweint und keine Schmerzen empfunden hätte; warum ist aber das Unangenehme meinem Gedächtnis entschwunden und nur eine angenehme Allgemeinerinnerung nachgeblieben? Freilich, alten Leuten erscheint die Vergangenheit immer besser als die Gegenwart; aber es gedenken ja doch nicht alle in Freuden ihrer Kindheit, auch wenn das Leben in diesem Alter ihnen noch so übel mitgespielt. Nein, indem ich meiner Umgebung und der sonstigen Verhältnisse gedenke, unter denen mir das Leben in meiner Kindheit dahinging, neige ich der Ansicht zu, daß seine Freuden in der That alle sonstigen flüchtigen Unannehmlichkeiten in meinem Gedächtnis in den Hintergrund gedrängt haben.

* * *

Unsre Eltern liebten uns innig; mein Vater hatte ausgesprochenen Familiensinn; meine Mutter liebte ich leidenschaftlich und erinnere mich noch jetzt, wie ich voll Wohlgefallens ihr dunkelrotes bordeauxfarbenes Kleid, ihre Haube und die zwei aus dieser Haube hervorstehenden Haarlocken betrachtend, sie für eine Schönheit hielt, und

ihre feinen Hände, die für mich Strümpfe strickten, mit heißen Küssen bedeckte; meine Schwestern waren bedeutend älter als ich und behandelten mich auch immer sehr liebevoll; mein ältester Bruder diente und der mittlere, der etwa drei bis vier Jahre älter als ich war, lebte in Frieden und Eintracht mit mir.

Unsre Existenzmittel waren mehr als auskömmlich; abgesehen davon, daß mein Vater ein für damalige Verhältnisse stattliches Gehalt bezog, beschäftigte er sich auch noch mit der Verwaltung von Privatangelegenheiten, da er, wie ich glaube, in der Gesetzeskunde wohl bewandert war. Unser neuerbautes Haus im Trinitatissprengel, in Ssyromjätniki, war geräumig und behaglich und hatte einen kleinen, aber netten Garten mit Blumenbeeten und Gartensteigen darin. Mein Vater, der die Malerei liebte und seinen Garten gern hatte, hatte die Wände der Zimmer und sogar die Oefen mit Fresken von einem autodidaktischen Malergenie Arseny Alexejewitsch ausmalen lassen, und den Garten mit Lauben und verschiedenen Gartenspielen geschmückt. Ich entsinne mich noch lebhaft der Darstellung des Sommers und Herbstes auf zwei Oefen in Gestalt zweier Frauen mit verschiedenen Attributen dieser beiden Jahreszeiten; ich entsinne mich auch der Darstellung buntfarbiger, hin und her flatternder Vögel an den Zimmerdecken und türkischer Zelte an den Wänden des Schlafzimmers meiner Schwestern.

Ich erinnere mich auch der Spiele im Garten, des Kegel-, Häkchen- und Ringspieles, sowie der Blumen mit den Tröpfchen Morgentau auf den Blütenblättern, und zwar so lebendig, als ob ich das alles noch augenblicklich vor mir sähe.

Und so war denn mein Leben bis zu meinem dreizehnten Jahr heiter und frei von lästigen Schranken und konnte deshalb auch nur freundliche Erinnerungen in mir zurücklassen.

Das Lernen und die Schule machten mir bis zu diesem Alter auch keine Beschwer. Ich habe schon erwähnt, in wie leichter und fast spielender Weise ich das Lesen gelernt; später gewährte mir die Lektüre von Jugendschriften einen wahrhaften Genuß, und ich erinnere mich noch, mit welchem Entzücken ich Geschenke vom Vater erwartete, die in Büchern bestehen sollten, wie: „Theater des Universums", „Goldener Kinderspiegel", „Kindergarten", „Kindermagnet", „Palnajews (sic!) und Aesops Fabeln", und alles das mit Bildern; ich las und las diese Bücher immer wieder von neuem und, wie bei Leckerbissen, immer mit neuem Appetit.

Am meisten interessierte mich aber Karamsins „Kinderbibliothek" in zehn oder zwölf Teilen. Was war nicht alles in dem prächtigen

Buche zu finden! Da waren Dialoge und Dramen und Märchen, was für reizende Märchen! Wie fesselte mich, den sieben- bis achtjährigen Knaben, diese Lektüre, die mich mit Alphons und Dalaïde oder aber mit den Wundern der Natur oder mit der verehrlichen Frau Dobroljubow, dem alten Jakob und seinem schwarzen Hahn bekannt machte, der die Schandthaten des diebischen und verlogenen Podschiwalow ans Licht zog; wie stark muß doch der Reiz dieser Bücher gewesen sein, wenn über sechzig Jahre es nicht vermocht haben, diese Phantasiegestalten aus meinem Gedächtnis zu tilgen! Der Einzelheiten der Erzählungen kann ich mich freilich nicht entsinnen, doch ist in meinem Gedächtnis bis auf den heutigen Tag eine allgemeine Erinnerung an etwas außerordentlich Angenehmes und Interessantes haften geblieben.

Einige Jahre später habe ich den Don Quichote in einer verkürzten Bearbeitung nach dem Französischen gelesen, und erinnere mich noch, daß auch mein Vater uns zuweilen daraus vorgelesen; später habe ich auch den unvermeidlichen Robinson und Zaubermärchen gelesen; doch kann ich die Wirkung der Lektüre dieser Bücher nicht mit der vergleichen, welche die „Kinderbibliothek“ auf mich geübt hat; das Geschenk, das mein Vater mir damit einmal zu Neujahr machte, halte ich für das schönste meines Lebens.

* * *

Und so werden denn gewisse Eindrücke aus irgend einem Grunde unverlöschlich, um sich immer hell auf dem Hintergrunde unsres Gedächtnisses abzuheben. Wie vielmal sind die Atome meines Gehirns dank dem Stoffwechsel durch neue ersetzt worden, und jedesmal haben sie diesen neuen die früheren Eindrücke, d. h. ihre früheren Schwingungen, übermittelt.

Von den Zeichnungen der von mir gelesenen Bücher sind mir, abgesehen von den Karikaturen, nach denen ich das ABC lernte, am meisten die Darstellungen von Tieren, Pflanzen und verschiedenen Nationalvolkstypen aus dem „Theater des Universums“, dem „Museum für Kinder“ und Pallas „Reise durch Rußland“ im Gedächtnis geblieben; dieses letztere Werk, in Leder in zwei großen Bänden gebunden, wurde von meinem Vater sorgfältig aufbewahrt; aus ihm erinnere ich mich am deutlichsten an einen Lappländer, einen Samojeden und ein nacktes Tschuktschenweib. Sehr früh kam mir auch ein meinem Vater gehöriges Exemplar von Kurganows „Briefsteller“ unter die Finger, aus welchem mir für mein ganzes Leben verschiedene komische Anekdoten, Witze und Redensarten im Gedächtnis

geblieben sind; ich erinnere mich auch noch eines Buches: „Novellen“ von Kotzebue, und insbesondere einer von ihnen, betitelt „Der Mantel und die Perücke“. Krylows Fabeln waren in der ersten Zeit meiner Kindheit noch nicht recht in Aufnahme gekommen; uns besuchte öfters ein bekannter Herr, der sie sehr gut vorzutragen wußte; die Kinder aber ließ man sie damals noch nicht ex officio auswendig lernen, und ich memorierte proprio motu „Das Quartett“, worin mir besonders gut Mischenka mit dem Baß gefiel, sodann „Demjans Fischsuppe“ und endlich „Trischkas Kaftan“; wie man sieht, gefielen mir die humoristischen am meisten.

Von sonstigen Dichtungen wurde ich ziemlich früh, als ich noch etwa neun Jahre alt war, mit Shukowskys „Ljudmilla und Swetlana“ bekannt, welches ich zum großen Vergnügen meiner Zuhörer im häuslichen Kreise mit einem gewissen Pathos und mannigfachem Gebärdenspiel vortrug; etwas später lernte ich auch den Alten mit dem borstigen Bart und den blitzenden Augen kennen, fürchtete mich aber schrecklich mit ihm in einem dunklen Zimmer zusammenzutreffen und stürmte durch dasselbe im Lauf und mit geschlossenen Augen.

Der erste Roman, der mir in meinem zwölften Lebensjahr in die Hände geriet, war „Fanfan und Lolotte“ von Ducray-Duminil, und ich erinnere mich, daß mich nicht allein die Fabel des Romans, sondern auch die Gestalt Lolottens anzog. Offenbar begannen sich schon die früh entwickelten geschlechtlichen Instinkte zu regen.

Meinen ersten Lehrer bekam ich in meinem neunten Lebensjahr; bis dahin war ich Autodidakt gewesen, abgesehen von einiger Beihilfe meiner Mutter und der Schwestern, die sich übrigens nach deren eigenem Geständnis auf ein äußerst geringes Maß beschränkte.

Seltsamerweise entsinne ich mich ziemlich genau meiner Buchstabier- und Lesebeschäftigungen, erinnere mich aber durchaus nicht mehr, wann und wie ich schreiben gelernt.

Zur Ehre unsrer Hauspädagogik muß ich erklären, daß meine ersten Studien unter Leitung meines ersten Hauslehrers der Muttersprache gewidmet waren; fremdsprachliche Laute habe ich bis zu meinem achten Jahre fast gar nicht gehört; nur ganz undeutlich erinnere ich mich einer deutschen Gesangweise, und meine Schwestern haben mir gesagt, daß ein in unserm Hause verkehrender Deutscher mich zuweilen auf den Arm genommen und hin und her gewiegt habe, wozu er eine Weise in seiner Sprache gesummt habe.

Das Auftreten meines ersten Lehrers in unserm Hause fällt in meiner Erinnerung mit der in Moskau erfolgten Geburt unsres jetzigen Kaisers (Alexander Nikolajewitsch), und dieses wieder seinerseits mit einem andern Ereignis zusammen, nämlich mit der Reise meiner ganzen Familie nach der Troitza, d. h. nach dem Troitzakloster des heiligen Sergius; während dieser Reise bei einem Nachtlager in dem Dorfe Groß-Mytischtschi wurde einmal die Rede auf die Amme des Neugeborenen gebracht.

Danach zu urteilen, muß man annehmen, daß mein erster Unterricht bei einem Lehrer im Jahre 1818 begonnen hat. Ich erinnere mich noch ziemlich lebhaft eines jungen, hübschen Menschen (wie man mir später gesagt hat, war er Student), im übrigen aber nicht sowohl seiner gesamten Gesichtsbildung, als vielmehr seiner roten Wangen und seines Lächelns. Wahrscheinlich war dieser mir zum Lehrer bestimmte Herr kein Seminarist. Ich schließe dies daraus, daß er gestärkte Wäsche sehr liebte, eine Neigung, über die ich von meiner alten Wärterin belehrt wurde, welche nicht selten über den großen Aufwand an Stärke klagte, und in der That kann ich mir seine roten Wangen auch bis auf den heutigen Tag nicht anders als in Verbindung mit steifgestärkten, stehenden Hemdkragen vorstellen. Doch habe ich Grund zu glauben, daß die seminaristische Bildung meinem Lehrer nicht fremd war: dieses läßt mich seine Neigung zum Verfassen von Glückwunschpoemen voraussetzen; ein solches ließ er mich einmal auswendig lernen, um meinem Vater damit zu Weihnachten zu gratulieren; der ersten vier Verse erinnere ich mich auch jetzt noch:

Als uns in ros'ger Morgenfrühe
Der helle Tag erschienen war,

(das ist, glaube ich, eine spätere Verbesserung von mir, eigentlich stand im Text etwas wie: „sich ergoß")

Schwang sich im Strahlenkleid der Engel
Des Herrn zur Erde niederwärts.

Außer den Erinnerungen an die Wangen, das Lächeln, die Kragen und diese Verse meines ersten Lehrers sind mir noch aus irgend einem Grunde seine Beinkleider mit ganz schmalen blauen Streifen auf weißem Grunde im Gedächtnis haften geblieben. Alle diese Attribute sind in meiner Erinnerung auf wunderliche Weise mit der Vorstellung von den Redeteilen verquickt, die wir zum erstenmal von dem Besitzer dieser Wangen, Kragen und Beinkleider und

dem Verfasser der ersten und, wie ich glaube, einzigen von mir vorgetragenen Glückwunschdeklamation beigebracht worden sind. Von ihm habe ich auch lateinisch lesen gelernt.

* *
*

Ich erinnere mich auch meines zweiten Lehrers, eines kleinen und unansehnlichen Menschen, der gleichfalls Student, aber nicht der Universität, sondern der moskauschen mediko-chirurgischen Akademie war; bei ihm las und übersetzte ich schon etwas aus der lateinischen Chrestomathie von Koschansky; von diesen Uebersetzungen ist mir nur eins im Gedächtnis geblieben: Universum (oder universus mundus, ich weiß nicht mehr genau) distribuitur in duas partes: coelum et terram.

Während der Stunden beschäftigte er sich, glaub' ich, mit mir mehr in Form von Dialogen und schriftlichen, nicht mündlichen Uebersetzungen, während mein erster Lehrer mich hatte Hefte führen und grammatische Analysen der Redeteile anstellen lassen. Hier entsteht nun die Frage, warum ich mich nach Verlauf von zweiundsechzig Jahren noch ziemlich deutlich des von mir Gelesenen und Gehörten zu entsinnen vermag und dabei vergessen habe, wann ich zu schreiben gelernt, sowie fast den ganzen Inhalt des von mir Geschriebenen ganz ebenso vergessen, wie — wann und wie ich laufen gelernt. Ist es nicht ein Beweis dafür, daß das in der Kindheit durch Auge und Ohr Gewonnene sich dem Gedächtnis bedeutend dauerhafter eingeprägt hat, als was ihm durch das Tastgefühl und durch die Berührung zugeführt wird? Letzteres dient nur als Kontrollgefühl für die Eindrücke, die in das Gehirn durch seine zwei bedeutendsten und am weitesten geöffneten Fenster vornehmlich eindringen: das Auge und das Ohr.

25.

Die Ursachen dafür, warum von den Eindrücken der Kindheit das eine oder das andre häufig in nichts bemerkenswerte oder durchaus nicht charakteristische Fragment zurückbleibt, sind so verschiedener Art, daß niemand sie zu bestimmen wagen wird. Aber die Stärke des Eindrucks hängt unzweifelhaft davon ab, in welchem Grade die Aufmerksamkeit grade im Moment des Eindrucks angespannt war:

wie stark auch der Eindruck von außen erscheinen mag, so wird er doch spurlos an dem vorübergehen, der ihm keine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Das ist eine so banale Wahrheit, daß es sich nicht verlohnte, wie man wenigstens meinen sollte, näher auf dieselbe einzugehen; leider aber verwenden sie nur wenige Eltern und Erzieher derartig für die Praxis, wie sie es wohl verdiente; ist es ja doch leichter und einfacher, sich mehr um die Art und den Grad der äußeren Eindrücke zu kümmern; die Steigerung des Stimulus hält man gemeinhin für ausreichend, um die Aufmerksamkeit des Kindes zu steigern.

Nun sehen wir aber, daß nicht selten die allerunbedeutendsten Eindrücke uns fürs ganze Leben im Gedächtnis bleiben, während dem Anscheine nach sehr starke spurlos aus demselben verschwinden, und zwar nur deshalb, weil wir die Aufmerksamkeit des Betreffenden auf sie nicht zu konzentrieren verstanden oder vermocht haben. Meiner Ansicht nach ist nicht der ein guter Lehrer, welcher im sicheren Besitz der Kenntnisse seines Lehrgegenstandes dieselben verständlich und gewissenhaft darzulegen weiß, sondern derjenige, der mit der Aufmerksamkeit seiner Schüler gut umzugehen versteht. Die Uebung der Aufmerksamkeit — das ist die eigentliche Aufgabe der Schule und Erziehung. Unser Unterricht konzentriert nicht nur nicht immer die Aufmerksamkeit, sondern lenkt im Gegenteil dieselbe gar noch ab und zerstreut sie; ebenso verfährt auch eine thörichte Erziehung.

Nach Maßgabe seines Härterwerdens wird das weiche gallertartige Gehirn des Kindes immer fähiger zum Festhalten der äußeren Eindrücke; die Entwickelung des Aufmerkevermögens entspricht wahrscheinlich in einem gewissen Grade dieser Fähigkeit der Festhaltung der Eindrücke in den Gehirngeweben; ungeachtet dessen aber bleibt die Fähigkeit der Aufmerksamkeit denn doch etwas von der Fähigkeit des Festhaltens der Eindrücke Verschiedenes, Gedächtnis und Aufmerksamkeit gehn nicht Hand in Hand, und trotz aller Anstrengung der Mnemotechnik können wir doch in nur unerheblichem Maße die Entwickelung des Gedächtnisses fördern, während zur Entwickelung der Aufmerksamkeit im Kinde gar vielerlei Mittel zur Verfügung eines einsichtigen Erziehers stehen.

Freilich sind auch diese Mittel nicht mehr als nur äußerlicher Natur, doch können wir, wofern wir nur mit ihnen verständig umzugehen wissen, auch so innerliche Wirkungen erzielen. Diese Mittel sind Anschaulichkeit im Verein mit dem Wort, wobei ich unter der Bezeichnung „Anschaulichkeit“ alles das verstanden wissen möchte, was auf die äußeren Sinne wirkt. Andre Mittel gibt's nicht und

kann es auch nicht geben. Die Kunst ihrer Verwendung besteht in der harmonischen Verbindung beider und in dem richtigen Blick für die Individualität des Kindes. Das ist keine leichte Aufgabe, und da sie eben nicht leicht und für die Mehrzahl der Menschen unlösbar ist, so spielt denn auch die Hauptrolle in unsrer Erziehung das Leben und nicht die Erzieher oder die Schule. Gott bewahre uns vor thörichten und unverständigen Erziehern, noch viel mehr aber vor einseitigen, die sich's einmal in den Kopf gesetzt haben, die ganze Erziehung in der Schule lasse sich allein auf die Anschaulichkeit oder aber allein auf das Wort gründen.

Die Anschaulichkeit kann, da sie zu ihrem Hauptzweck die Einwirkung auf die äußeren Sinne hat, die Aufmerksamkeit des Kindes auf seine tieferen inneren Empfindungen und Regungen unberührt oder wenig entwickelt lassen. Das Wort aber, indem es gleichfalls von außen her vorgeht, wirkt durch seine artikulierten Laute auf die hauptsächlichste und wesentlichste Fähigkeit des Menschen ein, auf die Fähigkeit, gleichsam nach diesen angeborenen Noten zu singen, d. h. zu denken. Natürlich wird niemand auch bei dem anschaulichen Verfahren ohne Zuziehung des Wortes lehren, doch wird sich die Aufmerksamkeit des Kindes bei ausschließlich anschaulichem Lehren einseitig auf die äußeren Gegenstände richten, deren Sinn und Bedeutung für dasselbe leichter zu fassen ist, als der Sinn des Wortes; sein Denken wird sozusagen mehr objektiv und setzt sich mehr mit den Vorstellungen der Form der Gegenstände, als mit deren innerer Bedeutung und innerem Sinn in Beziehung.

* * *

Unsere äußeren Sinne gewinnen dank der Erfahrung und dem Denken immer mehr menschlichen Charakter. Aber die Logik der Sinne ist eine eigenartige; sie gründet sich auf einen Mechanismus, welcher unter gleichzeitigem Daseinsbewußtsein unsrerseits arbeitet, aber diesem Bewußtsein nichts von sich zu erkennen gibt. Deshalb bedarf die Logik unsrer Sinne nicht des in Worten ausgedrückten und auf artikulierten Lauten gegründeten Denkens; nichtsdestoweniger fällt die Entwickelung mit der Entwickelung dieses Denkens zusammen.

Um die Zeit, wo das Kind ein sprechendes Wesen wird, und die Thätigkeit seiner äußeren Sinne für andre und das Kind selbst deutlich hervortritt, verstärkt sich auch gleichzeitig das Aufmerkevermögen. Und so gründet sich denn die Selbsterziehung des Kindes auf der Anschaulichkeit, d. h. auf der Uebung der äußeren Sinne.

Die Erzieher aber brauchen diese Selbsterziehung nur zu regeln und fortzusetzen und dürfen, was die Hauptsache ist, nichts Wesentliches zur Entwickelung der Aufmerksamkeit des Kindes grade in der ersten Zeit außer acht setzen, indem sie dieselbe sich weder allzu schnell zerstreuen, noch auch allzu einseitig konzentrieren lassen. Sobald sich aber das bewußte, auf die Sprache sich stützende Denken des Kindes dem Erzieher zu erkennen gibt, so muß letzterer diese Gabe alsbald verwerten und nützlich verwenden, ja, nützlich, nicht zu unnützem Zeug.

Man muß festhalten, daß die Gabe des Wortes das einzige und unschätzbare Mittel ist, um ins Innere vorzudringen, und zwar weit tiefer, als vermittelst der äußeren Sinne allein. Zur Erreichung dieses Zweckes aber muß der Erzieher die Gabe des Wortes unbedingt so handhaben, daß er sie nicht allein zur Verständlichmachung des durch die Anschaulichkeit gewonnenen Materials, sondern auch zur Einwirkung auf andre, tiefer liegende seelische Neigungen benutze, die sich unter dem Andrang der äußeren Empfindungen zu verbergen pflegen. Auch nach dieser Seite hin ist die Entwickelung der Aufmerksamkeit unumgänglich notwendig, doch muß man dabei natürlich mit noch größerer Vorsicht und Stufenmäßigkeit vorgehen. Daß die Entwickelung der Redefähigkeit bei Gelegenheit des Lesenlernens ohne jeden Schaden für das Kind sehr früh und parallel mit den anschaulichen Lehren beginnen kann, das wird durch viele Beispiele bewiesen. Ich habe spielend lesen gelernt, als ich sechs Jahre alt war, und mein jüngster Sohn hat es mit den Legetäfelchen ohne jede anderweitige Hilfe auch als sechsjähriger Knabe gelernt. Der rasch und leicht errungene Erfolg erklärt sich, glaub' ich, daraus, daß unsre Aufmerksamkeit zufällig auf Gegenstände gerichtet ward, welche unsre kindliche Individualität alsbald interessierten, und daß in sehr passender Weise die Schriftzeichen des Alphabets zu diesen Gegenständen in Beziehung gesetzt waren.

Mich, d. h. meine individuelle Richtung und meine sich eben erst in individueller Richtung entwickelnde Seele interessierten die karikierenden Darstellungen der aus Moskau vertriebenen Franzosen, von denen ich beständig hatte erzählen hören. Diese für mich so interessanten Erzählungen im Verein mit der Neigung des Kindes zum Humor richteten meine Aufmerksamkeit auch auf die rätselhaften Zeichen des Alphabets, welche an der Spitze der Karikaturen standen. Die Laute der mit diesen Zeichen anfangenden Worte waren dem Ohr bekannt: A — Ach, F — Fahr, R — Rabe, und die Sache nahm ihren rüstigen Fortgang.

Meinen sechsjährigen Sohn, der mehr zur Abstraktion hinneigte, interessierten wahrscheinlich die für ihn mystischen Figuren der großen Schriftzeichen des zusammenstellbaren Alphabets und ihre für ihn geheimnisvolle Verbindung mit den durch sie repräsentierten Lauten. Sicher war für die Aufmerksamkeit des Kindes die Figur von unbewußtem Interesse, welche den betreffenden Laut in sich barg.

Ohne Zweifel spielt hier die Individualität die Hauptrolle. Immer wird sich ein Mittel finden lassen, diejenige von den Saiten derselben anzuschlagen, deren Schwingung die Aufmerksamkeit erregen dürfte, und hat man erst die letztere hervorgerufen, so wird man auch den Unterricht im Lesen und die Wirkung des Wortes in die entsprechende Beziehung zu dem Gegenstande zu setzen vermögen, welcher des Kindes Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Nicht allein die Anschaulichkeit, sondern auch das Wort interessiert die Kinder; wie das Wort, so halte ich auch das frühe Lesenlehren für unumgänglich notwendig in einem Kulturvolk. Die Juden, als ein altes Volk, das eine lange Geschichte hinter sich hat, wissen das aus Erfahrung; schon fünfjährige Kinder müssen bei ihnen lesen lernen, und dabei läßt sich dieser Unterricht an Schwierigkeit nicht im entferntesten mit dem unsrigen vergleichen, den wir jetzt nach der Lautier- und andern modernen Methoden vornehmen. Der Jude verwertet nämlich das Lesenlernen zur Einwirkung auf die noch nicht entwickelten geheimnisvollen Regungen und Kräfte der Seele und ihr Streben nach einem höhern Prinzip. Dadurch erhält sich das Judentum und seine Methode des Jugendunterrichts hat ungeachtet ihrer Zurückgebliebenheit und der Roheit ihrer Kunstgriffe doch eine wichtige Bedeutung im Leben.

Ich habe die Entwickelung der Kinder in jüdischen Schulen beobachtet und dabei nicht gefunden, daß ihre Unterrichtsmethode die Wirkung der Anschaulichkeit sonderlich beeinträchtigte; mit Ausnahme einiger, zu übermäßiger Abstraktion und ungewöhnlichem religiösen Fanatismus geneigter Individualitäten eignet sich der größere Teil der jüdischen Kinder mit Leichtigkeit alles das an, was ihm durch den anschaulichen Unterricht geboten wird, die religiöse Richtung aber, welche ihnen durch die frühe Einwirkung des Wortes gegeben wird, bleibt ihnen für ihr ganzes Leben, und das ungeachtet ihrer semitischen Instinkte und des über ihnen lastenden äußeren Druckes.

Wenn aber der jüdische Melamed*) mit seinen wenig komplizierten Mitteln die Aufmerksamkeit von fünf- bis sechsjährigen Kindern

*) Elementarlehrer. Anmerk. d. Uebers.

bis zu einem solchen Grade auf das Studium einer für uns toten Sprache zu konzentrieren versteht, so sagt das doch wohl, daß diese Kunst nicht gerade schwer sein kann.

Warum steht denn nun eigentlich bei uns diese Kunst nicht in Blüte, oder, falls sie Fortschritte macht, warum geschieht das nur im Schneckentempo?

Um von jener längstvergangenen Zeit gar nicht zu reden, da ich noch selbst lernte, will ich nur erwähnen, daß ich noch vor zwanzig Jahren, als ich Kurator zweier Lehrbezirke war, zu meinem großen Schrecken bemerkte, wie wenig bekannt die Lehrer und das ganze offizielle Personal unsrer Schulen mit diesem Hauptzweige der Pädagogik waren. In dieser bemerkenswerten Zeit drehten sich alle Gedanken unsrer Pädagogen um Pestalozzi und Diesterweg, und in der Ueberzeugung, in der Anschaulichkeit einen Talisman zur Erweckung der kindlichen Aufmerksamkeit gefunden zu haben, setzte man die größten Hoffnungen auf den Anschauungsunterricht. Ich selbst stand dieser einseitigen Ueberschätzung nicht fern, aber die Erfahrung rechtfertigte diese rosigen Erwartungen nicht.

Jetzt bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß man weder mit der Anschaulichkeit noch mit dem Wort als solchem irgend welche vernünftigen Erfolge erzielen wird, wenn man mit ihnen nicht verständig umzugehen weiß, und wenn nicht noch andre Bedingungen dazu kommen. Auch zu der weiteren Ueberzeugung bin ich gekommen (und ich lege ihr die größte Bedeutung bei), daß nämlich Einseitigkeiten in der Kultur der Aufmerksamkeit bei einem Volk absolut verwerflich sind, welches wie das unsrige erst vor ganz kurzer Zeit die Bahn der Bildung beschritten hat.

Dem einseitigen Melamed gelingt seine Aufgabe ungeachtet seiner rohen Methoden, weil die Juden als altes Volk eine traditionell überlieferte Bildungsform haben, und außerdem in ihrer Vorstellung Leseunterricht und Religion voneinander unzertrennlich sind. Die westländischen Völker dürfen gleichfalls in ihrem Bildungsgang einseitig verfahren, und auch hier wiederum, weil sie Ueberlieferungen und Traditionen haben. Wir aber haben diese letzteren nicht, und wir leben und beginnen zu lernen zu einer Zeit, die der Wirkung und Kraft der Tradition einen höchst ungünstigen Boden bietet.

26.

Mein ganzes Leben hätte sich anders gestaltet, wenn man es bei meiner Erziehung verstanden hätte, meiner Aufmerksamkeit die rechte Entwickelung und Richtung zu geben. Es fehlte mir an dieser Fähigkeit nicht, auch besaß ich keinen ganz unbedeutenden Grad von geistiger Vielseitigkeit, beides aber wurde so wenig kultiviert, daß ich alsbald mich einseitig entwickelte, da ich es nicht verstand, mit meiner Aufmerksamkeit umzugehen, und ihr die gehörige Richtung zu weisen.

Ueberhaupt, glaube ich, beachtet man diese bemerkenswerte seelische Fähigkeit zu wenig. Man kann von Natur vortrefflich ausgestattete Sinnesorgane haben; diese Organe können sich äußeren Eindrücken gegenüber auf das feinfühligste verhalten, dieselben aufs vortrefflichste bewahren und auf diese Weise die Aufmerksamkeit vorzüglich unterstützen; wenn diese letztere aber selbst nicht entwickelt und durch einen wirren und, um mich deutsch auszudrücken, tumultuarischen Andrang der Eindrücke im Kindesalter erstickt ist, so darf man nicht mehr auf vernünftige Resultate rechnen, wofern nicht etwa der Himmel mit dem bereits mehr oder weniger erwachsenen Menschen ein Einsehen hat und ihm hilft, sich in sich selbst zu vertiefen und zu verstehen, was ihm zur Selbsterziehung fehlt.

Vom materiellen Standpunkt aus betrachtet ist die Aufmerksamkeit ein besonderer Zustand der Anspannung jener Elemente des Gehirns, welche die von den Sinnesorganen zugeführten Eindrücke perzipieren. Während des Moments ihrer Wirksamkeit muß diese Anspannung notwendigerweise einseitiger Natur sein; durch die Kultur (Uebung) aber vermag man sie weniger einseitig zu machen.

So kann z. B. der Astronom bei der Beobachtung eines Sterndurchgangs seine Aufmerksamkeit gleichzeitig auf Gesichts- und Gehöreindrücke konzentrieren, indem er durchs Teleskop blickt und dabei doch auf die Schwingungen des Pendels hinhört. Abgesehen von dieser sinnlichen Aufmerksamkeit gibt es jedoch auch noch eine andre, die, wie mir scheint, von jener verschieden ist, eine Aufmerksamkeit nämlich, die sich auf tiefer liegende seelische Vorgänge richtet, auf das eigene Ich, d. h. auf die eigenen Gedanken, die eigenen Willensneigungen, Triebe u. dgl. Die Kultur dieser Fähigkeit führt dahin, daß unser Ich, indem es sich selbst beobachtet, aus sich und für sich etwas Aeußeres und Objektives macht.

Wer dem Kinde helfen will, Mensch zu werden, der darf diese

zwei Richtungen der Aufmerksamkeit nicht außer acht lassen; doch tritt dem Erzieher in diesem Geschäft eine ungewöhnliche Schwierigkeit in den Weg: bei der Kultur der Aufmerksamkeit ist es unumgänglich notwendig, daß man zu individualisieren verstehe. Eine allzu schnelle und unvorsichtige Entwickelung z. B. der inneren Aufmerksamkeit (man verstatte mir schon den Ausdruck) bei manchen von Natur zur Abstraktion, d. h. zu innerem seelischen Leben geneigten Kindern kann leicht unpraktische Selbstbeobachter und Selbstquäler aus ihnen machen; eine unverhältnismäßige Entwickelung der sinnlichen Aufmerksamkeit aber, verbunden mit guter natürlicher Anlage der Sinne, wird leicht grobe Sensualisten und Verehrer der sinnlichen Schönheit aus ihnen herausbilden.

Je früher sich die Aufmerksamkeit zu entwickeln beginnt, desto besser für den Kulturmenschen. Für die erste Zeit wird es genügen, wenn wir verständige Beobachter dieser Entwickelung bleiben und uns der Natur mit unsern Düfteleien nicht aufdrängen.

Ein ziemlich frühes Lesen- und Schreibenlernen unter Beihilfe der anschaulichen Lehrform halte ich für das verläßlichste Mittel zur regelrechten Entwickelung der Aufmerksamkeit. Bei Anwendung dieser Methode braucht man keine einseitige Entwickelung zu befürchten; nehmen doch hier an der Erregung der Aufmerksamkeit Gesicht, Gehör und Tastsinn sowohl, wie auch das Wort selbst teil. Nur die auf diese Weise in früher Kindheit gewonnenen Eindrücke bleiben in uns einheitlich und geschlossen und ziehen sich wie ein roter Faden durch unser ganzes Leben.

* * *

In der That, was ist ganz geschlossen von meinem sechs- bis achtjährigen Lebensalter im Archive meines Gedächtnisses nachgeblieben? Die Fähigkeit zu lesen, die ich mir nach jenen Bildern angeeignet habe, und jene Bilder selbst: wenn ich jetzt irgend ein Buch lese, so brauche ich nur ein ganz klein wenig in die Vergangenheit mich zurückzudenken, und das „Ach, Herr Franzos, da ich nicht hören kann," taucht sofort wieder vor mir auf. Alle übrigen Reminiszenzen meiner Kindheit aus diesem Alter (sechs bis acht Jahren) sind entweder nebel- und schemenhaft, oder aber zweifelhaft und fragmentarisch.

Indes vermag ich ziemlich deutlich meine allerfrühesten Erinnerungen von andern späteren (z. B. aus meinem dreizehnten Lebensjahr) zu unterscheiden. Ich zweifle z. B. nicht, daß die in mir noch ganz klar lebende Vorstellung von meiner Mutter als von einer

noch jugendlichen Frau in rotem bordeauxfarbenem Kleide, mit einer Haube und zwei dunkelblonden Locken auf der Stirn, sich noch von meinem achten Jahr her in meinem Gedächtnis erhalten hat.

* * *

Meine Mutter hat, wie ich von ihr selbst gehört habe, mit fünfzehn Jahren geheiratet und vierzehn Kinder gehabt; ich war das vorletzte (das letzte starb bald nach seiner Geburt): folglich konnte sie nicht über sechsunddreißig Jahre alt sein, als ich im achten Lebensjahre stand; meine Erinnerung aus späterer Zeit, da ich als zwölfjähriger Knabe die Schule besuchte, stellt sie mir schon ganz anders dar; der Verlust zweier erwachsener Kinder und das Ungemach des Lebens, das im Verlauf dieser Zeit über sie hereingebrochen war, hatten ihr Aeußeres bedeutend verändert; sie war alt geworden und jenes Bild von ihr verschwimmt nunmehr schon in meinem Gedächtnis mit einem andern späteren, so daß meine Mutter sich mir jetzt in zwei voneinander gänzlich verschiedenen Erscheinungen vorstellt: bald als jugendliche, mich liebevoll anblickende Frau in dunkelrotem Morgenkleide, Haube und Locken, bald als Greisin mit runzelvollem Gesicht, gebeugtem Rücken und trübem Blick, fast ganz so, wie sie in der letzten Zeit ihres Lebens vor etwa dreißig Jahren war, wenngleich ich sicher weiß, daß zwischen diesen beiden Bildern noch ein drittes in meinem Gedächtnis nachgeblieben, das keinem von diesen beiden ähnlich sieht, aber so nebelhaft und bleich ist, daß ich es zu keiner klaren Vorstellung zu verdichten vermag.

Die Gestalten andrer, mir nahestehender Personen haben sich in meiner Erinnerung nur nach späteren Vorstellungen erhalten, das Bild meines Vaters z. B. nur so, wie ich mich seiner kurz vor seinem Tode erst aus meiner Studentenzeit (siebzehn Jahre) entsinne. Meiner alten Wärterin und eines alten Dienstmädchens erinnere ich mich gleichfalls nur in der Gestalt, in welcher sie sich mir darstellten, als ich schon erwachsen war (zwischen fünfundzwanzig bis dreißig Jahren).

Fragmentarischer und sehr früher Erinnerungen (aus meinem sechsten bis achten Lebensjahre), die sich noch ganz deutlich in dem Archiv meines siebzigjährigen Gedächtnisses bewahrt haben, zähle ich nicht mehr als sieben oder acht. Die Gegenstände derselben haben nichts miteinander gemein; nur die weißen Rosen im Wasserglase, die Eichkätzchen-Felldecke und die graue Katze Maschka sind in meiner Vorstellung miteinander verbunden, und zwar wohl ohne Zweifel

deshalb, weil ich sie, wenn ich beim Erwachen die Augen öffnete, immer zusammen neben mir gesehen habe.

Alle Gründe sprechen dafür, daß weder die Rosen, noch die Decke oder die graue Maschka noch in meinem Besitz waren, als meine Wärterin den nicht über zehn Jahre alten kleinen Knaben an sie als an etwas längst Vergangenes zu erinnern pflegte: „Erinnerst du dich" (und auch dieser Worte entsinne ich mich noch lebhaft) „deiner Maschka, die du immer so sorgsam in deine Eichhörnchendecke einhülltest, wenn du dich schlafen legtest?"

Ich erinnere mich auch des Säbels meines Vaters in kupferner Scheide, der rötlichen Perücke meines Großvaters, des langen Pumpenstockes, der beim Einsetzen in den Gartenbrunnen umfiel, und das Fenster in dem Zimmer, wo ich gerade saß, zertrümmerte, und endlich der weißen Beinkleider und Stehkragen meines ersten Lehrers. Noch eine andre Erinnerung datiert annähernd aus dieser Zeit; es ist das das Erscheinen einer aus Mann, Frau und Brustkind bestehenden Leibeigenenfamilie in unsrem Hause. Erinnerlich ist mir gerade die Neuheit dieser Erscheinung, d. h. das Bewußtsein, daß sie früher nicht da gewesen waren und dann plötzlich irgend woher erschienen, und mit ihnen der einäugige Iwan, der immer nur mit seinem einen glänzenden Auge sah, während das andre weiß war wie Kreide.

Alle andern nicht weniger klaren Erinnerungen sind mir sicher aus späterer Zeit her nachgeblieben.

Ich lebte bis zu meinem vierzehnten Jahr mit meiner Familie in jenem Hause, dessen bemalter Wände, Fassade und Gärtchens ich mich noch so lebhaft entsinne; deshalb vermischen sich meine frühesten Erinnerungen an dasselbe mit den späteren. Aber der Säbel und die Perücke einerseits, die Kragen und Beinkleider andrerseits waren — die ersteren — zum alten Gerümpel gethan und daher meiner Betrachtung entzogen, während die letzteren uns gleichzeitig mit ihrem Besitzer verlassen hatten, der, wie man mir nachher sagte, nur ein Jahr bei uns gelebt hat.

Was hat denn nun aber gerade diese fragmentarischen, aber klaren Vorstellungen so lange in meiner Erinnerung haften lassen? Warum sind sie nicht in dem Wuste andrer Eindrücke verschwunden, die unaufhörlich auf mein kindliches Gehirn eindrangen? Das läßt sich natürlich kaum noch entscheiden, wenn man sich nicht über einen Abgrund von Zeit hinweg wieder in sein damaliges Ich zurückversetzen will. Beim Anblick eines solchen salto mortale aber hält man mich alten Mann am Ende noch gar für verrückt. Indes,

was schadet's, wenn man auch einmal in den Abgrund seiner selbst hinabstürzt?

Einige Eindrücke der frühen Kindheit blieben für das ganze Leben, offenbar infolge starker Erschütterung des ganzen kindlichen Organismus, auch wohl infolge häufiger Erzählung von bedeutsamen Ereignissen im alltäglichen Leben.

Als einmal der ungeheure Eimer einer umfallenden Pumpe durchs Fenster zu mir ins Zimmer hereinstürzte, in welchem ich damals gerade saß, da mußte mich dieses Ereignis natürlich mit Furcht und Schrecken erfüllen, und so ist denn in meinem Gedächtnis auf immer die Vorstellung von einem durch das zerbrochene Fenster ins Zimmer hineinragenden Holzblock haften geblieben, der durch sein mit Krachen und Poltern verbundenes Erscheinen in meinem Zimmer nicht nur meine äußeren Sinne, sondern auch meinen ganzen Körper erschütterte.

So steht es auch mit vielen andern Erinnerungen an längst Vergangenes; wiederholte Erzählungen darüber lassen es ohne Zweifel fester im Gedächtnis haften, als das sonst der Fall wäre. Eindrücke, die sich öfters und zu bestimmten Zeitpunkten des Lebens wiederholt haben, wie z. B. die auf mich beim Erwachen durch die weißen Rosen, oder aber die während meines ersten Unterrichts durch die weißen Kragen und rosigen Wangen meines Lehrers hervorgebrachten Eindrücke müssen auch länger als die andern im Gedächtnis bleiben. Die Leidenschaften des Kindes erregende und dasselbe mit Schrecken erfüllende oder sonst ähnlich wirkende Erzählungen bringen auf des Kindes Einbildungskraft eine so starke Wirkung hervor, daß das Gehörte ihm in der Folge als von ihm selbst erlebt erscheint; es ist das verständlich, da es durch Beispiele auch aus dem Leben erwachsener Personen bestätigt wird; bei weitem interessanter und lehrreicher ist aber die Beobachtung, wonach auch schon die Erregung der kindlichen Aufmerksamkeit durch eine Erzählung hinreicht, um dieselben Wirkungen hervorzurufen.

Das macht uns die Macht des Wortes anschaulich und legt uns die Ueberzeugung davon nahe, daß das Wort vielleicht noch die Anschaulichkeit zu ersetzen vermag, niemals aber die Anschaulichkeit allein das Wort ersetzen wird. Das Anschauliche kann ja wohl auch an und für sich, ohne Mithilfe des Wortes, dem Gedächtnis des Kindes tief sich einprägen, immer aber wird es etwas Fragmentarisches und Zusammenhangsloses bleiben, während der durch das Wort hervorgebrachte Eindruck etwas Einheitlicheres und Geschlosseneres sein wird.

* * *

Ich habe oben schon des Säbels meines Vaters und der Perücke meines Großvaters Erwähnung gethan. Diese beiden Gegenstände sind mir nur deshalb über sechzig Jahre im Gedächtnis geblieben, weil sie im Zusammenhang mit zwei Erzählungen stehen. Während ich die Kupferscheide betrachtete, hörte ich aufmerksam die mich sehr rührende Erzählung meiner Wärterin darüber an, wie mein Vater einmal während unserer Flucht aus Moskau im Jahr 1812 mit diesem Säbel eine Bäuerin gerettet habe, die Milch zur Stadt führte. Sie war von einem gewaltthätigen Landwehrmann überfallen worden, welcher schon daran war, sie auszurauben, als mein Vater die Scene bemerkte, aus dem Wagen sprang und den Räuber mit dem Säbel bedrohte und in die Flucht jagte; zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für ihre Rettung reichte die Bäurin mir einen Krug Milch. Der Säbel war schwer und ich betrachtete ihn nur, ohne ihn anzulegen. Dagegen pflegte ich mir des Großvaters Perücke aufzusetzen, so oft ich die Erzählungen darüber hörte, wie mein Großvater Iwan Micheitsch beim Eintritt in die Kirche seine Perücke immer abgenommen und indem er so seinen Kopf entblößt, der kahl wie die flache Hand gewesen, immer denen einen Anstoß gegeben habe, „so da in dem Tempel des Herrn stunden," um den Ausdruck des örtlichen Geistlichen zu brauchen, der meinem Großvater deswegen immer Vorwürfe gemacht haben soll. Hätte ich diese Erzählungen nicht gehört, so wären sicher Säbel und Perücke längst meinem Gedächtnis entschwunden. Ebenso wäre es mir wohl auch mit dem blinden, kreideweißen Auge unsres leibeigenen Iwan gegangen (denn wie viel Einäugige habe ich ja doch in der Welt gesehn!), wenn nicht in unsrem Hause einmal irgend ein Charlatan aus Sibirien aufgetreten wäre, welcher Iwan allerlei Wunderdinge von seiner Kunst erzählte; dieser begann meine Mutter mit Bitten zu bestürmen, sie möge doch erlauben, daß jener ihm auch das blinde Auge wieder sehend mache; der Charlatan, dessen interessanter Erzählungen über das Fahren mit Hunden in Jakutsk ich mich gleichfalls noch entsinne, begann alle möglichen weißen Pülverchen in das weiße Auge zu blasen; das Auge rötete sich und den Charlatan jagte man aus dem Hause, Iwan aber blieb nach wie vor einäugig, nur daß er nunmehr auch noch den Spott mit dazu in den Kauf nehmen mußte. Ich war Zuschauer, in noch weit höherem Grade aber Zuhörer dieses Dramas.

* * *

Das in früher Kindheit Gehörte, das heißt das Wort, wirkt so mächtig, daß die von ihm auf die Einbildungskraft und das Gedächtnis des Kindes hervorgerufenen Eindrücke sich leicht in anschauliche Bilder verwandeln. Allein aus den Erzählungen von meinem Großvater, welcher verstarb, als ich noch nicht über vier Jahre alt war, hat sich in meiner Phantasie die ganz bestimmte Vorstellung von ihm als einem hohen, hageren alten Mann mit einer Perücke herausgebildet; die Perücke war hier nur eine sozusagen supplementäre anschauliche Vorstellung, welche das Gehörte ergänzen, und mich verhindern sollte, mir meinen Großvater mit einer Glatze vorzustellen, wie er sie nach den mir gewordenen Berichten wirklich hatte; einzelne Gesichtszüge waren in dem Bilde, das ich mir dergestalt von ihm gemacht hatte, nicht festzustellen, doch war die Vorstellung von einem hohen alten Mann in einer Perücke dermaßen klar in mir ausgesprochen, daß noch bis auf den heutigen Tag die unbestimmte Ueberzeugung in mir sich erhalten hat, ich müsse ihn einstmals noch lebendig gesehen haben.

Die starke Wirkung häufig vernommener mündlicher Erzählungen auf uns ist allen so bekannt, daß wir uns mit Leichtigkeit die Entstehung phantastischer Visionen erklären können, welche sich in unsrer Phantasie herausbilden, und zwar infolge dessen, daß wir irgend etwas mehrfach gehört haben, was nur deshalb oder wohl auch aus einem andern Grunde unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht; bei weitem schwieriger aber ist es, eine Erklärung dafür zu finden, warum nur einmal von uns Gehörtes oder Gesehenes sich auf lange oder gar auf immer unsrem Gedächtnis sich einzuprägen im stande ist.

So entsinne ich mich z. B. noch jetzt lebhaft einer von mir nur einmal in der Sakristei des Troizaklosters gesehenen natürlichen Steinkreuzbildung mit einer vor dem Kreuze knieenden Gestalt; ich war damals ein achtjähriger Knabe, und sehe noch heute den weißen durchsichtigen konvexen Stein mit dieser Darstellung vor mir; wie leibhaftig steht der Mönch vor meinen Augen, welcher mit der erhobenen Hand den Stein gegen das Licht hielt. Ein zweites Mal aber bin ich, wie ich mit Sicherheit weiß, nicht mehr in der Sakristei des Klosters gewesen.

Auch erinnere ich mich lebhaft noch jetzt einiger Worte, die ich einmal von einem Knaben hörte; es waren das freilich die mir bekannten Worte des Psalmes: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn," die ich des öfteren gehört, und im Psalter gelesen hatte: warum aber erinnere ich mich eben aller begleitenden Umstände, unter denen ich sie gerade damals gehört habe? Ich war auch

nicht über (eher unter) acht Jahre alt, als ich einmal bei einem Spaziergang mit meiner Wärterin am Ufer der Jausa das Winseln eines Hundes hörte; als wir näher kamen, sahen wir zwei Knaben, von denen der eine einen Hund zu ersäufen sich anschickte, während der andere ihn davon abzuhalten suchte, indem er laut ausrief: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn!" Meine Wärterin belobte ihn dafür und wir gingen weiter.

Ohne Zweifel können in uns schon sehr früh, natürlich bei entsprechenden äußeren Bedingungen, gewisse seelische Stimmungen auftreten, welche uns einigen Eindrücken gegenüber außergewöhnlich empfänglich machen; ein Eindruck, welcher im Augenblick solch einer Stimmung auf uns einwirkt, mag er uns auch unbedeutend erscheinen, oder gar schon mehrfach uns zu teil geworden sein, wird doch auf immer in unserem Gedächtnis bleiben, und uns immer bei geeigneter Gelegenheit an sein Vorhandensein gemahnen. Noch bis auf den heutigen Tag kommen mir die Worte jenes Knaben und der Spaziergang an der Jausa in den Sinn, sobald ich die Psalmworte höre: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn." Wenn ich ein Kreuz betrachte, gedenke ich nicht selten auch der von mir im Kloster gesehenen Steinbildung. Und die Moral davon: für den Pädagogen ist die Bekanntschaft mit diesem bemerkenswerten seelischen Vorgang unerläßlich, seine Anwendung aber in der Praxis unmöglich: nicht der Pädagog leitet das Leben, sondern das Leben den Pädagogen.

27.

Welcher Kulturmensch ist nicht schon einmal in der Lage gewesen, sich über die Erziehung des Menschen Gedanken zu machen? Welcher Moralist wünschte nicht die menschliche Gesellschaft durch Erziehung umzugestalten? Alle Denker sind, glaube ich, zu dem Schluß gekommen, daß man die Erziehung von der Wiege an beginnen müsse, wenn man die Sitten, Neigungen und Ueberzeugungen der Gesellschaft von Grund aus umzuformen wünsche.

Für seine eigene Person kann natürlich niemand entscheiden, von welcher Zeit ab die verschiedenen Neigungen und Triebe in ihm hervorgetreten sind; wer aber die Entwickelung wenigstens einiger Individuen von ihrem ersten Erscheinen auf der Welt an bis zum Alter der Reife verfolgt hat, der ist sicher zu der Ueber-

zeugung gekommen, daß die künftige sittliche Natur des Menschen früh, außergewöhnlich früh, ja fast schon von den ersten Tagen ab in dem Kinde sich zu äußern pflegt; leider erkennen wir nur spät, allzu spät, die künftige Bedeutung dessen, was wir schon längst bemerkt haben.

Sowohl an meinen eigenen Kindern, wie auch an einigen andern, mir seit ihrer Kindheit bekannten Personen habe ich schon früh gar manches wahrgenommen, was auf ihren zukünftigen Charakter und ihre späteren Neigungen hindeutete; aber erst jetzt, wo ich statt drei- bis vierjähriger Kinder dreißigjährige Männer und Frauen vor mir sehe, erst jetzt überzeuge ich mich aus Erfahrung davon, wie richtig und klar diese Andeutungen gewesen sind. Nachträglich eines Besseren belehrt, erkenne ich jetzt, daß ich schon vor fünfundzwanzig Jahren mir nicht nur über den Charakter, sondern auch über die zukünftige Weltanschauung aller dieser Personen eine ziemlich klare Vorstellung hätte bilden können, wenn ich aus den Thaten ihres Kindesalters das mene tekel herauszulesen verstanden hätte.

Was und wieviel wir mit uns auf die Welt bringen, und was und wieviel wir hernach von ihr empfangen, das werden wir niemals recht konstatieren können, und ich halte die Ueberzeugung, als könnten wir durch unsre Erziehung dem Kinde alles das geben, was wir ihm zu geben wünschten, — ich halte diese Ueberzeugung für eine pure Selbsttäuschung.

Ich stelle nicht in Abrede, daß Pestalozzi, Fröbel und andre hervorragende Pädagogen und Fanatiker ihrer Berufsthätigkeit ihren Zöglingen eine gute Erziehung gegeben haben, ich glaube aber nicht, daß die künstlichen Methoden nebst deren systematischer Anwendung, wie sie von diesen Pädagogen in Vorschlag gebracht worden sind, auf größere Menschenmassen, oder auf die ganze menschliche Gesellschaft eine wohlthätige Wirkung hervorgebracht haben.

Die Hauptstärke der künstlichen, streng systematischen Erziehung ist in mehr negativer Richtung zu suchen; so früh sie beginnen möge, so wirkt sie doch in einförmiger und einseitiger Weise auf die verschiedenartigsten Individualitäten ein, und kann vieles, darunter natürlich auch schlechtes, vernichten; in sittlicher Beziehung aber etwas zu entwickeln vermag sie nur äußerlich. Freilich darf man das allein schon ein positives Ergebnis nennen, doch wird es sich nur für irgend einen einseitigen, d. h. also für die andern Seiten negativen Zweck geeignet erweisen.

Der verschiedenen Seiten unsres sittlichen Lebens aber gibt es nicht wenige; wenn wir z. B. vier- bis fünfjährige Kinder nach Fröbel zu einer bestimmten Stunde so, und in der folgenden anders spielen lassen und ihnen ein jedes ihrer Spiele und Vergnügungen gleich auch verständlich zu machen suchen, will das dann nicht so viel sagen, wie daß wir negativ und zwar systematisch negativ in die Freiheit solcher Thätigkeiten derselben eingreifen, welche ihrem Wesen und Zweck nach die allergrößte Freiheit erheischen? Ich wenigstens bedaure es nicht, daß ich zu einer Zeit gelebt habe, da die Fröbelschen Kindergärten noch unbekannt waren. Freilich aber werden Gesellschaften, die sich zu sozialen Umgestaltungen vorbereiten, nicht umhin können, sich von Erziehungssystemen blenden zu lassen, die aus Menschen Gliederpuppen der Freiheit zu machen versprechen.

Die Hauptschwäche unsres Geistes ist gerade die Einseitigkeit seiner Bestrebungen auf dem Wege des Fortschritts.

Ueberall, beginnend mit der Mode und abschließend mit dem Fanatismus, nehmen wir den Einfluß dieser Schwäche wahr.

Wenn es uns nun aber schon einmal nicht beschieden ist, das allseitig Wahre und allseitig Gute zu erkennen, so dürfen wir wenigstens unsrem allezeit einseitigen Fortschritt nicht allzuviel Vertrauen entgegenbringen. Besondere Vorsicht aber müssen wir den praktischen Anwendungen der von ihm gefundenen Wahrheiten gegenüber zu beobachten suchen.

Wir müssen dessen eingedenk bleiben, daß die von den führenden Geistern und ihnen nach von der ganzen Gesellschaft jeweilig besonders entschieden festgehaltene Wahrheitsrichtung stets zeitlicher Natur ist, und daß sie, wenn sie ihre Zeit hinter sich hat, einer andern, nicht selten völlig entgegengesetzten Richtung das Feld räumt.

Die Reaktion ist ein, in der Politik sowohl wie in der Wissenschaft und Kunst überall notwendiges Uebel und eine unvermeidliche Folge der Schwäche unsres Geistes.

Ich lebe nun erst siebzig Jahre — in der Geschichte des menschlichen Fortschrittes ist das nur ein Augenblick — und wie viel Systeme in der Medicin und in der Pädagogik habe ich schon erlebt! Jede von diesen Erscheinungsformen der Einseitigkeit des Geistes und der Phantasie ward einige Jahre praktisch angewandt, erregte die Gemüter der Zeitgenossen und mußte schließlich von ihrem Piedestal steigen, um dasselbe einer andern, nicht weniger einseitigen, einzuräumen. Jetzt könnte ich beim Auftauchen eines neuen Systems etwa dasselbe sagen, was einmal ein alter Beamter der Podolischen

Gouvernementsverwaltung einem neuernannten Gouverneur auf dessen Frage geantwortet hat, wie lange er schon im Staatsdienst stehe:

„Ich habe die Ehre, Excellenz (so lautete seine Antwort), bereits zwanzig Gouvernementschefs überlebt zu haben.“

Ueber die Medizin will ich später reden, was aber die Erziehung betrifft, so habe ich noch bedeutsame Ueberreste der mittelalterlichen Schule vorgefunden, auch deren zeitweilige Recidive in den preußischen Regulativen erlebt; ich bin auch mit den Ueberbleibseln der Lancasterschule bekannt geworden, die noch zu meiner Zeit im Odessaschen Lehrbezirk existierte; ich habe endlich die Wiederbelebung des Pestalozzischen Anschauungsunterrichts mit angesehen, und bin ein Zeitgenosse von „Jaßnaja Poljana“, vom Pseudo-Klassizismus und vom Pseudo-Realismus gewesen — ich brauche diesen Zusatz, weil die genannten beiden Richtungen mit verstecktem Hintergedanken in der Schule eingeführt wurden.

Alles das ist gewesen und ist geschwunden.

Aber nicht überall und nicht allezeit überleben alte Beamte zwanzig Gouverneure; nicht überall und nicht immer begünstigen die Umstände einen häufigen Wechsel von Prinzipien, Systemen und Personen und was die Hauptsache ist, nicht überall und nicht immer wird eine einseitige Richtung des Geistes und der Phantasie alsbald durch eine andere ersetzt; sie kann, wie wir sehen, ganze Jahrhunderte lang andauern, bis endlich eine andere sie ablöst. Wir Russen können wenigstens darin von Glück sagen, daß die Einseitigkeiten unsrer und fremder Geistesrichtung ähnlich den Podolischen Gouverneuren verhältnismäßig nicht lange bei uns vorhalten. Wir sind keine Juden und keine Westländer, wir haben keine Traditionen in der Erziehung. Wir alle haben eben so ganz gemach und wie es gerade kam, das eine oder das andre gelernt*).

28.

Indes will ich zunächst noch meine Erörterung über die Schulfrage aufschieben, da ich ja noch nicht in der Schule bin, und, bevor ich dahin komme, einmal untersuchen, was mir die häusliche Erziehung vom achten bis zum zwölften Lebensjahr eigentlich ge-

*) Citat aus Puschkin. Anmerk. d. Uebers.

geben hat, an die sich in meinem Gedächtnis schon klarere und zusammenhängendere Erinnerungen bewahrt haben.

Nach diesen letzteren zu urteilen, war ich ein lebhafter und munterer Knabe, offenbar aber kein allzugroßer Schlingel; wenigstens erinnere ich mich nicht, irgend einen besonderen Hundestreich begangen, oder irgend eine erheblichere Strafe für irgend welche Thorheiten empfangen zu haben. Ueberhaupt bin ich weder zu Hause noch in der Schule je mit Ruten gezüchtigt worden; ich erinnere mich nur dreier Fälle, wo meine Mutter mich gestraft hat: einmal mit einer Ohrfeige für eine Ohrfeige; ich schlug nämlich einmal einen Knaben auf die Backe und meine Mutter, die dieses mein eigenmächtiges Verfahren mitangesehen hatte, unterzog mich nun auch ihrerseits ganz derselben Prozedur. Ich finde, daß dies logisch und pädagogisch durchaus richtig war, denn wenngleich diese Art Justiz mich auch nicht radikal von meiner Neigung zu eigenmächtigem Vorgehen heilte, so hat sie doch nicht selten meine schon erhobene Hand zurückgehalten, indem sie mich zur rechten Zeit daran gemahnte, daß auch über mich ein noch stärkerer Arm kommen könnte.

Zwei andre Strafen wurden mir, soweit ich mich erinnere, nicht wegen schlimmer Streiche, sondern wegen Unarten zu teil; noch jetzt ist mir erinnerlich, wie untröstlich und bitterlich ich einmal schluchzte, als man mich zur Strafe ins Vorzimmer hinausführte und mir die andern Zimmer zu betreten verbot; der allerunangenehmste Eindruck indes ist mir von einem Schlage von der Hand meiner Mutter nachgeblieben, die mich unversehens gerade in die Herzgrube traf; in vollem Schwung stürzte ich unerwartet in ein Zimmer, wo meine Mutter sich gerade mit den Schwestern etwas zu schaffen machte; in der ersten Aufregung sprang sie von ihrem Platze auf, und ich stieß mit dem Leibe direkt gegen ihre zum Schlage ausholende Hand. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß der Anprall mir den Atem benahm, und ich zu Boden stürzte. Aergerlich war der Umstand, daß noch lange nach diesem unbeabsichtigten Stoß sich in meiner Seele eine gewisse Erbitterung wider meine Mutter erhielt.

* *
*

Die Spiele, Vergnügungen und Beschäftigungen in diesem Lebensalter müssen für den aufmerksamen Beobachter von der größten Bedeutsamkeit sein, da man auf ihnen eine nicht wenig wahrscheinliche Prognose gründen kann.

Von meinen häuslichen Beschäftigungen (vor meinem Eintritt in die Schule), habe ich, glaube ich, abgesehen vom Lesen, keiner einzigen einen besonderen Vorzug gegeben; Rechnen liebte ich nicht besonders, die vier Spezies habe ich aber noch zu Hause gelernt. Ich liebte es auch Blumen zu sammeln und zu trocknen, und Darstellungen von Tieren und Pflanzen, sowie Bilder historischen Inhalts zu betrachten, besonders aus dem Kriegsjahre 1812, wie sie damals stark in Aufnahme gekommen waren. Die lateinische und französische Grammatik vermochten mir keine Sympathie abzugewinnen; dagegen interessierte mich die Analyse der Redeteile in der russischen Grammatik sehr, und ich weiß noch, wie ich mit Vergnügen ganze Stunden lang mit derselben zubrachte. Die Persönlichkeit des Lehrers spielte hier die Hauptrolle; des Lehrers der russischen Sprache kann ich mich noch heute am Tage entsinnen, wenngleich auch nur dank seinen Kragen, Beinkleidern und seinem Weihnachtssprüchlein; von den beiden andern aber, die mich lateinische und französische Grammatik lehrten, habe ich den einen ganz vergessen, während der andre nur zuweilen und flüchtig als der Schatten eines kleinen Männchens in meinem Gedächtnis auftaucht.

Ueberhaupt habe ich mich während meiner häuslichen Erziehung bis zu meinem zwölften Lebensjahr nur mit solchen Dingen beschäftigt, die mir an und für sich schon interessant waren, und niemand hat daran gedacht sich mit der Pflege meiner Aufmerksamkeit abzugeben; dieses halte ich für die Hauptlücke in meiner Jugenderziehung, und zwar umsomehr, als auch nachher in Schule und Universität niemand, mich selbst nicht ausgenommen, sich auch nur im entferntesten um die Entwickelung dieser Fähigkeit bekümmert hat. Eine Folge dieser Lücke war, daß ich, wie ich später an mir erfahren habe, obgleich ich von Natur wißbegierig und arbeitsam war, doch in vielem unwissend blieb, und mir nicht, solange es noch leicht möglich gewesen wäre, die Kenntnisse erwarb, welche mir in der Folge höchst notwendig waren.

Infolge dieses Mangels in der Ausbildung meiner Aufmerksamkeit konzentrierte sie sich später in allzu hohem Grade, und ich bin beinahe prinzipiell einseitig geworden.

Doch darüber später, wenn ich von meiner Jugendzeit sprechen werde.

Bemerkenswert ist indes, daß ich die aus dieser Lücke in meiner Ausbildung sich ergebenden Folgen lange Zeit gar nicht beachtet habe, bis ich endlich der Sache auf den Grund kam. Wäre mir dies schon früher zum Bewußtsein gekommen, so hätte ich mich auch

bei der Erziehung meiner Kinder mehr um die Entwickelung dieser fundamentalen Fähigkeit des menschlichen Wissens bemüht, die mehr als alle andern unserer Pflege sich zugänglich erweist.

* * *

Von meinen kindlichen Spielen und Vergnügungen sind mir zwei hauptsächliche noch sehr gut erinnerlich; eins von ihnen war mein Lieblingsspiel in der Schule mit meinen Kameraden, ohne deren Teilnahme es auch gar nicht hätte vorgenommen werden können, ich meine das Kriegsspiel; offenbar zeigte ich mich als tapferen Jungen, denn ich erinnere mich noch des Beifallklatschens und der Belobigungen der älteren Schüler für meine Schneidigkeit.

Ein andres Spiel ist aber deshalb für mich höchst bemerkenswert, weil es mir gleichsam den Schleier meiner Zukunft lüftete. Es war das eine für einen Knaben seltsame Belustigung, die von den Meinigen Doktorspiel genannt wurde. Folgendes ist die Entstehung desselben und die Geschichte seiner Entwickelung:

Mein ältester Bruder lag am Rheumatismus krank darnieder; die Krankheit bot lange allen Heilungsversuchen Trotz und schon hatten mehrere Aerzte einander abgelöst, als endlich Jefrem Ossipowitsch Muchin hinzugezogen wurde, der um die Zeit wohl so ziemlich der bedeutendste praktische Arzt in Moskau war.

Ich erinnere mich noch, mit welcher Ehrfurcht die Meinigen alle sich zu seinem Empfange vorbereiteten; ich, als windbeuteliger Bursche, lief natürlich erwartungsvoll hin und her, bis endlich eine mit vier Pferden bespannte Kutsche vor unserem Hause vorfuhr, ein Lakai in Livree die Wagenthür öffnete, und ein hoher, grauköpfiger Herr mit stark hervortretendem Kinn (ich sehe ihn noch jetzt vor mir) aus der Kutsche stieg.

Wahrscheinlich haben alle diese äußeren Umstände, die Vorbereitung, die Erwartung, die vierspännige Kutsche, die Livree des Lakaien und der majestätische Anblick der berühmten Persönlichkeit meiner kindlichen Phantasie lebhaft imponiert, freilich aber nicht so weit, um nicht alsbald den Nachahmungstrieb in mir wachzurufen, wie denn das in der Regel mit Kindern zu geschehen pflegt; ich begann hernach, als ich mir das Gebaren des Arztes am Krankenbette ordentlich angesehen hatte, Doktor zu spielen, zumal das Ergebnis der Kur ein glänzendes war.

So erkläre ich mir wenigstens den Anfang dieses meines Spieles aus dem tiefen, mir noch jetzt erinnerlichen Eindruck, den der rasche Erfolg der Heilung auf unsre gesamte Familie hervor-

brachte. Nachdem ungeachtet aller Anstrengungen von fünf bis sechs Aerzten die Krankheit immer schlimmer geworden war, so daß ich täglich ächzen und jammern aus dem Krankenzimmer vernehmen konnte, waren seit Beginn der Muchinschen Kur kaum ein paar Tage vergangen, als der Kranke sich bereits zu erholen anfing. Sicherlich haben damals alle die Meinigen, die dadurch wie durch eine Zauberei überrascht waren, vielfach über die wunderbare Kunst Muchins geredet, was ich daraus entnehme, daß sich noch bis auf den heutigen Tag manche Erzählungen über Einzelheiten der Kur in meinem Gedächtnis erhalten haben. So weiß ich noch wie man folgendes erzählte: Sobald Jefrem Ossipowitsch den Kranken gesehen, wandte er sich sofort an Mutter: „Schicken Sie sofort, gnädige Frau," so sagte er, „in die Droguenhandlung nach Sassaparillenwurzel, und lassen Sie sich eine solche aussuchen, welche beim Brechen gehörig stäubt; dann muß man sie kunstgerecht in einem verdeckten, und mit Teig luftdicht verklebten Topfe abkochen und recht lange Zeit bähen lassen; auch müssen Sie ihm sofort ein Schwefelbad zubereiten" u. s. w.

Natürlich habe ich diese Erzählung mit den entsprechenden Variationen des öfteren anhören müssen, und sie hat sich deshalb meinem Gedächtnis lebhaft eingeprägt.

Kurz, der mehrfach wiederholte und mir von Gesicht und Gehör zugeführte Eindruck war ein so tiefgreifender, daß ich nach erfolgter glücklicher Heilung meines Bruders einmal einen meiner Hausgenossen bat, sich ins Bett zu legen, während ich selbst, nachdem ich Miene und Haltung jenes Doktors angenommen hatte, mit wichtiger Gebärde an den angeblich Kranken herantrat, ihm den Puls fühlte und seine Zunge mir betrachtete, sodann einen Rat gab, der sich wohl auch auf die Zubereitung eines Dekokts beziehen mochte, und schließlich mich verabschiedete und mit der höchsten Grandezza aus dem Zimmer schritt.

Dieses Vorganges erinnere ich mich zum Teil selbst, zum Teil ist er mir aus den Erzählungen andrer bekannt, ganz deutlich dagegen entsinne ich mich noch des in der Folge von mir wiederholentlich gespielten Doktorspieles; zur Wiederholung regten mich vermutlich die Aufmerksamkeit meiner Zuschauer und der Spaß an, den sie sich dabei machen mochten; unter dem Einflusse dieses Stimulus vervollkommnete ich mich, und begann nunmehr die Rolle des Arztes zu spielen; indem ich gleich mehrere Personen sich setzen oder niederlegen ließ, unter anderem auch eine von mir als Dame verkleidete Katze; indem ich nun von dem einen Pseudokranken zum

andern ging, setzte ich mich inzwischen an den Tisch, schrieb Rezepte nieder, und that erläuternde Bemerkungen über die Einnahme der Arzneimittel. Ich weiß nicht, ob ich solche Lust zu diesem Spiel bekommen hätte, wenn mein Bruder, statt überaus rasch gesund zu werden, seiner Krankheit erlegen wäre. Aber der von effektvollen äußeren Umständen begleitete glückliche Erfolg rief in dem Kinde einen hohen Respekt vor der Kunst wach, und bei diesem meinem Respekt vor der Kunst begann ich in der Folge auch die Wissenschaft zu achten.

Mein Doktorspiel war keine kindische Narretei und Possenreißerei, denn in ihm trat der Versuch der Nachahmung einer von mir mit hoher Achtung betrachteten Thätigkeit zu Tag und nur als Nachahmung war es ergötzlich, und auch das nur für andre, während es mich selbst eher lebhaft beschäftigte.

Ich wüßte in der That nicht, warum Achtung und durch sie erregtes Interesse, Anhänglichkeit und Liebe zu dem geachteten Gegenstande nicht Motive für die Spiele der Kinder sein sollten, wenn doch die Spiele der Erwachsenen darauf begründet sind. Wem sonst wenn nicht diesem Motive verdanken ihre Entstehung die scenischen Darstellungen aus dem Leben des Heilandes bei den Katholiken und die auf den Theatern vergangener Jahrhunderte so wie noch heutzutage von den Juden am Purimfeste aufgeführten Scenen aus der biblischen Geschichte.

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls gewann ich das Doktorspiel so lieb, daß ich es nicht einmal nach meinem Eintritt in die Universität (ich war damals freilich noch ein Kind) aufgeben konnte.

Nachdem ich nämlich zufälligerweise gleich in meinem ersten Universitätssemester einen Blasensteinschnitt in der Klinik mitangesehen hatte, kam ich während der Weihnachtsfeiertage bei Bekannten auf den Einfall, den anwesenden jungen Leuten einen Spaß zu machen, indem ich die kürzlich von mir gesehene Operation an einem von ihnen demonstrierte; ich besorgte mir irgendwoher eine Ochsenblase, legte ein Stück Kreide in dieselbe, wählte mir unter den anwesenden Gästen einen von friedfertiger Gemütsart, bat ihn sich auf den Tisch zu legen, befestigte dann die Blase zwischen seinen Beinen am Perinäum, schob ihm die Schenkel auseinander und schnitt endlich, mit einem Messer und noch irgend einem häuslichen Verrichtungen dienenden Instrumente bewaffnet, zum allgemeinen Ergötzen und unter Beobachtung des Celsusschen „tuto, cito et jucunde“ das Stückchen Kreide aus der Blase heraus.

29.

Ich kam als zehn- bis zwölfjähriger Knabe in die Schule, in die ich nur die Fähigkeit mit mir brachte, geläufig zu lesen, zu schreiben, nach den vier Spezies zu rechnen und das eine oder das andere aus der lateinischen und französischen Chrestomathie zu übersetzen; doch war ich ein frischer, nicht träger Junge, der das Lernen gern mochte.

Meine Eltern, und namentlich meine Mutter, hatten eine nach jetzigen Begriffen mehr als seltsame Vorstellung von den Zwecken der Bildung. Meine Mutter meinte, sie sei im höchsten Grade notwendig für Knaben und schädlich für Mädchen. Knaben mußten ihrer Meinung nach gebildeter als ihre Eltern sein, Mädchen aber dürften ihre Mutter an Bildung nicht überragen; in der Folge hat sie diesen ihren Irrtum bitter bereut. Da meine Eltern nun ihren Söhnen solchen Vorzug gaben, so schonten sie ihre um die Zeit bereits ziemlich beschränkten Geldmittel nicht, um uns beide (mich und meinen Bruder Amos) in Privatanstalten unterrichten zu lassen.

Mich that man in die Privatpension von Krjäshew, die nicht weit von uns, in demselben Kirchengemeindesprengel, in einem mir von Ansehen schon längst bekannten großen steinernen Gebäude mit einem Garten gelegen war.

Wie seltsam sind doch die kindlichen Eindrücke beschaffen! In diesem Augenblick, wo ich die Erinnerung an die Krjäshewsche Pension in mir wach rufe, taucht mit unwiderstehlicher Kraft auch das benachbarte Häuschen des Diakonus vor meinem Gedächtnis auf und mit ihm die Alabastervase im Fenster des Halbgeschosses mit der Blume drin, und der Diakonus Alexander Alexejewitsch Welitschkin selbst, wie er auf der Empore in Schuhen und schwarzseidenen Strümpfen das Meßamt abhält. Er geht mit dem Weihrauchfaß an mir vorbei, und kneift mich im Vorübergehen in die Backe, während sein Neffe, der stud. med. Boshanow neben der Urne im Fenster zu großem Aergernis für die Kirchgänger einen Schädel hinstellt und den in die Kirche gehenden und aus der Kirche kommenden Leuten dabei mit dem Kopfe zunickt, ein Gebaren, das sie veranlaßt, immer wieder zu schelten und sich zu bekreuzigen; sofort kommt mir dann auch der alte, am Veitstanz leidende Geistliche von St. Trinitatis in Ssyromjätniki wieder ins Gedächtnis, er vermag sich kaum auf den Beinen zu halten, zittert beständig und

murmelt immer etwas vor sich her, trotzdem aber fährt er noch fort, den Gottesdienst abzuhalten.

Warum und wozu sind alle diese Eindrücke erhalten geblieben, und zwar derartig, daß die Erinnerung an einen unbedingt auch eine ganze Reihe von andern nach sich zieht? Weswegen ist vieles andre, das seinem Inhalt und seinen Folgen nach unvergleichlich viel bedeutsamer gewesen sein muß, unter dem Wust gänzlich unnützer, banaler Eindrücke der Kinderzeit unwiderruflich verloren gegangen?

* * *

Doch will ich zu erzählen fortfahren, wie ich Wassili Stepanowitsch Krjäshew vorgestellt wurde; vor mir steht — ich sehe ihn noch heute vor mir — ein kleiner Herr von gedrungenem Wuchs mit hochrotem Gesicht; seine Haare sind mit Grau durchsetzt, auf der großen finnigen Nase sitzt eine silberne Brille, unter der ein Paar blitzender, kluger, guter und schöner Augen hervor- und auf mich herabblicken, und ich habe sie lieb und mit ihnen dieses feuerrote Gesicht und die weißen Hände, von denen die meinigen hernach nicht eben selten einen Klaps bekommen sollten, ich höre seine sympathische, aber durchdringende und die Kinderherzen erbeben machende Stimme; und indem ich diese für uns einstmals so dräuende Stimme höre, sehe ich mich noch deutlich unter dem Beifallklatschen der zu beiden Seiten des Tisches sitzenden Zuschauer auf dem Klassentisch meine Kapriolen machen: wußten wir Schüler doch vor Langeweile nichts Besseres zu thun, wenn der Lehrer auf sich warten ließ; ich sehe dann vor mir die soeben geöffnete Thür, eine Brille, ein rotes Gesicht, und höre in der Klasse die entsetzenverbreitenden Töne erschallen, stürze vom Tisch herab und — was sodann folgte, ist mir schon nicht mehr recht erinnerlich, denn die Klapse mit dem Lineal, das Knieen auf der Diele und der Ausschluß vom Mittagessen vermengen sich in meiner Erinnerung mit ähnlichen Strafen für andre Vergehungen.

Ja, W. S. Krjäshew war, wie ich jetzt einsehe, seiner Zeit ein bemerkenswerter Pädagoge; er war energisch, aber andrerseits auch human; körperliche Züchtigungen nahm er wohl vor, aber nur einige wenige Male im Jahr, und auch nur an zweien uns andern schon wegen ihrer Neigung für derartige Strafen bekannten Schülern; wenn diese zwei Liebhaber von tiefgreifenden Emotionen aus dem Klassenzimmer nach oben zu Wassili Stepanowitsch entboten wurden, so wußten wir schon, was die Uhr geschlagen habe, und sahen

einander entweder schmunzelnd oder aber uns zu ernster Miene zwingend an.

Klapse mit dem Lineal auf die Handfläche, übrigens in mäßigen Dosen, Knieen auf der Diele, Entziehung einer Speise oder selten des ganzen Mittagessens und endlich Stubenarrest im Klassenzimmer, während die andern spazieren gingen oder im Garten spielten — das sind alle Strafen, welche gegen uns zur Anwendung kamen, und ich erinnere mich keines einzigen Males, wo wir uns über Ungerechtigkeit oder Grausamkeit zu beschweren gehabt hätten.

W. S. Krjäshew war schon über fünfzig Jahre alt, verheiratet mit einer Deutschen von demselben Alter und kinderlos. Seine Frau Anna Iwanowna, die in ihrem Gesichtsausdruck immer etwas Wichtiges hatte und ebenso wie Krjäshew selbst eine silberne Brille trug, ist mir dank zweien Eindrücken erinnerlich, die sie auf mich hervorgebracht, und zwar erstens durch ihre rundlichen und zum Handkuß seitens der Schüler vorgestreckten Hände (die angedeutete Prozedur nahmen wir alle täglich nach dem Mittagessen vor); und zweitens durch die gutmütige Freundlichkeit, welche diese ehrenwerte Dame allen den Schülern gegenüber verschwenderisch bezeigte, welche ohne Spaziergang oder Mittagessen geblieben waren.

Frau Anna Iwanowna Krjäshew hielt sich für unzertrennlich von unsrer Pension. Ob wir zum Mittagessen oder zur Kirche gehen mochten — Anna Iwanowna war unbedingt immer zur Stelle, entweder mit ihrem Manne oder allein.

Ich war Halbpensionär und nahm meine Mittagsmahlzeiten in der Pension ein. Unsre Schule genoß sicherlich ein bedeutendes Ansehen in Moskau, denn sie wurde von den Söhnen hervorragender Adels- und reicher Kaufmannsfamilien besucht. Ich fand in ihr die Brüder Melnikow (Brüder des ehemaligen Ministers der Wegekommunikationen), Kljutscharjow und den Fürsten Wolkonsky vor. Ihrer aller Bild hat sich deutlich in meiner Erinnerung erhalten, möglicherweise deshalb, weil die Melnikows (der eine von ihnen lernte schon nicht mehr, sondern wohnte nur noch in der Pension) sich von mir durch ihr Alter — sie waren schon junge Leute von sechzehn bis siebzehn Jahren — durch ihre Studien und ihre Kunst auf dem Gebiete des Maletottanzes auszeichneten; desgleichen Kljutscharjow durch seine Kurzsichtigkeit und seine Geschicklichkeit im Zeichnen von Köpfen, sowie endlich Wolkonsky durch seine Pagenuniform, die er bei feierlichen Gelegenheiten anlegte, und durch seine höchst intime Bekanntschaft mit den mir gänzlich unbekannten Ruten; es verging kein Monat, in dem er nicht zur Vornahme der

betreffenden Exekution von Wassili Stepanowitsch nach oben citiert worden wäre.

Unsre Lehrer waren, soweit ich jetzt zu urteilen vermag, alles sehr tüchtige Leute, und mit Ausnahme des Religions- und des Zeichenlehrers, eines gewissen Eugraph Stepanowitsch, auch tüchtige Pädagogen. Krjäshew selbst verstand seine Sache so vortrefflich, daß einige seiner Lehrstunden mir noch jetzt erinnerlich sind, und ich noch immer z. B. seine Deklamation aus Lafontaine zu hören vermeine:

Triomphez belle rose, vous montrez seule les caresses de zéphyr . . .

Wassili Stepanowitschs Kenntnisse auf dem Gebiet der neuen Sprachen bildeten für uns einen Gegenstand der größten Bewunderung; er war Herausgeber von Lehrbüchern der französischen, deutschen, englischen und, wenn ich mich nicht irre, gar noch der italienischen Sprache; er selbst lehrte uns diese Sprachen und dank seinem Unterricht vermochte ich bereits nach Verlauf eines Jahres mit ziemlicher Geläufigkeit den unvermeidlichen Télémaque und andre Jugendschriften zu lesen und zu verstehen. Der Unterricht in der deutschen Sprache ging etwas schläfrig vor sich, indes lernte ich sie doch wenigstens so weit kennen, daß ich zur Not und mit Hilfe eines Wörterbuches mich auch in einem deutschen Buche einigermaßen zum Verständnis des Sinnes durcharbeiten konnte. Und doch habe ich bei so schwacher Kenntnis dieser Sprache, Gott weiß wie und warum, eine Strophe aus Schiller sicher auswendig gelernt und seit der Zeit denn auch behalten:

So willst du treulos von mir scheiden u. s. w.

Sonderbar! Eigentlich gelesen hab' ich Schiller zum erstenmal in Dorpat erst in den dreißiger Jahren; auf der Moskauer Universität habe ich kein einziges deutsches Buch gelesen, und als ich nach Dorpat ging, konnte ich nur mit Mühe einige Zeilen Deutsch fehlerlos lesen, dabei weiß ich mich aber ganz gewiß zu erinnern, daß, als ich nach Dorpat kam, ich doch sieben bis acht dieser Schillerschen Verse auswendig kannte. Woher eigentlich solche vorwitzige Reminiszenzen im Gedächtnis kommen mögen?

Unsre Geschichts-, Geographie- und Mathematiklehrer, die Brüder Terichin, waren sicherlich keine üblen Pädagogen, da auch das Wenige, was ich im Verlauf von zwei Jahren von ihnen gelernt habe, meinem Gedächtnis noch nicht ganz entschwunden ist, obgleich ich doch ganze zehn Jahre lang nach meinem Austritt aus der Schule kein einziges geschichtliches oder mathematisches Buch in

die Hand genommen; andrerseits aber kann ich das, was ich später auf autodidaktischem Wege gelernt habe, auch jetzt noch ganz scharf in meinem Gedächtnis von dem Wissensvorrat scheiden, den ich aus der Schule mit mir ins Leben genommen; noch jetzt erinnere ich mich der Erzählungen Terechins über Hannibal, Scipio und die Ursachen des zweiten punischen Krieges; bis zu den Kaisern bin ich in der Pension nicht gekommen, sondern habe ihre Bekanntschaft erst bei weitem später gemacht.

Von den Mathematikstunden Terechins habe ich freilich viel weniger nachbehalten, doch kommt das daher, daß ich in der Schule wohl der beste Schüler in Geschichte und russischer Litteratur, nicht aber in der Mathematik gewesen bin. Dabei glaube ich aber wohl behaupten zu dürfen, daß in mir etwas von mathematischer Ader steckte; sie entwickelte sich aber, glaube ich, nur sehr langsam mit meinem fortschreitenden Alter, und als ich das sogar sehr lebhafte Verlangen fühlte, etwas von Mathematik zu verstehen, da war es schon zu spät dazu.

Auf eigener Erfahrung und auf vielen sonstigen Belegen fußend, bin ich der Ansicht, daß die Befähigung und Neigung zur Mathematik sich nicht immer, wie viele annehmen, in frühem Alter entwickeln; ihr Studium erfordert eine ganz besondere Art von Aufmerksamkeit, letztere ist aber bei fähigen Kindern allzu sehr zerstreut, und je lebhafter ein fähiges Kind ist, je mehr sich Gegenstände finden, welche sich der Konzentration seiner Aufmerksamkeit in den Weg stellen, um so leichter wird die Möglichkeit eines Irrtums in der Diagnose, dergestalt, daß man leichtlich auch seine Befähigung zur Mathematik nicht rechtzeitig erkennen mag. Inzwischen ist aber die rechtzeitige Entwickelung der mathematischen Begabung in einem fähigen Kinde von hoher Bedeutung, da sie einen gewichtigen Einfluß auf seine zukünftige Bildung zu üben im stande ist.

Soweit ich mich erinnere, behagten mir besonders die Algebrastunden nicht, und schwerlich kann man wohl auch einem Kinde für einen abstrakten Gegenstand Aufmerksamkeit abgewinnen, wenn man ihm nicht seine Bedeutung und anschauliche Verwendung erklärt, zumal in einer Wissenschaft, welche die Einwirkung des Worts auf die Aufmerksamkeit nicht zuläßt. Wenn man mich nicht gleichzeitig sowohl die Ausziehung der Quadratwurzeln, als auch Algebra und Geometrie gelehrt, sondern meine Aufmerksamkeit nur stufenweise fortschreitend mit diesen Gegenständen beschäftigt hätte, so wäre, davon bin ich überzeugt, nicht der schlechteste Mathematiker aus mir geworden, der ich jetzt wirklich bin.

Die Geometrie hatte ich gern, aber ermüdet von der mir unverständlichen Algebra, ließ ich vieles auch aus der Geometriestunde achtlos an mir vorübergehen; was ich aber aufmerksam anhörte, das habe ich auch bis jetzt noch behalten, und bei meinem Eintrittsexamen in die Moskauer Universität habe ich vom Mathematikprofessor Tschumakow sogar eine Belobung dafür erhalten, daß ich ohne Zuhilfenahme der Tafel, nur mit der Hand in der Luft umherfahrend, die Eigenschaften der Parallellinien und der „Hosen des Pythagoras" zu erklären wußte.

Der Geographieunterricht wies um jene Zeit eine gewaltige Lücke auf, welche die Verbreitung weiterer Kenntnisse über unsre Erde in der lernenden Generation bedeutend behinderte. Dieses Hemmnis existierte auch noch dreißig Jahre nach meinem Austritt aus der Schule.

Der instruktivste und fundamentalste Teil der Geographie, die physische Geographie, wurde seitens des Unterrichtsressorts vollständig vernachlässigt. Um die Zeit, als solche Bücher, wie „Die Vernichtung des Kopernikanischen Systems" (herausgegeben in Moskau vom Geistlichen Ssokolsky) vielfach gelesen wurden und noch stark im Schwange waren, da erhielten wir in der Schule nur ganz fragmentarische Begriffe von der Erdkugel und keiner von unsern Erziehern richtete unsre Aufmerksamkeit auf das Himmelsgewölbe.

Ich erinnere mich nicht, daß irgend jemand uns auf dasselbe in einer mond- und sternhellen Nacht hingewiesen hätte; selbst die Erdkugel, die sich freilich in einem Klassenglobus dargestellt fand, war für uns eher etwas Abstraktes als Anschauliches. An stumme Karten, Planetarien u. s. w. war natürlich nicht zu denken.

Man kann sich schwer vorstellen, mit welch lebhafter Neugierde ich fünfundzwanzig Jahre nach meinem Austritt aus der Schule zum erstenmal in meinem Leben einige stumme Karten der einzelnen Erdteile betrachtete, und wie neu mir die Vorstellungen von der Erde erschienen, welche die Durchsicht dieser Karten in mir hervorrief.

Und noch lange nachher ist diese für die Entwickelung des kindlichen Denk- und Aufmerkevermögens geeignete Wissenschaft in ganz unverständlicher Weise hintangestellt und vernachlässigt worden.

Was könnte, so sollte man doch meinen, einfacher, natürlicher und verständiger sein, als gleich von Anfang an die Aufmerksamkeit des Kindes auf die von ihm bewohnte Gegend, auf den Horizont, das Himmelsgewölbe, kurz gesagt, eben auf das zu richten, was um dasselbe, unter und über ihm ist, auf das Gegenwärtige, nicht auf

das Vergangene? Nun ist aber gerade die Geographie später als alle andern Wissenschaften zu einer erzieherischen geworden. Das muß natürlich seinen guten Grund haben. Welches mag der wohl sein?

Allem zuvor sei darauf hingewiesen, daß die Geographie in ihrer modernen Gestalt eine verhältnismäßig junge Wissenschaft ist, und die Methoden ihrer Forschung fast frisch geschaffen sind, während die andern Gegenstände der Jugend- und Schulbildung alt und mit Ausnahme einiger weniger gleichzeitig mit der europäischen Zivilisation entstanden sind.

Ueberdies erfordert die mathematische Seite der Geographie eine gewisse Befähigung, sich zu orientieren und die Beziehungen verschiedener Größen und Abstände sich vorzustellen; und wenngleich man auch diese Fähigkeiten schon in jungen Jahren am Kinde zu entwickeln vermag, so ist das doch nur in dem Falle möglich, wenn man seine Aufmerksamkeit in ganz besonders erheblichem Maße gerade dort konzentriert, wohin sie sich am wenigsten hingezogen fühlt.

Die sinnliche Aufmerksamkeit richtet sich als solche im frühen Kindesalter ausschließlich auf die das Kind umgebenden nächsten oder ihm doch als nahe erscheinenden Gegenstände; gleichzeitig aber zieht die sich entwickelnde Phantasie dieselbe zu entfernten Räumen und Zeiten, d. h. zur Nichtwirklichkeit hin, und es entsteht eine Art Antagonismus zwischen zwei Richtungen oder Strömen der Aufmerksamkeit. Einerseits ist das Auge des Kindes mit dem Betrachten neuer oder für dasselbe anziehender Formen, Farben und Bewegungen der es umgebenden Gegenstände beschäftigt; andrerseits aber zieht das Wort dasselbe aus der es umgebenden Wirklichkeit in ferne Länder und längst entschwundene Zeiten hinaus. Die Aufmerksamkeit in dieser Entwickelungsperiode aber allzu sehr nach einer Seite hin anzuspannen oder zu konzentrieren hieße dieselbe vergewaltigen und den natürlichen Gang ihrer Entwickelung beeinträchtigen.

Das Wort hat seit meinem frühesten Jugendalter auf mich, wie ja auch auf den größten Teil der Kinder, einen starken Einfluß ausgeübt; ich bin sogar überzeugt, daß ich die Eindrücke, welche sich bis jetzt in mir erhalten haben, in bei weitem höherem Maße dem Wort als den Sinnen verdanke. Kein Wunder daher, wenn sich in mir die Erinnerungen an die russischen Sprachstunden unsres Schullehrers Woitzechowitsch fast völlig ungeschwächt erhalten haben. Als Knabe von zwölf Jahren beschäftigte ich mich unter seiner Leitung mit dem Analysieren der Oden Derschawins, der Fabeln Krylows,

Dmitrijews und Chemnitzers, sowie verschiedener Dichtungen von Shukowsky, Gneditsch und Mersljäkows. Von Puschkin durfte man in den Schulen damaliger Zeit offenbar gar nicht reden.

* * *

Woitzechowitsch verstand es ausgezeichnet, unser Interesse durch seine Erzählungen aus dem Gebiet der alten und russischen Geschichte zu erregen, indem er uns, was wir in der einen Lehrstunde gehört, für die folgende niederschreiben und uns unsre Ansichten über den Helden der Erzählung, dessen Thaten, Charakter und dergleichen auseinandersetzen ließ. Keine Lehrstunde besuchte ich so gern wie die von Woitzechowitsch, in welcher alles eine große Anziehung auf mich ausübte. Ein ernster, nachdenklicher, hochgewachsener Mann mit etwas gebeugter Haltung und guten, blauen Augen, wurde Woitzechowitsch (er war Kandidat der Moskauer Universität) in seinen Stunden so lebendig und angeregt, daß er auch uns dadurch anregte; ich war, nach den ausgezeichneten Nummern zu schließen, die er mir immer im Klassentagebuch stellte, der beste von seinen Schülern und hielt offenbar gerade deshalb meine Aufmerksamkeit immer wach.

Gleichfalls in Woitzechowitschs Stunden wurde ich mit Karamsins „Briefen eines russischen Reisenden" und „russischer Geschichte" (die damals noch ganz neu war), sowie mit dem „Pantheon der russischen Litteratur" bekannt und las dann in meinen Freistunden diese Bücher mit dem größten Eifer. Ich kann sagen, daß ich die russische Geschichte fast zuerst aus den russischen Sprachstunden kennen gelernt habe, denn einen besonderen Lehrer für russische Geschichte hatten wir, soweit mir erinnerlich ist, in der Krjäshewschen Pension nicht.

Unser prächtiger, guter Woitzechowitsch ist offenbar nicht lange am Leben geblieben; ich habe ihn später in der Universitätsklinik an einem wahrscheinlich tuberkulösen Knochenfraß des Hüftbeingelenks leidend getroffen; über meinen Besuch empfand er lebhafte Rührung, war aber erstaunt, zu hören, daß ich die medizinische und nicht die philologische Fakultät gewählt hatte.

Wenn ich aber der pädagogischen Vorzüge eines Woitzechowitsch nicht gleichgültig gedenken kann, vielmehr seinen Namen immer mit dankbaren Empfindungen aussprechen werde, so vermag ich ebenfalls nicht gleichgültig, freilich nur von einem andern Gesichtspunkte aus, unsers Lehrers der lateinischen Sprache, eines Popen, zu gedenken, dessen Namen mir entfallen ist; seiner Güte und ganz außerordentlichen Weichherzigkeit wegen sollte ich ihn freilich angemessener „Geistlichen" nennen, seines Unterrichts wegen verdient er aber eigentlich

nicht einmal die Bezeichnung „Pope", sondern allenfalls noch „Pöp-lein". Es war das ein schwer zu beschreibendes, schlaffes und wenig lebendiges, wenngleich auch höchst gutmütiges Wesen in mittleren Jahren, welches sich indes in seinem dunkellilafarbenen seidenen Priesterrock äußerlich ziemlich gut ausnahm. Du lieber Gott, was waren das aber für Stunden! Wenn ich die lateinische Sprache, weiß der Himmel warum, nicht selbst gern gehabt und sie nicht privatim zu Hause getrieben, wenn ich ferner nicht die Grammatik von Koschansky, obgleich ich vieles in ihr absolut nicht verstand, gründlich durchgebüffelt und endlich nicht das eine oder das andre aus dem Cornelius Nepos und der lateinischen Chrestomathie mit Hilfe des Wörterbuchs von Thomas Rosanow übersetzt hätte, so hätte ich vom Lateinischen sicherlich nicht einmal das Wenige gewußt, womit ich später in die Moskauer Universität eintrat.

Nun bin ich aber zu meiner Bekümmernis davon überzeugt, daß ich ein ganz passabler Latinist hätte werden können, denn als ich mich in der Folge mit den römischen Klassikern etwas bekannt gemacht hatte, habe ich sie allein, ohne fremde Anleitung, mit Genuß gelesen; indes werde ich weder meinem Lehrer, jenem oben erwähnten Pfäfflein, noch auch Horaz jemals die Mühe verzeihen, die ich mir erfolgloserweise mit dem Erforschen des verborgenen Sinnes seiner Verse gemacht habe.

Uebrigens habe ich mich später zu meinem Trost davon überzeugen können, daß nicht mich allein die Popen nichts gelehrt haben; in der Moskauer Universität habe ich nachher auch ehemalige Seminaristen angetroffen, die im Verständnis des Horaz auch nicht weiter als ich vorgedrungen waren. Noch glaube ich vor mir zu sehen einen alten Studenten und ehemaligen Seminaristen, den Mediziner Tichomirow, welcher mir, der ich damals noch ein bartloser Knabe war, auch schon wegen der dunkelblauen Färbung der wohlrasierten Backen und des glatten Kinns erinnerlich ist; als sechzehnjähriger Bursche kam ich auf den Einfall, aus mehreren alten Büchern einen Leitfaden der Chemie für Studenten zusammenzustellen, setzte die entsprechende Einleitung auf und zeigte dieselbe einem Kameraden; dieser, der offenbar viel verständiger war als ich, schrieb auf das Titelblatt meines Manuskripts das horazische: „nonum prematur in annum" versah sich aber in der Orthographie und pflanzte statt des „annum" ein „anum" hin. Beim Lesen dieser Worte verfiel ich in tiefes Nachdenken darüber, was sie wohl zu bedeuten hätten, und zog endlich auch den alten Tichomirow darüber zu Rate; auch dieser geriet beim Lesen in tiefes Nachsinnen.

Endlich sagte er: „Wissen Sie, die ganze Geschichte erscheint mir doch etwas bedenklich und anstößig: dies ‚prematur‘, wissen Sie, muß so etwas wie ‚sich herandrängen‘ oder ‚hineindrücken‘ sein, und dann das ‚in anum‘! Das ist sicher was Unanständiges. Lassen Sie sich lieber mit dem Herrn nicht weiter ein: es muß ein Schweinekerl sein.“

So grübelten wir denn auch über die horazischen Worte ferner nicht nach und erst einige Tage nachher kapierte ich die Geschichte und dankte meinem verständigen, wenngleich auch in der lateinischen Orthographie nicht besonders beschlagenen Kameraden für seinen guten Rat.

Man sollte nun freilich meinen, daß jeder Lehrer, der selbst eine Schule durchgemacht hat, schon aus eigener Erfahrung wissen müßte, wie lange, zuweilen fürs ganze Leben, die guten und schlechten Thaten der Lehrer den Schülern im Gedächtnis bleiben; gleichwohl aber läßt sich der größte Teil der Lehrer das nicht im geringsten anfechten, und solche Pfäfflein wie der Lateinlehrer in einer Schule bilden noch jetzt keine Seltenheit.

Von den Religionsstunden will ich gar nicht reden; natürlich vermochten weder Katechismus noch biblische Geschichte in ihrem schulmäßigen Aufbau mir Aufmerksamkeit abzugewinnen, wenn das nicht einmal der Klassizismus gekonnt hatte.

30.

Aus dieser Uebersicht über meine Beschäftigungen in der Schule schließe ich, daß der Elementarunterricht, den ich genossen, sich auf kein besonderes Prinzip stützte, weder auf das „klassische“ noch auf das „reale“. Am meisten Kenntnisse trug ich in der französischen und russischen Sprache davon: in beiden konnte ich lesen und Gelesenes verstehen, auch wohl schreiben. Man lehrte uns, zu unsrer Schande muß ich es sagen, ebenfalls in der Weise französisch sprechen, daß man uns Marken gab und uns die süße Speise, resp. die Erlaubnis zum Spaziergang entzog, wenn wir einmal die Regel vergaßen, außerhalb der Schule untereinander französisch zu sprechen.

Ja, ich sehe es als eine Schande für uns Russen an, daß unsre Eltern, Erzieher und die Regierung selbst diese garstigen, sinnlosen und schädlichen Veranstaltungen begünstigten. Daß Kinder

einer Nationalität untereinander in einer fremden Sprache sprechen sollen und zwar ohne jede Notwendigkeit, bloß zum Zwecke einer sinnlosen Uebung für die Uebung — das ist in meinen Augen der Gipfel der Thorheit, und dabei noch einer schädlichen und gefährlichen Thorheit, welche die Entwickelung des Denkens sowohl wie der Muttersprache beeinträchtigt.

Ich habe bei der Erziehung meiner eigenen Kinder viel über diese Frage nachgedacht; ich hatte die Mittel, sie unter beständigen Uebungen im Französisch-Parlieren erziehen zu lassen und hätte dadurch sicherlich ihre zukünftige Carriere in unsrer Gesellschaft beträchtlich fördern können; aber ich habe mich nicht im stande gefühlt, meine Abneigung gegen diese sinnlose Manier der Kindererziehung zu überwinden. In zwei oder drei Sprachen denken, ja sogar in einer Art Ragout dieser drei Sprachen denken — das kann ja schließlich ein jeder von uns, aber um allseitig, klar und bestimmt in einer fremden Sprache denken zu können, muß man sie von Kindesbeinen an ebenso wie seine Muttersprache oder gar noch besser als diese kennen, oder aber man muß diese fremde Sprache studieren, wie jemand sie studiert, der in ihr das einzige Mittel zur Erlangung irgend eines Wissens oder zur Erreichung irgend eines Lebenszweckes sieht.

So werden zwei oder drei Sprachen für Bewohner von Grenzprovinzen oder für Kinder aus gemischten Ehen zu Muttersprachen und unter den Bewohnern von Grenzländern wiederum sprechen und denken die modernen Juden in einem gewissen Gemisch der semitischen und zweier oder dreier arischen Sprachen.

So haben in früheren Zeiten fast alle gelehrten Leute und hervorragenden Männer der verschiedensten Nationen, welche die lateinische Sprache eingehend studieren mußten, in derselben gedacht, geschrieben und untereinander gesprochen.

Unsre russischen Kinder aber entsprechen keiner der erwähnten Bedingungen; fast alle lernen vielmehr die fremde Unterhaltungssprache im Alter von fünf bis acht Jahren bei Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrern. Inzwischen aber geht schon lange vor diesem Alter (und zwar sowie das Kind zu lallen anfängt) das Wort der Muttersprache eine unauflösliche Verbindung mit dem nationalen Denken ein, an dessen Vererbung in der Jugendzeit man ja doch kaum wird zweifeln dürfen. Kann nun überhaupt eine fremde Sprache dieses Recht der Muttersprache ohne Schaden für den Prozeß des Denkens und ohne Störung seiner normalen Entwickelung verletzen? Gewiß nicht. Die Schädlichkeit des erwähnten

Brauches besteht nun darin, daß die Aufmerksamkeit des Kindes, statt sich in den Inhalt der Dinge zu vertiefen, auf ihm sich zu konzentrieren und somit die Entwickelung des Denkprozesses zu fördern, vielmehr auf der Oberfläche haften bleibt, indem sie sich mit immer neuen Bezeichnungen für schon bekannte Gegenstände beschäftigt.

Auf solche Weise erreichen wir, wenn wir uns so bemühen, eine fremde Sprache dem Kinde zur eigenen oder doch fast zur Muttersprache werden zu lassen, in der Mehrzahl der Fälle nur das eine oder das andre von folgenden zwei Resultaten. Entweder wird das Kind beim Bemühen, seine Gedanken in der fremden Sprache auszudrücken, nur nach den von ihm bereits einmal gehörten und behaltenen Worten und Wendungen als Ersatz für die Worte und Ausdrücke der Muttersprache suchen; in diesem Falle gewöhnt sich die Aufmerksamkeit des Kindes daran, nur an dem Aeußeren, der Form des Wortes zu haften und läßt den Inhalt ganz unberührt; allmählich kann so diese Richtung der Aufmerksamkeit zur Gewohnheit und das Denken zu einem oberflächlichen und einseitigen werden.

Oder aber im andern Falle wird das Kind wirklich anfangen, nicht nur in seiner eigenen, sondern auch etwa in verschiedenen andern Sprachen zu denken; doch wird in der Mehrzahl der Fälle in einer jeden von ihnen der Gedankenhorizont schwerlich allseitig frei und unbegrenzt sein können.

Nur geniale Köpfe (und auch die nur in Ausnahmefällen) sind im stande gewesen, in einer fremden Sprache ebenso frei, tiefsinnig und klar wie in ihrer Muttersprache zu denken und ihren Gedanken über verschiedene Gegenstände des Wissens Ausdruck zu geben.

Doch haben auch begabte Leute, die von Jugend auf z. B. die französische Sprache theoretisch und praktisch gelernt, in derselben wie in ihrer Muttersprache gedacht und geschrieben, freilich aber immer in einem bestimmten, begrenzten Kreise. Puschkin z. B., der sein Französisch nicht schlechter als ein geborener Franzose schrieb und sprach, wäre doch sicher ein schlechter französischer Dichter gewesen.

Bismarck äußerte einmal in meiner Gegenwart, er könne eine diplomatische Note ebenso leicht französisch wie deutsch abfassen, obgleich es ihm leichter falle, in seiner Muttersprache zu sprechen und zu schreiben.

Von mir selbst weiß ich, daß es mir zur Zeit meiner Professur in Dorpat leichter war, über wissenschaftliche (medizinische)

Gegenstände in deutscher als in russischer Sprache zu lesen und zu schreiben; ja ich dachte sogar beim Lesen und Schreiben in deutscher Sprache und Deutsche, welche meine Universitätsvorträge gelesen, brauchten nur sehr weniges, nur einige Kasus und unbedeutende Wörter zu korrigieren, wogegen ich über andre Gegenstände in deutscher Sprache nicht anders reden und schreiben konnte, als indem ich aus dem Russischen übersetzte.

Ich denke nun, daß ein solcher Grad von Kenntnis einer fremden Sprache völlig hinreichend für einen jeden ist, der in der Sprachkenntnis nur das wissenschaftliche Mittel zur Erreichung der Kenntnis des Gegenstandes selbst sieht. Diesen Grad von Sprachkenntnis kann man aber auch erreichen, ohne den normalen Gang der Entwickelung des Denkens und der Aufmerksamkeit zu gefährden.

Ich habe aus der Schule nur die Fähigkeit, deutsche Buchstaben zu lesen und zu schreiben, mitgenommen (meine Aussprache war übrigens auch so noch sehr fehlerhaft), und ungeachtet dessen habe ich, nachdem ich einmal Deutsch zu lernen angefangen — ich war damals schon Arzt und siebenzehn Jahre alt — es im Laufe von fünf Jahren dazu gebracht, deutsch ganz ordentlich lesen, schreiben und sprechen zu können.

So bin ich denn davon überzeugt, daß die gewöhnliche Methode, unsre Kleinen — oft sind's fast noch Säuglinge — Französisch und Englisch zu lehren, ungereimt ist; sie bildet eine Schmach für die nationale Empfindung und trägt dabei in keiner Weise zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und zur Erweiterung des Gedankenhorizontes in unsrem Vaterland bei. Diese Methode wäre nur bei gewissen Kategorien von Personen festzuhalten, die etwa von der Wiege an sich vorzubereiten hätten, in die Zahl einer gewissen Art von Spezialisten einzutreten: Diplomaten, Dragomans, Botschafter und Hofleute.

Kann man überhaupt schnelle Fortschritte in der Entwickelung der heimischen Sprache, des nationalen Gedankens, der Wissenschaft und Kunst in einem Lande erwarten, wo man in der Umgebung des Herrschers, in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, in den Salons sowohl wie in den Kinderzimmern und Boudoirs die Einheimischen in einer ihnen fremden Sprache sprechen hört und wo die Kenntnis der letzteren nicht ein Mittel, sondern der Zweck der Bildung geworden ist?

Diese Verwandlung des temporären Mittels in den Endzweck hat uns die Möglichkeit einer wissenschaftlichen und klassischen Litteratur geraubt und zu gleicher Zeit als Hindernis der Verbreitung

des Verlangens nach russischer Lektüre gedient. Von Jugend auf lernte man die europäischen Sprachen nur in den höchsten Schichten der Gesellschaft, und zwar nur für sich, für seinen Kreis, für den Salon und im Interesse der eigenen Carriere (war ja doch die Kenntnis einer fremden Sprache das Aushängeschild der Bildung) und wenn ein zu dieser Klasse Gehörender etwas lesen wollte, so hatte er natürlich keine in russischer Sprache geschriebenen Bücher nötig. Und als nun auch die niederen Schichten der Gesellschaft, die nicht in der Lage waren, sich schon in der Kinderzeit mit den europäischen Sprachen bekannt zu machen, nach Bildung zu streben begannen, da gab's für sie eben nichts zu lesen; eine wissenschaftliche und klassische Litteratur existierte in russischer Sprache nicht, da sie eben nicht standesgemäß war.

Und so zerfiel denn der kulturtragende Teil der Gesellschaft in zwei voneinander geschiedene Schichten: eine obere, welche über alle Mittel zu einer soliden Bildung verfügte, aber ihrer Geburt, ihrer Stellung, ihren Vorurteilen u. s. w. nach zu einer ernsten wissenschaftlichen Arbeit nicht berufen erschien und weder nach einer nationalen wissenschaftlichen Litteratur, noch nach Uebersetzungen ausländischer Geistesschöpfungen irgend Bedürfnis fühlte; und zweitens eine untere Schicht, die sich fast ausschließlich aus dem Proletariat rekrutierte; ohne Kenntnis der europäischen Sprachen, ohne jegliche Mittel pflegte die Jugend dieser Schicht nach geistloser Vorbereitung in der Schule in die höheren Lehranstalten einzutreten und fand bei all ihrem Eifer zu lernen kein einziges einigermaßen brauchbares Hilfsmittel in russischer Sprache. Und so war es in jeder einzelnen wissenschaftlichen Disziplin bestellt. Indes — auf dieses Thema werde ich in der Folge noch oft zu sprechen kommen.

Uebrigens darf man nicht vergessen — Schuld an all den Thorheiten unsrer Erziehungssysteme trug nicht sowohl die Gesellschaft, als vielmehr äußere Umstände unter Mitwirkung von „Rücksichten höherer Natur"; noch häufiger freilich scheint man den gesunden Menschenverstand nicht ganz zu seinem Rechte haben kommen oder gar völlig haben schweigen lassen.

Außer vielen sonstigen Lücken in meinem Wissen habe ich noch eine mit mir aus der Schule ins Leben genommen, die mir aber, Gott sei Dank, nicht geschadet hat, nämlich meine Unkenntnis der Tanzkunst. Doch muß ich zu meiner Rechtfertigung sagen, daß, wenn unser Tanzlehrer Lilejew und unser Religionslehrer ihre Rollen getauscht hätten, ich sicherlich bei meinem Eintritt in die Moskauer Universität zu tanzen und den Horaz zu übersetzen ver-

standen hätte. Wenngleich nämlich für das Studium der lateinischen Sprache die dicken Schenkel und Waden des Herrn Lilejew nicht gerade erforderlich gewesen wären und andrerseits das lilafarbene Priestergewand unsres Popen höchstens die Bewegungen unsrer Füße bei Entrechats und Matelots behindert hätte, so bin ich doch überzeugt, daß die strenge Ausdauer, die systematische, rein wissenschaftliche Folgerichtigkeit und Energie, die unser Tanzmeister bei unsrem Unterricht in der Kunst verschiedene Pas zu machen bewies, auf mich eine ganz andere Wirkung hervorgebracht hätten, wenn sie in den lateinischen Stunden zu Tage getreten wären.

Und wenn umgekehrt in der Tanzklasse, wo Lilejew herrschte, unser stiller und weichherziger Pope erschienen wäre, so wäre ich vor den Tanzstunden nicht wie vor einem Unwetter geflohen.

Und so bin ich denn auch bis auf die Gegenwart (1881) geblieben: auf dem Vergnügen und der Zerstreuung dienende Gegenstände kann ich nicht wie auf ernste Dinge blicken und deshalb habe ich wohl auch nie das Schach- oder Kartenspiel gelernt.

Wenn ich von „Bettler“ und „Schwarzer Peter“ absehen will (letzteres habe ich während meiner Studienzeit in Dorpat in Mayers Familie mit Enthusiasmus und Meisterschaft gespielt), so habe ich die Karten auch aus einem andern Grunde gemieden.

Als ich nämlich nach dem Tode meines Vaters mit meinem ältesten Bruder hinter dem Sarge einherging, ergriff jener, tief erregt und mit Thränen in den Augen, meine Hand und sagte zu mir: „Höre, Nikolai, schwöre mir an Vaters Grabe, daß du niemals Karten spielen wirst; mich haben sie ganz zu Grunde gerichtet.“

Ich schwor es ihm auch zu und habe mich mein Lebtag nie zu einer Geld- oder Hazardpartie verstanden, kenne auch kein einziges Kartenspiel mit Ausnahme der oben genannten, die ich übrigens schon als Kind verstand.

31.

Während meiner zweijährigen Schulzeit kam so manches Unglück über unsre Familie. Zunächst starb meine älteste verheiratete Schwester im Wochenbett, dann nach einem Jahr mein Bruder Amos an den Masern; ferner ließ sich ein andrer älterer Bruder von mir, Peter, nach einem größeren Spielverlust eine arge Nachlässigkeit im Dienste zu Schulden kommen und heiratete dann gegen den

Willen des Vaters eine ganz unbedeutende Persönlichkeit. Schließlich brach ein Unglück über uns herein, das uns ganz zu Grunde richten sollte.

Mein Vater nahm, obgleich er im Militärkommissariat diente, keine unerlaubten Sporteln an, wie ich ganz sicher weiß: er bezog bedeutende Einkünfte aus Privatgeschäften, die er, wie ich nachher gehört, geschickt zu führen verstand.

Unsre Existenz war, bevor das Unglück uns traf, eine vollständig gesicherte, aber meines Bruders lustiges und verschwenderisches Leben und eine von ihm verübte Unterschlagung fiskalischer Gelder kosteten meinem Vater nicht wenig Sorgen und Geld, bis endlich unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, auf meines Vaters sorgenvolles Haupt ein neuer Schlag niederfiel: Der Kommissionär Iwanow war nach irgend einem Ort im Kaukasus mit dreißigtausend Rubel abkommandiert worden und mit dieser Summe verschwunden. Ich weiß nun nicht, auf Grund wessen — jedenfalls aber wurde thatsächlich der damalige Rentmeister, eben mein Vater, zum Ersatz eines beträchtlichen Teiles dieser Summe verurteilt. Ob sich nun mein Vater dabei irgend eine Nachlässigkeit hat zu Schulden kommen lassen oder ob er irgend eine Formalität nicht erfüllt hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, erinnere mich aber, daß er sich bitter über die ungerechte Behandlung beklagte. Schließlich hieß es eben doch bezahlen und zu dem Zwecke mußten wir all unsre Habe und unser Barkapital konfiszieren lassen; wir verloren unser Haus, unsre Möbel, unsre Kleider, und ich erinnere mich noch, wie die Mutter und Schwestern weinten, indem sie verschiedenes altes Gerümpel in Kasten packten.

Nach dieser Katastrophe nahm mein Vater seinen Abschied und begann sich ausschließlich mit Privatgeschäften in Landkäufen und Verkäufen abzugeben; doch kehrte seine frühere Thatkraft nicht mehr wieder, wir mußten Schulden machen und schließlich eröffnete sich doch nur die Aussicht auf Elend und Armut; die Mittel zu meiner Erziehung reichten nur noch eben aus und ich mußte gar bald die Schule verlassen.

Meine Sittlichkeit litt mannigfach zur Zeit dieses Jammers.

So sehr mich auch meine Familie liebte, so konnte sie doch, innerlich zerstört und vernichtet, wie sie war, die sittliche Führung des lebhaften, mutwilligen und leicht erregbaren Knaben nicht stetig verfolgen; zudem war es gerade die Periode der — leider frühzeitigen — Entwickelung der geschlechtlichen Funktionen; mich begannen Frauenbilder zu interessieren, wie sie in Novellen und Ro-

manen beschrieben werden, Abbildungen mit Darstellungen weiblicher Reize; und schließlich mußte mir, wie zum Unglück, ein junger Schreiber meines Vaters in den Weg kommen, der augenscheinlich ein Verehrer des weiblichen Geschlechtes war, das zu fesseln er manchmal seine Künste im Guitarrenspiel und Gesang wirken ließ: „Schwing dich auf, mein blaues Täubchen, schwing dich auf zu Himmelshöhn!“ Der Name dieses Geschöpfes, Ogarkow, hat sich bis zum heutigen Tage in meinem Gedächtnis erhalten und die widerwärtigen Eindrücke überlebt, durch die er meine Phantasie verdorben; seine Erzählungen interessierten mich wegen der Neuheit ihres Inhaltes, und ich suchte jede Gelegenheit zu einer einsamen Unterredung mit ihm wahrzunehmen. Was für Obscönitäten habe ich von diesem faden Gesellen hören müssen! Was hat er mir nicht alles gezeigt, wie z. B. Tabaksdosen mit obscönen Darstellungen in der Mitte auf der Innenseite des Deckels . . .

In der Schule, die ich um jene Zeit besuchte, fanden nicht selten in den Zwischenstunden Gespräche ähnlicher Art statt; wir kleinen Jungen sprachen über die Reize von Mädchen, die wir in der Kirche oder bei uns zu Gast gesehen hatten oder erzählten von den Beschäftigungen und Gewohnheiten unsrer Schwestern; es wurden auch eingehendere Mitteilungen über den Unterschied der Geschlechter gemacht und es erwies sich, daß ein jeder von uns Schülern bereits zu Hause sich einen ordentlichen Vorrat von obscönen Kenntnissen anzueignen vermocht hatte, die er seinen Kameraden gern und, soweit möglich, anschaulich mitteilte.

Man sollte meinen, daß ich, da ich im Hause einer sehr frommen Familie erzogen war, in der Religion eine starke innere Schutzwehr gegen den Andrang unsittlicher äußerer Einflüsse hätte finden müssen. Erstens aber fielen diese Beeinflussungen, wie schon gesagt, mit einer frühen Entwickelung der Geschlechtsfunktionen zusammen, und was zweitens den religiösen Einfluß betrifft, so war er sui generis. Es ist das ein sehr wichtiger Punkt in meinem Leben. Die Anhänger der Gallschen Kranioskopie hätten sicherlich das Organ der Theosophie bei mir sehr entwickelt gefunden.

Meine religiösen Ueberzeugungen haben einige Entwickelungsphasen durchlebt und eine jede von ihnen fiel mit einem bestimmten Lebensalter und inneren und äußeren Umwälzungen in meinem Leben zusammen. Doch will ich nicht vorgreifen, sondern zunächst auf der Darstellung meiner religiösen Ueberzeugungen bei meinem Eintritt ins Jünglingsalter (von zwölf bis vierzehn Jahren) verweilen, wie sie sich noch lebhaft in meinem Gedächtnis erhalten haben.

Ich habe bereits bemerkt, daß unsre ganze Familie sehr religiös war und alle ihre Glieder mit Ausnahme von mir (und vielleicht auch meines ältesten Bruders, der im Jahre 1849 in seinem fünfzehnten Lebensjahr an der Cholera starb) auch bis zu ihrem Tode immer religiös geblieben sind. Meine Mutter, die im Jahre 1851 in meinen Armen starb, ließ sich vor ihrem Tode die letzte Oelung geben und ihre letzten Worte waren: „Ich bin gewiß eine große Sünderin, da ich mich so lange vor dem Tode quälen muß," und damit that sie den letzten Atemzug und verschied. Mein Vater sowohl wie meine Mutter verbrachten ganze Stunden im Gebet, indem sie die im Ritualbuch, Psalter, Horologium u. s. w. für die einzelnen Fälle vorgesehenen Gebete, Psalmen, Lobgesänge und Kanone lasen und sangen; kein Früh-, kein Abendgottesdienst und keine Messe ward an Feiertagen ausgelassen und ich mußte streng dasselbe thun.

Ich erinnere mich noch, welche Mühe es mich kostete, den Lobgesang auf Jesus „den allersüßesten Heiland" zu bewältigen, und wie unverständlich, aber doch dabei unvermeidlich notwendig mir die Worte schienen: „Selig ist der Mann, der nicht höret auf den Rat (ich dachte dabei immer an ein Rad) der Gottlosen!"

Ich erinnere mich noch, wie man mich halb im Schlafe anzukleiden und zur Frühmesse zu führen pflegte; wie mir so manchesmal vor Müdigkeit und Weihrauchdampf in der Kirche schwindelig wurde und man mich in die frische Luft hinausführen mußte.

Daß die großen Fastenzeiten und einzelnen Wochenfasttage strenge beobachtet werden mußten, brauche ich wohl kaum noch zu erwähnen. Der Montag in den großen Fasten, die Tage und Abende vor den hohen Festen, der Karfreitag, galten als Tage, an denen nicht nur etwas zu essen, sondern überhaupt auch nur an etwas nicht ganz Fasttägliches zu denken schon als Sünde erschien. Fleisch bekam während der großen Fasten nicht einmal meine Lieblingskatze Maschka.

Vor dem Heiligenschrank mit den Heiligenbildern stand die Bibel in einem grünsammetenen Einbande mit der Darstellung der vier Evangelisten in Email und verschlossen mit silbernen Spangen. Indes las man mir daraus weder zu Hause noch in der Schule vor und nur zuweilen sah ich meinen Vater während des Gebetes in der Bibel lesen, hernach aber ward sie wieder geschlossen, geküßt und von neuem unter die Heiligenbilder gestellt.

Da ich mich täglich zur Gebetszeit im Lesen des Horologiums übte, so kannte ich viele Gebete und Psalmen auswendig, ohne mich

indes irgendwie um den Inhalt des Gelernten zu kümmern. Zwar ward mir die Bedeutung der kirchenslavischen Worte zuweilen erklärt, aber nicht einmal vom Religionslehrer in der Schule erfuhr ich so viel, um den Sinn der Liturgie, Gebete u. s. w. völlig verstehen zu können. Die zehn Gebote, die Glaubensartikel und das Vaterunser wurden auswendig gelernt und die Erläuterungen des Religionslehrers zwar ruhig angehört, aber doch als etwas nicht unmittelbar auf die Sache Bezügliches und Unwesentliches hingenommen: von früher Kindheit an war mir eine Ueberzeugung andrer Art geläufig geworden.

Die Worte der Gebete ebenso wie die der Bibel, wie wir sie in der Kirche hörten, wurden als an und für sich heilig und vom Segen und der Gnade des heiligen Geistes erfüllt angesehen und es galt als große Sünde, sie umzustellen oder durch andre zu ersetzen; der Geist der altgläubigen Lehre, freilich soweit sie durch den Patriarchen Nikon modifiziert war, herrschte noch überall vor und schon die Gerüchte von der Uebertragung der heiligen Schriften oder Gebete in die allgemein verständliche russische Sprache wurden von vielen als sündige Anfechtung des Teufels aufgenommen.

Und in so religiöser Richtung erzogen, hörte ich bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre absolut nichts Freidenkerisches und nur einmal sagte uns unser Lehrer Krjäshew in der Schule, daß die Apokalypse das Werk eines Poeten sei und nicht als eine heilige Schrift gelten könne.

Ungeachtet aber der mir von der Wiege an eingeflößten Frömmigkeit und ungeachtet der Religiosität meiner Eltern und der musterhaft guten Beziehungen meiner ganzen Familie zu mir hatte ich es doch im Laufe der letzten zwei Jahre (vom zwölften bis zum vierzehnten) vermocht, solche Dinge zu lernen, welche in mir eher Abscheu als Neugier hätten erregen sollen. Heuchelte ich ja doch nicht, wenn ich täglich in aufrichtiger Zerknirschung meine Gebete verrichtete und es nicht wagte, an irgend etwas auch nur zu denken, das unsrem Glauben und unsrer Kirche zuwider gewesen wäre. Nein, es war das (wie ich mich ganz wohl entsinne) eine durchaus aufrichtige und hohe Verehrung gegenüber allen Mysterien des Glaubens und eine unverstellte, freilich äußerliche Gottesfurcht, und an denselben Tagen, an welchen ich morgens und abends heiße Gebete vor den Heiligenbildern sprach, mich bis zur Erde neigte und um Erlösung von den Fallstricken des Bösen flehte, an denselben Tagen verleitete mich dieser liederliche Herr, den cynischen Erzählungen des Schreibers Ogarkow zu lauschen und die gemeinen Lieder des Kutschers Simeon

anzuhören, die sich wie die Spuren von einer ätzenden Flüssigkeit immer noch nicht ganz haben aus meinem Gedächtnis tilgen lassen.

Welch ein Schluß läßt sich nun aus solchen psychologischen Seltsamkeiten ziehen?

Der einfache praktische Verstand des gemeinen Mannes, der die Ursache in der Nähe der Wirkung und des Faktums sucht, wird dergleichen leicht erklären: er wird ihre Ursache im Bösen finden, das irgendwie von außen her in uns eindringt oder aber uns angeboren ist; er wird dann eben dies Böse alsbald personifizieren, es zu einem geflügelten oder schlangenartigen Wesen machen, das etwa beispielshalber von der Geburt an auf der linken Schulter des Kindes sitzt und ihm alle möglichen Schändlichkeiten zuflüstert. Der Pop aber wird es, unter Berufung auf eine für ihn unumstößliche Autorität, durch den vorsintflutlichen Vorgang erklären, der sich am Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen abgespielt — was im Grunde (nur in andrer Form) auf dasselbe hinauskommt, nämlich auf ein uns angeborenes und irgend einmal von außen in uns gelangtes Prinzip des Bösen.

Meiner Ansicht nach bildet den Grund aller dieser Erklärungen eine von uns allen und einem jeden Einzelnen unter uns bisher und noch immer weiter erfahrene Empfindung.

Sobald ich durch eine Handlung oder auch durch einen Gedanken aus meinem gewöhnlichen Geleise komme, indem ich dabei irgend einen augenblicklichen Trieb befriedige oder aber mich ihm ganz hingebe, so bringt dieser Trieb auf mich die Empfindung von etwas Aeußerem hervor, das nicht mein ist und das mich mehr oder weniger, wenngleich auch nicht ohne einen gewissen Genuß meinerseits, gleichsam vergewaltigt. Kein Wunder, daß diese Impulse zunächst einem jeden, der sich ihnen nicht ganz und gar hingegeben hat, als etwas Fremdes, als von außen her wirkende Kräfte und Wesen erscheinen; nicht schwer fällt es hernach der Einbildungskraft, ihnen auch eine schreckliche, wenngleich immerhin noch menschliche Gestalt oder irgend eine einigermaßen menschliche Eigenschaft zu verleihen, und zwar wahrscheinlich deshalb, weil wir, auch wenn wir durch jene Empfindung von etwas Aeußerem getäuscht werden, dennoch eben nicht aufhören, sie auch in unserm Inneren wahrzunehmen. „Ich will das Böse nicht thun und dennoch thue ich es,“ hat der einstmalige Talmudist und nachherige inspirierte Apostel gesagt, und unser Kutscher Nicolai, der einen jüdischen Schankwirt erschlagen hatte, antwortete auf die betreffende Frage des Apothekers Jakobowsky, der ihn seit lange als einen braven und ruhigen

Menschen kannte, nur: „Ja, weiß der Himmel, wie das gekommen ist! Gewiß hat mich der Teufel verführt; ja, ja, weiter niemand als der Teufel kann es gewesen sein!“

Und in der That versicherte jedermann, daß der Kutscher Nikolai niemals weder ein Trunkenbold noch ein Dieb gewesen, daß er lange und ehrlich bei einem Herrn gedient und Geld gar nicht nötig gehabt hätte — und da geht nun der Mann plötzlich nachts an das äußerste Ende der Stadt in die Schenke, schlägt den Schankwirt tot, nimmt die wenigen Rubel aus der Ladenkasse und geht wieder seines Weges.

Dieser Drang, der uns zum Verlassen des gewöhnlichen, von uns selbst oder von andern für uns gewählten Geleises antreibt, ist meiner Meinung nach rein organischer Natur, und wenn als Resultat dieses Dranges etwas Böses erscheint, so wird auch dieses auf dem Boden des Organischen zum Ausdruck kommen. In solchem Fall hat die Erziehung den Kampf mit dem Organismus zu führen; zuweilen läßt sich dieser Kampf höchst erfolgreich führen und nicht selten beglückwünscht sich schon der Erzieher zur glücklichen Vollendung seiner Aufgabe — da kommt es plötzlich und ganz unerwartet zu einer Katastrophe.

Die organischen Triebe, die in halbentwickelten Organen schlummern, geben sich beim Erwachen ganz wie zufällig und bei den unbedeutendsten Anlässen zu erkennen.

Vielleicht aber könnte man meinen, daß gerade die religiöse Richtung, in der ich erzogen worden, nicht im stande gewesen, das in meine sittliche Natur von außen her eingeführte Böse abzuwenden und daß unter Umständen eine andre religiöse Richtung, die weniger formell geartet mich mehr beim Herzen gepackt hätte, daß solch eine Richtung mir aber die Versuchung ferngehalten und über meine allmählich sich entwickelnde Sinnlichkeit den Triumph davongetragen hätte. Ich glaube nicht.

Die Religion, und speziell die christliche, wirkt auf die sittliche Natur des Kindes nach zwei Seiten hin ein, indem sie demselben aufrichtige Liebe zu Gott und Furcht vor Gott einzuflößen sucht. Ich erinnere mich nicht, wie und bis zu welchem Grade man mir Liebe zu Gott einzuflößen suchte und bin überzeugt, daß die Entwickelung dieses beseligenden Gefühles in der Seele des Kindes nicht von Dogmen und einer bestimmten Konfession abhängt.

Aber wenn es unzweifelhaft ist, daß der Anfang der Weisheit in der Furcht Gottes liegt, so ist es auch unzweifelhaft, daß dieser Anfang der Weisheit mir mit auf den Lebensweg gegeben ward.

Ich ehrte und fürchtete Gott, aber natürlich bildeten in meiner Vorstellung Gott, die Kirche, die Sakramente, die Diener und äußeren Formen der Kirche ein untrennbares Ganzes, und ich denke, daß auch bei Kindern andrer Bekenntnisse die Vorstellungen von Gott nicht klarer zu sein pflegen, als einst bei mir.

Ich entsinne mich noch jetzt, mit welchem Entsetzen und Schrecken ich einmal unter heißen Thränen Gott um Verzeihung dafür bat, daß ich ihn nach der Versicherung meiner ältesten Schwester dadurch beleidigt hatte, daß ich nach dem Abendmahl (ich erinnere mich nicht mehr, in was für Ausdrücken) von dem von mir bemerkten Geschmack des Brotes und Weines gesprochen hatte. Wie äußerlich meine Gottesverehrung auch sein mochte, so erfüllte sie doch unzweifelhaft meine kindliche Seele mit heiligem Schauer, der unmittelbar aus ihrer Tiefe hervordrang.

Aus Lebensbeschreibungen italienischer Räuber ist uns genugsam bekannt, bis zu welchem Grade sich eine tiefe und freilich eigenartige Gottesverehrung mit dem tierischsten Wesen und den schändlichsten Lastern in der Brust des Menschen vertragen kann. Und so ist es denn auch kaum verwunderlich, daß auch bei einem Kinde, wie ich es vor nun fast sechzig Jahren war, das sehr entwickelte religiöse Gefühl so manche schmutzigen Elemente nicht abhielt, in dessen Seele zu dringen und sie zu entweihen, bevor sie noch genügend erstarkt war.

/ Eine entscheidende Rolle bei unsrer Erziehung spielen, wie ich mich davon aus Erfahrung überzeugt habe, die Individualität und das Leben, und nur die Erziehung stellt einen möglichst allseitigen Erfolg in Aussicht, deren Leiter es verstehen, sich der Individualität ihrer Zöglinge anzupassen und wiederum deren Individualität dem Leben anzupassen. Aber dem Leben läßt sich nicht gebieten und von den Erziehern läßt sich nicht verlangen, daß ein jeder von ihnen, der dazu wahrhaft berufene sowohl wie der rein berufsmäßige, der erfahrene so gut wie der unerfahrene, der kluge wie der dumme, in alle Besonderheiten des von ihnen zu erziehenden Individuums gründlich eindringe und sie allseitig studiere.

Daher bleibt nur noch ein verläßliches Mittel zur Erreichung des Zweckes der Erziehung übrig, und das ist die Anpassung derselben nicht an die persönliche, sondern an die Stammes-, Rassen- oder nationale Besonderheit (Stammesindividualität). Wer das zu thun versteht, dem vertraue man die Aufgabe der Erziehung an. Freilich bleibt das immer noch keine leichte Sache, doch ist sie bei weitem leichter ausführbar, als die Anpassung der Erziehung an die Einzelpersönlichkeit.

Solch eine Anschauung widerspricht, wie ich zu beweisen hoffe, durchaus nicht meinem höchsten, allgemein menschlichen Ideal der Erziehung. Indes werde ich auf diesen Gegenstand noch später zu sprechen kommen; jetzt will ich ihn zunächst unberührt lassen und auf einen Punkt übergehen, der mich weit näher angeht.

Ich habe, glaube ich, bereits gesagt, daß meine religiösen Ueberzeugungen im Laufe meines Lebens nicht dieselben geblieben sind. Ich muß daher, um mir den ganzen Entwickelungsprozeß dieser Ueberzeugungen klar zu machen, mir seine äußersten Phasen klar vor Augen zu stellen suchen, und da ich alles, was ich von der ursprünglichen Periode meines religiösen Glaubens weiß, schon angeführt habe, liegt es mir jetzt ob, vor mir selbst eine offene Beichte darüber abzulegen, woran und in welcher Art ich in dem gegenwärtigen Moment meines Lebens glaube.

Nach dieser Darlegung wird es mir hoffentlich klar werden, auf welchem Wege ich zu meiner gegenwärtigen Glaubensüberzeugung gekommen bin und welchen Schwankungen und Umwälzungen meine religiösen Ueberzeugungen zu verschiedenen Zeiten meines Lebens unterworfen gewesen sind.

32.

Nach dem Tode des berühmten Berliner Physiologen Johannes Müller gingen Gerüchte um, er habe durch Einnahme von Gift seinem Leben ein Ende gemacht; die Veranlassung zu diesem Selbstmorde schrieb man dem Umstande zu, daß er bei seinen Forschungen aus dem Lebensgebiet der niederen organischen Welt eine Entdeckung gemacht hätte, die angeblich seine religiösen Ueberzeugungen erschüttert habe.

Johannes Müller war ein eifriger Katholik, wie ich das von meinem alten Freunde Karl Liphart gehört, der öfters mit Müller sich zu unterhalten Gelegenheit gehabt hat. Des letzteren Biograph, Dubois-Reymond, stellt die Richtigkeit des Gerüchts vom Selbstmorde in Abrede. Mag es nun aber begründet sein oder nicht, jedenfalls beweist seine Existenz, welch ungeheure Bedeutung die gesamte zivilisierte Welt den Glaubensüberzeugungen auch solcher Gelehrten beilegt, deren Spezialität mit kirchlichen Glaubenssätzen nichts gemein hat.

Und in der That, welchem Gegenstande auch immer ein Mann der Wissenschaft seine Thätigkeit widmen möge, so wissen doch alle, daß er unmöglich der quälend-drängenden Frage werde ausweichen können, woran er glaube; und am wichtigsten ist dabei die Frage, ob seine Glaubensansichten mit den Ueberzeugungen übereinstimmen, die er sich im Verlauf seiner wissenschaftlichen Forschungen herausgebildet hat.

Hinsichtlich der religiösen Ueberzeugungen kann man alle Männer der Wissenschaft in drei Kategorien einteilen: zur ersten gehören Männer wie der verstorbene Rudolf Wagner (ein Physiolog, der mit Karl Vogt in beständigem Streit lag), die in der Wissenschaft Skeptiker, in Glaubenssachen aber aufrichtig gläubige Besucher ihrer Gemeindekirchen waren; solche finden sich sowohl unter den Katholiken als auch unter den Protestanten und Griechisch-Orthodoxen. Es hat berühmte Mathematiker unter den Jesuiten und aufrichtig gläubige Katholiken gegeben, welche völlig davon überzeugt waren, die heilige Jungfrau habe ihnen in der Lösung schwieriger Probleme und in der Auffindung neuer genialer Formeln geholfen.

Zur zweiten Kategorie gehören die Gelehrten, welche ihre wissenschaftlichen Ueberzeugungen mit den religiösen zu versöhnen suchen und welche, wenn sie eine solche Versöhnung nicht erzielen, ins dritte Lager der an nichts Glaubenden übergehen, welches seine Thore gerne auch solchen öffnet, die eben erst von der Schulbank gekommen sind.

Und so glaube ich denn, daß jeder Mann der Wissenschaft, und der Autobiograph natürlich erst recht, vor allem dazu gehalten ist, sich aufrichtig die Hauptfrage seines Lebens zu entscheiden, nämlich zu welcher der drei Kategorien er sich zähle, woran er glaube und was er anerkenne. Doch darf man beim Stellen dieser Fragen keine Angst vor sich selber bekommen, Winkelzüge machen, vor sich selbst retirieren und sich selbst doppeldeutige Antworten geben.

Winkelzügelei, Unentschiedenheit und Unaufrichtigkeit müssen unbedingt zu einer verderblichen Zerklüftung in sich selbst, zu einem Auseinandergehen der Handlungen und der Ueberzeugungen, zu inneren Vorwürfen und zu moralischem und physischem Selbstmord führen. Vor allem erfordert diese Frage, daß sie jeder sich ab ovo löse, sich zunächst das eigentliche Wesen der Sachlage klar mache, will sagen sich direkt und aufrichtig auf die Frage antworte, ob er an Gott glaube und dessen Existenz anerkenne.

Vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet ist das freilich eine vermessene Frage, aber in Zeiten wie die, welche wir jetzt durch-

leben, müssen sich Kirche so gut wie Staat und Gesellschaft im eigenen Interesse sowohl mit der Vermessenheit der Frage, als auch mit der Offenherzigkeit der Antwort zufrieden geben.

Es gab eine Zeit, da zwei Bekannte in Gostiny Dwor (Kaufhof) die Frage nach der Existenz Gottes bei einem zufälligen Zusammentreffen in folgendem kurzen Gespräch entscheiden konnten:

„Peter Iwanowitsch, haben Sie schon gehört, daß es keinen Gott gibt?“

„Was Sie da sagen — wie sollte denn das möglich sein?“

„Ich versichere es Ihnen, es ist so, Iwan Iwanowitsch hat es mir gestern gesagt.“

Das war, glaub' ich, zu v. Wisins Zeiten, es ist aber auch noch gar nicht so lange her (in den fünfziger Jahren), daß man, wie ich das selbst in der Feldscherschule des zweiten Landarmeehospitals in Petersburg gehört habe, Schülern folgende Frage stellen konnte:

„Und woher weißt du, daß es einen Gott gibt?“ — worauf die nicht weniger weise Antwort erfolgte: „Das steht im Katechismus gedruckt.“

In Zeiten, wo dergleichen Aeußerungen grober Religionsspötterei in verschiedenen Schichten der Gesellschaft möglich sind, findet man natürlich vielleicht noch Rechtfertigungen für oder Prohibitivmaßregeln gegen solch ein Aergernis. Die zivilisierte Gesellschaft aber darf ein rücksichtsloses Verhalten niemand gegenüber zulassen, insbesondere aber nicht Gott gegenüber.

Etwas andres jedoch ist das Gebiet der modernen Wissenschaft; da kann von Roheit der Sitten und Unehrerbietigkeit gegen das Heilige keine Rede sein, und deshalb dürfen und können auf diesem Gebiet gar keine kirchlichen und staatlichen Prohibitivmaßregeln die Freiheit des Wissens, des Gedankens und der wissenschaftlichen Forschung beeinträchtigen. Die Kirche vermag die ihr anvertraute Herde und der Staat die moderne Gesellschaft vor den Einseitigkeiten und Verkehrtheiten des Freidenkertums nur durch Maßnahmen sittlicher Art zu schützen. Darauf weisen die Zeichen der Zeit. Das Freidenkertum verfolgt nie eine Richtung ausschließlich, und die freigeistigen Vertreter der Wissenschaft werden sich immer in mehrere verschiedene Lager scheiden; eben deshalb sind sie nicht in dem Maße gefährlich, wie es gewaltthätige und willkürliche Maßregeln gegen sie wären, welche die Uneinigen nur sich einigen und die Propaganda ihrer Ansichten nur um so einflußreicher machen müßten.

Und so reden wir denn mit Gott — von Gott.

Wenngleich es der „große Heide" war (wie man Goethe nannte), der gesagt hat, er spreche von Gott nur mit Gott, so folge ich doch, ob ich schon Christ bin, seiner weisen Lehre und vermeide es auch mir nahestehenden Menschen gegenüber, mich über meine innersten Glaubensansichten und Ueberzeugungen zu verbreiten: das Heilige den Heiligen!

Aus meiner Weltanschauung, wie ich sie in diesem meinem Tagebuche offenherzig auseinandergesetzt habe, ziehe ich den Schluß, daß ich die Existenz einer höchsten Vernunft und folglich auch die eines höchsten schöpferischen Willens für eine unumgängliche und unausweichliche (fatalistische) Forderung (Postulat) meiner eigenen Vernunft halte, so daß, wenn ich auch jetzt die Existenz eines Gottes nicht anerkennen wollte, ich dieses doch nicht thun könnte, ohne den Verstand zu verlieren.

Zu dieser festen Ueberzeugung ist mein siebzigjähriger Verstand nach verschiedenen Irrungen gekommen, welche bis zur völligen Negation gingen.

Eines andern Greises Verstand, der meine frühe Jugend lebhaft erregt hat, freilich aber einen ganz andern Flug genommen und einer höheren Ordnung zuzuzählen ist, hat behauptet, daß man Gott ersinnen oder erfinden müßte, wenn er nicht existierte.

Aber ungeachtet meiner früheren Verehrung und Achtung für die Talente dieses Mannes wäre es mir gleichwohl doch nicht lieb, mich mit ihm einverstanden zu erklären oder irgend welche Aehnlichkeit zwischen unsern beiderseitigen Glaubensansichten und Ueberzeugungen anzuerkennen.

Er hielt seine Ansicht als für die ganze gebildete Welt verbindlich; sein „Ersinnen und Erfinden" und sein „Wenn" setzen nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit der Nichtexistenz Gottes voraus. Ich dagegen dränge niemand meine Ueberzeugung auf, die sich nicht ohne Kämpfe in dem beschränkten Gefüge meines Geistes herausgearbeitet hat. Ich sage auch „wenn", aber mein „Wenn" setzt nicht die Möglichkeit der Nichtexistenz Gottes voraus, sondern nur die Möglichkeit des Irrsinns meinerseits.

Wille und Wunsch sind nicht selten unsinnig. Wie konnte es aber mir in den Sinn kommen, mich selbst und die Art, wie ich denke und meine Gedanken ausdrücke, in Parallele mit den Aussprüchen des Beherrschers der Gedanken des vorigen Jahrhunderts zu stellen? Nun ich thue das deshalb, weil ich die Vorstellung von Gott nicht als ausschließliche Eignung der Weisen des Jahrhunderts

ansehe, sondern sie für den teuersten und unentreißbaren Besitz eines jeden denkenden Menschen halte.

Was man so Freiheit des Geistes und des Gedankens nennt, das ist nicht irgendwelche schranken- und gesetzlose Willkür. Unser Geist muß immer irgendwo einen festen Grund und Stützpunkt finden; die Etappen für sein Vorwärtsschreiten sind vielleicht (ich weiß das nicht mit Sicherheit) wirklich unbeschränkt, d. h. lassen sich in grenzenlose Weiten hinein ausdehnen, sie werden aber für den zeitgenössischen Geist, d. h. für einen, der in einer bestimmten gegebenen Zeit existiert, gleichwohl beschränkt sein.

Diese Einrichtung des Geistes aber vermag das Streben nach schrankenloser Unbegrenztheit in ihm nicht zu unterdrücken, und da muß er denn eben selbst, geleitet von seinem habeas corpus, auf die Ausführung desselben achten, indem er dabei sein Streben nach schrankenloser Freiheit zügelt; letzteres ist so stark, daß ich in unsrer gegenwärtigen Zeit von jungen Leuten gar Fragen nach Art der folgenden gehört habe: „Warum muß ich denn unbedingt annehmen, daß zweimal zwei vier ist? Warum sollte ich nicht die Freiheit zu einer andern Annahme haben?“ und die Frage ward in vollem Ernst gestellt.

Die Erfahrungen des Lebens und das Beispiel der Mehrheit zügelt in einzelnen Fällen den kühnen Wagemut der angeblich durch kein Gesetz gebundenen Freiheit des Geistes; periodisch aber reißt dieser Zug nach dem unhaltbaren Schweben in unermeßlichen Höhen mit unwiderstehlicher Gewalt wieder die Gemüter der ganzen Gesellschaft mit sich fort.

Die Wirkung dieser Veranlagung unsres Geistes und seine Bemühungen, immer neue Ausgangs- oder Stützpunkte zu finden, d. h. immer weiter und weiter ins Unbegrenzte zu streben — sie treten am klarsten in der Entscheidung der wichtigsten Lebensfragen zu Tage. Je nachdem die eine oder die andre Richtung die Oberhand gewinnt, wird denn auch die Hauptfrage des Lebens, die Frage über Gott, vom Verstande (vom Verstande notabene, nicht vom Glauben) verschieden gelöst.

Ein normal veranlagter Geist, welcher beständig Ausgangspunkte sucht und nicht geneigt ist, im Unbegrenzten umherzuirren, gelangt bald zur Entscheidung; zu dem Ende findet er den Ausgangspunkt in sich, überträgt denselben außerhalb seiner ins Unbegrenzte selbst, bleibt aber, ohne seine Stütze aufzugeben, stehen: nec plus ultra. Wo er anhalten müssen wird, ob näher oder weiter von sich selbst, das wird von der individuellen Eigentümlichkeit dieses

normal konstitutionell veranlagten Geistes abhängen, soweit nämlich dieselbe das Streben des Geistes zur Unbegrenztheit sich entwickeln lassen wird.

Ein konstitutionell veranlagter und positiver Geist kann nur ein Deist oder Pantheist sein. Beide finden ihren Ausgangspunkt in der schöpferischen Kraft, aber der eine versetzt sie außerhalb der Welt, der andre in die Welt selbst.

Ein dem Anscheine nach nicht weniger positiver Geist kann auch noch näher Halt machen, indem er das Universum selbst als Gott annimmt; doch wäre das im Grunde nur ein Schwanken zwischen dem Pantheismus und Atheismus, zwischen dem Wunsche einen Halt zu finden und dem Streben nach endlosem Umherirren in dem unabsehbaren Chaos. Inzwischen hat aber solch eine Weltanschauung etwas für einen jungen Geist viel Verlockendes.

Ich will später erzählen, wie ich selbst einmal ein Anhänger dieser Anschauung gewesen bin; die moderne *Philosophie des Unbewußten* (welche ich offen gestanden nicht gelesen habe), setzt wahrscheinlich die unbewußt schaffende kosmische Vernunft (oder das kosmische Leben) gleichfalls in das Weltall selbst. Wozu, so dachte ich zu jener Zeit, wozu dient die Annahme von der Existenz Gottes? Was erklärt sie im Weltenbau? Kann und muß denn nicht die Materie ewig sein? Wozu denn also noch eine Hypothese mehr, die doch nichts zu erklären vermag?

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, als diese hartnäckig sich meinem Geist vorstellenden Fragen mich aufregten und, wie ich zu meiner Rechtfertigung sagen muß, sich mir malgré moi aufdrängten; um die Zeit war ich aber ein rabiater Spezialist meiner Wissenschaft.

Aber die Jahre und mit ihnen eine andre Lebensweise und eine andre, wie ich überzeugt bin, solidere Gedankenrichtung haben mich von der völligen Haltlosigkeit dieser Weltanschauung und von dem durch dieselbe dem Verstande selbst zugefügten (reflektorischen) Schaden überzeugt. Wenn schon jede Denkoperation Ausgangspunkte verlangt, so kann bei der Spekulation über abstrakte Gegenstände der Verstand, wenn er nirgends einen äußersten und sozusagen sturmsicheren Stützpunkt findet, keinen Schritt vorwärts thun, ohne sich der Gefahr auszusetzen, jenen zu verlieren und sich zu verirren.

Den Stützpunkt aber ins *Universum* zu versetzen, heißt das Gebäude auf Sand bauen. Das eigentliche Wesen des Weltalls, ungeachtet all seiner Unbegrenztheit und Ewigkeit, ist die Aeußerung des schöpferischen Gedankens und des schöpferischen Planes im Stoff;

der Stoff aber ist der Veränderung (in seinem Bestande und in seiner Form), und der sinnlichen (wissenschaftlichen) Forschung unterworfen.

Alles sich Verändernde aber (wie und worin das auch immer der Fall wäre), kann nicht allein positive, sondern muß auch negative Eigenschaften haben, und alles, was der sinnlichen Analyse und Forschung unterliegt, kann nicht für etwas endgültig Abgeschlossenes, absolut Sicheres und Feststehendes gelten.

Aber ein junger Verstand, der ebenso wie der Magen junger Leute alles verdaut, vermag sich, wie ich aus Erfahrung weiß, auch die pantheistische Weltanschauung mit Leichtigkeit anzueignen, ohne zunächst noch das unerträgliche Schaukeln und Schwanken zu empfinden, welches die Folge des Fehlens einer festen Grundlage ist.

Eine höchste Vernunft und ein höchster Wille eines Schöpfers, welche zweckentsprechend mittelst der Weltvernunft und des Weltlebens im Stoff in die Erscheinung treten — das ist das nec plus ultra des menschlichen Geistes, das ist das sicher gegründete und unveränderliche absolute Prinzip, über welches hinaus ein positiver Geist nicht gehen kann, ohne vom rechten Wege ab und von Sinnen zu kommen.

So stellt er sich wenigstens meinem Geiste dar, welcher lange genug in weglosen Gründen und wirrem Gestrüpp umhergeirrt ist.

Indes muß ich zur Ehre meines Geistes erwähnen, daß er auch bei seinen Irrungen niemals bis zur völligen Negation des ihm Unzugänglichen und Heiligen sich verstiegen hat.

Mein armer Geist hat, auch wenn er bei dem Weltall Halt machte (statt bis zu Gott vorzudringen), doch vor jenem als vor einem unbegrenzten und ewigen Prinzip den Schauer der Ehrfurcht empfunden.

Niemals ist er, d. h. mein Geist, bis zur Vergötterung des Zufalls gegangen, und erst jetzt, da er bereits alt geworden, sieht er mit Erstaunen und Widerwillen, daß in der That solch eine Apotheose auch verwirklicht werden kann.

In jugendlichem und in reifem Alter stehende Zeitgenossen meines Greisenalters haben sich, indem sie in der Zeit der Lotterien, der Agiotage, der Roulette und des Börsenspiels leben und wirken, daran gewöhnt, im Zufall einen der Haupthebel des Lebens zu erblicken. Kein Wunder daher, daß unsre moderne Generation auch die Grundlage des ganzen Weltenbaus und den Ausgangspunkt ihrer Weltanschauung gar leicht in den Zufall zu versetzen sich im stande sieht.

Bei zufälligem Zusammentreffen günstiger Bedingungen entwickelt sich aus der ursprünglichen Zelle (dem Ei) ein elementarer Organismus, dieser nimmt bei neuem zufälligen Zusammentreffen andrer äußerer Umstände diese oder jene Form an; diese Form nimmt nun wieder ihrerseits, je nachdem sie zufällig in ihrer Umgebung fördernde oder hindernde Lebensbedingungen vorgefunden, bald eine höhere Organisation an, bald geht sie des einen oder andern Organs verlustig und gestaltet sich zu einer andern Spezies um, oder aber verschwindet vollständig. Wenn nun zufällig in irgend einer organischen Spezies eine größere Anzahl von gesunden und kräftigen Individuen auftritt und die Auslese eine geeignete gewesen ist, so behält diese Spezies im Kampf um das Dasein den Sieg.

So führt eine Zufälligkeit nach der andern in Uebergängen von einer Art zur andern bis zur Gattung der Säugetiere, und von da ist's ja nur ein kleiner Schritt bis zum Menschen, dessen Verstand ihn schließlich entdecken läßt, daß die Zelle, welche ihn hervorgebracht hat (d. h. den Menschen und deshalb doch wohl auch den Verstand) und welche sich in nichts Wesentlichem von den andern tierischen Zellen unterscheidet, nur dank ihrer Umgebung, dem Zufall und der Zeit ihn oder den ihm verwandten Affen zur Welt gebracht hat.

Ich will mir nicht anmaßen, hier Kritiker und Gegner oder Verteidiger und Verfechter der modernen Lehre zu sein, in welcher deutlich genug die Genialität des Beobachters uns vor die Augen tritt, der es verstanden hat, den von ihm gewonnenen Thatsachen und untersuchten Erscheinungen eine tiefe wissenschaftliche Bedeutung zu geben.

Eine Doktrin, welche einem so genialen Beobachter ihren Ursprung verdankt, mußte notwendig zu einer neuen Beobachtungsweise und zu neuen Untersuchungen der organischen Welt die Anregung geben.

Indes darf alles dies mich nicht leichtgläubig machen. Von Umgestaltungen und Uebergängen der Tierarten und Gattungen hat man nicht erst seit gestern zu reden begonnen. Bekannt ist, in welches Erstaunen Goethe alle durch seinen Ausruf versetzte, als in der französischen Akademie der berühmte Streit über diesen Gegenstand zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire entbrannt war; man dachte, dieser Ausruf beziehe sich auf irgend ein welthistorisches Ereignis.

Lamarque hat, wenn ich mich nicht irre, bereits von der Abstammung des Menschen vom Affen gesprochen, oder besser gesagt,

doch Andeutungen darüber gemacht; wenigstens war diese Anschauung in den dreißiger Jahren schon in Aufnahme gekommen, und ich erinnere mich noch, wie mein Dorpater Lehrer, der Professor der Chirurgie Moier mich einmal (im Jahre 1832) bei einer gemeinsamen Ausfahrt ins Grüne durch die folgende Frage in Erstaunen setzte: „Nun, was glauben Sie, Pirogow, stammen wir nicht alle am Ende von den Affen ab?"

Wenn man somit weiß, daß die Doktrin, welche die Gemüter der Zeitgenossen so sehr beschäftigt, auch für die früheren Generationen keine terra incognita gewesen ist, so wird man doch vorsichtig genug, um sich einseitiger Ueberschätzung derselben fern zu halten.

Uebrigens finde ich in der Abstammung des Menschen vom Affen durchaus gar nichts Anstößiges; alle Achtung vor dem Verstande jedes Geschöpfes, welcher Art es auch immer sei, wenn es, und wäre es auch nur auf zufällige Weise, verstanden hat, es zu etwas Menschlichem zu bringen. Für mich ist indes auch der umgekehrte Uebergang des Menschen in den Affen nicht weniger wahrscheinlich, wie er sich noch fast vor unsern Augen vollzieht.

Und in der That, warum hätte in jenen prähistorischen Zeiten, da unser Planet die Ichthyosauren, Mammuts und andre Riesenformen hervorbrachte, warum hätte er da nicht auch einen antediluvianischen Riesenmenschen mit einem ungeheuren Gehirn hervorbringen können? Und da nun unser Verstand ein cerebraler ist, warum sollte in dem Falle nicht auch er ein ungeheurer sein können; dieses angenommen, wäre jener Mensch der vollkommenste seiner Gattung gewesen, groß und klug. Die Ichthyosauren und Mammuts sind untergegangen und in andre Arten übergegangen, und auch der Riesenmensch hätte ganz ebenso gut aussterben oder sich zu Schimpansen, Orang-Utangs, den Bewohnern von Neu-Guinea und dem ähnlichen umgestalten können.

Indem ich höchst kaltblütig die Ansicht von meiner Abstammung vom Affen mir aneigne, kann ich ohne Abscheu auch nicht die geringste Andeutung darüber anhören und ertragen, daß im Weltenbau kein schöpferischer Plan und keine schöpferische Zweckmäßigkeit zu finden sei; deshalb werde ich auch niemals zugeben, daß die ursprüngliche Zelle oder auch nur das ursprüngliche Protoplasma den schöpferischen Gedanken an seine schließliche Bestimmung und die schöpferische (zweckentsprechende) Vorherbestimmung aller der Formen nicht in sich hätte schließen sollen, deren Prototyp sich aus ihnen zu entwickeln hatte.

Ist's indes nicht seltsam, daß es früher durchaus nicht schwer erschien, an die Entstehung des Menschen und des ganzen Tierreiches von wenigen und sogar nur von einem Elternpaare zu glauben, und daß man jetzt gleichfalls keine Schwierigkeiten darin findet, an die Uebergänge und Umgestaltungen der allerentferntesten Tiertypen zu glauben?

Die Ursache dieser Leichtgläubigkeit erblicke ich in beiden Fällen in dem Hintergedanken, welcher uns allen zuraunt, daß das eigentliche Wesen der Frage weder durch die eine noch durch die andre Anschauung eine Erklärung finde.

Ob nun ein Paar bereits gleich fertig geschaffener lebender Wesen oder allein das formlose Protoplasma zuerst die Scene betreten — in beiden Fällen bleibt das X nach, das die Atome des Stoffes veranlaßte, sich zu formbegabten Wesen zusammenzufügen, die fähig waren zu selbständiger Existenz, zum Kampf ums Dasein, zur Vererbung und zur Hervorbringung von ihnen gleichen oder ihnen ungleichen Wesen (Generationswechsel).

Sollte ich mich denn wirklich leicht von der Unfehlbarkeit einer Doktrin überzeugen lassen können, deren allzu eifrige Anhänger eventuell gar bereit wären, den Zufall auf den Schild zu erheben, ihn an Gottes Stelle zu setzen und Plan- und Zweckmäßigkeit im Weltenbau als unnützen Plunder beiseite zu räumen? Meiner Meinung nach hieße das sich als eine Art Bastarde aus einer Verbindung des Zufalls mit der gleichfalls zufälligen Natur ansehen. Aber die moderne Weltanschauung hat für den Naturwissenschaftler die anziehende Seite, daß die vorausgesetzte Vergangenheit in ein entsprechendes Verhältnis zur Gegenwart gesetzt wird und mit derselben vorderhand noch mehr als in andern Weltanschauungen in Uebereinstimmung gebracht ist.

Alles ist entstanden, nicht geschaffen. Nicht die nach einem von dem schöpferischen Gedanken vorgefaßten Plane bestimmte typische Gestaltung der organischen Formen, nicht die schöpferische Zweckmäßigkeit in der Einrichtung der typischen Organismen und Uebergangsformen nimmt die erste Stelle in der modernen Weltanschauung ein, sondern die äußeren physischen Bedingungen und die zufällige Individualität, und da die Kunst der Umgestaltung und Vermehrung der tierischen und pflanzlichen Organismen mit dem praktischen Zweck der Verbesserung verschiedener Produkte noch nie eine solche Vollendung erreicht hat, wie in unsrer Zeit, so wird es verständlich, daß die auf praktischem Wege erreichten höchst anschaulichen Resultate auch auf die geistigen Abstraktionen ihren Einfluß ausüben mußten.

Die abstrakte schöpferische Kraft, der schöpferische Plan und Gedanke, die vorbedachte Zweckmäßigkeit der Typen in der Weltenbildung, alles das hat in den Hintergrund treten müssen, und was durch die Kunst der modernen Aufzüchter organischer Rassen, Spielarten und Gattungen erreicht wird, das sollte in der Natur die zufällige Auslese der Individuen und das zufällige Zusammentreffen verschiedener physischer Bedingungen geleistet haben?

Und so hört man denn nun schon den Schluß, welchen die Weisheit der Jetztzeit wohl zu ziehen pflegt: „Also erklärt sich doch die ganze Geschichte sehr simpel."

Aber was ist denn eigentlich der Zufall? Was ist das für ein simpler deus ex machina, welcher eine so bedeutsame Rolle in unsern Thaten und Gedanken spielt?

Darauf werde ich wohl kaum anders antworten können, als: ich weiß es nicht.

Eins scheint mir unzweifelhaft: entweder gibt es überhaupt keinen Zufall oder aber zwischen dem Zufall und dem, wem er passiert, existiert irgend eine Beziehung; übrigens kommen beide Voraussetzungen in ihrem schließlichen Ergebnis auf dasselbe hinaus.

Indem wir auf Schritt und Tritt einen Zusammenhang zwischen Wirkungen und Ursachen wahrnehmen und nach einer unbewußten (unwillkürlichen) Forderung des Verstandes überall eine Ursache suchen, wo wir eine Wirkung sehen, kommen wir unvermeidlicherweise zu dem Schluß, daß auch zwischen allen Wirkungen und allen Ursachen ein unauflöslicher und ewiger Zusammenhang bestehe.

Bei solch einer Anschauung wird der Zufall nicht mehr als eine Wirkung sein, deren Ursache oder Ursachen uns noch unbekannt sind, oder, wie man für viele Fälle a priori behaupten kann, niemals bekannt sein werden, und zwar deshalb, weil das Zusammentreffen einzelner Umstände in einem springenden Punkt — dem Zufall — oft so komplizierter Natur ist, daß man zu seiner Bestimmung eine gar nicht mögliche Kenntnis von allem nötig hätte, was in der Vergangenheit geschehen ist und in der Gegenwart geschieht.

Wir haben uns so an Zufälligkeiten gewöhnt, daß der Zufall uns als etwas höchst Gewöhnliches und höchst Natürliches erscheint — und Gott sei Dank dafür, denn wenn wir nicht in der Wahnvorstellung lebten, daß alles um uns herum ganz gewöhnlich sei und keine besondere Beachtung verdiene, so wäre alsbald die Hallucination von einem über uns schwebenden Damoklesschwerte da.

Wenn wir aber aus irgend einem Grunde auch nur ein ein-

ziges noch so gewöhnliches Ereignis ins Auge fassen, das uns persönlich betrifft, so werden wir der sich uns unwillkürlich aufdrängenden Frage nicht entgehen können, was wir denn dabei eigentlich zu thun haben, und warum wir gerade davon berührt werden.

Größtenteils sind die Ursachen unserer Beziehungen zu irgend einem Ereignis für uns einfach und klarliegend, d. h. scheinen uns so zu sein; nicht selten freilich sind die Ursachen meiner Beziehungen zu einem Ereignis mir verborgen, müssen aber deshalb doch immer vorhanden sein.

Der Blitz hat in mein Haus geschlagen — warum denn aber gerade in meins? Ich finde die Ursache in einem neben ihm stehenden Baume; außerdem hatte ich keinen Blitzableiter auf meinem Dach, wohl aber war ein solcher auf dem des Nachbarhauses. Ich begnüge mich mit solch einer Erklärung und werde von ihr noch befriedigter sein, wenn etwa Blitz und Hagelschlag, Heuschrecken oder dergleichen Annehmlichkeiten nicht nur meinen, sondern auch den Nachbarfeldern Schaden zugefügt haben; hier scheint es klar zu sein, daß, wenngleich auch möglicherweise unbekannte, physische Bedingungen vorhanden gewesen sind, welche die Gewitterwolken hierherdirigiert haben.

Nehmen wir nun aber an, daß ich in der Lotterie gewonnen; warum denn eigentlich? Hier geht es offenbar mit der leichten Erklärung nicht mehr so munter vorwärts. Daß gerade meine Nummer 20 und keine andre gezogen worden ist, das könnte man ja noch allenfalls irgendwie erklären, wenn man die ganze Verkettung verschiedener physischer Umstände entwirrt; warum ist nun aber die Nummer 20 gerade mir in die Finger geraten? Es ist ja doch ganz unmöglich, daß sie gar keine Beziehung zu mir gehabt haben sollte, bevor sie mich zum Besitzer der hunderttausend Rubel gemacht, welche ich in der Folge dann meinerseits verspiele und durchbringe, um mir schließlich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Und hiernach, d. h. übrigens nicht hiernach, sondern vorher, will man mich glauben machen, daß wir beide, ich und meine Nummer 20, nichts miteinander gemein gehabt haben sollen, und daß ich auch Nummer 10 und Nummer 100 hätte kaufen und auch fünfundzwanzig oder dreißigtausend gewinnen können. Jawohl, das an und für sich Mögliche ist eben in der bestimmten Weise geschehen, hätte aber natürlich auch nicht geschehen können; wenn es aber einmal geschehen ist, wie sollte es da ohne Ursache so ganz von selbst geschehen sein? Das wäre ein nonsens, eine Sinnlosigkeit, ein Absurdum.

Somit ist also der Zufall ein asylum ignorantiae; aber in unsrem Nichtwissen ist doch etwas faul, es will nicht gerade heraussagen: ich weiß es nicht, sondern ersetzt sein „Ich weiß es nicht“ durch das Wörtlein „Zufall“, d. h. will damit sagen: vor der Hand weiß ich noch nicht oder will ich noch nicht wissen, warum, oder aber andrerseits: das ist ja jedermann klar. Und warum? Ih, ganz einfach, weil es ein Zufall ist.

„Ja, was bist du denn nun eigentlich,“ so muß ich mich hier fragen, „ein Kasuist oder Fatalist?“

Ich bin ein Unabhängiger, d. h. unabhängig von vorgefaßten Meinungen und Doktrinen. In seinen Urteilen über abstrakte Dinge in ihrer Anwendung auf das praktische Leben soll man gar nicht um jeden Preis folgerichtig sein wollen.

Es ist sinnlos zu sagen, daß der Zufall im Leben alles entscheide, aber die frühere Ueberzeugung, daß dem Anschein nach auch unbedeutende Ereignisse verhängnisvolle Folgen haben können, diese Ueberzeugung für sinnlos halten — das ist noch sinnloser.

Was will es besagen, daß einem unbedeutenden Ereignis eine ganze Reihe andrer, verborgener, aber wesentlicherer Umstände vorhergegangen sind; entscheidend, und zwar gerade im gegebenen Moment, war gleichwohl das, was unsichtbare Zufälligkeit genannt wird.

Den Felsen unterspülte ganze Jahrhunderte lang das Wasser, das auf ihm errichtete Bauwerk wurde mählich unterwühlt und faulte unter der Erde; plötzlich stürzen sie eines schönen Tages infolge einer unbedeutenden Erschütterung alle beide ein. Was ist hier der entscheidende Umstand? Wäre es wohl gleich gewesen, wenn Felsen und Gebäude einen Tag früher oder später eingestürzt wären? Alle haben recht, wenn sie für den entscheidenden und hauptsächlichsten Moment den ansehen, wo das verhängnisvolle Ereignis geschieht.

Napoleons Pferd stolperte über einen kleinen Stein; Napoleon fällt und sagt beim Aufstehen, dieser Stein hätte die Geschicke Europas entscheiden können. Napoleon hatte völlig recht, wenn er in diesem Augenblick nicht sich, sondern den Stein zum Entscheider der Geschicke Europas machte.

Ein sich häufig und gleichförmig wiederholender Zufall hört aus zwei Gründen in unseren Augen auf, Zufall zu sein: wir gewinnen mehr Zeit und Mittel zu seiner Untersuchung und lernen seine Ursache kennen, oder aber wir gewöhnen uns einfach an ihn, und das frühere Zufällige, Seltene und Ungewöhnliche wird zum Gewöhnlichen und Alltäglichen.

Nachdem man einmal erfahren, daß die Eheschließungen größtenteils im Herbst stattfinden, war der Grund dafür nicht mehr schwer zu erraten; wenn wir aber aus statistischen Daten erfahren, daß sich fast alljährlich dieselbe Zahl von falschen Adressen auf Briefen nachweisen läßt, so hören wir auf, uns darüber zu wundern, wenngleich wir auch nicht die Ursache kennen, weshalb die Leute bei Aufgabe ihrer Briefe auf die Post immer bis zu einem gewissen Grade zerstreut sind.

Noch unerklärlicher ist für uns das höchst selten vorkommende Glück in Hasardspielen, Roulette und Lotterien und endlich überhaupt das Glück im Leben, bei dessen Betrachtung wir indes nur Neid, keine Verwunderung empfinden.

Ungewöhnlichkeit, Mangel an Einförmigkeit und an Ursächlichkeit — das sind die Merkmale eines zufälligen Ereignisses.

Je häufiger sich ein und dasselbe zufällige, d. h. auf keine Ursache zurückzuführende Ereignis wiederholt, um so unwahrscheinlicher erscheint es uns, daß es sich noch weiter wiederholen werde; wenn jemand jedesmal ins Ziel trifft oder beim Spiel gewinnt, so denken wir nicht ohne eine gewisse Schadenfreude: was kann man wissen (in dieser Wendung liegt immer ein gewisses Maß von Wahrscheinlichkeit), am Ende thut er doch noch einen Fehlschuß oder verliert er doch noch; wenn ein Regen ganze Wochen hindurch anhält, so wächst in uns mit jedem Tage die Hoffnung und Zuversicht immer mehr, daß er nun aufhören werde.

Alle unsre Voraussetzungen nehmen aber sofort wieder einen andern Charakter an, sobald wir die Ursache des Ereignisses entdecken oder auch nur vermuten.

In diesem Fall berücksichtigen wir schon bei unsrem Urteile nicht mehr den Umstand, ob es häufig oder selten geschehe, sondern übertragen unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Ereignisse auf seine Ursache.

Aber der ursächliche Zusammenhang einer ganzen Legion von Ereignissen und Phänomenen kann nur nach zwei Richtungen hin erforscht werden: wir können unsre Vermutung über diesen ursächlichen Zusammenhang bald auf das Substrakt selbst, d. h. auf den Stoff, welcher dem Phänomen als Substrakt dient, bald außerhalb seiner versetzen, und zwar wird das von dem Grade der Genauigkeit unsrer Kenntnisse abhängen; je genauer die letzteren sind, um so eher werden wir auch die Ursache außerhalb der Erscheinung versetzen; alles hat indes seine Grenzen; je mehr wir z. B. die Ursache irgend einer Erscheinung in der organischen Welt veräußer-

lichen, einen um so zufälligeren Charakter teilen wir ihr dadurch mit. Deshalb finde ich denn auch, daß in unsrer modernen Anschauung von der organischen Welt dem Zufall eine allzu große Rolle beigemessen wird.

Schon seit lange haben kühne Seefahrer der Polargegenden unsres Denkens den Zufall die zerstreuten oder im Chaos zusammengewirrten Atome des Stoffes in Ordnung bringen lassen, und wenn ich mich recht erinnere, hat sich schon Cicero mit der Widerlegung dieser berühmten Doktrin abgegeben. Mir will nun scheinen, daß wir gegenwärtig einer ähnlichen Lehre nicht fernstehen, nur daß dieselbe größeren Ansprüchen an Exaktheit und thatsächliche Begründung genügen zu können glaubt.

Aber wie fortschrittlicher und exakter Natur auch immer unsre Kenntnisse sein mögen, sobald wir es in Abrede stellen, daß in den Atomen eine elementare, organisch bildende Kraft vorhanden ist, welche sie gerade zu bestimmten Gruppierungen zwingt, so werden wir die ganze Sache dem Zufall überantworten müssen.

Wenn in den allerersten Augenblicken der Schöpfung, beim allerersten Entstehen des organischen Stoffes dessen Atome diesen Drang zur Gruppierung in bestimmte typische Formen nicht in sich gehabt hätten, wer sollte denn außer den elementaren Kräften zufällig diesen oder jenen Typus hervorgebracht und in gleichfalls zufälliger Weise die Uebergänge und Verwandlungen des einen Typus in den andern gefördert haben? Woher hätte denn die Verschiedenheit der Individuen eines und desselben Typus kommen sollen, wenn das zufällige Zusammentreffen verschiedener Bedingungen die Entwickelung eines Individuums nicht begünstigt und die Entwickelung eines andern nicht behindert hätte? Für irgend etwas muß man sich ja doch entscheiden — für die Vorherbestimmung oder für den Zufall.

Ich bin für die Vorherbestimmung.

Meiner Meinung nach mußte alles, was geschieht, geschehen, und konnte es nicht anders sein.

Alles, was geschieht, ist durch eine unlösliche Kette von Ursachen mit dem verbunden, was geschehen ist. Diese vor uns für immer verborgene Kette verbindet die Ursachen des Zufalls mit dem, was geschieht. „Also Fatalismus!“ wird man sagen. Jawohl, nämlich als Theorie, mit der sich mein Verstand am ehesten noch befreunden kann, und die mir daher als die logischste und folgerichtigste erscheint.

Daraus folgt jedoch noch nicht, daß man nun auch im Leben

und in der Praxis diese Theorie durchführen und Fatalist sein solle. Erstens kann man, wenn man sich nicht an Opium und Haschisch berauscht hat, überhaupt gar kein konsequenter Fatalist sein; zweitens wird der Zufall ungeachtet der Vorherbestimmung gleichwohl in der Praxis für uns bestehen bleiben, da der ursächliche Zusammenhang der Ereignisse und Erscheinungen uns für alle Zeiten unbekannt sein wird; immer werden wir in Wahnvorstellungen leben, immer wird es uns so scheinen, als ob, was vor sich gehe, auch nicht hätte sein können. Ohne diese Wahnvorstellung, ohne unsre Unkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs aller Ereignisse wären wir die allerunglücklichsten Wesen — Fatalisten, ob wir wollten oder nicht, und nicht Fatalisten aus Ueberzeugung.

Der Mohamedaner, — der doch Fatalist aus Ueberzeugung ist — hält es durchaus nicht für seiner Ueberzeugung widersprechend, Krieg zu führen und Eroberungen zu machen, d. h. also zu handeln; eine konsequent strenge Anwendung der Prädestinationslehre auf das Leben aber müßte zu völliger Unthätigkeit führen. Es liegt das in der Natur aller abstrakten Begriffe, daß, wenn man sie in der theoretischen Betrachtung folgerecht bis zu den äußersten Konsequenzen durchführt, sie unanwendbar fürs Leben werden und mit dem enden, was die Franzosen aveuglement logique nennen.

Für das Leben sind Wahnvorstellungen und Hallucinationen unumgänglich, und wir hallucinieren unbewußt, ohne was davon zu merken; nur die Hallucinationen der äußeren Sinne (des Gesichts, des Gehörs u. s. w.) sind für uns bemerkbar, die Hallucinationen der Phantasie aber, des Gedächtnisses, ja des Verstandes selbst werden von uns nur in Irrenhäusern wahrgenommen; inzwischen bilden gerade diese beständigen, unbewußten, uns angeborenen Wahnvorstellungen eben eine der Haupttriebfedern unsres sozialen und sittlichen Lebens; da wir in diesen Wahnvorstellungen von der Wiege bis zum Grabe leben und deshalb gar nicht die Möglichkeit haben, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden, so sind wir, ob wir nun wollen oder nicht — denn wir haben ja gar nicht die Möglichkeit, anders zu verfahren —, dazu verurteilt, den Schein für Wirklichkeit zu halten; die Ueberzeugung von der Wirklichkeit unsrer Wahnvorstellungen ist aber zu unsrem Glück so stark in uns, daß wir bereit sind, gar unser Leben selbst für dieselbe zu opfern.

Zuweilen, aber das auch nur bei einer bestimmten Verstandesrichtung, sehen wir vom praktischen Leben ab, in dem Wunsch, uns

einen harmonischen und konsequenten Begriff von demselben zu bilden — und gerade dieser Begriff erweist sich dann immer als dem widersprechend, was wir für wirklich halten; so führt uns die spekulative Betrachtung zu einer der beiden Schlußfolgerungen: entweder gibt's keinen Zufall, und alles, was ist, muß so sein, oder aber, das, was ist, hätte auch nicht sein können; diese beiden Schlußfolgerungen untereinander vereinigen, und sie beide annehmen wollen, ist ein logisches Absurdum; im Leben aber findet man dieses Absurdum auf Schritt und Tritt, und die Bewegung mit ihm stört und choquiert uns auf keine Weise; wir setzen ruhig unsern Weg und höchst vergnügt unser Leben fort. Ist es nun nicht eine Wahnvorstellung, daß unser Verstand uns zu einer Folgerung führt, welche entweder zur Hälfte oder ganz der Wirklichkeit widerspricht?

Eins von beiden: entweder ist unser Verstand mit seiner Fähigkeit zu abstrahieren und zu spekulieren für die Wirklichkeit nicht eingerichtet und deshalb nicht normal, und auch seine Abstraktionen sind nicht normal, oder aber, was uns als wirklich erscheint, ist dieses nicht. Ich will mich eher dazu verstehen, in Wahnvorstellungen zu leben, als in der Fähigkeit und in dem Bedürfnis des Verstandes zu abstrahieren — eine Art Anormalität zu erblicken, wenngleich ich auch nichts dagegen habe, wenn man in der einseitigen Ausartung dieser Fähigkeit ein Entfernen von der Norm mit all den Folgen eines solchen sehen will.

Doch halt! da bin ich ja weit von meinem ursprünglichen Kurse abgekommen!

Aber was thut's — warum sollte man nicht, wenn man mit sich selbst plaudert, seinen Gedanken völlig freien Lauf lassen dürfen?

Auch ohne das Geschriebene nochmals durchzulesen erinnere ich mich, daß ich bei meinem Uebergang aus Haus und Schule in das Leben und vor allem in das Universitätsleben stehengeblieben bin. Und indem nun der jetzt siebzigjährige Greis Rechenschaftsablegung über die Glaubensmeinungen und Ueberzeugungen des vierzehnjährigen Studenten fordert, hält er es für notwendig, zuerst seine eigenen nunmehrigen auseinanderzusetzen, und zwar um, nachdem er sie mit denen seiner Jugendzeit verglichen hat, sich anschaulich vorstellen zu können, welchen Umwälzungen und Peripetieen sie sich innerhalb eines fünfundsechzigjährigen Zeitraums haben unterziehen müssen.

Aber alles, was ich bis jetzt über meine gegenwärtigen An-

schauungen von Leben und Weltall gesagt habe, gehört zu der Kategorie von Ueberzeugungen, die sich auf Spekulation und Wissen auferbauen. Das aber ist kein Glaube. Es heißt sich nun noch das Wichtigste im praktischen Leben klarlegen: woran glaube ich?

33.

Ich will mit der Erklärung beginnen, daß ich den Glauben für diejenige psychische Fähigkeit des Menschen halte, welche ihn in höherem Maße als alle andern von den Tieren unterscheidet. Sinnliche und durch die Erfahrung erworbene Kenntnisse und folglich auch die ersten Ansätze zum Verstande sind auch bei den Tieren vorhanden, Gedächtnis und Einbildungskraft gleichfalls; Kombination und Ueberlegungskraft sind bei den Tieren deren Lebensbedürfnissen und Instinkten angepaßt; über den Willen braucht man kein Wort zu verlieren, denn ohne denselben nähert sich das Tier dem Uebergang zur Pflanze. Die Gefühle der Liebe, der Hoffnung, der Freude, der Trauer — sie alle treten, wenngleich in statu nascente, auch bei den Tieren zu Tage. Aber vom Glauben keine Spur. Warum das?

Die Ursache dafür liegt meiner Ansicht nach einerseits in den Eigenschaften des Bewußtseins der Tiere und andrerseits in den Eigenschaften unsrer Fähigkeit zu glauben. Das Tier hat ohne Zweifel Bewußtsein; es empfindet seine Existenz und seine Individualität (Persönlichkeit); aber das Tier kommt nicht wie wir zum Bewußtsein seines sinnlichen Bewußtseins, und deshalb ist seine Vorstellung und sein Begriff von seiner Individualität nicht so klar und deutlich wie bei uns. Die Persönlichkeit des Tieres fließt in seiner Vorstellung mehr als bei uns mit der umgebenden Welt zusammen; es geschieht dies deshalb, weil uns an die Empfindung unsrer persönlichen Existenz beständig das Bewußtsein dieser mehr oder minder bewußten Empfindung gemahnt; eben diese unsre Fähigkeit, uns unsres Bewußtseins bewußt zu werden, muß man Eigenbewußtsein nennen; dieses letztere hat das Tier nicht, welches sich seiner Existenz nur als Empfindung bewußt wird; zwischen diesem sinnlichen Bewußtsein der persönlichen Existenz und jenem, welches sich seines sinnlichen Bewußtseins der Existenz bewußt wird (Eigenbewußtsein), liegt jedoch kein geringer Abstand.

Glaube ohne Eigenbewußtsein ist undenkbar. Die Eigenschaften unsrer Fähigkeit, zu glauben, sind aber derartige, daß sie für uns gleichsam losgelöst von allen andern sinnlichen Vorstellungen erscheint; das ist natürlich ein Wahn. Die Sinne, welche für unsre Existenz und unser Eigenbewußtsein nothwendig sind, sind es auch unbedingt, um in uns die Fähigkeit des Glaubens zu verwirklichen; sobald aber bei der Entwickelung dieser Fähigkeit unser Eigenbewußtsein sich von dem sinnlichen Bewußtsein löst, dasselbe zu beobachten aufhört und seine Thätigkeit auf einem andern Gebiete von Vorstellungen konzentriert — dann schafft unser von der sinnlichen Eigenempfindung mehr oder weniger losgelöstes und gleichsam in sich selbst konzentriertes Eigenbewußtsein sich übersinnliche Ideale. Zu ihnen, zu diesen übersinnlichen Idealen, führt uns unvermeidlich unsre Fähigkeit, zu glauben, in ihrer höchsten Entwickelung; auf den niedrigeren Stufen der Entwickelung erinnert sie noch wie alles Menschliche an die unbedingte Abhängigkeit vom Sinnlichen.

Eben deshalb behaupte ich denn auch bei der Darlegung meiner Weltanschauung, daß es richtiger wäre, wenn wir das „cogito ergo sum“ des Descartes durch ein „sentio ergo sum“ ersetzten. Unser „sum“ oder „ich bin“ ist nur ein Reflex der Empfindung unser Existenz; ihm zu vergleichen sind die Laute, welche die Tiere von sich geben, und welche dafür Zeugnis ablegen, daß die letzteren gleichfalls ihre persönliche Existenz empfinden. Unser „cogito“ aber ist bereits Eigenbewußtsein, d. h. ein Bewußtsein von der Empfindung der Existenz, welches eventuell auch nicht völlig bewußt sein kann (wie bei den Tieren und bei uns bei normalem Zustande unsrer körperlichen oder seelischen Fähigkeiten).

Wenn des Schöpfers höchste Vernunft es für gut befunden hat, das menschliche Geschlecht aus dem Affen zu entwickeln, so hat sich der Glaube im Menschen unzweifelhaft allmählich im Laufe der Jahrhunderte aus den groben sinnlichen Vorstellungen entwickelt, welche der Mensch aus der ihn umgebenden Natur gewann.

Aber unser Stammbaum ist noch nicht außer Zweifel gestellt und noch nicht in den Händen der exakten Wissenschaft; daher ist auch das Unwahrscheinliche noch möglich. In solchem Falle wäre auch die für die moderne Wissenschaft wenig wahrscheinliche Hypothese möglich, daß ein primärer menschlicher Typus entstanden sei, der jetzt schon entartet wäre, aber alle Keime der höchsten Fähigkeiten der Seele, darunter auch des Glaubens, mit sich auf die Welt gebracht hätte.

Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls ist die Gottheit einer

jeden zivilisierten menschlichen Gesellschaft in historischen Zeiten immer etwas Ideales oder etwas Absurdes gewesen und wird es dies auch immer bleiben. Dadurch unterscheidet sich auch der Glaube vom Wissen; wenn auch der Glaube kein unbedingtes Widerspiel zum Wissen ist und der positive (dogmatische) Glaube das letztere sogar erfordert, so sind doch ihre Grundelemente untereinander verschieden und werden niemals miteinander zusammenfallen, denn die Grundlage des Wissens ist der Zweifel.

Unbedingte Zuversicht zu dem erwähnten Ideal ist der Anfang des Glaubens. Dabei macht es auch nichts aus, wenn dasselbe absurd ist. Credo, quia absurdum est. In diesem Ausspruch Tertullians, einer der Säulen der Kirche, steckt eine tiefe Wahrheit. Ein wahrhaft Gläubiger hat mit den Resultaten des positiven Wissens nichts zu schaffen. Es ist das ein Zug, welcher unmerklich auch in den gewöhnlichen Verrichtungen und Beziehungen des praktischen Lebens zu Tage tritt. Wenn ich aus irgend einem Grunde zu irgend einer Persönlichkeit volles Zutrauen fasse, so untersuche ich gar nicht weiter, ob sie kenntnisreich, gebildet oder intelligent ist; ich glaube ihr aufs Wort, glaube ihr auch ohne Worte, und meine Seele fliegt ihr sozusagen vertrauensvoll entgegen. So vertragen sich denn Wissen und tiefer Geist in einer Seele mit dem Glauben, der des Wissens nicht bedarf. Die Fähigkeit zu erkennen, die sich auf dem Zweifel auferbaut, läßt keinen Glauben zu, aber der Glaube läßt sich durch das Wissen nicht beirren und setzt ruhig seinen Weg fort. Das Ideal, welches die Grundlage des Glaubens bildet, läßt, selbst wenn es absurd ist, auch keinen Schatten von Zweifel zu, erhebt sich über jegliches Wissen und strebt unabhängig von ihm der Erreichung der Wahrheit nach.

Karl Vogt machte sich über den Versuch lustig, den Glauben und das Wissen zu vereinigen, welches letztere in seinen Resultaten den Dogmen des Glaubens widerspreche; er nannte das doppelte Buchführung der Seele. Freilich behindert die Tiefe und Vielseitigkeit des Wissens im Prinzip nicht nur den Flug, sondern auch die Entwickelung der Ideale, wenn sie kein exakt wissenschaftliches Wissen verlangen. Aber auch das bleibt wahr, daß unsre verstandesmäßige Konsequenz eine beschränkte ist.

Streng konsequent, und auch das nur relativ, können nur zwei Arten von Leuten sein: solche, die starken Geistes sind, und die beschränkten einseitigen Spezialisten. Als ich noch den Spezialismus als das Hauptziel meines Lebens ansah, da schrieb ich unter mein in Dorpat lithographiertes Bildnis, konsequent zu sein, sei für mich

die Hauptsache, und ich war damals wirklich konsequent bis zum Exzeß; aber nach Maßgabe meiner genaueren Bekanntschaft mit Leben und Wissenschaft erweiterte sich auch meine Weltanschauung immer mehr; mir gingen die Augen auf, und ich kam zur Ueberzeugung, daß, wenn man nicht zur Gattung der Esprits forts gehört, man auch nicht völlig konsequent sein kann. Aber was sage ich da? Man kann das gewiß, jedoch nur, wenn man Gott und sich selbst gegenüber nicht mehr ehrlich ist.

Ja, es ist nicht anders, ein Esprit fort — mag er nun gläubig oder ungläubig sein, beides ist für ihn möglich — glaubt im Grunde doch immer an irgend etwas, wenigstens ist er von irgend etwas bis zum nec plus ultra überzeugt; wenn er aber glaubt, so kann er auch im Sinne des Evangeliums geistig arm sein, — auch der Arme kann kräftig und stark sein.

Der allercharakteristischste Zug des Starkgeistigen ist der, daß er, mag er nun glücklich oder unglücklich, krank oder gesund sein, leben oder sterben, doch fortfährt, ruhig, ohne Zagen und ohne Zwiespalt mit sich selbst zu glauben oder nicht zu glauben; nicht glauben aber bedeutet für den Esprit fort meiner Ansicht nach an nichts, d. h. an etwas Absurdes glauben: credit, quia absurdum est. Deshalb muß der wahre, aufrichtige und ungeheuchelte Verneiner ein Esprit fort sein.

Wenn das alles richtig ist, so muß der Starkgeistige auch einseitig sein, und so trifft er denn darin mit der Gattung der Einseitigen und Spezialisten zusammen, welche ihrerseits wieder noch nicht die geistig Armen des Evangeliums sind.

Etwas andres ist's mit den Leuten, welche nicht zu diesen beiden Kategorien gehören; unter ihnen gibt's gleichfalls Gläubige und Nichtgläubige, solche, die tiefe wissenschaftliche Kenntnisse sich erworben haben, und Unwissende und Ungebildete. Für solche Leute — ihr Name ist Legion — ist eine unnachgiebige, starre und unbeugsame Konsequenz undenkbar, und so verschieden auch die Geistesart der Mehrzahl der Leute dieser Kategorie sein möge, so haben sie doch alle die eine Eigenschaft miteinander gemein, daß sie nach der oben erwähnten Aeußerung Karl Vogts die doppelte Buchführung bei sich und mit sich zur Anwendung zu bringen im stande sind. Das will sagen, daß ein dieser Kategorie Zugehörender gleichzeitig sowohl ein Mann der Wissenschaft als auch ein Mann des Glaubens und dabei in Glauben und Wissenschaft völlig aufrichtig sein kann; das Ideal des Glaubens, mag es nun ein selbsterarbeitetes oder von andern überkommenes sein, verträgt sich in solch einer

Persönlichkeit mit den auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Resultaten; die Ruhe, welche beim Glauben an ein, wenn auch absurdes Ideal in die Seele einzieht, wird vom Standpunkt der Wissenschaft aus durch das Nichtübereinstimmen der Ergebnisse doppelter Buchführung nicht gestört. Wie sollte derjenige Gott nicht dankbar sein, der noch rechtzeitig diese wundersame, versöhnende Fähigkeit der Seele in sich entdeckt? Aber auch der braucht nicht zu murren, zu klagen, zu zweifeln und zu spotten, der die Möglichkeit der Existenz einer solchen psychischen Eigenschaft nicht versteht oder nicht verstehen will.

Schwerlich gehört eine extreme Konsequenz zu den normalen Eigenschaften des menschlichen Geistes. Wehe, wenn ein nicht starkgeistiger oder beschränkter Mensch sie sich gewaltsam zu eigen machen will: er wird dann innerlich nicht ehrlich bleiben können. Unehrlich vor Gott und vor sich ist in meinen Augen der, welcher, nachdem er alle Ideale des Glaubens von sich gewiesen hat und in die Reihen des Atheismus eingetreten ist, in der Not zeitweilig seine Ueberzeugungen ändert. Am schlimmsten aber ist's, wenn er das noch heimlich thut und seine Ueberzeugungen offen verkündigt. Solcher Herren gibt's aber nicht wenige. Ich selbst habe einmal zu ihnen gehört, bis ich mich dann schließlich etwas besser kennen lernte. Ja, es ist schwer, sich solch eine Unehrlichkeit selbst zu verzeihen, mag sie auch nur zeitweilig bestanden haben und unwillkürlich geübt worden sein; im Verlauf meiner Selbstbiographie will ich nichts vor mir selbst verheimlichen, was Geißelung verdient, und will mir in Erinnerung zu bringen suchen, wann und wie ich Gott und mir gegenüber unehrlich gewesen bin.

Jetzt, wo ich zur Ueberzeugung gekommen bin, daß Leute meiner Geistesart nach der Erreichung der äußersten Grenzen der Konsequenz nicht streben können und dürfen, jetzt bin ich zum aufrichtig Gläubigen geworden, ohne dabei in irgend welcher Weise meine wissenschaftlichen, durch Denken und Erfahrung gewonnenen Ueberzeugungen eingebüßt zu haben.

Was ist nun das Ideal meines Glaubens?

Das, was man „an Gott glauben" nennt, kann nur in dem Falle diese Bezeichnung erhalten, wenn der Verstand noch nicht zur Notwendigkeit gelangt ist, Gott als Ausgangspunkt, als sein Nec plus ultra anzuerkennen. Mein armer, so oft in die Irre gegangener Verstand hat sich bei dieser Anerkennung beruhigt. Für mich ist die Existenz einer höchsten Vernunft und eines höchsten Willens zu eben solch einer Notwendigkeit geworden, wie meine eigene geistige

und sittliche Existenz. Aber bei dieser Forderung des Verstandes Halt zu machen, hieße für mich noch nicht gläubig, sondern Deist sein, und der Deismus ist meiner Ansicht nach noch keine Glaube, sondern eine Doktrin.

Für mein sittliches Leben war mir ein menschlicheres, mir näher stehendes Ideal unumgänglich nötig. Indem ich mich während der verschiedenen Prüfungen, die mir das Leben beschied, immer mehr in mich selber vertiefte, gelangte ich endlich zu dem Verständnis dafür, warum die Kulturvölker, wenn sie eine gewisse Stufe menschlicher Bildung erreicht haben, des Ideals des Gottmenschen so sehr bedürfen. Die Schwäche des Körpers und des Geistes, Krankheit und Not, Kummer und Elend gelten als die Hauptantriebe zum Glauben.

Mein Bekannter, Doktor Grouby in Paris, pflegte sogar zu behaupten, daß man die Grundlage jeder Religion in der Pathologie des Menschen suchen müsse. Viel richtiger ist indes schon das bekannte: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß."

Wie stark aber auch diese Antriebe sein mögen, so bringen uns doch nicht Heulen und Zähneklappern allein zum tröstlichen Ideal des Gottmenschen, sondern es führt uns auch die Freude in ihren zwei Formen unwillkürlich zu eben demselben Ideal. Wenn einem über der Seele stiller Friede ausgebreitet ruht, oder wenn die Seele in begeistertem Triumph sich ergeht, so findet sie immer in diesen zwei Arten der Freude die Veranlassung zur Annäherung an ein andres und unbedingt höheres, mit ihr gleichsam sympathisierendes Wesen oder Prinzip oder wie man es sonst nennen will.

Dieses allem Menschlichen sympathisierende und mit allen unsern Schwächen, Nöten, Sorgen und Freuden mehr als bekannte Prinzip ist uns so eigentümlich, daß seine Personifikation zum unumgänglichen Bedürfnis unsres Geistes wird; nach seiner Personifikation aber wird es uns zu einem Bindegliede, welches uns mit dem in Beziehung setzt, wovor unser Geist wie vor einem für ihn unverständlichen Absolutum Halt macht.

Die höchste universale Vernunft und der oberste Wille wird uns in der Person des Gottmenschen zugänglicher. Das Ideal des Glaubens an den Gottmenschen erscheint mir jetzt als in dem Grade der menschlichen Seele eigentümlich, daß ich auch die Anwendung des bekannten Ausspruches von Voltaire auf dasselbe nicht für solch eine Lästerung zu halten geneigt bin, als wie sie sich mir in ihrer Beziehung auf Gott darstellt. Nicht ohne Grund haben die bedeutendsten Kulturvölker ihre ganze Gottesverehrung auf dem

Ideal der Personifikation nicht nur der Gottheit, sondern auch einer jeden von deren Eigenschaften gegründet.

Die Personifikation gehörte unbedingt zu den Glaubensidealen sowohl des Polytheismus als auch des Monotheismus. Der Jehovah der Juden, welcher in Menschengestalt mit Jakob kämpfte, war nicht nur der an menschlichen Angelegenheiten überhaupt teilnehmende Gott, sondern auch noch der Nationalgott des jüdischen Volkes.

Und wie hätte auch der Mensch, welcher einmal die Existenz Gottes als notwendig angenommen hatte, wie hätte er unbeweglich auf dem Standpunkte des ausschließlichen Deismus verharren können? Das wäre, wie ich es an mir selbst erfahren habe, nicht andres gewesen als ein Sichselbstvergewaltigen, ein Kalt- und Gleichgültigbleiben dem gegenüber, den eben unser Geist als den Anfang alles Anfangs anerkannt hat; um aber ihm gegenüber nicht indifferent zu sein, um ihn zu lieben oder zu hassen, wird es unbedingt notwendig, in ihm irgend welche sittlichen oder materiellen Beziehungen zu uns anzuerkennen. Und in den geheimsten Tiefen der menschlichen Seele mußte sich so früher oder später, aber jedenfalls unvermeidlicherweise, das verwirklichte Ideal des Gottmenschen entwickeln.

Die Verkörperung aber dieses schon lange vorher geahnten höchsten und trostreichsten aller Ideale mußte den Herzen der Menschen die neuen und schwerlich vorher empfundenen Gefühle einer ruhigen Glückseligkeit und begeisterten Exaltation mitteilen, wie sie uns im Leben der Neophyten und Glaubensmärtyrer frappieren. Zu glauben, daß in unsrer Mitte unser Erlöser ein Menschenleben wie das unsre geführt, daß er alle Qualen und Freuden dieses Lebens an sich erfahren habe, das war ein so großes, bisher noch nie empfundenes Glück, daß, von diesem Glauben durchdrungen, alle ihn über alle andern Gefühle und Fähigkeiten der Seele stellen mußten.

Was will der Verstand mit seiner durchdringenden Analyse und seinem ätzenden Zweifel? Hat er jemals der Seele Ruhe und Hoffnung gespendet, ihr Trost gewährt und Friede und Vertrauen in sie ergossen? Dagegen nun das verwirklichte Ideal des Glaubens — es hat uns die ganze Seele erfüllt, hat in ihr keinen Platz für Zweifel und Analyse gelassen und, indem es sie mit einem Schlage ganz erfüllt, Glückseligkeit und Entzücken in ihr verbreitet.

So bin denn auch ich Armer, wenn auch spät, so doch schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich bei meiner Geistesart und Kapazität nicht in das Geleise der Starkgeistigen und der ein-

seitigen Spezialisten hätte einbiegen sollen. Das „liebe Leben" hat auch mich endlich zu einem stillen Ankerplatz geleitet. Ich bin, aber nicht plötzlich, wie viele Neophyten, und nicht ohne Kampf zum Gläubigen geworden. Leider indes unterwühlt mir auch jetzt im Alter noch der Verstand zuweilen die Dämme meines Glaubens. Aber ich danke Gott dafür, daß es mir wenigstens gelungen ist, mich selbst zu verstehen und zu erkennen, daß mein Geist sich mit einem aufrichtigen Glauben wohl zu versöhnen vermag. Und indem ich mich sehr häufig prüfe, bin ich zur sicheren Ueberzeugung gelangt, daß ich aufrichtig an die Lehre unsres Heilandes Jesu Christi glaube.

Frühe hat mich die historische Seite des Christentums über Gebühr beschäftigt, jetzt aber habe ich mich davon überzeugt, daß das Sache der Wissenschaft ist und folglich auch die Anwendung wissenschaftlicher Methoden erfordere; in der Wissenschaft aber war ich immer und werde ich immer für die völlige Freiheit der Forschung sein, die ganz rein und frei von jeglichem Hintergedanken sein muß. Für den aber, der wie ich in Christi Lehre Friede und Trost sucht, beruht der wesentliche Inhalt derselben nicht in der Geschichte.

Der Heiland selbst hat uns nichts in wissenschaftlich-historischem Sinne dokumentarisch Belegtes hinterlassen. Wir erfahren von seinem Leben und seiner Lehre aus Büchern, die von seinen Anhängern geschrieben sind. Diese Schriften sind auf uns durch eine lange Reihe von Jahrhunderten gekommen, und was für Jahrhunderten! Zeiten des Heiden- und Sektantentums, der Barbarei und des Fanatismus. Wer will nach den modernen wissenschaftlichen Begriffen jetzt entscheiden, was apokryph ist und was nicht? Ohne strenge historische Kritik ist jetzt jede Geschichte undenkbar geworden, auch die biblische. Zu welchen Resultaten man aber kommen kann, wenn man streng und frei die wissenschaftlich-historischen Dokumente der christlichen Lehre untersucht, das kann man an der Tübingenschen Schule, an Strauß und Renan sehen, und wenn ich zwischen den beiden letzteren wählen müßte, so zöge ich es doch vor, von zwei Uebeln das geringere zu wählen, nämlich, wie ich überzeugt bin, Strauß, d. h. sein Buch „Leben Jesu", nicht aber den Tod von Strauß selbst, der gegen Ende seines Lebens, glaub' ich, ganz den Verstand verloren hatte.

Für mich ist das Wesentlichste im Christentum die unerreichliche Höhe und die weihevolle Reinheit seines Glaubensideales, auf welchem ganze Jahrhunderte der Finsternis, der Leidenschaften und wahnwitziger Verblendungen keinen einzigen Flecken zurückgelassen haben;

Blut und Schmutz, mit welchen die Welt so oft die ideale Heiligkeit und Reinheit der christlichen Lehre zu entweihen gesucht hat, sind in Strömen auf die Entweiher selbst zurückgeflossen.

Kühnlich und ohne sich durch irgend welche historischen Forschungen beirren zu lassen, darf jeder Christ behaupten, daß es keinem Sterblichen möglich gewesen, in seinen Gedanken und noch weniger in seinem Leben bis zu jener Höhe und Reinheit des sittlichen Gefühls und Lebens zu gelangen, welche in der Lehre Christi enthalten sind: die Empfindung muß sich jedem aufdrängen, daß sie nicht von dieser Welt ist. Es ist das keine Moral, als welche das Ideal dieser Lehre diejenigen darstellen wollen, welche die göttliche Natur des Lehrers in Abrede stellen. Die Moral (von mos — Sitte, Brauch) ist von den Sitten abhängig, die Sitten aber ändern sich mit der Zeit. Einen positiven unveränderlichen Sittenkodex der ganzen Menschheit gibt es nicht; ein solcher wird allenfalls dann erscheinen, wenn eine Herde auf Erden sein wird und ein Hirte. Doch wird dies nur in dem Falle möglich sein, wenn der Gottmensch als Hirte kommt, dann aber werden die Menschen wohl auch ohne Kodex auskommen.

Wenngleich auch die Tübingensche Schule einen Schatten historischen Zweifels auf das Evangelium des Johannes geworfen hat, so müssen doch die Worte oder der Sinn der Worte: „Das Gesetz (d. h. das sittliche) ist uns durch Moses, die Gnade aber und die Wahrheit ist uns durch Jesum Christum geworden" — ich sage, diese Worte müssen für jeden Christen Worte eines wahrhaften Evangelisten sein. Mir ist es unverständlich, warum die protestantischen Ultrarationalisten, obgleich sie sich zu den Hirten der christlichen Kirche zählen, gleichwohl sich auf den Standpunkt Renans und der ältesten aus dem Paganismus und Talmudismus hervorgegangenen Häresiarchen stellen konnten; letzteren mochte in seinem Unglauben solch ein protestantischer Herrscher wie Friedrich II. folgen, welcher das Evangelium auch als Sittenlehre ansah, nicht aber die Hirten irgend eines christlichen Bekenntnisses. Für den modernen — gerade für den modernen — Christen muß die Anerkennung der göttlichen Natur des Heilandes der Eckstein seines Glaubens sein. Damit wird die Unumstößlichkeit, Unfehlbarkeit und gnadenreiche innere Wahrheit des Ideals anerkannt, welches als Grundlage der christlichen Lehre dient. Dadurch unterscheidet sie sich von der veränderlichen, äußerlichen, wenngleich auch völlig legalen weltlichen Moral. Die gnadenreiche, weder Zweifel noch Forschung unterliegende Wahrheit kann zu meiner eigenen inneren Wahrheit

nur dann werden, wenn ich sie der höchsten Quelle entnehme und glaube, daß sie mir auf dem Wege der Gnade mitgeteilt werde. Nur bei solch einem Glauben bin ich im stande, die äußere und wissenschaftliche Wahrheit, welche verstandesmäßige Analyse und freie Forschung verlangt, von jener höchsten, ewigen, gnadenerfüllten Wahrheit zu unterscheiden, welche das Ideal meines Glaubens bildet, meines Glaubens, nicht nur meiner Ueberzeugung.

Ich habe es an mir selbst erfahren, daß man kein eigentlich Gläubiger sein kann, wenn man nicht die auf dem Wege der Analyse und Forschung gewonnene Wahrheit von jener andern unterscheidet, welche uns durch den Glauben zu teil wird. Und vor allem muß man an die höchste Gnade glauben. Die unerreichbare Höhe und Reinheit des christlichen Glaubensideales machen dasselbe zu einem wahrhaft gnadenreichen; dieses äußert sich in der ungewöhnlichen Ruhe und Zuversicht und in dem Frieden, welcher während der kurzen Gebete und Zwiegespräche mit sich selbst und mit Gott das ganze Wesen des Gläubigen durchdringen.

Von Zweifel und Unglauben bestürmt, läßt mich mein Verstand auch jetzt noch während dieser Zwiegespräche öfter auf den Gedanken gekommen, ob das nicht alles ein Wahn sei. Wir leben in einer Art von Zauberkreis, aus dem wir nicht hinauskommen können — wie will man da unterscheiden, was Wirklichkeit und was Wahn ist? Wozu denn aber auch unterscheiden wollen, was nicht zu unterscheiden ist? — wäre es ja doch das, was ein Kirchenvater einmal Curiositas inutilis genannt hat. Und wenn man schließlich auch verstehen könnte, wo unsre Illusion aufhört und die Wirklichkeit anfängt, würden wir nicht doch die allerunglücklichsten Geschöpfe sein, da wir durch solch eine Entdeckung aus vermeintlich Gesunden zu vermeintlich Kranken geworden wären? Stellen wir uns vor, daß ein jeder von uns persönlich und anschaulich zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sein Ich ein Wahn, seine Empfindung von der Freiheit des Willens gleichfalls ein Wahn, die Freiheit des Gedankens eine Illusion, die Vorstellungen von der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes Hallucinationen der Phantasie und die Ideale des Glaubens, der Liebe und der Schönheit eben solche Hallucinationen, Illusionen und Wahnvorstellungen seien; was würde dann wohl aus einer Persönlichkeit werden, die anschaulich ersehen und sich endgültig davon überzeugt hätte, daß sie in einer beständigen Täuschung der Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen dahinlebe? Müßte solch ein Wissen nicht zu der weiteren, noch wahnwitzigeren Ueberzeugung führen, daß auch schon der Vorgang, ver-

mittelst dessen wir zu unsrer Wahrheit gelangt sind, auf eben solchen Illusionen und Wahnvorstellungen gegründet ist?

Mir will es scheinen, daß auf dem Gebiet psychologischer Fragen, bei deren Untersuchung es notwendig ist, die subjektiven Empfindungen gleichzeitig auch zu Objekten des Urteils zu machen, daß hier eine zweifelhafte Hypothese sicherer und in jedem Falle praktischer als eine vermeintlich feste Ueberzeugung ist.

Wenn es daher dem Schöpfer beliebt hat, indem er uns aus den Affen entstehen ließ, unsern Ursprung vor uns durch Illusionen zu verhüllen, welche uns zu ihm in die Unbegrenztheit und Ewigkeit hinüberziehen, so ist es eben nicht unsre Sache, Hand an uns zu legen und jene Wahrheit zu finden, der es nicht beschieden ist, für uns Wahrheit zu sein. Alles dieses führe ich in einem Zweifelsanfall wider meinen Unglauben an, von dem sich loszumachen auch Petrus selbst schwer gefallen ist.

Die allumfassende Liebe und die Gnade des heiligen Geistes — das sind die zwei wesentlichsten Elemente des Ideals des christlichen Glaubens, welche ihn von der Moral trennen wie den Himmel von der Erde. Nicht ohne Grund dient allen Sektanten des Christentums die Gnade mehr oder weniger als Grundlage ihrer verschiedenen Glaubenssekten und -spaltungen. Der rechte, aufrichtige Glaube muß notwendigerweise idealer Natur sein, das Ideal wiederum aber unerreichbar sein, wie denn auch die allumfassende Wahrheit für uns unerreichbar ist. An unerreichbarer Höhe und Heiligkeit des Ideals aber übertrifft der christliche Glaube offenbar alle andern, und der wesentliche Inhalt dieses hohen Ideals ist ein derartiger, daß eine Annäherung an dasselbe unmöglich wird; und so dürfen denn diejenigen, welche sich ihm zu nähern wünschen und in dem Glauben die Versöhnung mit sich selbst suchen, vor allem nicht sich auf die eigenen Kräfte und sittlichen Vorzüge verlassen, sondern müssen glauben lernen, daß der Glaube ein Geschenk des Himmels, der Gnade und der allumfassenden Liebe ist. Dies ist für mich der allercharakteristischste Zug des christlichen Glaubens, welcher vortrefflich in einem für mich so rührenden Gebet zum Ausdruck kommt: „Ich sehe dein Haus, o mein Heiland, und habe kein festlich Gewand, und doch will ich Eingang finden in dasselbige.“

Der Schächer am Kreuz, der verlorene Sohn, der Pharisäer und Zöllner, die Worte, welche Martha, Maria und dem Jünglinge gesagt werden, welche seiner Meinung nach alle Gebote des Gesetzes erfüllt hatten, sie beweisen nur, welche Bedeutung der Erlöser dem beilegte, daß man sich unmittelbar und offenherzig, reuig und glaubens-

voll an ihn wende. Zwei große Lehrer der Kirche, der Apostel Paulus und der heilige Augustin, sahen gleichfalls in der Gnade eines der Hauptmittel der Erlösung.

Es gibt aber meiner Ansicht nach auch noch einen andern charakteristischen Zug der christlichen Lehre — das ist die Vielseitigkeit, welche sie von den beschränkten und einseitigen Bestrebungen der Religionen unterscheidet, die ihr Gebäude ausschließlich auf der Moral aufführen. Sowohl der vor den Lockungen der Welt fliehende Asket, als auch der mitten im Weltgetriebe Stehende, welcher sich Prüfungen unterziehen will, sowohl derjenige, welcher seine Handlungen in Abhängigkeit von der Vorherbestimmung setzt, als auch wer sie auf die Freiheit des Willens gründet, sowohl wer durch eifriges Gebet und Fasten der Gnade teilhaftig zu werden sucht, als auch wer seine ganze Zeit guten Werken widmet — sie alle, alle können in der christlichen Lehre die Grundlage ihrer Ueberzeugungen, Bestrebungen und Handlungen finden.

Eins aber scheint mir unvereinbar mit dem Geist der Lehre Christi, nämlich der Dogmatismus und Doktrinarismus. Natürlich mußte die Kirche als eine Gemeinschaft der Gläubigen schon in den ersten Zeiten des Christentums entstehen; die Gemeinschaft der Gläubigen, die Harmonie und Einheit der Anschauungen aber mußte einigen, was vom obligatorischen Dogma noch weit entfernt ist. Das obligatorische und hernach auch zwangsmäßige Dogma mußte mit dem Auftreten der Staats- oder uniformen Kirche erscheinen. Ein weiterer Beweis für jene Vielseitigkeit der Lehre Christi, von welcher ich oben gesprochen habe.

Sobald das Christentum die staatliche und politische Arena betreten, fanden sowohl Kaiser wie Demagogen in ihm ihre Stütze. Doch nicht genug damit, konnte die Kirche in den Zeiten des Paganismus, ohne doch ihren wesentlich christlichen Charakter aufzugeben, dem Heidentum Zugeständnisse machen, dessen Spuren sich in einigen Kirchen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Das konnte auch damals gar nicht anders sein, wo ein nicht weltliches — „nicht von dieser Welt" — Ideal sich verwirklichen oder richtiger gesagt, sich der Verwirklichung in einer Welt nähern mußte, die durch und durch von Sinnlichkeit durchsetzt war. Hätte irgend ein Sterblicher, und wäre es auch einer der Mächtigen und Gewalthaber gewesen, hätte er gebieten können, seinen Feind und Widersacher zu lieben, auf eine Beleidigung mit Sanftmut und Demut zu antworten, und aus Liebe alles zum Opfer zu bringen? Verbot und Verneinung, die als Grundlage des für die ganze Gesellschaft verbindlichen Ge-

setzes dienten, und das „du sollst dies oder jenes nicht thun", „du sollst nicht töten", „du sollst nicht stehlen", „du sollst nicht begehren", — sie alle wurden durch den obersten, nicht irdischen Appell an die geheimsten und tiefsten Empfindungen der Seele ersetzt, die Liebe und den Glauben, und diese dadurch zu den Hauptantrieben unsrer Handlungen gemacht. Offenbar konnten weder der jüdische Monotheismus, noch auch der Polytheismus der alten Welt mit einem Schlage Sinn und tiefe Bedeutung des unerreichbaren Ideals des Neuen Testaments begreifen.

Auch die erste christliche Staatskirche ist wohl kaum mustergültiger Art gewesen. Die Kaiser, welche das Christentum annahmen, beeilten sich, dasselbe für ihre politischen Zwecke zu benutzen, und bemühten sich, ihm in den Augen jenes Volks ein feierliches Gepräge zu geben, welches an die Pracht der heidnischen Tempel und die feierlichen Prozessionen der Priester gewöhnt war, die jetzt für das Volk durch die Hierarchie der Geistlichen, Bischöfe, Patriarchen u. s. w. ersetzt werden sollten. Und so wird ein Glaube, dem die völlige Freiheit des Gewissens zu Grunde liegt, nämlich das Bewußtsein der Wahrheit im Ideal der Selbstaufopferung aus Liebe und Glauben an die allumfassende Liebe Gottes, so wird dieser Glaube allmählich zum obligatorischen, schablonenhaften und äußerlichen. Dieser obligatorische Charakter, die Verquickung der Kirche mit der äußeren Gewalt, politische Umwälzungen, das Eindringen neuer Völkerstämme in die zerfallenden alten Staaten, alle diese Umstände mußten dazu beitragen, das reine Ideal des neuen Glaubens zu verzerren, und die allerungeheuerlichsten Sekten und Ketzereien sowie Fälschungen der Ueberlieferungen und schriftlichen Dokumente u. s. w. hervorzubringen.

Da erwies sich nun für die Staatskirche auch der obligatorische Glaubensdogmatismus als notwendig, und eine ganze Reihe ökumenischer Konzile stellte Dogmen und Dogmenformeln fest und Vorschriften darüber auf, in welcher Weise und woran man glauben müsse, um Christ zu sein. Die Freiheit des Gewissens tritt in den Hintergrund, an die Stelle des tiefgefühlten Glaubensideals und des freien Fluges der die Annäherung an dasselbe ersehnenden Seele treten symbolische Zeremonien, Mysterien, die eine so bedeutende Rolle im Polytheismus gespielt hatten, und dem ähnliches.

Schließlich kam es dahin, daß statt des unerreichlich hohen Ideales, welches dazu bestimmt war, das Motiv aller unsrer Handlungen und sittlichen Bestrebungen zu werden, alle diese kirchlichen

Gebräuche und Zeremonien in den Vordergrund traten. An die Stelle der demütigen, der göttlichen Gnade und Liebe vollen Lehre erschienen die unfehlbaren selbstherrlichen Päpste und hochmütigen Patriarchen, welche ihre Zeit mit Streitigkeiten darüber zubrachten, wem von ihnen der Vorrang gebühre.

Zuweilen habe ich mir beim Anblick unsrer Prälaten gedacht, wie ich mich wohl vor mir selber und vor Christus schämen müßte, wenn man mich zum Bischof machen sollte; es wäre mir unmöglich, zu vergessen, daß es gerade die Hohenpriester des Synedrions waren, die über Leben und Tod desjenigen gerichtet, der seinen Auserwählten das Reich Gottes versprochen hat. Und jene Schriftgelehrten, wider die er sich so scharf ausgesprochen, waren das etwa nicht Dogmatiker, und fanden sich unter ihnen nicht solche, welche sich Macht und Autorität nur um deswillen zuschrieben, weil sie dieselbe der Ueberlieferung nach durch erbliche Uebertragung erhalten hätten? Mußten nicht die Christus am allernächsten Stehenden, um seine Autorität zu sichern, seinen Stammbaum vom König David ableiten? Wiederholt sich nicht ganz dasselbe bei den Hierarchen, Päpsten und sogar simplen Geistlichen, welche sich eine durch Uebertragung oder Vererbung verliehene Macht zuschreiben?

Ich weiß indes und verstehe sehr wohl, daß diese meine Auslassungen über die Kirche uud deren Diener etwas einseitiger Art sind, und ich in ihnen etwas zu weit gegangen bin. Doch rede ich jetzt über das Christentum von meinem individuellen und beschränkten Standpunkt aus. Nach dem Zusammenbruch meiner rein rituellen Religionsansicht, wie ich sie noch von meiner Kindheit her überkommen hatte, und nachdem ich zur Ueberzeugung gelangt war, daß ich weder Atheist noch Deist sein könne, da begann ich nach Ruhe und Frieden für meine Seele zu suchen; natürlich aber konnte die von mir bereits erfahrene, rein äußerliche Wirkung feierlicher Religionshandlungen und kirchlicher Ritualgebräuche mir die aufgeregte Seele nicht beschwichtigen. Die ganze äußerliche Seite des Glaubens brachte auf mich statt der beruhigenden und versöhnenden, eine ganz andre, entgegengesetzte Wirkung hervor. Ich hatte ein abstraktes, unerreichbar hohes Glaubensideal nötig. Da nahm ich denn das Evangelium vor, welches ich bis dahin noch nie selbst gelesen hatte — ich war aber damals schon achtunddreißig Jahre alt — und in ihm habe ich dies mein Ideal gefunden.

In unsrer rituellen Kirche (wenigstens war es während meiner Kindheit so, auf dem Lande aber steht's, wie ich sehe, auch jetzt noch ebenso damit) gilt das Evangelium bei Popen und Gemeinde-

mitgliedern nicht als dem Inhalt, den Gedanken und der in ihm niedergelegten Lehre nach, sondern als Objekt und rein formal genommen heilig; so sieht man auch die Worte der Gebete für heilig als Worte an: gehört und gelesen müssen sie eine heilsame und erlösende Wirkung auf die Hörer und Leser hervorbringen.

Ausschließlich von dieser Seite kannte ich das Evangelium und folglich auch die Lehre Christi in meinem reiferen Knabenalter. Hernach war das alles vergessen und als alter Plunder in die Rumpelkammer des Gedächtnisses gethan, bis ich achtunddreißig Jahre alt wurde und fühlte, wie eine innere Unruhe sich meiner bemächtigte. Nach alledem nimmt es mich nicht wunder, wenn sich in mir über die zeitgenössische (und auch frühere christliche) Kirche ein so herbes Urteil herausgebildet hat.

Inzwischen muß ich bemerken, daß, wie schwach mir auch vom historisch-kritischen Standpunkt aus die historische Seite des Anfangs des Christentums zu sein scheint, ich dennoch, da ich an eine Vorherbestimmung glaube und prinzipiell nichts Zufälliges zulasse, in der Geschichte der Entwickelung der Kirche einen providentiellen Vorgang sehe, der in wesentlicher Weise auf die Entwickelung der zivilisierten Gesellschaft eingewirkt hat. Und gerade der Umstand, daß das Christentum, statt ein Bekenntnis zu bleiben, das doch gar keiner besonderen äußeren Veranstaltung bedarf, doch zu einer auf Dogmen gegründeten Staatsreligion wird, gerade dieser Umstand stellt seine weitere Entwickelung, seine Geschicke und seinen Einfluß auf die Volksmassen sicher.

Höchst seltsam erscheint mir die Meinung Buckles, daß die zivilisierte Gesellschaft ihren Fortschritt ausschließlich der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse verdanke, und daß in ihrem sittlichen Leben gar keine Veränderung zum Besseren erfolgt sei. Auch die andre Meinung, als ob nicht das Christentum, sondern das Eingreifen des germanischen Stammes in die zivilisatorische Arbeit die Hauptursache des Fortschrittes gewesen, erscheint mir nicht weniger einseitig, und ich verstehe nicht, wie man im Ideale des Glaubens Christi die tiefen Keime zur Verbesserung des sittlichen Lebens der Gesellschaft ableugnen und deshalb auch den Einfluß des Christentums auf die Sitten und Bestrebungen der Menschen in Abrede stellen kann.

Wenn wir glauben, daß das Grundideal der Lehre Christi seiner Unerreichbarkeit wegen ewig bestehen bleiben und einen ewigen Einfluß auf die Seelen ausüben wird, welche in dem inneren Zusammenhang mit der Gottheit ihren Frieden suchen, so dürfen wir

auch daran keinen Augenblick zweifeln, daß es dieser Lehre beschieden ist, ein unerlöschliches Leuchtfeuer auf dem gewundenen Wege unsres Fortschrittes zu bleiben.

Wenn aber dies Ideal ewig und nicht von dieser Welt, und der Weg des Fortschrittes nicht gerade, sondern gewunden ist, konnte da wohl die Menschheit in den Uebergangsepochen ihres Lebens die ganze Wesenheit des christlichen Glaubens sich aneignen und voll empfinden? Was hat sie nicht alles auf ihrer irdischen Laufbahn erleben müssen?

Christus als Mensch war ein Jude, liebte offenbar das Volk, dem er auf Erden angehörte, stieß das Gesetz Moses nicht um, erfüllte und verlangte die Erfüllung der Gebote, beobachtete die jüdischen Ritualgebräuche, verfolgte aber das Pharisäer- und Sadducäertum, d. h. den Doktrinarismus, das äußere Formelwesen, die innere Lüge und grobe Sinnlichkeit des Sadducäertums, und gab wahrscheinlich der Sekte der Essäer (Asketen) den Vorzug.

Aber das politische Gebäude des jüdischen Staats sollte nicht mehr lange bestehen bleiben, und die Vorherbestimmung — nicht der Zufall — führte das Christentum nach dem Falle Jerusalems, aber gleichzeitig mit der Zerstreuung des Judentums auf die Arena der Weltgeschichte, und zwar (auch das ist kein Zufall!) um die Zeit, als ungeschwächte barbarische Stämme in die alte Welt eindrangen. Wenn die ersten Judenchristen und mit ihnen, wie man aus dem Tacitus sieht, auch die Römer die Lehre Christi mehr von ihrem jüdischen Standpunkte aus betrachtete, so kann es kein Wunder nehmen, daß die heidnischen Griechen und Römer, wenn sie Christen wurden, ihre früheren heidnischen Begriffe und Bräuche mit sich in die neue Lehre hinübernahmen. Für den Polytheismus und das Opferpriestertum war es nicht leicht, ohne Personifikationen und Opfer zu bleiben. Die Auslegungen der Lehre Christi wurden immer verkehrter und dunkler und die orientalischen Völker führten in dieselbe den Individualismus ein, welcher übrigens auch dem Monotheismus nicht fremd war.

Schließlich mußte die christliche Kirche, nachdem sie die Barbaren in Christen verwandelt hatte, selbst zum Staat unter den Staaten werden, an die Spitze der Regierungen treten, und von der Höhe ihres Ideals tief, tief auf die Erde hinabsteigen.

Kann man nun annehmen, daß die ersten Jahrhunderte des Christentums als ein Muster der Reinheit der Lehre Christi hätten dienen sollen? Darf man behaupten, daß diese Lehre, so wie sie aus dem Munde des Heilandes gekommen, sofort auch in ihrer

ganzen idealen Reinheit von den Völkern an- und aufgenommen und verständnisvoll empfunden worden ist? Widerspricht dem nicht der Umstand, daß auch die Christo nächststehenden Jünger ihren Lehrer nicht immer verstanden, und das von ihm verheißene Reich Gottes auf Judäa bezogen? War nicht der Erlöser selbst in den Augen vieler seiner Zeitgenossen nur der Sohn des Zimmermanns aus Nazareth, aus dem man ja doch nichts Besonderes erwarten konnte? Gar nicht zu reden von den Römern, die mit der Religion der Juden nicht vertraut waren und offenbar der Lehre Christi gar keine Wichtigkeit beimaßen, konnte auch nur die Mehrheit der Juden selbst in ihrem Landsmanne den Jehova-Messias anerkennen, wenn er sich wie einen Verbrecher hatte beschimpfen, schmähen und kreuzigen lassen?

Gewöhnlich nimmt man an, je älter ein Glaube, um so besser sei er. Und das ist auch richtig, denn vor allem muß ein Glaube konservativer Natur sein, wenn man mit ihm auf die Massen wirken soll. Der „Glaube der Väter" ist für jene ein magisches Wort. Deshalb ist es für einen Staat eine Sache von großer Bedeutung, den alten Glauben als ein höchst wirksames Mittel des Konservatismus zu stützen. Im Interesse der Priester, der Staatskirche und des Staatsglaubens liegt es auch, möglichst unentwegt an den früheren Glaubensanschauungen, durch die Jahrhunderte gefestigten Dogmen, Religionsformen und Gebräuchen festzuhalten.

Dessenungeachtet aber darf sich der Christ keinen Zweifeln hingeben. Das ewige, nicht weltliche und nie erreichbare Ideal seines Glaubens muß sich allmählich immer mehr von den Verkehrtheiten der Zeit befreien und in allen seinen wohlthätigen Folgen den Menschen immer klarer werden. Und ich bin der Ueberzeugung, daß das Christentum, so gewunden auch der Weg des menschlichen Fortschrittes sein möge, doch ungeachtet aller Hindernisse, die es auf diesem Wege angetroffen und ungeachtet der vorübergehenden Reaktionen des Unglaubens, der groben Sinnlichkeit und der Bestialität unser sittliches Leben in außerordentlich hohem Maße geläutert, und unsre Weltanschauungen sowie die gegenseitigen Beziehungen der Völker und Staaten zu einander bedeutsam geklärt hat.

Die Freiheit des Gewissens, die Freiheit der Erforschung der Wahrheit, die Vernichtung der Leibeigenschaft und Sklaverei, das schärfere Hervortreten der Persönlichkeit, Nachsicht und Milde dem besiegten Feinde gegenüber, die Veranstaltungen der öffentlichen Wohlthätigkeit, — alles das wird und ist im Verlauf von über achtzehn Jahrhunderten unter der Aegide des Christentums erreicht.

Wie sehr mir deshalb auch persönlich der obligatorische und dogmatische Charakter der Staatskirche, der Hierarchismus und das Ritualwesen als dem Geiste der Lehre Christi zuwiderlaufend erscheinen mögen, so darf ich doch meinen persönlichen Neigungen nicht allzusehr Raum geben, sondern muß vielmehr alle diese Erscheinungen als auf dem Boden des Christentums notwendig erwachsen anerkennen. Unwillkürlich kommt einem die Ueberzeugung, daß alles Bestehende vernünftig ist, d. h. sich in seinem ursächlichen Zusammenhange erklären läßt.

Die Moralvorschriften und -Kodexe, mit denen man zuweilen Christi Lehre auf eine Stufe stellt, sind ihren Zielen und ihren Tendenzen nach so weit voneinander unterschieden, daß man wirklich nicht weiß, worüber man sich mehr wundern soll — über die Kurzsichtigkeit dieser Anschauung, oder über das Bestreben, um jeden Preis die höchsten aller Ideale herabzusetzen und zu profanieren.

Alle Moralvorschriften alter sowohl wie neuer Zeit sind ausschließlich auf die äußere Wahrheit gegründet; auf die Uebertretung derselben folgt die Strafe entweder unmittelbar, oder wenn ein Vergehen andern bekannt wird. Du sollst nicht stehlen, thust du es aber doch, so wirst du bestraft; du sollst nicht töten, wenn du aber tötest, so kommst du selbst an den Galgen; die Hauptregel ist: thue keinem andern das, wovon du nicht willst, daß es dir geschehe. Wenn aber auch deine Abweichung von dieser Hauptregel der Sittlichkeit von niemandem entdeckt werden sollte, so wird sie doch für dich eine verborgene Strafe in Gestalt von innerer Unzufriedenheit und Gewissensbissen nach sich ziehen. Wenn du aber, so fügt der Kodex hinzu, obgleich du deinem Nächsten übles angethan hast, doch ohne Strafe und ohne Gewissensbisse ausgehen solltest, so vergiß nicht, daß es eine Nemesis und Gerechtigkeit auf Erden gibt, und daß doch, früh oder spät, die böse That gestraft, die gute aber belohnt werden wird. „Wer Gott im Gebet dient," sagt ein russisches Sprichwort, „und dem Zaren in der That, dem wird sein Lohn werden."

Dem Anschein nach handelt es sich auch in den Moralkodexen nicht nur um die äußere Wahrheit allein, es wird in ihnen vielmehr auch der inneren Unzufriedenheit, des Gewissens, sogar der göttlichen Gerechtigkeit Erwähnung gethan. In Wirklichkeit aber bleibt dieses sittliche Ideal ein äußerliches, an die Erde gebundenes und deshalb mehr oder weniger erreichbares. Der Heiland wollte es auch nicht aufgehoben wissen. Jenem reichen Jüngling, welcher ihn fragte, was er thun müsse, auf daß er das ewige Leben habe,

riet Christus vor allem, das Sittengesetz Moses zu erfüllen, und erst als hierauf die hochmütige Antwort erfolgte: „Alles das habe ich erfüllt," da ward ihm gesagt: „Gib deine Habe von dir, und folge mir nach." Das will eben sagen: Wenn du die äußeren Forderungen der Sittlichkeit und des Gesetzes erfüllt hast, so gehe weiter und erhebe dich, wenn du kannst, in weitere Höhen; wenn aber nicht, nun, so brauchst du auch dann nicht die Zuversicht zu verlieren. „Bei Gott sind alle Dinge möglich," ward den Jüngern gesagt, welche ihren Zweifel daran äußerten, ob ein Reicher in den Himmel kommen könne.

Und so ward denn über die Gesetze der Moral, welche, unbeständig und schwankend, wie sie sind, die Möglichkeit verschiedener Auslegungen, Umgehungen, Kompromisse und die Benutzung mannigfacher Schleichwege und Hinterthürchen offen lassen, — ich sage, über diese Gesetze ward in einer ganz andern Sphäre ein außerweltliches und ewiges Ideal aufgestellt: das zukünftige Leben und die Unsterblichkeit. Die Anerkennung des Glaubensideals seitens des Gläubigen muß aber eine volle und unbedingte sein. Für den Arzt, der nach Glauben ringt, ist es indes am allerschwierigsten, gerade an die Unsterblichkeit und an das Leben nach dem Tode glauben zu lernen. Dieses ist zunächst deshalb der Fall, weil den Hauptgegenstand der ärztlichen Wissenschaft und aller Beschäftigungen des Arztes der so schnell der Vernichtung anheimfallende Körper bildet; sodann kann sich der Arzt täglich anschaulich davon überzeugen, daß alle seelischen Fähigkeiten nicht nur im Zusammenhang mit, sondern auch in voller Abhängigkeit von dem Körper stehen; drittens aber müssen wir, wenn wir das Dasein eines unsterblichen Geistes in uns annehmen, das Bestehen eines ähnlichen Elements auch für die höheren Klassen des Tierreichs zugestehen, da das Vorhandensein vieler seelischer Fähigkeiten bei den Tieren unbestreitbar ist; diese Annahme wird für uns um so zwingender werden, je entschiedener in uns die Ueberzeugung von unsrer Abstammung von einer Tiergattung ist. Voltaire hat diesem allen Aerzten eigenen Zweifel in grober, aber treffender Weise folgendermaßen Ausdruck gegeben: „Haben Sie wohl irgend einmal, mein lieber Herr Doktor, bei Ihren wissenschaftlichen Forschungen die unsterbliche Seele zwischen der Harnblase und dem Mastdarme gefunden?"

Die Frage ist absurd und lächerlich; in der einen oder der andern Form kommt sie aber unzweifelhaft jedem Anatomen, Physiologen und praktischen Arzt in den Sinn. Ja, einem Arzt und wohl auch der Mehrzahl der zivilisierten Gesellschaft, die gewohnt

ist, den festen Boden der Induktion und der Anschaulichkeit unter ihren Füßen zu führen, kann es nicht leicht fallen, an ein Leben jenseits des Todes zu glauben, und zwar um so weniger, als es sich nach den bisherigen Untersuchungen über das Nervensystem erweist, daß gar nichts da ist, was im Jenseits fortleben könnte; die Existenz eines besonderen geistigen Prinzips im Organismus ist nur eine Hypothese, die von der Wissenschaft noch als X angenommen wird, an dessen Stelle vorderhand noch nichts substituiert werden kann.

Im Grunde genommen aber hat noch keiner von diesen Zweifelsgründen überzeugende Kraft, bevor wir zur genauen wissenschaftlichen Unterscheidung zwischen Leben und Tod oder zur Erkenntnis darüber gelangt sind, was eigentlich Leben ist. Von den Atomen des Stoffes wissen wir bereits, daß sie unsterblich sind, wenngleich wir auch nicht wissen, was sie eigentlich sind. Wenn nun aber unter unsrer alles zersetzenden Analyse die stofflichen Atome schließlich zu etwas Abstraktem werden, wer will dann eigentlich entscheiden, wo in dem Falle die Grenzen zwischen dem stofflichen und geistigen Elemente liegen?

Dem Arzte, — ich urteile übrigens nach mir selbst —, welcher aus Erfahrung weiß, wie leicht es ist, den Mechanismus der tierischen Maschine in seinem vollen Gange aufzuhalten, kann am ehesten der Gedanke daran kommen, daß dieser Mechanismus von der Anwesenheit eines unbekannten Etwas abhängig sei, einer Art elektrischen Stromes oder Lichtäthers, durch dessen Atomschwingungen auch die Thätigkeit des ganzen Mechanismus bedingt wird. Bei einigen Individuen gehen diese Schwingungen des unwägbaren Elements im tierischen Mechanismus gleichsam schneller vor sich, bei andern langsamer; bei einigen durchdringen die vibrierenden Atome des Imponderabils alle Gewebe gleichsam tiefer, und indem sie sich gleichsam in eine engere Verbindung mit ihnen setzen, teilen sie der ganzen Maschine eine größere Dauerhaftigkeit und Fähigkeit mit, der Zerstörung und dem Tode zu widerstehen; bei andern Individuen aber ist der Zusammenhang des Imponderabils mit dem Organismus so schwach und, man gestatte den Ausdruck, oberflächlich, daß der geringste Kraftaufwand denselben mit Leichtigkeit aufzuheben und das Leben zu vernichten vermag. Diese Hypothese darf schon deshalb nicht wunderbar erscheinen, weil sie auch dem Begriff (wenigstens meinem Begriff) von dem Wesen des Stoffes selbst entspricht. Die geistige Analyse verwandelt, indem sie den Stoff bis an die äußersten Grenzen zerlegt, die Atome desselben in gewisse mathematische Punkte oder Zentren, welche bis zu dem

Grade von der unsern Sinnen zugänglichen Materie verschieden sind, daß der Unterschied zwischen ihr und dem, was wir Kraft oder Geist nennen, zu einem ganz verschwindenden wird.

Ich weiß, daß eine derartige Anschauung den philosophischen und religiösen Anschauungen vom „Geist" (animus) nicht entspricht, eine Bezeichnung, unter welcher man ein abstraktes und der Materie gänzlich entgegengesetztes Prinzip versteht. Trägheit und Beharrungsvermögen, Veränderlichkeit, Teilbarkeit und dergleichen Eigenschaften des Stoffes sind unvereinbar mit der Freiheit, Unveränderlichkeit, Unbegrenztheit und verwandten Eigenschaften des Geistes. Auch mir ist es unmöglich, mich mit der Analyse der Materie allein zu begnügen und die Notwendigkeit der Existenz eines höheren geistigen Prinzips, als einer Quelle des Verstandes, Willens, Gefühls und Lebens, zu leugnen. Doch können wir über dieses vom Verstande notwendigerweise angenommene Abstraktum gar keine Vorstellung mehr haben. Die Annahme aber erscheint mir absurd, daß diese Forderung unsres Geistes, dieses rein abstrakte Prinzip, welches „animus" genannt worden ist, nur nach seiner trügerischen und fälschlich eingebildeten Aehnlichkeit mit etwas Flüchtigem*), welches der Luft, einem Gas, dem Atem, dem Dampf und dem Aehnlichen zu vergleichen ist — ich sage, es erscheint mir absurd, daß dieses abstrakte Prinzip direkt und unmittelbar in enge Verbindung mit der groben Materie treten solle.

Ein Geist von meinem Schlage läßt bei weitem leichter die Annahme zu, daß der keinem Zweifel unterliegende Zusammenhang des materiellen Organismus mit dem unsrer Vorstellung entrückten abstrakten Prinzip vermittelst eines besonderen, sozusagen Uebergangsprinzips bewerkstelligt wird, welches seinen Eigenschaften nach der Materie näher steht und uns deshalb leichter vorstellbar ist, sich aber doch der exakten wissenschaftlichen Forschung entzieht.

Ich gehe noch weiter und stelle mir als nicht unmöglich vor, daß die Atome des unwägbaren Elements (X), auch wenn sie die organische Maschine in Unthätigkeit belassen, selbst doch die äußeren Formen und einige von den psychischen Eigenschaften derselben in sich bewahren können, so daß sie dergestalt in sich gleichsam einen Abdruck jenes Organismus repräsentieren, den sie durch ihre Schwingungen belebt hatten. So phantastisch diese Vorstellung auch sein möge, so kann man doch unmöglich ohne jede Vorstellung von

---

*) „Duch" heißt russisch „Atem" sowohl wie „Geist", vergl. lat. „spiritus" und „animus". Anmerk. d. Uebers.

einem Gegenstande auskommen, welcher uns so nahe und tief berührt. Freilich, meine Vorstellung bietet zunächst noch nach keiner Seite hin recht Greifbares und gemahnt uns mehr oder weniger an etwas Mystisches. Doch was thut das und warum sollten wir uns vor Worten fürchten? Ist doch der Mysticismus genau solch eine Eigenschaft des menschlichen Seele, wie der Glaube überhaupt. Auch kann man nur an etwas Unenträtseltes glauben, wie denn auch das Wesen des Glaubens selbst noch nicht enträtselt ist. Wir wissen mit Sicherheit und thatsächlich nur, daß in dem zeitgenössischen Menschen (von dem zukünftigen Menschen wissen wir noch nichts) das Bedürfnis, zu glauben, zu lieben und zu hoffen, steckt; woher es aber kommt, wissen wir nicht, und eine Quelle suchen wir unwillkürlich irgendwo über uns, weil wir dieselbe in uns selbst und in unsern Nervenzentren oder andern Organen nicht zu finden vermögen, welche nur zum Zutagetreten dieser Bedürfnisse dienen. Zu unserm Glück haben wir noch die Fähigkeit erhalten, uns an häufig sich wiederholende Eindrücke zu gewöhnen und mit ihnen nicht sonderlich abzugeben, andrerseits aber uns beständig in Illusionen und Wahnvorstellungen zu ergehen; wäre dem nicht so, so würden wir alle zu ebensolchen Mystikern werden, wie die modernen Ultraspiritisten oder wie Eckartshausen und Madame Krüdener.

In der That, ist denn wirklich alles uns Umgebende verständlich und klar? Keineswegs; wir haben uns nur an dasselbe gewöhnt, und die beständige Illusion, in der wir uns des Lebens erfreuen, ohne an dessen undurchdringlich geheimnisvolles Wesen zu denken, bewahrt uns vor den Einseitigkeiten des Glaubens an das Wunderbare, welche zu innerer Unruhe und zum Irrsinn führen müßten.

Ja, Gott sei Dank, daß der größere Teil dessen, was wir wahrnehmen und empfinden, uns einfach, klar und natürlich erscheint. Etwas Uebernatürliches aber darf bei solch einer Ueberzeugung auch gar nicht existieren; das wäre aber nach unsern jetzigen Begriffen nicht nur das, was den uns bereits bekannten, sondern auch das, was den Gesetzen widerspräche, welche uns erst in Zukunft bekannt werden sollen.

Es gibt aber keine Epoche in der Entwickelungsgeschichte der zivilisierten Gesellschaft, in welcher nicht periodisch, in Form einer geistigen Epidemie, der Zug zum Wunderbaren aufträte. Dabei ist der Umstand höchst charakteristisch, daß in diesen Perioden der Grad dieses Glaubens an das Wunderbare durchaus nicht dem Grade der von der Wissenschaft oder von deren führenden Geistern bereits ge-

wonnenen Kenntnisse entspricht. Wer sollte z. B. glauben, daß die Männer der Wissenschaft am Ende des neunzehnten Jahrhunderts durchaus an Dinge glauben, an die am Anfange dieses Jahrhunderts gar niemand geglaubt hätte? So sind denn unsre Kenntnisse über die unser Ich lebhaft berührenden Gegenstände unsicher und leicht über den Haufen zu werfen.

Es ist eine gefährliche Sache, eins in Abrede zu stellen, weil wir von der Unzweifelhaftigkeit eines ihm entgegengesetzten andern überzeugt sind. Wie dem auch sein mag und wie mißtrauisch wir uns auch zum Spiritismus einerseits und zur kirchlichen Lehre über das Leben im Jenseits andrerseits verhalten mögen, so erachte ich es doch, ohne weder das eine noch das andre in Abrede stellen zu wollen, für nicht unmöglich, etwas (in meinem Sinne) Materielles in unsrem jenseitigen Leben anzunehmen, und gleichzeitig glaube ich auch (oder bemühe mich doch wenigstens daran zu glauben, und bitte Gott, mir diesen Glauben zu verleihen) an ein geistiges und — als Abstraktion — für uns unerreichbares Leben im Jenseits.

So zu glauben bin ich als Christ verbunden; dieser Glaube ist die Krone der Lehre Christi; das Glaubensideal ist von ihm in das jenseitige Leben gesetzt worden, und wenn wir nicht sterben, so erreichen wir nicht das Endziel unsres Lebens. Das ist das eigentliche Wesen der Lehre. Wir sind nicht Richter über unsre Handlungen. Die Wahrheit werden wir erst jenseits des Grabes erfahren; dort werden wir auch erkennen, ob unser Leben seinem wahren Zwecke entsprochen habe. Wenn die unsrem Organismus eigenen Leidenschaften mit ihren Ausschreitungen und das sinnliche Wesen unsres materiellen Seins zu existieren aufgehört haben werden, so werden wir die Möglichkeit haben, der Wahrheit ins Angesicht zu schauen; das will aber etwas andres heißen, als hier in unsrer materiellen Existenz sich bloß dem Gewissen gegenüber zu sehen: dort werden wir es mit der Wahrheit selbst zu thun haben, der wir hier so eifrig nachjagen und der wir dabei doch gleichzeitig zu entgehen trachten.

Auf Schritt und Tritt findet Christi Lehre in der Anwendung ihres abstrakten und außerweltlichen Ideals auf unser Leben gewaltige und unüberwindliche Hemmnisse für den Gläubigen. Das konnte aber auch nicht anders sein und hing auch von den Eigenschaften des Ideales selbst ab. Es muß unerreichbar und ewig bleiben. Weiter über dasselbe hinauszugehen, ist nicht mehr möglich. Daraus erklärt sich die außergewöhnliche Schwierigkeit seiner Anwendung auf das praktische Leben. Indes zeigen uns der ver-

lorene Sohn, die Sünderin und der Schächer am Kreuz, wie der Heiland selbst sich zu der Frage der praktischen Unerfüllbarkeit seiner Lehre stellte.

* * *

Seltsamerweise habe ich, als ich zweifelte und noch nicht glaubte, mehr Gutes gethan, oder richtiger gesagt, ich habe es in mehr uneigennütziger Weise, ohne jedes Motiv oder nur aus Liebe zur Wissenschaft gethan. So war mir z. B. zu jener Zeit die unentgeltliche Behandlung von Kranken Sache des wissenschaftlichen Interesses. Die eigenen Vorteile dem Gemeinwohl zu opfern habe ich damals auch in uneigennütziger Weise zu thun vermocht. Aber Menschenliebe und Mitleid oder Barmherzigkeit kannte ich damals nicht. Alles das ist, wie ich in meiner Lebensbeschreibung (für die Jahre 1830 bis 1850) auszuführen gedenke, allmählich gleichzeitig mit der Entwickelung des Bedürfnisses zu glauben gekommen; aber gerade seit dieser Zeit hat die Erfahrung des Lebens in mir bei allem Bestreben, Gutes zu thun, doch eine gewisse Furcht davor entwickelt, ich könnte dabei hintergangen werden.

In dieser Befürchtung und in diesem Mißtrauen, welche sich unwillkürlich in die Seele drängen, sehe ich die schwache Seite der Anwendung der Lehre Christi auf das praktische Leben. Indem sie mit allen Kräften ihrer Seele danach streben, den sie Hassenden Gutes zu thun und sich selbst aus Liebe zu andern zu opfern, werden sich so manche nicht der Gefahr bewußt, die in der Möglichkeit liegt, daß sie sich nicht für das Gute, sondern für das Böse opfern. Nur aufrichtige Asketen, welche das praktische Leben mit dessen guten und bösen Strömungen gleichgültigen Blickes betrachten, können ohne jeglichen Hintergedanken, ohne Furcht und Fährnis aus reiner abstrakter Liebe Gutes thun und sich für andre zum Opfer bringen. Inzwischen brauchen bei nicht christlicher Weltanschauung Selbstaufopferung und andre tugendhafte Thaten zu ihrer Ausübung einen geringeren Grad von Willenskraftanstrengung; so z. B. wird es einem nicht christlichen Fanatiker geringere Ueberwindung und Willensanstrengung als einem christlichen kosten, etwa für einen andern oder ein ganzes Volk Rache zu üben und, indem er sich selbst dabei zum Opfer bringt, die Rechte des Volkes wiederherzustellen.

Die Worte des Erlösers: „Ihr seid böse" bedrücken mir wie ein schwerer Vorwurf mein Gewissen, wenn die Befürchtung, betrogen werden zu können, mich davon abhält, etwas Gutes zu thun.

Und dieser wohlverdiente Vorwurf bringt einem gleichzeitig mit dem Mißtrauen der nun doch ausgeführten guten That gegenüber herben Zwiespalt in die Seele, so daß ein praktischer Christ wohl immer eine gewisse Zerrissenheit und Doppelherzigkeit zeigen wird — natürlich aber nicht in der allerschlimmsten Bedeutung dieses Wortes.

Inzwischen hat aber die Lehre Christi abgesehen von ihrem unerreichbaren Ideal auch noch eine praktische Bestimmung. Und hier nun, auf seinem Durchgang durchs Leben, finden wir die einander widersprechendsten, bis zum Sinnlosen gehenden Anschauungen und Anwendungen aller dieser Anschauungen auf das praktische Gebiet. Jede von ihnen sucht und findet ihre Begründung im Texte des Evangeliums selbst. Die allerverschwommensten und den ältesten Grundlagen der Gesellschaft völlige Zerstörung drohenden Doktrinen sind auf dem Fundament der Lehre Christi auferbaut worden. Irre ich nicht, so war in den ersten Jahrhunderten des Christentums die berühmte Doktrin verbreitet: „Alles, was mir gehört, ist auch dein"; einen ähnlichen Bau, freilich auf mehr wissenschaftlichem Fundamente, plant man auch in neuerer Zeit, wobei je nach Bedürfnis auch die Architekten des neuen Gesellschaftsgebäudes ähnlich ihren Vorgängern sich auf die Lehre Christi berufen können.

Als auf einen Kontrast zu dieser sozialen Nivellierung aller irdischen Güter kann man auf die Erläuterung der Beziehungen der Kirche zum Staat und der Unterthanen zu andersgläubigen staatlichen Autoritäten hinweisen, welche in den Worten des Heilandes liegt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

Wenn sich Reiche auf Kosten von Armen noch weiter bereichern, so können sie sich mit dem Ausspruch trösten: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, von dem wird auch das Letzte genommen werden." Selbst Feinde und Hasser können sich auf Worte aus dem Evangelium berufen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern den Bruder wider den Bruder zu erregen und den Sohn wider den Vater."

Nicht genug damit, suchen selbst die größten Verstümmelungen des gesunden Sinnes und des Körpers, wie z. B. die Selbstverstümmelung, sich ihre Rechtfertigung in den Worten des Evangeliums. Nicht ohne Grund hat ja das Papsttum und . . . .*) so ungern die Verbreitung des Evangeliums und der Bibel in der

*) Wahrscheinlich sind hier im Original die Worte „unser (allerheiligster) Synod" als nicht zensurmäßig gestrichen worden. Anmerk. d. Uebers.

Volkssprache zugelassen, wenngleich der Ersatz des religiösen Fanatismus durch den Idiotismus zu noch größerer Verbildung der Volksphantasie geführt hat.

Alle diese absurden Bestrebungen, in der Lehre Christi die Grundlagen für absurde und garstige Hervorbringungen der Phantasie zu gewinnen, verlieren für den Christen ihre raison d'être, welcher, nachdem er einmal zum Glauben an die göttliche Natur Christi gekommen ist, eben damit ihm auch die höchste Vernunft zuerkannt hat. Freilich legen einige die Worte des Heilandes über die geistig Armen so aus, als bezögen sie sich ausschließlich auf das, was die Franzosen esprit nennen. Meiner Meinung nach ist aber der geistig Arme kein Verstandesarmer. Auch ein kluger Mensch kann von demütiger, milder und schlichter Gesinnung sein. Deshalb werde ich mich aus Ehrfurcht vor Gott doch nie zu der Annahme verstehen können, als habe die höchste Vernunft die Seligkeit nur den Dummköpfen in Aussicht gestellt.

Indem ich als Quelle unsres Verstandes die kosmische, universale und höchste Vernunft ansehe, indem ich glaube, daß eben sie selbst in Gestalt des Gottmenschen auch uns Christen mit ihrer Lehre erleuchtet hat, kann ich nichts derartiges als auf dieser Lehre begründet anerkennen, was unser schlichter, aber gesunder Verstand dumm, fade, sinnlos, mißgestaltet, widerwärtig und häßlich findet. Freilich, glauben läßt sich auch an das Absurde. Aber absurd im Sinne Tertullians ist noch nicht die triviale Sinnlosigkeit und mißgestaltete Häßlichkeit der Ausgeburten einer rohen Phantasie. Absurd kann auch das Höchste sein, wenn es unsern augenblicklichen und, wie die Geschichte lehrt, veränderlichen Weltanschauungen widerspricht. Ein Absurd ist z. B. der Teufel, als Widersacher und Antagonist der obersten Vernunft, des Guten und des obersten Willens des Schöpfers, aber an dieses Absurd zu glauben ist doch möglich, auch wenn man es mit dem Verstande nicht anerkennt. Christus selbst mußte als jüdischer Rabbi an den Teufel glauben und in Uebereinstimmung mit den Begriffen des ihm stamm- und zeitgenössischen Volkes auch die Teufel aus den Besessenen (nach unsern Begriffen — Geisteskranken) austreiben. Folgt nun aber hieraus etwa, daß nun auch der zeitgenössische Christ an die Möglichkeit der Besessenheit, Teufelsaustreibungen u. dergl. glauben müsse?

Nicht mehr absurd aber wäre es, sondern schon sinnlos, anzunehmen, der Heiland habe, als er den treuen Anhängern seiner Lehre sein Reich „nicht von dieser Welt" verheißen, gleichzeitig hiermit auch eine grundlegende soziale Umwälzung in Anregung ge-

bracht, indem er die Reichen veranlaßt habe, ihren Besitz unter die Armen zu verteilen, also daß alle arm würden. Dieses ward offenbar nur für die für das Reich „nicht von dieser Welt" Auserwählten in Vorschlag gebracht, welche noch über die Erfüllung des Gesetzes hinaus mit aller Kraft ihrer Seele danach strebten, das überweltliche Ideal der Lehre zu erreichen. Noch sinnloser scheint es mir, anzunehmen, daß die oberste Vernunft, welche doch die Natur geschaffen hat, eine grobe Verletzung der Naturgesetze billigen sollte.

Es scheint mir ein großer Fehler zu sein, daß unsre christlichen Lehren etwas meiner Ansicht nach höchst Wichtiges so gut wie ganz unberücksichtigt lassen, nämlich den Unterschied zwischen den göttlich idealen Grundlagen der Lehre des Gottmenschen, die ewig unwandelbar und in diesem irdischen Leben unerreichbar sind, und der praktischen Bethätigung Christi als Menschen und Juden. Man darf nicht vergessen, daß seine gleichfalls von Juden und größtenteils nach fremder Ueberlieferung und Erzählungen zusammengestellten Lebensbeschreibungen nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt haben auf uns gelangen können. Ungeachtet dessen fährt das göttliche Ideal der Lehre doch fort, klar durch das weite Dunkel der Jahrhunderte hindurchzuleuchten. Eben diese lichteste und unantastbarste Seite der göttlichen Lehre muß den Gläubigen als wegweisende Leuchte dienen.

Selig ist, wer glaubt, ihm wird warm und wohl auf der Welt werden. Diese wenngleich nicht ganz passend und in scherzhaftem Tone gesagten Worte treffen doch das Wesen der Sache. In der That, warm und wohl fühlt sich der Gläubige in der Welt.

Er braucht keine künstlichen Mittel, um sich an ihnen die Seele zu erwärmen. Wer, wenn auch nur einmal, diese beseligende Wärme gespürt hat, der wird nicht aufhören zu glauben, und müßte er auch täglich und mehrmals am Tage das Anstürmen der Zweifel und das bange Schwanken zwischen Himmel und Erde über sich ergehen lassen. Diese Zweifel und dieses Schwanken begleiten sein Thun und die Motive zu demselben und treten sowohl tags wie nachts auf. Wenn man sie einmal erlebt hat, so kann man sich einen Begriff von der Entstehung des Teufels bilden.

Ich denke, ein jeder hat es wohl schon an sich erfahren, wie plötzlich und unberechenbar, Traumerscheinungen gleich, böse, garstige und gemeine Gedanken einem gleichsam irgendwoher aus den Tiefen der Seele gerade um eine Zeit hervortauchen, wo man an etwas ganz andres denkt, das durchaus gar keine Beziehung zur Kategorie dieser Phantome des Denkens hat. Zuweilen verschwinden sie ebenso rasch wie sie gekommen sind, manchmal aber bleiben sie so lange

auf der Oberfläche des Bewußtseins, daß sie unwillkürlich unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. „Bin ich denn wirklich," so fragt man sich dann wohl, „bin ich denn wirklich solch ein gemeiner Bösewicht, daß so schmähliche Gedanken sich in mir bergen können?" Man beginnt über dies Thema weiter nachzudenken, bis sich dann herausstellt, daß das alles offenbare Lüge und Selbstverleumdung ist, und daß man sich nie auch nur die geringste Veranlassung dazu gegeben hat, dergestalt von sich zu denken; etwas Fremdes, gleichsam von außen Gekommenes ist in uns, weiß der Teufel warum, aufgetreten, hat sich eine Zeitlang in unsrer Seele geregt und ist dann schließlich verschwunden.

Wird uns nicht ganz dasselbe von der frühesten Zeit an von den Versuchungen des Teufels berichtet? Bei einfach geartetem Verstande und einfacher Phantasie, niedrigerer Bildungsstufe und sonst noch günstigen Bedingungen vermag der uns als etwas Aeußerliches und von fremd her in uns Gedrungenes anmutende Charakter solcher plötzlichen, durch nichts erklärlichen Gedanken so weit zu gehen, daß die Personifikation (d. h. die völlige Außersichselbststellung) unvermeidlich wird.

Was nun mich selbst betrifft, so suche ich zunächst, einerlei, ob diese visionären Gedanken zur Zeit von praktischen Beschäftigungen oder während des Gebets auftreten, sie in durchaus gar keiner Weise zu beachten, worauf sie dann in der Regel wieder verschwinden, ohne sich noch recht entwickelt zu haben; hier spielt eine große Rolle auch die richtige Kenntnis seiner selbst; wenn man sich selbst kennt, so vermag man rechtzeitig die Aufmerksamkeit daran zu hindern, in die von der Phantasie gestellte Falle zu geraten. Pilgersleute und Küster verfahren gar nicht so thöricht, wie das auf den ersten Blick scheinen könnte, wenn sie an die vierzigmal ihr „Herr, erbarm Dich!" wiederholen; auf mechanische Weise verhindern sie ihre Aufmerksamkeit, sich auf einen Gedanken zu konzentrieren, und die Worte erweisen sich für sie als heilsamer denn Gedanken.

Ein Mensch, der sich als zweihändiges Tier betrachtet, vermag sich über diese bösen, unwillkürlich und unbekannt woher über ihn kommenden Gedanken leicht zu beruhigen, für das Tier ebenso wie für die oberste universale Vernunft les extrémités se touchent — — gibt es nichts Böses und nichts Gutes; der Unterschied zwischen Bösem und Gutem verschwindet sogar auch für die in geringerem Maße vernünftigen Gewalthaber, Staatsmänner und Eroberer. Woher nun eigentlich dies Bedürfnis der Unterscheidung des Guten und Bösen für Leute mittleren Schlages? Sehen denn nicht die unglück-

lichen Märtyrer ihrer Ideen, daß die Folgen dessen, was ihnen als böse erscheint, außerordentlich verschiedenartiger Natur sind, und daß sie, nachdem sie ein ungeheures Uebel zuwege gebracht, doch auch sehr segensreiche sein können?

Wenn man dies scheinbare Uebel dergestalt von verschiedenen Seiten betrachtet, so kann man unter Umständen wohl auch zu der philosophischen Ansicht des Doktor Panglosse kommen. Man kann aber auch umgekehrt in derselben Weise zum ausgesprochenen Pessimisten werden. Kurz, die reine Willkür entscheidet — so oder anders. Ist es da am Ende nicht besser, alle diese doch zu nichts führenden Versuche zu lassen, Positivist zu werden und nur darüber zu philosophieren, was exaktem Forschen und Wissen unterliegt, d. h. sein ganzes Leben auf das positive Wissen zu gründen und das Unlösliche in Ruhe und, wie sich's ja auch gehört, ungelöst zu lassen?

Ganz schön, was soll aber derjenige anfangen, dessen Geist sich nicht in diese Schranken zwängen lassen will? Ihr Herren Reformatoren und Gebietiger unsres Denkens, sucht doch zunächst, wenn ihr den rechten Boden für die Aufnahme eurer Lehren haben wollt, die beklagenswerte Individualität zu vernichten, welche den von euch erwarteten und vergötterten Fortschritt in so hohem Maße behindert! Solange wir aber noch keine Methode erfunden haben, die Menschen einander ganz gleich auf die Welt zu bringen, so lange wird es auch nicht gelingen, sie über einen Kamm zu scheren. Solange die kollektivistischen Eigenschaften und elementaren Kräfte, welche von gar keiner Individualität wissen wollen und alles über einen Kamm scheren, die menschliche Persönlichkeit noch nicht gänzlich unterdrückt haben, so lange werden alle individuellen Eigenschaften ihr Recht aufs Leben und Raum zur Bethätigung suchen. So steht's denn auch mit dem Wunsche, zu erkennen, was gut und was böse ist, einem Wunsche, der, wie die Juden annehmen, bereits unsrer Urelternmutter Eva bekannt war. Die Völker haben die unbedingte Notwendigkeit dieses ununterdrückbaren Verlangens früher als ihre Weisen erkannt.

In dieser Beziehung zerfällt die ganze Welt in zwei entgegengesetzte Lager: das eine nivelliert alles und macht und kennt gar keinen Unterschied, während das andre unwillkürlich danach strebt, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, ohne dabei zu wissen und zu fühlen, daß es das Gesuchte niemals erkennen werde. Und hieraus ergibt sich nun der Kampf zwischen den elementaren Kräften, den kollektivistischen und tierischen Instinkten einerseits und der vernünftigen menschlichen Erkenntnis andrerseits, welche darauf aus-

geht, in das Wesen einer jeden Erscheinung einzudringen und seine Gesetze und raison d'être zu finden.

Ich habe gesagt, daß es für das Tier kein Gutes und kein Böses gibt, keinen vernünftigen Begriff vom Guten und Bösen, welcher die Grundlage unsrer Sittlichkeit bildet; aber eben diese „Erkenntnis des Guten und Bösen", wie es in der Genesis heißt, ist auf einer auch dem Tier eigenen Empfindung begründet; ich glaube, man darf ohne Umschweife sagen, daß, so wie die organische Materie die Fähigkeit zu empfinden erhält, sie auch gleichzeitig hiermit schon das Gefühl für das Gute und Böse in statu nascente in sich enthält.

Der Erkenntnis muß natürlich die Empfindung voraufgehen, und die mit der Empfindung begabte organische Materie wird für sich selbst zum Prüfstein, an dem sie den Inhalt des Guten und Bösen in seinen elementaren Anfängen erprobt. Die ersten Spuren der Empfindung für das Gute und Böse erscheinen in der Gestalt von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche offenbar auch den allerniedrigsten Organismen eigen sind. Unbewußt und unwillkürlich strebt der Organismus des Tieres seinen Zielen zu, indem er seiner angenehmen oder unangenehmen Empfindung folgt, und diese seine instinktiven Bestrebungen nehmen in der Form von kollektivistischen Eigenschaften und als Kampf ums Dasein einen rein elementaren Charakter an. Indem sie der Empfindung des Angenehmen nachstreben, welche die Befriedigung der organischen Bedürfnisse der ganzen Gesamtheit begleitet, geht, schwimmt, läuft und fliegt die letztere ihrem Ziele mit elementarer Gewalt, ohne viel zu untersuchen und zu unterscheiden, unwiderstehlich entgegen. Deshalb rechne ich die kollektivistisch instinktiven Eigenschaften des tierischen Organismus, wenngleich sie auf demselben Prinzip sich gründen, wie auch unser Begriff vom Guten und Bösen, zu demselben Lager, wohin ich auch die elementaren ziehe.

Die Existenz des Bösen wird schon klar von dem Organismus empfunden, welcher die traurige Fähigkeit zu leiden erhalten hat. Endlich eignen wir uns diese Empfindung bereits als begriffliche Erkenntnis an, wenn wir seelisch zu leiden lernen. Und wie viel ich auch nachdenken mag, eine bessere Definition des Bösen vom sittlichen Gesichtspunkt aus glaube ich nicht finden zu können, als wenn ich es seelischen Kummer, seelisches Leiden und seelische Qual (je nach dem Grade) nenne. Alles das ist also innerhalb unser und außer uns Böses, was uns Leiden zufügt, und, nach uns selbst zu urteilen, müssen wir dasselbe auch für andre, uns gleiche Wesen

annehmen; wir als für sie Außenstehende können selbst für sie zu Trägern des Bösen werden.

Im letzten Ende ist das Böse immer eine organische und deshalb auch seelische Eigenschaft. Aber indem wir die Notwendigkeit der Existenz des Geistes als eines Elementes anerkennen, welches mit den Eigenschaften des Stoffes nichts gemein hat, müssen wir eben damit auch anerkennen, daß es für den Geist kein Böses gibt, und der Verstand, der es vom Guten unterscheidet, thut dieses nur deshalb, weil er unser ist und nicht urteilen kann, ohne zu empfinden und ohne vom Stoff abzuhängen. Was kann ich nun nach diesem Schluß von der Bedeutung denken, welche Christi Lehre der Unterscheidung des Guten vom Bösen beilegt? Dient sie nicht zum Grundstein der Lehre in ihrer Anwendung aufs Leben?

Und das Leben jenseits des Grabes selbst — wird es nicht nach Christi Lehre eine Fortsetzung eben jener Erkenntnis vom Guten und Bösen sein, welche wir uns hier im irdischen Leben gebildet haben? Wie wird denn aber in jene unsre immaterielle Existenz uns eine Erkenntnis nachfolgen, welche wir uns in materieller Weise vermittelst der Empfindung erworben haben? Wie viel Fragen doch die Skepsis der verstandesmäßigen Analyse in Glaubenssachen anregt!

Aber der Glaube mit seinem höchsten Ideal ist so stark, daß er seinen eigenen Weg geht, ohne sich an die zersetzende Analyse zu wenden. Der Heiland konnte niemand skeptische Fragen vorlegen; er lehrte nicht inmitten griechischer Sophisten und suchte sich in seiner Offenbarung nach den Begriffen des Volks zu richten, welchem er das Evangelium verkündigte; auf die Fragen der Schriftgelehrten antwortete er jedoch ausweichend oder nach orientalischer Weise in Parabeln, Gleichnissen und Sinnsprüchen; den Ungläubigen aber stellte er seine Thaten entgegen. Der Heiland ließ sich in keine dogmatischen Auseinandersetzungen ein, gewährte den Anhängern seiner Lehre Freiheit des Gedankens und verlangte von ihnen nur ein reines Herz, aufrichtige und warme Liebe und eine eifrige Teilnahme an der Verbreitung der erlösenden Lehre.

Weitere Auslassungen und Erörterungen über die unter dem Einfluß der Vorherbestimmung bei Tieren angenommene Seele und die beim Menschen vorausgesetzten: Seele und Geist (Apostel Paulus) sind in der Folge der Lehre Christi durch die Apostel und Kirchenväter hinzugefügt worden. Ich bin daher berechtigt zu behaupten, daß sowohl die an die Vorherbestimmung Glaubenden, als auch die alle unsre Handlungen (und so auch unsre Erlösung) von dem

freien Willen des Menschen abhängig Machenden sich in gleicher Weise, ohne die Grundlagen des Glaubens in Frage zu stellen, auf Christi Lehre stützen können.

Freiheit! Freiheit! schönes Zauberwort, das du die Völker erregst, was bist du eigentlich?

Wiederum ganz dasselbe, nämlich eine Empfindung, und zwar eine sehr angenehme, anfangs, wie alle Empfindungen in der Welt, organischer und hernach geistiger Natur. Solange sie noch organisch bleibt, fällt es nicht schwer, auch ihre Beziehungen zu ihrer materiellen Unterlage nachzuweisen; sobald sie aber diesen festen Boden verliert und sich in die geistige Freiheit zu verwandeln beginnt, dann wird auch die Analyse schwankend, wenngleich auch die Empfindung dieser Freiheit der ähnlich bleibt, welche die organische Freiheit in uns erregt.

Wenn aber die Freiheit nur Empfindung ist, so ist der Wille sowohl Empfindung als auch Handlung. Wenn wir etwas wollen, so empfinden wir nicht nur unsern Wunsch, sondern die auch ihm folgenden Handlungen als frei. Indes ergeben sich hier bei näherer Analyse eine ganze Menge von Bedenken.

Ist der Wille frei?

Die Frage ist eigentlich nicht zu lösen; um sie zu entscheiden, müßte man sich gleichzeitig zum Subjekt und Objekt machen; man müßte sich selbst eingehend zerlegen können, gar nicht zu reden von der Notwendigkeit andrer Hilfsvivisektionen, den Quellen der Untersuchung der Zentralelemente unsrer Nerven und dergleichen mehr.

Der Wille als Empfindung kann bewußter und unbewußter Natur sein. Wir können ebensogut unbewußt wollen, wie wir auch unbewußt denken können. Das scheint unverständlich, in Wirklichkeit kommt es aber darauf oder doch scheinbar darauf hinaus; in vielen Fällen denken und wollen wir (regelrecht) und handeln auch infolgedessen, ohne zum Bewußtsein darüber zu kommen, d. h. ohne zu fühlen, ohne zu empfinden, daß wir uns darüber zum Bewußtsein kommen. Hier stellt es sich eben heraus, daß wir nicht nur über ein Bewußtsein verfügen, sondern auch über eine Empfindung des Bewußtseins (ein Eigenbewußtsein) oder, wie man es vielleicht auch nennen könnte, ein Bewußtsein des Bewußtseins, welches uns, wie ich schon oben einmal ausgeführt habe, von den Tieren unterscheidet.

Ich unterscheide vielleicht nicht ganz berechtigter- aber für mich doch einleuchtenderweise zwischen „Wollen“ und „Wünschen“. Wollen kann man sowohl bewußt als unbewußt, aber immer mit nachfol-

gendem Handeln; wünschen kann man aber nur bewußt und streng analysierend, dabei immer ohne zu handeln. Es hatte seinen guten Grund, wenn ich während der Regierung des Kaisers Nikolai Pawlowitsch von keinem Soldaten im Hospital je die Worte gehört habe: „Ich will.“ Fragte man den Mann: „Willst du essen?“ so war die Antwort gewiß: „Nein, Excellenz, ich wünsche nicht zu essen.“

Das kann unmöglich zufällig sein. Ja, wünschen kann man nur bewußt und eigentlich ohne nachfolgendes Handeln; doch kann der Uebergang von dem „Ich wünsche“ zu dem „Ich will“ so schnell sein, daß man ihn nicht immer zu bemerken vermag und das Wünschen zuweilen ebenso wie auch das Wollen ein Handeln nach sich ziehen kann. Ich bemerke zufällig einen Apfel auf einem Baum und mich kommt der Wunsch an, ihn zu pflücken; sofort beginnen infolge dieses Wunsches meine Augen und Hände in Thätigkeit zu treten, will sagen, mein Wunsch hat sich den Teilen des Gehirns mitgeteilt, in denen die Fähigkeit lokalisiert ist, meine Augen- und Armmuskeln in Bewegung zu setzen und auf den gewünschten Gegenstand hinzudirigieren.

Worin besteht nun aber diese Lokalisation, wenn sie so unzweifelhaft ist, wie man das nach den modernen Untersuchungen darüber annehmen darf?

Meiner Ansicht nach wird im Gehirn nicht nur der Mechanismus (etwa eine Art von galvanischem Apparat) lokalisiert, welcher diese oder jene Gruppe von Muskeln zur Thätigkeit erregt, sondern auch der auf die Thätigkeit dieses Mechanismus gerichtete Wille selbst ist lokalisiert. Wenn dem so ist, so wird der Wunsch, als Funktion des Bewußtseins, dem lokalisierten Willen vermittelt, und dieser schließt oder öffnet bald bewußt, bald unbewußt für uns die galvanischen Ketten dieser Apparate und setzt unsre Augen- und Armmuskeln in Bewegung. Durch die Bewegung meiner Augen aber, die durch den unbewußten Willen und Gedanken geleitet werden, stelle sich die Beziehungen des Raumes und der Lage des Apfels fest, und sodann wende ich in nunmehr schon bewußten Bewegungen meiner Hände die letzteren dem Apfel zu, um ihn zu pflücken.

Aber auch ein uns zum Bewußtsein kommendes Handeln kann ebenso wie das unbewußte das Ergebnis eines unfreien Willens sein. Ich will die Hand oder den Fuß aufheben, kann es aber auch nicht wollen oder aber kann sogleich anfangen und dann wieder sofort aufhören zu wollen.

Folglich bin ich in meinem Wollen frei.

Ist es denn aber wirklich so? Das ist die Frage. Kann ich wirklich gerade das nicht wollen, was ich will? Bin ich nicht unbedingt gehalten, muß ich nicht, durch die Kette alles Voraufgegangenen gebunden, gerade so wollen, wie ich will? Sodann bleibt, wenn man die Möglichkeit, nicht wünschen zu können, zugibt, das Haben eines Wunsches höchst zweifelhaft; kann man wirklich, wenn man irgend etwas wünscht, diesen Wunsch wollen oder nicht wollen, d. h. kann ein klar formulierter Wunsch auf den im Gehirn lokalisierten Willensapparat übertragen oder auch nicht übertragen werden?

Die Hauptsache ist ja zu entscheiden, ob ich mir willkürlich auf eigenen Willensantrieb hin auch nicht zum Bewußtsein zu kommen vermag. Das ist nun natürlich nicht der Fall. Das Bewußtsein ist für mich im normalen Zustande obligatorisch, folglich auch alles das, was dem Bewußtsein unterliegt, in seinen Bereich gehört. Deswegen kann ich auch nicht nicht wollen, soweit mein Wille bewußt ist. Mein Wille hängt, abgesehen von dieser Abhängigkeit, von meinem Bewußtsein und von auf das Bewußtsein und deshalb auch auf den Willen einwirkenden äußeren Bedingungen auch noch, ganz wie der Gedanke, von einem nicht recht faßbaren, aber doch unzweifelhaft bestehenden Einfluß ab, welchen verschiedene Organe auf die Zentren des in verschiedenen Teilen des Gehirns lokalisierten Willens ausüben.

Der Geist ist frei und kann nicht anders als frei sein, aber sein Organ arbeitet nur so weit, als es seine Einrichtung und alles, was dieser Einrichtung vorherging, zuläßt. Wir könnten aber nach unsrer Weise weder leben noch handeln, ohne die wohlthätige Illusion, welche uns fest glauben läßt, daß wir die Freiheit haben, willkürlich oder doch richtiger freiwillig zu wünschen, zu denken und sogar zu handeln; willkürlich — das wäre arbitraire, das „freiwillig“ aber entspricht dem „spontané“. Diese Freiheit nun ist eine für uns unsichtbare und von uns nicht empfundene Kette.

Wie sollte denn auch in der That ein Wesen frei sein können, welches nach der ganzen Einrichtung seines Organismus dazu bestimmt ist, sich ohne jede Willkür seinerseits empfinden und bewußt werden zu müssen?

Freilich kann es dieser unfreien Existenz selbst ein Ende machen, doch kann ihm das hier auf Erden gleichwohl nicht die Freiheit geben.

Und so ist denn alles in für uns streng verbindlicher Weise vorherbestimmt, der Mechanismus der Maschine ist aufgezogen und es heißt nun für uns gehorchen und in friedlicher Selbsttäuschung leben.

Was ist denn aber der Glaube und das Vertrauen, die Gnade und das Gebet?

Antwort: Eben solch eine streng verbindliche Vorherbestimmung. Glaube an die Liebe, vertraue auf die Gnade der höchsten Vorherbestimmung, bete zum allumfassenden Geist der Liebe und Gnade, daß er deinem Geiste gnadenreich glückselige Stimmung verleihe. Seligkeit, Glück und Frieden deiner Seele, alles ist in dieser Stimmung mit einbegriffen. Weder für dich noch für irgend einen andern wird sich irgend etwas in der Welt ändern, nicht verstummen werden die Stürme, nicht beruhigen werden sich die tobenden Elemente, wohl aber läßt sich die Stimmung deines Geistes durch den Flug der Seele ändern, die durch den Glauben an die Gnade des heiligen Geistes sich beflügelt fühlt.

Die Wirkung des Gebets auf mich erblicke ich in dem zentripetalen und zentrifugalen Vibrieren meiner Seele, die sich bald zu weiten Höhen aufschwingt, bald mit neuer Kraft zu sich selbst zurückkehrt. Und von allen Gebeten das segensreichste ist uns vom Heiland selbst als Vermächtnis hinterlassen worden; indem ich es ausspreche, bitte ich, daß Gottes Name und Reich zu mir komme, und flehe um die Verleihung der Seelenstimmung, welche mich vor der Versuchung und dem Bösen bewahre.

Wenn aber alles vorher bestimmt und unabänderlich ist, wird dann nicht der Hintergedanke an die Wirkungslosigkeit des Gebets dir den Frieden und die Ruhe der Seele gerade dann stören, wenn du betest? Nein, und nochmals nein, wenn du dich nur ganz von dem Glauben an die Gnade durchdringen läßt und an die wohlthätige Wirkung, die sie auf die Stimmung deiner Seele auszuüben vermag.

Und obgleich nun dergestalt kein einziger vorherbestimmter Kummer, kein einziges vorherbestimmtes Leid sich dir fern halten läßt, so kannst du doch ruhig bleiben, wenn die Gnade des Gebets dich weniger empfindlich und stärker gewappnet zum Ertragen von Kummer und Leid gemacht hat.

Ist es nicht thöricht und unmenschlich, sich und andern ein allbekanntes Heilmittel nur deswegen vorzuenthalten, weil es nicht in eine Doktrin hineinpaßt, die uns noch lange nicht die Wahrheit eröffnet hat? Wie exakt und unbestreitbar eine wissenschaftliche Lehre auch sein mag, die sich auf sinnlicher Vorstellung (Experimenten) und auf verstandesmäßiger Analyse auferbaut, wir können und dürfen, indem wir uns dieser Lehre zuneigen, die andern Bedürfnisse des Geistes nicht unberücksichtigt und unentwickelt lassen; wenn man diese

vernachlässigt und mit Füßen tritt, so werden sie früh oder spät mit Entschiedenheit die Wiederherstellung ihrer Rechte verlangen. Das habe ich an mir selbst erfahren und gestehe es mir selbst offen ein; ich kenne aber viele Beispiele, aus denen ich den Schluß ziehe, daß auch andern, die sich das nicht eingestehen wollen, ganz ebenso wie ich beim Versuch, bei der einmal angenommenen Lehre konsequent bleiben zu wollen, Fiasko gemacht haben.

34.

Wenn ich mich jetzt frage, welchen Bekenntnisses ich bin, so antworte ich darauf positiv: orthodox-griechischen, desselben, in welchem ich geboren bin, und welches meine ganze Familie bekannt hat.

Wenn ich aber das erkläre, so muß ich doch gleich zwei für mich nicht ganz identische Begriffe unterscheiden. Ich bin der Meinung, daß jeder Bürger eines Staates, der seine Staats- (herrschende) Kirche hat, wenn er einmal in dieser Kirche geboren ist, ihr auch als Staatsbürger für sein ganzes Leben lang treu zu bleiben verbunden ist; seine inneren Ueberzeugungen, seine Zweifel, seine Weltanschauung, die etwa den Dogmen des ihm bei der Geburt überkommenen Bekenntnisses nicht entsprechen mögen, haben damit gar nichts zu schaffen.

Wenn das Leben und die ganze Geschichte des Staates die Anerkennung der herrschenden Kirche von ihm verlangten, d. h. die völlige Glaubensduldung und Gewissensfreiheit nicht zuließen, so handelt er meiner Ansicht nach nicht nur äußerlich widergesetzlich, sondern ist auch innerlich im Unrecht, wenn er sein Bekenntnis wechselt.

Völlige Gewissensfreiheit in einem Staate, welchen christlichen Bekenntnisses er auch sein möge, ist immer nur eine Frage der Zeit, sie muß existieren, und wenn sie nicht existiert, so doch ausschließlich nur aus politischen (und in der Regel unzutreffenden) Erwägungen und Rücksichten, welche dem Geiste der Lehre Christi nur allzu klar widersprechen und deshalb temporärer und vorübergehender Natur sind.

Sollte das nun aber eine Sünde vor Gott sein, daß ich als Bürger und als Mensch dasjenige dogmatische Bekenntnis der Lehre

Christi, welches eine sozusagen staatliche Hülle angenommen hat, von dem Geist, dem Ideal und dem eigentlichen Wesen der Lehre selbst unterscheide? Werden ja doch auch die Kirche und das Bekenntnis, zu denen ich von Geburt an gehöre, das Ideal und den Geist der Lehre Christi nicht verleugnen, nämlich die allumfassende Liebe zu Gott und dem Nächsten, den Glauben an die Gnade des heiligen Geistes, an die göttliche Natur des Erlösers, an die Unsterblichkeit der Seele und ein Leben im Jenseits.

Sollte denn wirklich die herrschende Kirche sich in diesem Falle nicht von dem Grundsatze derselben Lehre leiten lassen: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns" (d. h. unser)? Diesem Grundsatze nicht folgen, hieße sich völlige Unduldsamkeit in Glaubenssachen und als Recht einen Zwang über die Gewissen anmaßen, die hier doch in keiner Weise irgend einer Schuld geziehen werden können.

Wie ich selbst mich ungeachtet meiner von der kirchlichen verschiedenen Weltanschauung als Sohn der herrschenden Kirche nach Geburt und Staatsangehörigkeit ansehe und es für ungerecht und widergesetzlich halten müßte, ihren Schoß zu verlassen, so würde sicherlich auch die Kirche selbst mein Gewissen nicht vergewaltigen wollen, indem sie von mir die Lossagung von meinen Ueberzeugungen und Glaubensansichten verlangte, die ich nach langwierigem und furchtbarem Kampfe mit mir selbst mir endlich gebildet habe.

Es ist Zeit, daß endlich auch die Hierarchen darüber zur Einsicht kommen, daß es auf Erden keine Unfehlbarkeit gibt.

Einen sittlich Unfehlbaren und Sündlosen hat es gegeben, aber ihn haben eben gerade die Hierarchen einer früheren Zeit einem qualvollen Tode überantwortet und damit bewiesen, daß die Unfehlbarkeit nicht für die Erde ist. Das nach seinem Tode nachgebliebene und uns überkommene Neue Testament, „nicht von dieser Welt" und begründet von dem Unfehlbaren, verlangt von niemand Unfehlbarkeit, indem es allem Zutritt gewährt, was aufrichtigen und reinen Herzens ist, und wenn es auch von verlorenen Söhnen und sündhaften Menschen ausginge.

Immer wird mir ein Ausspruch des hochwürdigen Hierinarch im Gedächtnis bleiben (er war Erzbischof von Bessarabien, als ich Kurator in Odessa war): „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn," so sagte er mir einmal, „halte ich für das allerwichtigste, da es uns den Geist der Lehre Christi am klarsten vor Augen führt." Und in der That, wo, wann und von welchem Moralisten und Dogmatiker ist der verlorene, tief gefallene Sohn dem wohlgearteten Bruder vorgezogen worden? Nur das warmliebende Herz

des Vaters konnte solches thun; nur die allumfassende Liebe konnte die Sünderin und den Schächer am Kreuz von Schuld freisprechen; was aber können, anstatt dieser heilkräftigen Liebe, die Unfehlbarkeit der dogmatischen Kirchen, die Päpste, Synoden und Hierarchen bieten?

Jedem Staatsbürger, der mit seiner Geburt bereits einem der christlichen Bekenntnisse zugeteilt wird, steht die schwerlich jemals zu lösende Frage bevor, wie er wohl die vollste und aufrichtigste Gewissensfreiheit, welche der Geist der Lehre Christi von ihm verlangt, mit einem aufrichtigen Glauben an die unfehlbare Autorität der dogmatischen Kirche in sich vereinen möge.

Freilich, bei der absoluten Duldsamkeit des Protestantismus ist es keinem Bürger eines protestantischen Staates verwehrt, ein andres Bekenntnis anzunehmen, aber zu welcher Kirche er sich auch immer rechnen möge, die Autorität derselben und folglich auch der von ihr bekannten Dogmen über sich wird er doch voll und ganz anerkennen müssen. Schwerlich aber wird sich irgend ein jetzt bestehendes Bekenntnis aufweisen lassen, dessen Dogmen, kirchliche Gebräuche und Vorschriften ein jedes Mitglied der betreffenden Kirche ganz aufrichtig als unfehlbar und dem Geiste der Lehre Christi völlig entsprechend anzuerkennen vermöchte.

Die individuelle Sinnesart ist so unendlich verschieden, daß auch die dem Heiland am nächsten stehenden Jünger dessen Lehre nicht alle in gleicher Weise verstanden. Wir sehen auch jetzt noch, was für ein Gewirre von Glaubensansichten und Ueberzeugungen unter den protestantischen Geistlichen sich vorfindet; viele von ihnen haben sich auf den Standpunkt von Strauß und Renan oder auf einen ihm ähnlichen gestellt, und rechnen sich gleichwohl (natürlich aus politischen und materiellen Rücksichten) zur Zahl der Verkündiger und Diener des göttlichen Wortes; wie schwach auch ihre Motive und wie kläglich auch ihre Zwecke sein mögen, so sind sie doch in ihrem Recht; in erster Linie muß die Herzensreinheit und Aufrichtigkeit stehen, ohne welche es keinen eigentlichen Glauben an Christus und seine Lehre geben kann; seine Wahrheit kann für den wahrhaft Glaubenden keine bloß äußerliche sein, sie muß zur inneren vollen Wahrheit werden, welche kein einziges dogmatisches Bekenntnis zu geben im stande ist.

Die lebhaften Widersprüche einiger Dogmen, die Seltsamkeit mancher Ritualgebräuche, die einseitige Betonung bald der Verstandes-, bald der Gefühlsseite ausschließlich, alles Züge, welche die verschiedenen christlichen Bekenntnisse voneinander unterscheiden, sind

offenbar für Leute verschiedener Geistesrichtung nicht gleichgültiger Natur, wenn aber ein erwachsener und kulturell entwickelter Bürger, ohne daß ein Zwang auf ihn ausgeübt würde, eines der bestehenden christlichen Bekenntnisse sich wählen müßte, so sähe er sich in die größte Verlegenheit versetzt.

Seine Wahl würde natürlich von seiner Individualität abhängen; vorausgesetzt aber, daß er keine von den harten Naturen, daß er normal entwickelt und nicht einseitig ist, so müßte er sicherlich zwischen zwei mächtigen Autoritäten schwanken, dem Gewissen und dem Verstande. Der Autorität eines fremden Verstandes sich unterzuordnen ist leichter. Wir thun das, indem wir den Kenntnissen, der Kraft des Denkens und der Erfahrung desselben vertrauen, lassen aber dabei übrigens auch für unsern Verstand ein Hinterpförtchen offen, indem wir uns vorbehalten, umzusatteln und in ein andres Lager überzugehen, sobald wir eine andre Autorität treffen, die überzeugendere Kraft für uns hat.

Etwas andres ist es mit der Autorität des Gewissens. Ein fremdes Gewissen ist von keiner entscheidenden Bedeutung für unser eigenes; zu einem fremden Gewissen kann man seine Zuflucht nur im Notfall nehmen, in Ermangelung eines besseren, wie das z. B. bei den Geschworenengerichten geschieht. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das Gewissen, und wäre es auch ein fremdes, in Sachen des Gewissens, d. h. der inneren Wahrheit, sicherere Garantien bietet, als das mehr äußerliche Gericht gelehrter Fachleute. Wenn aber dem Menschen eine Streitsache mit sich selbst und zwar ausschließlich mit sich selbst bevorsteht, da ist es denn doch etwas ganz andres. Da ist der Richter das allgegenwärtige Auge — einen andern gibt's eben nicht.

Wenngleich nun auch Bekenntnis und Staatskirche die Stelle dieses Richters für sich beanspruchen, so können sie doch dem freien Wähler die Ueberzeugung von ihrer Unfehlbarkeit nicht anders beibringen, als vermittelst des Verstandes, der Lehre und der Wissenschaft. Und so ordnet sich denn die stärkere Autorität, nämlich das Gewissen in Sachen des Gewissens, der schwächeren unter.

Freilich, die Kirche, nicht die Staatskirche, sondern die „eine, heilige, allgemeine apostolische“ Kirche hat auch noch die Gnade des heiligen Geistes im Rückhalt, aber um der Gnade teilhaftig zu werden, muß man durch eine höhere Macht auserwählt (vorherbestimmt) oder schon gläubig und in den Schoß der Kirche aufgenommen sein. Hier aber hat die Freiheit des Gewissens weiter gar nichts zu schaffen, und wer frei ein Bekenntnis oder eine Kirche

wählen will, verbleibt in seiner früheren Ungewißheit darüber, was er wählen solle; ein ernster, kühler und verstandesmäßiger Sinn wird vor allem natürlich den Protestantismus ins Auge fassen, da er bald zur Ueberzeugung gelangen wird, daß dieses Bekenntnis sich eher als alle andern mit der Freiheit des Gewissens, der wissenschaftlichen Forschung und der verstandesmäßigen Kritik verträgt.

Wenn aber der Verstand des Wählenden nicht einseitig ist und die normale Entwickelung auch andrer seelischer Fähigkeiten und Bestrebungen zuläßt, so wird er ebenso bald die Ueberzeugung gewinnen, daß der Protestantismus im Grunde kein Glaube, ja nicht einmal ein Glaubensbekenntnis ist, sondern nur ein Bekenntnis von mehr oder weniger festen, auf Wissen und Belehrung gegründeten Ueberzeugungen; indem nun der Protestantismus der wissenschaftlichen Analyse und Kritik eine freie Bahn eröffnet, führt er unvermeidlich zum reinen Rationalismus (Ultrarationalismus), in das Gebiet des reinen Verstandes, das für den reinen Glauben verschlossen ist.

Andrerseits wird, wer frei wählt unsrer Zeit, die „einige, heilige, allgemeine apostolische" Kirche nicht mehr einig und deshalb die ihr von oben verliehene Gnadenwirkung schon unzweifelhaft in der einen oder andern der Kirchen finden, in welche sie sich gespalten hat; außerdem wird der Umstand, daß die Gedankenfreiheit keine vollständige ist, sodann der übermäßige, dem Wesen der Lehre Christi nicht entsprechende Dogmatismus, das unabsehbare Ritualwesen, das äußerliche Beiwerk der Gottesverehrung, welches auch die abstrakten Bestrebungen der Seele beengt und schließlich der durch die Kirche bestätigte Glaube an die beinahe materielle Existenz eines bösen Geistes, — ich sage alles dieses wird schwerlich jemand, der die freie Wahl hat, zum gnadenwirkenden Glauben an Christus und dessen allumfassende Liebe vermögen, wie er der Kirche des Neuen Testaments in Verheißung gebracht ist.

Wenn er so Schwanken und Unentschiedenheit bei der Wahl verspürt, wird der frei Wählende sicherlich jeden von uns beneiden, der von Geburt an in den Schoß einer Staatskirche aufgenommen ist; wir brauchen in der Wahl nicht zu schwanken. Die Gewissensfrage ist vor uns, sie ist nicht von uns entschieden worden. Wohl aber erübrigt es uns eine andre zu entscheiden.

Kann man, indem man sozusagen geborenes Mitglied der orthodoxen, katholischen oder protestantischen Staatskirche bleibt, kann man da zu gleicher Zeit auch an der Autorität des eigenen Gewissens festhalten, das sich allein dem allsehenden Auge des Höchsten unterordnet?

Die Frage ist wiederum, wie ich glaube, eine rein individuelle, keine wissenschaftliche oder juristische; sie wird nicht außerhalb unser, nicht von Menschen, nicht einmal von uns selbst, sondern vom Gewissen zur Entscheidung gebracht, welches an seine höchste Quelle, an Gott, glaubt. Einem Protestanten, der völlige Freiheit des Gewissens, des Gedankens und der wissenschaftlichen Forschung genießt, wird es schwer fallen, sich zu dieser inneren Spaltung (der doppelten Buchführung nach Karl Vogts Ausdruck) zu verstehen; nichts leichter für ihn, als aus seiner Kirche aus- und in eine andre einzutreten, die seiner Weltanschauung mehr entspricht. Der allervorgeschrittenste Katholik aber wird kein Bedenken darin finden, gleichzeitig ein freier wissenschaftlicher Denker und ein frommes Mitglied seiner Kirchengemeinde zu sein. Und ich glaube, daß die Kirche diese für einen gläubigen Denker unvermeidliche Zwiespältigkeit zulassen darf und muß. Die Autorität der Kirche wird dadurch in keiner Weise beeinträchtigt, solange sie Staatskirche bleibt. Ihre Hauptstärke ruht in dem ja doch auch christlichen Prinzip: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Die schwierigste Aufgabe der modernen Staatskirche besteht darin, die Einseitigkeiten des Konservatismus und der fortschrittlichen Richtung zu vermeiden.

Die Kirche ist ihrem ganzen Wesen nach die allerkonservativste Institution.

Sie ist dazu verpflichtet, die Reinheit des Glaubens zu wahren; aber als Staatskirche muß sie zum Hauptgegenstande ihrer Fürsorge nicht sowohl den Glauben als vielmehr die Religion machen.

Es existiert ein bedeutsamer Unterschied zwischen diesen in der Regel als gleichwertig aufgefaßten Begriffen: die Staatskirche ist die Vertreterin der Staatsreligion, die Gemeindekirche die des Glaubens. Sache der Religion ist es, den sozusagen gesellschaftlichen Zusammenhang der einzelnen Kirchenglieder vermittelst des sittlich-geistigen Elements aufrecht zu erhalten und zu festigen.

Der Glaube ist eine reine Abstraktion der Seele, da gibt es gar keine weltlichen Zwecke und Aufgaben. Der Glaube, als tiefstes Bedürfnis der Seele, ist mehr für jeden einzelnen individuell als für die ganze Gesamtheit notwendig. In der Seele eines jeden menschlichen Einzelwesens gibt es ein Teil „nicht von dieser Welt", das denn nun auch seine geistige Nahrung begehrt; sobald aber aus diesen Einzelwesen eine Gesamtheit sich herausbildet, so wird es nunmehr zu seiner wichtigsten raison d'être, von dieser Welt zu sein. Für die Staatsreligion kann es zur Notwendigkeit werden,

gar keine fortschrittlichen Strömungen zuzulassen und die allerunzeitgemäßesten Gebräuche, Ritualhandlungen und Glaubenssatzungen festzuhalten und zu heiligen . . . .

Den volkstümlichen Glauben an die materielle Existenz des Teufels muß die konservative Staatskirche unter Anlehnung an die alte Weltanschauung und ungeachtet der diametral entgegengesetzten Ergebnisse der Wissenschaft aufrechterhalten. Nicht aber braucht die Kirche die wissenschaftliche Lehre vom Guten und Bösen als von Begriffen zu verfolgen, die auf den Gesetzen der organischen und psychischen Natur des Menschen gegründet sind. Was geht's die Kirche an, wie ich mir den Teufel vorstelle? Dasselbe gilt auch von meinen andern Begriffen. Wenn ich den Schoß der Staatskirche nicht zu verlassen trachte, mich nicht wider sie auflehne, vielmehr ihr volle Achtung bezeuge, kurz die Volks- und Staatsreligion nicht antaste, zu der ich mich und meine Familie rechne, so geht niemanden mein individueller Glaube an, über den ich hier keine Rechenschaft abzulegen habe. Hier suchte ich nur mir selbst meine geistige Weltanschauung darzulegen, über die ich einst werde Rechenschaft geben müssen.

Jetzt will ich zur Zeit meines Eintritts in die Moskauer Universität übergehen.

35.

Si la jeunesse savait, si la vieillesse pouvait . . . das wäre das angemessenste Motto für den Eingang.

Ich habe mein jetziges inneres Leben geschildert; wie war es nun aber vor sechsundfünfzig Jahren? Ich will zusehen und vergleichen, soweit mir mein Gedächtnis darüber Kunde gibt; und sowohl die Aehnlichkeiten wie auch die Unterschiede werden sich wohl in der Folge durch den Nachweis darüber erklären lassen, womit dieser sechsundfünfzigjährige Zwischenraum meines Lebens ausgefüllt ward.

Ich habe bereits oben erwähnt, welch ein harter Schlag für meinen Vater der Diebstahl des Kommissionärs Iwanow war. Die Konfiskation des gesamten Vermögens, die Notwendigkeit Schulden zu machen, Kummer in der Familie infolge des Verlustes einer Tochter und eines Sohnes, alles dieses mußte eine tiefgreifende Wirkung auf einen Mann hervorbringen, der seine Familie

lieb hatte und ihr alles nur mögliche Glück wünschte. Mein Vater sah es ganz klar ein, daß, wenn er heute stürbe, wir morgen alle an den Bettelstab kommen müßten. Als nun länger kein Säumen möglich war, so mußte er sich entschließen, mich aus der Krjäshewschen Pension zu nehmen, da die Geldmittel zum weiteren Zahlen des Pensionsgeldes nicht ausreichten; andrerseits aber mochte er dem, wie die Lehrer meinten, fähigen Knaben seine Carriere nicht verderben. Ihn ins Gymnasium zu geben, schien schon zu spät, auch hatten die Gymnasien in Moskau damals einen nicht gerade ganz guten Ruf, und so kam denn meinem Vater der Gedanke, sich Rat suchend an Jefrem Ossipowitsch Muchin zu wenden: hatte dieser doch schon einem Sohn auf die Beine geholfen, warum sollte er nicht auch für den zweiten etwas finden können?

Sicherlich war J. O. Muchin dazu prädestiniert, schon sehr früh auf mein Schicksal einen Einfluß zu üben. Meine Familie war davon überzeugt, daß der Himmel ihn ihr gesandt habe und in den Augen des zehnjährigen Knaben, der ich in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts war, war er der wohlthätige Zauberer, der die schrecklich qualvolle Krankheit meines Bruders wunderbar geheilt hatte. Es entstand das Verlangen in mir, ihm nachzuahmen; nachdem ich mich an dem Doktor Muchin satt gewundert hatte, begann ich Arzt zu spielen; als ich vierzehn Jahre alt geworden war, rät Professor Muchin meinem Vater, mich direkt auf die Universität zu schicken, zeigt beim Examen Nachsicht und Güte gegen mich und schlägt mir nach Beendigung meines Universitätsstudiums vor, in das Professoreninstitut einzutreten. Und womit habe ich ihm für alles dieses nachher gedankt? Mit gar nichts. Ein schmählicher Zug an mir, der indes hervortreten mußte, warum — will ich später sagen. Si la jeunesse savait! Jetzt wäre ich bereit, mich dafür zu strafen, indem ich einen Fußfall vor Muchin thäte; doch ist er nun schon lange dahin. Si la vieillesse pouvait! so muß ich auf Schritt und Tritt immer dasselbe ausrufen. Nicht einmal recht glauben kann ich's, daß ich es damals gewesen bin.

Mein Vater befolgte J. O. Muchins Rat, nahm mich sofort aus der Pension, und engagierte, um mich zum Eintritt in die Universität vorzubereiten, auf Empfehlung des Sekretärs des Verwaltungsrats (ich glaube er hieß Kondratjew, ich weiß es aber nicht genau) einen Studenten der Medizin, den Kandidaten Feoktistow, eine Persönlichkeit, die durchaus nicht von weitem her, im übrigen aber gutmütig und anspruchslos war. So verabschiedete ich mich denn von meinen Schulkameraden, die noch am

Abend vorher im Garten mit mir Soldaten gespielt hatten, wobei ich mich durch eine wunderbare Tapferkeit auszeichnete, indem ich einige Röcke zerriß und meinen Spielkameraden gehörige Püffe austeilte; beim Abschied konnte ich den Ausdruck spöttischen Neides bemerken, mit welchem meine Kameraden meine Erzählungen über den bevorstehenden Eintritt in die Universität aufnahmen; als ich das bemerkte, flunkerte ich ihnen noch manches vor, um ihren Neid noch mehr zu reizen. Meine Stunden bei Feoktistow, der ein ehemaliger Seminarist war, beschränkten sich auf lateinische Grammatik, Uebersetzungen aus dem Lateinischen und noch einiges andre mehr. Feoktistow lebte bei uns im Hause.

* * *

Was war ich denn aber eigentlich um diese Zeit, einige Tage vor meinem Eintrittsexamen in die Universität, für ein Vogel? Meine Sittlichkeit stand nicht mehr auf einem so tiefen Niveau wie früher, ich war gehaltener in meinem Benehmen geworden und hatte meine heimlichen Besuche bei Schreibern und Kutschern eingestellt: aber ich wußte doch vieles, was ich in meinem Alter nicht hätte wissen sollen, und meine Sinnlichkeit war auch allzufrüh entwickelt.

Meine Kenntnisse waren für mein Alter mehr als beschränkt; mein künstlerischer Geschmack wenig entwickelt, abgesehen davon, daß ich eine entschiedene Vorliebe für Wort und Vers in schöner Form hatte; andrerseits aber hatte ich auch meine kindliche Naivetät, meinen kindlichen Glauben und die Lust an Arbeit und Beschäftigung noch nicht eingebüßt.

Mein Glaube war, wie schon früher, in meiner ersten Kindheit rein ritueller und formaler Natur; meine kindliche Naivetät war noch so groß, daß ich mit Genuß die Märchen der Praskòwja Kirìllowna anhörte; letztere war eine Leibeigene meiner Mutter, ein dralles, stämmiges Mädchen mit dicken, roten, etwas an Gänsefüße erinnernden Händen und einem Gesicht, das in einem ganz unglaublichen Maße von Pockennarben zerrissen und von Sommersprossen übersät war; sie war eine ganz vortreffliche Märchenerzählerin, und ich weiß mich noch bis auf den heutigen Tag zweier von ihren Märchen zu erinnern, eines, dessen Held Wod-Wodog war, so benannt, weil er aus irgend einem wunderbaren Wasser*) entstanden war, das eine Zauberin seiner Mutter gegeben hatte, und eines andern von den drei Männlein: einem weißen, einem schwarzen und

*) Wasser heißt russisch „Wodà“.

einem roten. Wod-Wodog kämpfte mit verschiedenen Personen, wobei er immer von einer ganzen Menagerie verschiedener Tiere begleitet war, die er auf der Jagd früher einmal gefangen hatte; wenn er in Gefahr war, so wandte er sich mit dem Rufe an sie: „Nun, mein Jagdgeleite, laß mich nicht im Stich!“ worauf sich dann die Tiere unbesehens auf den Feind stürzten. Die drei Männlein aber waren Sendlinge der alten Hexe Jagà; diese liegt, wie es sich für sie auch so schickt, auf dem Ofen, als ein kleines Mädchen zu ihr in die Stube tritt. „Was hast du auf dem Wege gesehen?“ fragt sie die Alte. „Ich habe, Großmütterchen, gesehen,“ antwortet die Kleine, „ein weißes Bäuerlein in weißem Schlittchen mit weißem Pferdchen bespannt.“ — „Das ist mein Tag, das ist mein Tag,“ sagt die Alte in tiefem Baß, „und was hast du sonst gesehen?“ „Dann habe ich, Großmütterchen, ein schwarzes Bäuerlein in schwarzem Schlittchen gesehen, bespannt mit schwarzen Pferdchen.“ — „Das ist meine Nacht, das ist meine Nacht. Und was noch?“ — „Dann habe ich, Großmütterchen, noch ein rotes Bäuerlein gesehen, in rotem Schlittchen, mit rotem Pferdchen bespannt.“ — „Das ist mein Feuer, das ist mein Feuer,“ brüllte die Alte. „Was ferner?“ — „Dann habe ich, Großmütterchen, gesehen, daß bei Euch die Thür mit einem Finger verstopft und mit einem Darm umwickelt ist.“ — „Das ist mein Schloß, das ist mein Schloß. Nun und dann?“ fragt die alte Hexe wütend weiter. — „Dann habe ich, Großmütterchen, gesehen, daß bei Euch im Flur eine Hand die Diele fegt.“ — „Das ist mein Diener, das ist mein Diener. Und dann? rascher, rascher!“ keifte die Alte. — „Dann habe ich, Großmütterchen, gesehen, daß da neben Euch am Ofen irgend jemandes Kopf hängt.“ — „Das ist meine Wurst, das ist meine Wurst,“ brüllte die Hexe zähneknirschend, ergriff die Kleine und fraß sie auf oder warf sie in den Ofen, — genau weiß ich das schon nicht mehr.

Weiß der Himmel, woher eigentlich unsre Praskòwja Kirillowna diese Geschichten nahm; da sie nicht zu lesen verstand, so mußte sie sie von andern gehört haben; da ich später nirgends die von ihr erzählten Märchen gelesen habe, so vermute ich, daß sie sie selbst zusammenstellte und improvisierte, indem sie aus mehreren von ihr früher gehörten Märchen neue Mischformen herstellte. Sicherlich muß sie ein ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt haben; ich erinnere mich auch verschiedene Gedichte von ihr gehört zu haben, so z. B. eine Satire auf die Ankunft des schwedischen Gesandten in Moskau:

Die Sonne sich zum Abend senkt,
Der Wagentroß zur Halle drängt u. s. w.

Sehr häufig habe ich dann in der Folgezeit meinen eigenen und fremden Kindern Praskówjas Märchen von den drei Bäuerlein, und sogar mit derselben Intonation erzählen müssen, mit welcher mir Praskówja die wütende Hexe und das naive Mädchen anschaulich darzustellen suchte. Und niemals verfehlten die Märchen Praskówja Kirillownas ihre Wirkung auf die mir zuhörenden Kinder.

Ein andrer Zug, der von meiner kindlichen Naivetät zu jener Zeit Zeugnis ablegt, war meine Anhänglichkeit an meine alte Wärterin. Diese für mich bemerkenswerte Persönlichkeit hieß Katharina Michailowna und war die Witwe eines Soldaten aus dem Leibeigenenstande; früh hatte sie schon ihren Mann verloren und war dann als noch ganz junge Person zu uns ins Haus gekommen, wo sie mehr als dreißig Jahre unsre Hausgenossin blieb und unsre Leiden und Freuden mit uns teilte, wenngleich sie auch nicht die ganze Zeit hindurch mit uns in einem Hause lebte. Ich habe ihr meine Anhänglichkeit oder richtiger Liebe bis zu meiner Abreise von Moskau nach Dorpat bewahrt. Auch später habe ich sie noch ein paarmal gesehen; in ihren letzten Jahren aber begann sie sich stark dem Trunk zu ergeben; freilich hatte das gute Wesen auch schon früher zuweilen aus freudigen oder schmerzlichen Anläßen seine Zuflucht zur Flasche genommen, doch war damals schon ein Gläschen hinreichend gewesen, ihren Augen Thränen zu entlocken. Die Worte: „Michailowna weint“, besagten damals immer, daß Michailowna aus Kummer oder Freude ein Gläschen genommen hatte. Wir, Kinder sowohl wie Erwachsene, wußten dieses alle und weinten doch trotzdem zuweilen zusammen mit ihr und ganz ohne jeden rechten Grund. Das ganze Wesen dieser Frau war von aufrichtigster Liebe zu uns, den von ihr aufgepäppelten Kindern, erfüllt. Niemals habe ich von ihr irgend ein Scheltwort gehört, stets begegnete sie Eigensinn und Unarten unsrerseits in liebevoller und freundlicher Weise; ihre Moral war höchst einfacher und immer rührender Art, weil sie aus einem liebenden Herzen kam. „Gott will das nicht haben, thu das nicht, das ist eine Sünde,“ — das war alles.

Indessen erinnere ich mich doch, daß sie meine Aufmerksamkeit auch auf die Natur lenkte, wenn sie in ihr sittliche Motive zu finden glaubte. Ich erinnere mich noch ganz genau eines Kirchweihfestes zu Mariä Himmelfahrt im Androniuskloster. Vor mir sehe ich wie auf der Handfläche das Kloster und auf dem grünen Berghange

aufgeschlagene Zelte mit zwischen ihnen sich umherbewegendem, trunkenem, lärmendem Volk; da ziehen sich zu Häupten der Menschenmenge schwarze, drohende Gewitterwolken zusammen; hell zucken die Blitze und drohend grollt der Donner. Ich stehe mit meiner Wärterin am offenen Fenster und betrachte das Bild da unten vor meinen Augen. „Nun sieh mal," sagt sie mir, „sieh, wie das Volk da lärmt und tobt und Gottes dräuende Stimme nicht vernimmt; hier unten der Menschen lärmendes Vergnügen, und dort oben des lieben Gottes Stimme."

Dieser einfache Hinweis auf den Gegensatz zwischen Himmel und Erde, wie er von einer liebenden Seele treffend und zur rechten Zeit gethan ward, hat sich mir auf immer eingeprägt und stimmt mich jedesmal ganz eigentümlich melancholisch, wenn ich ein Gewitter bei Gelegenheit einer Volksfestlichkeit sehe. Meine arme Wärterin begann, wie das bei uns nicht selten mit gefühlvollen einfachen Leuten zu geschehen pflegt, sich dem Trunk zu ergeben und, da sie nicht viel Alkohol vertrug, zu kränkeln, dergestalt, daß man bereits für ihr Leben fürchten mußte. Ich weiß nun nicht mehr warum, jedenfalls aber wurde einmal beschlossen, ihr ein Klystier zu setzen. Ich war damals schon Student und vollzog zum erstenmal in meinem Leben diese Operation an meiner Wärterin. Sie war über meine Kunst ganz erstaunt, und nachdem der Vorgang in für sie überraschender Weise vollendet war, erklärte sie sofort: „Nun, jetzt werde ich wieder gesund werden." Nach drei Tagen stand sie wirklich auf und lebte dann noch einige Jahre, hätte es wohl auch noch länger gemacht, wenn sie nicht zu ihrem Unglück sich bei Frau Awdotja Jegorowna Dragutin, der jungen Frau eines ältlichen Kaufmanns, als Kindermädchen verdungen hätte. Dieses Ehepaar hatte ein Söhnchen Namens Jegorinka; für den Kleinen wurde eben unsre Wärterin angenommen, und durch die letztere ward denn auch unsre Familie mit den Dragutins bekannt.

O tempora o mores! Cicero, den ich damals übrigens noch nicht las, ist, scheint es, überall und immer angebracht.

* * *

Ich bin im Stadtteil jenseits der Moskwa in einer netten, freundlichen, hübsch möblierten Wohnung des zweiten Stockwerks. Die Hausfrau, fünfundzwanzig Jahre alt, ist eine hübsche, immer geputzte, brünette Person, mit dem Anspruch darauf, für intelligent zu gelten, und mit einer auch für mich, den halbwüchsigen Burschen, bemerklichen Neigung für das männliche Geschlecht; vom frühen

Morgen bis zum späten Abend ist sie allein mit ihrem kleinen Sohn und dessen Wärterin und Lehrer, dem hochgewachsenen und stattlichen Kandidaten Putilow. Dragutin selbst, ein finsterer und etwas an einen Bären erinnernder Mann, der im übrigen nicht zu den Dutzendmenschen gehört und in jeder Beziehung anständig ist, sitzt den ganzen Tag über in seinem Laden im Gostiny Dwor; im Hause ist alles vollauf; Thee wird zu wiederholtenmalen am Tage getrunken, einerlei, ob es an der Zeit ist oder nicht.

Der Mann kommt erst spät nach Hause zurück, geht müde wie er ist, direkt in sein Zimmer, trinkt Thee, speist zu Abend und legt sich schlafen. Das Kind geht mit der Wärterin in das Kinderzimmer schlafen. Die Hausfrau und der Lehrer bleiben allein in zwei großen Zimmern, trinken Thee, schließen die Eingangs- und Ausgangsthüren und bleiben so die ganze Nacht bis zum Morgengrauen beisammen. Tag für Tag wiederholt sich dieselbe Geschichte.

„Was machen sie denn da allein?" frage ich neugierig meine Wärterin.

„Ja, wer will das wissen, mein Lieber? Sie lassen ja doch niemand zu sich hinein, — wie kann man's da wissen?"

„Irgend etwas muß man ja doch durch die Thür hören können," fahre ich in meinen Nachforschungen fort.

„Na ja, das kann man ja wohl hören, daß sie bald miteinander etwas reden, bald schweigen."

„Und was thut der Mann?"

„Der Mann schläft."

So ging das ganze Jahr hindurch. Ich besuchte gern dieses Haus, hatte meinen Spaß mit dem Knaben, scherzte und trieb allerlei Klatsch mit Awdotja Jegorowna, und zwar immer in Gegenwart der Wärterin, die mich nicht aus dem Auge ließ, trank Thee, Kaffee und Chokolade, so viel nur eingehen wollte. Einmal trete ich ins Zimmer und sehe, alles ist still und dunkel und die Rouleaux sind heruntergelassen. Was ist denn eigentlich passiert? Awdotja Jegorowna fühlt sich nicht recht wohl. Ich sehe genauer hin — liegt da meine Awdotja Jegorowna auf der Diele im Nachtkostüm; im Zimmer riecht es nach irgend einer flüchtigen Essenz. Ich höre, wie sie irgend etwas vor sich hinmurmelt; die Wärterin macht sich um sie zu schaffen und gibt mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich fortgehen solle. Was ist denn nur eigentlich los? Schließlich stellt es sich heraus, daß die nette Dame sich die Zähne mit Tabak putzt und sich hierauf an Hoffmannstropfen berauscht, welche damals als

Hausmittel wider alle möglichen Krankheiten stark in Aufnahme gekommen waren. Später traten an die Stelle der Hoffmannstropfen Wermutschnaps und schließlich gar gewöhnlicher Branntwein.

Endlich verließ der Hauslehrer die Universität und das Haus der Dragutins, des Hausherrn Gesicht ward noch finsterer und gedunsener, während die Hausfrau sich gänzlich zu Schanden trank, wobei sie auch meine gute liebe Wärterin Katharina Michailowna zum Trunk verführte.

Da ich nun gerade von meiner rein kindlichen Naivetät rede, wie sie mir aus der Zeit erinnerlich ist, wo ich mich bereits zum Studium der Medizin vorbereitete, so will ich auch nicht unterlassen, auch noch dreier Bekannter zu erwähnen, für die ich mich damals interessierte, und die mir infolge eben dieser kindlichen Einfalt wohl gefielen. Es waren das Grigori Michailowitsch Berjòskin, Andrei Michailowitsch Klaus und Jakob Iwanowitsch Ssmirnow. Die beiden ersten waren langjährige Kollegen aus dem Sanitätspersonal des Moskauschen Findelhauses; beide weder Doktoren noch Aerzte. Berjòskin, der ein Cyniker war und eine merkwürdige Neigung zu starken Getränken zeigte, interessierte mich durch Erzählungen von Peter dem Großen, die offenbar auswärtigen (deutschen) Ursprungs waren. „Wir müssen," sagen die Deutschen, — so erzählte mir Berjòskin — „wir müssen Gott für Peter danken, und dem letzteren Wachskerzen aufstellen, ja wirklich." Auf dem Gebiete der Medizin teilte mir Grigori Michailowitsch auch so manches mit, was mich damals höchlich interessierte; was es eigentlich war, habe ich jetzt schon vergessen; dann schenkte er mir ein lateinisches Kompendium mit einer Beschreibung der in der Medizin gebräuchlichen vegetabilischen Stoffe in alphabetischer Reihenfolge; ich lernte auf diese Weise eine Menge wissenschaftlicher technischer Bezeichnungen kennen und auswendig behalten, wie z. B. emeticum, drasticum, diureticum, radix ipecacuanhae, jalappae und dergl. mehr.

Schon über ein Jahr vor meinem Eintritt in die medizinische Fakultät kannte ich bereits eine Masse solcher technischen Ausdrücke, was mir in der Folge sehr zu paß kam. Aber meine kindliche Anhänglichkeit an den gesprächigen Berjòskin gründete sich natürlich nicht auf die Berechnung, etwas von ihm zu profitieren, sondern auf die mich höchlichst ergötzenden Späße, Redensarten und Witzchen, an denen seine Ueterhaltung sehr reich war.

„Na, komm 'mal her, komm 'mal her," stieß Grigori Michailowitsch nach seiner Weise schnell zwischen den Zähnen hervor, „schreib 'mal: Wachtel — schlag."

Ich schreibe das Gewünschte nieder und als ich die letzte Silbe fertig habe, bekomme ich einen Klaps auf den Kopf.

„Warum denn das?"

„Hast ja selbst darum gebeten, lies doch nur die letzte Silbe," antwortet mir Grigori Michailowitsch, indem er in ein lautes Lachen ausbricht. „Soll ich dir jetzt ein Liedchen singen?"

„Was für eins denn?"

„Das mit dem Hoi-doi-do."

Ich thue so, als ob ich die Bedeutung dieses Liedchens nicht kenne, welches meine Stirn schon oft an sich erfahren hat.

„Nun schön, singen Sie es einmal."

„Hoi-doi-do, Hoi-doi-do," stimmt mit heiserer Stimme Berjòskin an, „es sitzt ein Weib auf der Eiche."

Der vollständige Text lautete folgendermaßen:

„Hoi-doi-do, es sitzt ein Weib auf der Eiche —
Kommt 'ne Meise geflogen: was sollen wir thun?
Bier wollen wir brauen,
Des Jungen Hochzeit feiern.
Hoiho, mein Sohn, gib dem Weib deinen Kopf,
Schlag das Weib auf die Stirn,
Gib mir wieder meinen Kopf.
Schlag das Weib auf die Stirn" —

Da laufe ich aber mit Gelächter davon, Berjòskin verfehlte sein Ziel, ich bin nicht das Weib und bekomme keinen Klaps auf die Stirn.

„Nun, weiser Latinist, errate einmal, was das ist, — und wieder staccato: si caput est, currit; ventrem adjunge volabit; adde pedes, comedes; sine ventre, bibes."

Unverweilt antworte ich: „Mus, musca, muscatum, mustum."

„Ah, das kennst du schon? von wem hast du es denn eigentlich?"

„Jedenfalls nicht von Ihnen (das war übrigens eine Lüge), ich habe es schon früher gewußt."

„Ja, dann ist's freilich keine Kunst. Warum hast du es mir aber nicht früher gesagt?"

„Das habe ich absichtlich nicht gethan."

Am wohlsten aber that es meiner kindlich naiven Eitelkeit, von dem Alten mein Loblied singen zu hören: offenbar fand er auch an mir einiges Interesse.

„Paß 'mal auf, Freundchen, aus dir wird vielleicht noch 'mal ein großer Mann werden; du bist ein kluger Junge, ganz anders als der Chlopow da. Dieser Chlopow war ein Schüler aus der

krjäschewschen Pension, ein ziemlich ungeschliffener Bursche, der einige Zeit bei uns im Hause lebte und Berjóskin etwas von oben her behandelte.

Andrei Michailowitsch Klaus, eine höchst originelle und um die Zeit in Moskau vielen wohlbekannte Persönlichkeit, war ein berühmter Blatternimpfer noch aus den Zeiten der Kaiserin Katharina. Es war das ein in allem peinlich genauer alter Herr in rötlicher Perücke, mit rotem, gutmütigem Gesicht, mit kurzen Beinkleidern, welche durch Schnallen oberhalb der Kniee zusammengehalten wurden, und weichen Plüschstiefeln, welche nicht ganz bis an die Kniee reichten; zwischen den schwarzen Beinkleidern und Stiefeln wurden weiße Strümpfe sichtbar.

Unsrer ganzen Familie hatte Andrei Michailowitsch im Laufe vieler Jahre die Blattern eingeimpft und hielt es deshalb für seine Pflicht, uns jedes Jahr an den großen Feiertagen zu besuchen, wobei er mit besonderem Appetit sein Butterbrot verzehrte, im Winter mit Käse und im Frühling, zu Ostern, mit Radieschen.

Mich persönlich interessierte er, abgesehen von seinem originellen Aeußeren, wegen eines kleinen Mikroskopes, welches er immer bei sich in der Tasche trug. Er pflegte wohl das schwarze Kästchen, in welchem es steckte, zu öffnen, nahm dann das winzige, glänzende Instrument heraus, wählte sich irgend ein Blumenblättchen von einer Zimmerpflanze, rupfte es vermittelst einer Nadel aus und legte es auf das Glasplättchen, wobei er alles mit solcher Ruhe, Gemessenheit und Genauigkeit that, als ob er irgend eine gottesdienstliche Handlung verrichte. Ich verwandte von Andrei Michailowitsch kein Auge und wartete mit pochendem Herzen auf den Augenblick, wo er mich in sein Mikroskop sehen lassen würde.

„Ach, wie reizend! wie ist denn das nur alles so zu sehen, Andrei Michailowitsch?"

„Das kommt daher, mein Lieber, weil dort Gläser hineingesetzt worden sind, welche fünfzigmal vergrößern. Und nun sieh mal!" Hierauf erfolgte dann die Demonstration.

Der dritte in unsrem Hause verkehrende und für mich interessante Bekannte, Jakob Iwanowitsch Ssmirnow, ein Kollege meines Vaters, hatte für mich in meiner kindlichen Naivetät eigentlich um seiner Dummheit willen etwas Anziehendes. Das heißt im Grunde genommen war er nicht gerade dumm, sondern nur so seltsam steif und ungeschickt, dabei lang und gerade wie eine Stange. Wenn er die Anwesenden begrüßt hatte, und dann seinen Platz einnahm, so stellte ich mich alsbald neben seinem Stuhle in Erwartung des

Schauspiels ein, wie Jakob Iwanowitsch nun Anstalten treffen werde, sein gewürfeltes blaues Taschentuch aus der Tasche zu ziehen, es zu einem runden Ballen zusammenzuquetschen, es sodann an die Nase zu führen, an derselben damit hin und her zu fahren und es dann wohl noch eine halbe Stunde in der Hand zu behalten, bevor er es wieder in die Tasche steckte. Jakob Iwanowitsch (er war Sohn eines Geistlichen und selbst in einem geistlichen Seminar erzogen worden) erzählt so z. B. einmal meiner Mutter, während diese sich dabei schaudernd bekreuzigt, daß die Popen wohl die von ihnen herausgeschnittenen Hostienteilchen zu sammeln, zu trocknen und dann in ihrer Kohlsuppe zu verspeisen pflegen.

„Aber Jakob Iwanowitsch, wie können Sie nur so schreckliche Dinge erzählen, und noch dazu in Gegenwart von Kindern! Das ist doch wirklich eine Sünde von Ihnen!"

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, das ist ja noch gar nichts; die Popen machen noch ganz andre Dinge; was wissen die, was Sünde ist? Na du," wendete sich Jakob Iwanowitsch an mich, „du lernst ja jetzt Latein — weißt du denn auch was das heißt: curva culina*) scit quid perdat?" — und indem er sich an meine Mutter wendet, die ganz erstaunt ist, solch unanständige Worte von Jakob Iwanowitsch zu hören, und schon vermutet, er habe sich des Guten zu viel gethan, sagt Jakob Iwanowitsch: „Auf Lateinisch heißt es nun 'mal so, gnädige Frau, Sie müssen schon entschuldigen, wenn es so ein bißchen . . ."

Ich platze aus und laufe ganz verschämt davon, obgleich ich den Sinn der Worte gar nicht verstanden habe.

Hierauf erklärt Jakob Iwanowitsch, er habe es absichtlich so ausgesprochen, als ob es Aculina wäre, und nicht das lateinische „culina", was „Mühle" bedeute (sic! Anmerk. d. Uebers.).

„Ganz ohne Grund sind Sie verlegen geworden," sagte er dann zu meiner Mutter und mir. „Jetzt ist die Sache ganz einfach: ‚Die krumme Mühle weiß was sie verliert.' Nun, übersetze mir aber einmal ein bekanntes Sprichwort, mit dem auch Mama sicher zufrieden sein wird: amicus certus in re incerta cernitur."

Das übersetzte ich denn nun.

Wassili Feklistowitsch Feklistow, wie meine Angehörigen den Studenten Feoktistow nannten, wurde mir auch eine Quelle rein kindlicher Freuden, die dem Umstande entsprangen, daß ich mich zum

*) „Curva" heißt russisch „liederliches Frauenzimmer" und „Aculina" ist ein weiblicher Vorname. Anmerk. d. Uebers.

Eintritt in die Universität vorbereitete und fleißig mit Feoktistow arbeitete; Genuß gewährte es mir auch, seine medizinischen Bücher, darunter ein altes Lehrbuch der Anatomie mit Abbildungen und ein Kompendium der Therapie mit Rezepten zu betrachten; am interessantesten aber war es für mich, und ich fühle gleichsam noch jetzt das unaussprechlich angenehme Beben des Herzens, das ich dabei empfand, ein Verzeichnis der Universitätsvorlesungen zu studieren, welches Feoktistow einmal mit sich nach Hause gebracht hatte.

„Welche Vorlesungen werde ich denn hören? Da ist z. B. Justus Christian Loder — Anatomie des menschlichen Körpers, werde ich das hören?"

„Entschieden."

„Da ist Jefrem Ossipowitsch Muchin — Physiologie nach Lenhossék. Was ist denn das eigentlich? Na, übrigens Muchin will ich auf jeden Fall hören, einerlei, was er auch lesen möge. Wassili Michailowitsch Kotelnizky — Pharmakologie oder Arzneimittellehre. Wassili Feoktistowitsch! was ist das für eine Wissenschaft?"

„Nun, von der Wirkung der Arzneien."

„Ach, das ist ja interessant, also wie ein Brechmittel oder ein Purgativ wirkt; übrigens weiß ich ja auch schon, daß radix ipecacuanhae ein emeticum und radix jalapae ein drasticum ist."

„Aber woher haben Sie denn eigentlich diese Kenntnisse?"

„Warten Sie nur, warten Sie, ich bringe Ihnen gleich ein Buch, das mir Grigori Michailowitsch Berjöskin geschenkt hat, ein interessantes Buch, in welchem wirklich alles drin ist."

Ich hole das Buch und zeige es Feoktistow. Dieser durchblättert die wertvolle Gabe Berjöskins mit wichtiger Miene und etwas verächtlichem Lächeln (dieses Lächeln kann ich mir jetzt noch lebhaft vorstellen, wo ich diese von der Erinnerung diktierten Zeilen niederschreibe), und gibt sie mir dann mit den Worten zurück: „Alter Plunder! wenn Sie Student sein werden, so bitten Sie Ihren Vater, Ihnen die Sprengelsche Pharmakologie zu kaufen, Uebersetzung aus dem Deutschen von Jowsky."

„Ist's ein teures Buch?"

„Na, an die drei bis vier Rubel wird es schon kosten."

„Unbedingt werde ich ihn drum bitten."

Unterdes geht die Zeit dahin. Wir machten eine Wallfahrtsreise nach dem Troitzakloster, Feoktistow mit uns. Die Exkursion dauerte ein paar Tage und sollte als Erholung dienen, obgleich, aufrichtig gesagt, weder ich noch Feoktistow uns von unsrer Arbeit angegriffen fühlten. Auf dieser Exkursion hielten wir uns in My-

tischtschi weiter nicht auf, besuchten auch die Klostersakristei nicht, so daß sich alles, was ich früher über meine Kindererinnerungen vom Troitzakloster erzählt habe, unzweifelhaft aus einer früheren Zeit datiert (d. h. aus meinem siebenten bis achten Lebensjahre aus den Jahren 1817 bis 1818).

Endlich kam denn auch die Zeit des Eintrittsexamens herbei.

Ich habe mir absolut keine Erinnerung an das bewahrt, was ich empfand, als ich mit meinem Vater nach der Universität zum Examen fuhr; doch haben mich sicher weder Hoffnung noch Furcht übermäßig bewegt; ich erinnere mich z. B. noch lebhaft meines ersten Examens in der Krjäshewschen Pension; die Aufregung, mit welcher ich damals auf die mir vorgelegten Fragen antwortete, scheint sich mir, sobald ich nur an jene Zeit zurückdenke, noch immer nicht gelegt zu haben; ich glaube wie in fernem Nebel Drushinin (den Gymnasialdirektor, der dem Examen beiwohnte) in einem großen, speziell für ihn hingesetzten Armsessel sitzen zu sehen; noch vor mir sehe ich den dicken Pensionsdiener, wie er mit einem Präsentierbrett an uns vorübergeht, mir verschmitzt zulächelt und mit einem Auge zuzwinkert. Lebhaft erinnere ich mich auch noch des gutmütig spöttischen Lächelns irgend einer der anwesenden Personen und der spitzen Bemerkung des Geistlichen auf meine allzu anschauliche Schilderung der Traumgesichte Pharaos. „Er träumte,“ wiederholte ich mehreremal in meiner durch Gebärdenspiel belebten Erzählung. „Ihn deuchte, ihn deuchte, ihn deuchte,“ bemerkte der Religionslehrer, indem er mich jedesmal mitten im Wort unterbrach. Und alles dieses war zwei Jahre vor meinem ersten Universitätsexamen.

Der Eintritt in die Universität war für mich ein Ereignis von so ungeheurer Bedeutung, daß ich, wie ein in einen Kampf auf Leben und Tod gehender Soldat, meine Aufregung niederzwang und ganz kaltblütig vorging. Ich erinnere mich nur, daß auch Muchin, als Dekan der medizinischen Fakultät dem Examen, beiwohnte, ein Umstand, der mich natürlich nur ermutigen konnte; ich erinnere mich auch Tschumakows, welcher mich für das Beweisen eines Lehrsatzes in der Luft lobte: anstatt die Zeichnungen auf der Tafel vorzunehmen, fuchtelte ich mit den Händen in der Luft umher; ich weiß auch noch, daß ich beim Ausziehen irgend einer Kubikwurzel in die Brüche geriet, übrigens aber nicht in dem Maße, um mich völlig zu blamieren.

Sicher weiß ich nur, daß meine Kenntnisse das Maß der Forderungen zum Examen bei weitem überstiegen. Im Empfangszimmer erwarteten mich nach Beendigung des Examens mein Vater,

der Universitätssekretär Kondratjew und mein von letzterem uns empfohlener Repetitor Feoktistow. Mein Vater fuhr mit mir aus der Universität direkt zum Iberischen Muttergottesbilde, vor dem er ein feierliches Dankgebet abhalten ließ. Noch erinnere ich mich deutlich seiner Worte beim Austritt aus der Kapelle: „Ist das nicht offenbar eine gnadenreiche Fügung Gottes, daß du, Nikolai, jetzt schon in die Universität eintrittst? Wer hätte das erwarten sollen?"

Hierauf fuhren wir in die Pedottische Konditorei, wo ich mit Schokolade und süßen Kuchen bewirtet wurde.

Mein Studentenleben in Moskau.

36.

Das war im September des Jahres 1824 und mit diesem Tage begann eine neue Aera in meinem Leben. Seltsamerweise bin ich dessen eigentlich nicht ganz gewiß, ob es wirklich im Jahre 1824 war. Genauere Nachforschungen darüber anzustellen verlohnt sich nicht der Mühe; seltsam aber ist gerade der Umstand, daß es mir jetzt so vorkommt, als habe mein Vater nach meinem Eintritt in die Moskauer Universität doch längere Zeit noch gelebt, als sich bei der Berechnung herausstellt. Sicher ist mein Vater ein Jahr vor dem Tode Alexanders I., d. h. ein Jahr vor dem Jahr 1825 gestorben. Ich aber kann doch unmöglich im Jahre 1823, d. h. dreizehn Jahre alt, auf die Moskauer Universität gekommen sein.

In der Erinnerung erscheint einem ein bereits durchlebter Zeitraum immer bald kürzer, bald länger, als er wirklich gewesen; in der Regel läßt ihn die Erinnerung kürzer erscheinen. Die von mir durchlebten siebzig Jahre, von denen doch sicher vierundsechzig ihre Spuren in meinem Gedächtnis zurückgelassen haben, erscheinen mir zuweilen als ein sehr kurzer, bisweilen aber auch als ein sehr langer Zeitraum. Woher kommt das? Ich habe schon früher einmal erwähnt, welche Bedeutung ich den Illusionen beimesse. Uns ist es beschieden — und ich glaube zu unserm Glück — ohne es recht zu bemerken, in beständigen Wahnvorstellungen dahinzuleben.

Man dürfte ja vielleicht die Behauptung aufstellen, daß derjenige noch glücklicher sei, der von der Existenz sinnlicher und psychi-

scher Wahnvorstellungen nicht nur keine Ahnung hat, sondern sich überhaupt keinen Begriff bilden kann.

Im Grunde aber ist wohl alles ganz einerlei und die Vorteile des Nichtwissens kommen den Nachteilen desselben gleich. Dem kranken Arzte können zuweilen seine Kenntnisse von Uebel sein, dem gesunden aber können sie wohl von einigem Nutzen werden.

So kann denn auch die Ueberzeugung von der Existenz einer beständigen lebenslänglichen Wahnvorstellung einerseits nicht gar großen Schaden stiften, weil diese Ueberzeugung gleichwohl die wohlthätige Illusion nicht aufhebt, und ob wir nun von ihr überzeugt oder nicht überzeugt sein mögen, so werden wir doch fortfahren, nach früherer Weise immer in derselben Wahnvorstellung dahinzuleben. Wie viel Jahre sind nun schon vergangen, seit es uns bekannt geworden ist, daß „das Ding an und für sich selbst" für uns immer eine terra incognita bleiben wird; aber nein! Wir fahren gleichwohl fort, im Leben so zu denken und zu handeln, als ob „dieses Ding an und für sich selbst" uns bis ins Genaueste bekannt und vertraut wäre.

So ist denn auch unsre Vorstellung von der von uns durchlebten Zeit eben solchen Wahnvorstellungen unterworfen, wie auch alles übrige im Leben.

Wenn ich irgend einen Abschnitt aus der von mir durchlebten Zeit mit angestrengter Aufmerksamkeit betrachte, d. h. meine Aufmerksamkeit auf mein Gedächtnis richte — womit könnte man eigentlich diese Thätigkeit vergleichen, die ich z. B. jetzt übe, wo ich diese Zeilen schreibe? Ich wühle gleichsam forschend in meinem Gedächtnis umher, blicke halb in dasselbe hinein, halb suche ich etwas aus ihm herauszufinden und herauszulangen . . . Nein, ein ordentlicher Vergleich ist doch nicht recht möglich — also, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf mein Gedächtnis richte, so stellt sich mir dieses meinem Gedächtnis entnommene Bruchstück als mir und meinem gegenwärtigen Leben so außerordentlich nahestehend dar, als ob das betreffende alles erst gestern vor sich gegangen wäre.

So z. B. die lebendigen Bilder von Personen, die mir in die Erinnerung kommen, deren Kleidung und Gehaben, Stimme und Lächeln — wirklich die vollendetste wunderbarste Täuschung! Ich brauche mich aber nur anzuschicken, zu handeln und in den Strudel des Lebens einzutauchen, damit alles sofort in weite, weite Fernen rücke und ganz verschwinde — eine neue Täuschung! Was gewesen ist, erscheint mir, als ob es nicht gewesen sei.

So habe ich z. B. die Empfindung, als ob ich von der Minute, wo ich mit meinem Vater aus der Iberischen Kapelle heraus-

trat (aus dieser Minute sind nur die Worte meines Vaters in meinem Gedächtnis nachgeblieben), und bis zu jenem schrecklichen Augenblick, wo ich ihn als Leichnam mit bläulichem Gesicht auf dem Tische lang ausgestreckt liegen sah, als ob ich während dieser Zeit meinen Vater überhaupt gar nicht um mich gehabt hätte; nur wie durch dichte Nebelschleier taucht kaum merklich sein bleiches Antlitz und müder Gang vor mir auf, wie ich sie in den letzten Tagen seines Lebens noch gesehen habe. Gleichwohl aber erscheint mir die Zeit, welche zwischen diesen beiden in meinem Gedächtnis erhalten gebliebenen Markscheiden verflossen ist, jetzt sehr lang, so lang, daß ich daran zweifle, ob es weniger als zwei Jahre gewesen sind.

* * *

So begann ich denn den Besuch der Vorlesungen. Meine Matrikel bekam ich ohne alle weiteren Feierlichkeiten. Da der St. Trinitatissprengel in Ssyromjätniki von der Universität recht weit entfernt ist (eine Stunde wird man immer zu gehen haben), so wurde beschlossen, ich sollte zur Mittagszeit bei Feoktistow bleiben und erst zwischen vier und fünf Uhr nachmittags in einer Droschke nach Hause zurückkehren.

Feoktistow studierte auf Kronkosten und lebte mit fünf andern Studenten in Nr. 10 des Gebäudes, welches die Wohnungen der Kronstipendiaten in sich enthielt.

Hier muß ich nun die Erinnerungen an Nr. 10 und an die Droschke näher ins Auge fassen.

Kein Wunder, daß diese Erinnerungen sich in mir erhalten haben. Nr. 10 habe ich einige Jahre der Reihe nach tagtäglich besucht und mit der Droschke bin ich gefahren, bis die Not mich zwang, zu Fuß zu gehen; Nr. 10 und die abendliche Droschkenfahrt fallen somit mit meinem ersten Auftreten auf der Laufbahn des Lebens zusammen und Debuts werden nicht so leicht vergessen.

Ich trete in ein großes Zimmer, an dessen Wänden leere Betten mit Tischchen daneben stehen; auf jedem Tischchen sind Häuflein von grünen, gelben, roten und blauen Büchern und Heften aufgetürmt; auf einem Bett sehe ich eine Mütze mit dem Boden nach oben liegen; auf der Innenseite des Bodens befindet sich eine Aufschrift, die ich zu lesen beginne: Hunc pil . . . .“ — hier ist etwas ausgewischt, so daß ich's nicht zu entziffern vermag — „fur rapidus manibus tangere noli; possessor cujus fuit semperque erit Tschistow, qui est studiosus quam maxime generosus.“

Das verstehe ich. Wo ist denn aber dieser Herr Tschistow?

Ah, da tritt er zur Thür herein, ein magerer Mensch mit dichtem dunklem Haar, bleifarbenem Gesicht und dunkelbläulichen glattrasierten Wangen und Kinn; nach ihm kommt auch mein Feoktistow von der Vorlesung; die Thür beginnt beständig auf und zu zu gehen; eine nach der andern erscheinen lauter neue Persönlichkeiten, wenden sich liebenswürdig an mich und stellen sich mir vor; da ist z. B. Herr Leitschenko, der älteste der Stubengenossen, und in der That scheint er weit über die Dreißig zu sein; da ist Lobatschewsky, ein langer rothaariger Mensch, der, nach Gesicht und Händen zu urteilen, am ganzen Körper mit Sommersprossen bedeckt sein muß, und außerdem noch an die sechs Mann aus derselben und aus andern Stuben.

Nun beginnt man mit dem Anstecken der Pfeifen und der gegenseitigen Unterhaltung, wobei alle dermaßen durcheinander reden, daß man kein vernünftiges Wort verstehen kann; zuweilen ertönt ein unanständiges Schimpfwort; dicker Tabakrauch erfüllt die Luft.

Mein ehemaliger Lehrer Feoktistow stellte sich mir jetzt in einem ganz andern Lichte dar, gar nicht wie ich ihn bis dahin gekannt hatte; vor einigen Studenten z. B. tritt er da ganz in den Hintergrund und ist wie auf den Mund geschlagen.

Dagegen z. B. Tschistow, der Besitzer der Mütze mit den lateinischen Versen, der nimmt ein Buch vom Tisch, legt sich aufs Bett und wendet sich mit der Frage an mich, der ich in der Nähe seines Bettes stehe: „Mit welchen römischen Autoren sind Sie bekannt?“ Ich erröte. „Nein, was denn? Feoktistow hat Ihnen sicher nicht viel beigebracht; wie sollte er auch, da er ja selbst nichts von Latein versteht. Setzen Sie sich 'mal hier zu mir und lassen Sie sich etwas aus Ovid vorlesen. Haben Sie etwas von Ovids Metamorphosen gehört, was?“ — „Ja, etwas.“ — „Nun, dann hören Sie!“ Und Tschistow begann fließend und mit großer Begeisterung die lateinischen Verse zu skandieren; bei ihm habe ich damals mehr gelernt, als während der ganzen Zeit meiner Vorbereitung zum Universitätsexamen bei Feoktistow. In der Folge stellte es sich heraus, daß Tschistow in der That ein guter Kenner der römischen Klassiker war; selten habe ich ihn hinter medizinischen Büchern sitzen sehen; meist pflegte er auf dem Bette liegend seinen geliebten Ovidius Naso oder Horatius zu lesen.

Obgleich er aus einer Geistlichenfamilie stammte und in einem geistlichen Seminar erzogen worden war, unterschied sich Tschistow doch sehr merklich von seinen Kommilitonen, die größtenteils auch ehemalige Seminaristen waren; sie waren sozusagen Möbel aus

Tannen-, er aber aus Mahagoniholz; dabei war er auch offenbar im Grunde seiner Seele Poet.

Was habe ich nicht alles in dieser Nr. 10 gesehen und gehört! Jetzt stelle ich mir erst so recht vor, wie das alles auf das Gemüt des vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben einwirken mußte. Erscheint da z. B. jemand bei Tschistow zu Besuch, ein lahmer, bleicher Mensch mit wirrem Haar, überhaupt nach meinen Begriffen seltsam anzusehen — jetzt könnte man ihn seinem Aeußeren nach einen Nihilisten nennen, nach damaligen Anschauungen war es nur ein Freidenker.

Wenn er sprach, so verschluckte er sich in seiner Aufregung immer in ganz seltsamer Weise und setzte sein vis-à-vis gewöhnlich einer Art Sprühregen aus.

In seiner Unterhaltung geht er rasch und ruckweise von einem Gegenstand zum andern über und Einwendungen überhört er oder hört sie nicht bis zu Ende an.

„Ih, wo will denn Alexander I. es mit Napoleon aufnehmen? Dem reicht er ja nicht das Wasser! Der freilich, der war schon ein Genie, das sich sehen lassen kann. Ach ja, haben Sie Puschkins ‚Ode an die Freiheit‘ gelesen? Nein? Na, übrigens ist das auch nur so 'ne Art Ragout. Meiner Ansicht nach muß man da ganz anders ins Zeug gehen; wenn schon einmal eine Revolution, dann auch gleich eine ordentliche, wie die französische mit der Guillotine."

In diesem Augenblick hört der liberale Jüngling, wie einer von den Anwesenden mit einem andern über die Ehe spricht; sofort wendet er sich an die beiden: „Wozu all das Gerede über Heirat und Ehe? Was soll sie euch? Wer hat euch denn gesagt, daß man nicht einfach mit jedem beliebigen Weibe sein Schlafzimmer teilen dürfe? . . . . Alles das sind ja nur eure verdammten Vorurteile, das haben euch in eurer Kindheit eure Mütter, Großmütter und Kinderwärterinnen weiß gemacht, und nun glaubt ihr's ihnen immer noch. Schämen solltet ihr euch wirklich!" Ich aber stehe während dessen da und höre alle dem zu, ohne meinerseits ein Wort zu reden.

Plötzlich springt Katonow von seinem Bette auf, ergreift einen Stuhl und läßt ihn mit voller Wucht auf die Diele niedersausen. „Ihr Kamele," schreit er aus vollem Halse, „wer wagt da über Puschkin zu reden? Hört 'mal an, sag' ich euch" — und indem er den Stuhl in der Luft schüttelt, die Augen verdreht und mit den Zähnen knirscht, deklamiert er folgende Verse:

Dich gleich wie dein Geschlecht haſſ' ich von ganzer Seele,
Und dein Verderben, deiner Kinder Tod
Seh' ich mit wilder Freude dir ſich nahn,
Du Schandfleck der Natur, der Welt Entſetzen,
Lebend'ger Vorwurf du für Gott im Himmel!

Katonow, ein begeiſterter Verehrer des Schauſpielers Motſchalow, gerät beim Deklamieren ganz außer ſich und ſchreit ſchon nicht mehr, ſondern gibt eine Art von donnernden, brüllenden und ziſchenden Tönen von ſich, wobei er mit dem hoch in die Luft erhobenen Stuhl nach allen Seiten hin umherfuchtelt, ihm die Stirnadern anſchwellen, die Augen funkelnd aus ihren Höhlen dringen und Schaum vor den Mund tritt, kurz, er in eine vollſtändige Ekſtaſe gerät. Ich aber ſtehe dabei und höre mit pochendem Herzen und nervöſem Zittern ihm zu; halb fühle ich mich entzückt, halb beſchämt von der ganzen Scene.

Das Gebrüll und die Ekſtaſe Katonows werden uns ſchließlich allen zuviel; der große und robuſte Lobatſchewsky ſpringt auf ihn mit den Worten: „Wirſt du, Vieh, nun nicht einmal aufhören?“ ein und ſucht durch ſein Geſchrei das Brüllen Katonows zu übertönen. Es beginnt eine Balgerei, bei der einer von Lobatſchewskys hohen Stiefelabſätzen abbricht. Er fällt und von allen Seiten erſchallt Lachen und Händeklatſchen. Endlich ſucht man die auf der Diele Ringenden voneinander zu trennen.

Es verging kein Tag, an welchem ich nicht irgend etwas Neues in der Art der eben beſchriebenen Scene gehört oder geſehen hätte, die nur deshalb mir beſonders erinnerlich geblieben iſt, weil ſie für mich den Reiz völliger Neuheit hatte; hernach wurde alles Freigeiſtige für mich eine ganz gewöhnliche Erſcheinung.

Mit Ausnahme von einem oder zweien waren die Bewohner der Nr. 10 ſämtlich aus dem geiſtlichen Stande, und gerade von ihnen habe ich ſolche Dinge von Popen, dem Gottesdienſt, religiöſen Zeremonien, den Sakramenten und überhaupt der Religion gehört, daß ich es anfangs, ungewohnt wie ich der Sache war, mir immer kalt über den Rücken laufen fühlte.

Alle möglichen verbotenen Gedichte, nach Art der „Ode auf die Freiheit“, oder Rylejews „An einen Günſtling“, oder „Wo ſind, ihr Brüder, die Inſeln“ und dem ähnliches gingen von Hand zu Hand, wurden mit Gier geleſen, abgeſchrieben und bei jeder paſſenden Gelegenheit immer von neuem wieder vorgetragen.

Auch Barkows*) Produkte wurden geleſen, aber nur ſehr ſelten;

*) Dichter des achtzehnten Jahrhunderts (obſcön). Anmerk. d. Ueberſ.

ihre Stelle vertraten damals die zeitgemäßeren Poesien des Studenten Poljewshajew, die in ähnlichem Genre gehalten waren.

Von Gott und der Kirche wollten die Söhne der Kirche aus Nr. 10 gar nichts wissen und allem Göttlichen gegenüber verhielten sie sich mit der vollständigsten Geringschätzung.

Von der Sittlichkeit der Nr. 10 habe ich mir ungeachtet meiner genauen Bekanntschaft mit derselben gar keine rechte Vorstellung bewahren können. Ein höchst fideles Leben, wenn bar Geld da war und völliger Indifferentismus dem Guten und Bösen gegenüber, wenn die Taschen leer waren — das ist die ganze Moral der Nr. 10, welche in meiner Erinnerung nachgeblieben ist.

Es ist der Erste des Monats und wir haben soeben unser Geld bekommen. Die Stube füllt sich mit Besuchern und die Thür wird beständig aufgemacht und zugeschlagen. Der alte Jakob, Veteran und Stubendiener, kommt und geht mit besorgter Miene, um alle möglichen Aufträge auszuführen. Es kommen Theekannen mit kochendem Wasser und eine Theemaschine zum Vorschein.

Da treten gleich vier Mann auf einmal ins Zimmer, zwei zur Stube gehörige Studenten, ein fremder und ein hochgewachsener, kerngesund aussehender Protodiakonus. Lärm und wüstes Schreien erfüllt das Zimmer, doch weiß der Protodiakonus mit seinem tiefen Baß sich Gehör zu verschaffen.

Alle brechen bei seinen Worten in lautes Gelächter aus. In diesem Augenblick erscheint Jakob mit einer schwarz versiegelten Branntweinflasche hinter dem Rock, in der Hand eine Wurst und Preßkaviar. Das Siegel wird von der Flasche mit den Worten entfernt: „Nun, Pater Diakonus, gießen wir eins aufs Lämpchen?" — „Mit dem größten Vergnügen," antwortet der Protodiakonus im tiefsten Baß und breitem Tonfall. Es beginnt eine regelrechte Kneiperei und Jakob muß immer wieder neue Flaschen bringen, bis wir uns endlich kaum mehr zu rühren vermögen.

„Wissen Sie," sagt mir einer von den Bewohnern der Nr. 10, „daß wir hier eine geheime Gesellschaft haben? Ich bin auch Mitglied; auch Freimaurer bin ich."

„Was verfolgen Sie denn für Ziele?"

„Na so, man muß doch schließlich der Sache ein Ende machen."

„Wem denn das?"

„Nun, der Regierung, zum Teufel mit ihr!"

Nach dieser Enthüllung sehe ich auf den Herrn, der mir diese interessante Mitteilung gemacht hat, mit einer gewissen scheuen Achtung.

Freimaurer! Mitglied einer geheimen Gesellschaft! Daher also hat er lauter Bücher in grünem Einband. Ich hatte nämlich schon früher einmal gehört, daß die Freimaurer Bücher in grünen Einbänden hätten.

„Habt ihr gehört, daß die Unsrigen mit Poljewshajew und den Chirurgen (Studenten der moskauischen mediko-chirurgischen Akademie) gestern nacht auf der Truba*) ein B . . . ell demoliert haben? Fixe Kerle das!"

Und nun beginnen die Erzählungen von dieser Heldenthat mit allen ihren Einzelheiten. Auch diese Enthüllung höre ich mit derselben naiven Neugier an, wie das mir soeben mitgeteilte Geheimnis von der Gesellschaft und der Freimaurerei.

„Nun, Brüderchen, heute war es bei Matwei Jakowlewitsch doch wirklich ein Hauptspaß."

„Wieso denn das?"

„Hände und Füße müßte man ihm für seine heutige Vorlesung küssen. Er hatte ganz recht, als er uns sagte: ‚Schreiben Sie sich, was ich Ihnen eben gesagt habe, nur ruhig Wort für Wort nieder, denn Sie werden das nirgend sonst wieder hören. Ich selbst habe es erst neulich aus dem Broussais erfahren.' Und nun ging die Geschichte los . . ."

„Ja, die Franks, Peter sowohl wie Joseph, sind jetzt ein überwundener Standpunkt; jetzt kommen Pinel, Bichat und Broussais an die Reihe."

„Und wie hat der Mudrow heute in der Klinik der alten Richtung heimgeleuchtet! Herr du mein Gott, was hat er z. B. von dem Typhuskranken gesagt! ‚Sehen Sie, meine Herrn,' sagte er, ‚der Mann da ist nun schon fast wieder auf den Beinen, nachdem wir ihm über achtzig Blutegel an den Leib gesetzt haben; hätte ich ihm aber nach der alten Manier Baldrian- und Arnikatropfen verschrieben, so wäre er jetzt schon längst mausetot.'"

„Ja, Matwei Jakowlewitsch ist ein Hauptkerl; ein Genie ist er, ein Wunder, kein Professor! Einfach göttlich liest er."

„In der Akademie soll auch Didkowsky famos sein. Einige von uns haben ihn gehört. Aber gegen Mudrow kann er doch nicht aufkommen. Der ist einfach unvergleichlich."

„Oho, und Justus Christian Loder?!"

„Ja, klein ist der Alte schon, aber Haare hat er doch auf den Zähnen. Habt ihr gehört, wie er neulich den Polizeimeister ab-

---

*) Platz in Moskau. Anmerk. d. Uebers.

getrumpft hat? Fährt er da in seiner Kutsche zur Parade, als der Oberpolizeimeister an dieselbe heransprengt und dem Kutscher aus vollem Halse zuschreit: ‚Heda! marsch zurück!‘ Da steckt Loder den Kopf zum Wagenfenster hinaus und winkt dem Kutscher mit der Hand zu, er solle nur ruhig weiter fahren. Der Polizeimeister fährt nun direkt auf Loder los: ‚Das erlaube ich Ihnen nicht, ich bin der Polizeimeister!‘ — ‚Und ich,‘ sagt jener, ‚ich bin Justus Christian Loder. Sie kennt nur Moskau, mich aber kennt ganz Europa.‘ Und habt ihr gehört, wie er sich gestern in seiner Vorlesung vergallopiert hat?“

„Wie denn das?“

„Nun, er fing schon an: ‚sapientischima (Loder lispelte etwas) natura‘ — besann sich aber dann doch noch rechtzeitig und fügte hinzu: ‚aut potius creator sapientischimae naturae voluit.‘“

„Ja, Bruder, jetzt heißt es höllisch aufpassen.“

„Wieso?“

„Nun, jetzt soll in Petersburg unser Minister Golitzyn solche Geschichten loslassen, daß einem der Verstand dabei stille stehen könnte.“

„Nämlich?“

„Na, man sagt, er wolle die Leichensektionen verbieten.“

„Na, hör 'mal aber!“

„Ja, was ist bei uns nicht alles möglich? Eine Despotie ist's ja nun doch schon einmal. Er soll an alle Universitäten die Anfrage geschickt haben, ob man denn nicht ohne Leichen auskommen oder sie durch irgend etwas andres ersetzen könne.“

„Wie soll denn das möglich sein?“

„Nun, natürlich geht das nicht, und in dem Sinn wird man ihm ja wohl auch antworten.“

„Meinst du? Hat sich was? So nimm einfach Bilder oder Tücher!“

„Wie kann man so'n furchtbaren Blödsinn zusammenreden!“ wirft hier jemand ein.

„Wieso Blödsinn? Ich meine es ganz ernstlich. Irgendwo soll man es schon so machen. Der Professor der Anatomie befestigt das eine Ende eines Tuches an das Schulterblatt, das andre an das Achselbein und zieht dann an demselben. ‚Sehen Sie, meine Herrn,‘ sagt er dann, ‚das da ist der Deltoideus.‘“

Allgemeines Gelächter, jemand speit mit Entrüstung aus.

Ja, die Nr. 10 war für mich eine Schule, deren Lehren, wie man sieht, viele andre wichtigere Erinnerungen in meinem Gedächtnis überdauert haben.

Später machten sich auch in Nr. 10 die Strömungen einer andern Zeit fühlbar und man hörte immer häufiger die Namen Schelling, Hegel und Oken aussprechen. Bei dem täglichen Besuch der Universitätsvorlesungen und der Nr. 10 bildete sich in meiner ganzen Weltanschauung sehr bald eine entschiedene Veränderung heraus, aber nicht sowohl dank den Vorlesungen Ternowskys (im ersten Jahre hörte man Loder noch nicht) über Osteologie und Muschins über Physiologie, als vielmehr gerade dem bildenden Einfluß der Nr. 10.

Alsbald nach meinem Eintritt in die Universität versah mich die Nr. 10 mit einer Knochensammlung und einem Herbarium; die Extremitätenknochen, einige Rippen und Wirbel waren aller Wahrscheinlichkeit nach von Skeletten aus dem anatomischen Theater gestohlen, was die an ihnen angebrachten Löcher glaublich machten, und die sich durch ihre Weiße auszeichnenden Schädelknochen waren sicherlich Loder entwendet, welcher sie seinen Zuhörern bei seinen osteologischen Vorlesungen vorzuzeigen pflegte.

Als ich das Säckchen mit den Knochen nach Hause brachte, da sahen meine Angehörigen nicht ohne einige innere Aufregung zu, wie ich das Säckchen seines Inhalts entledigte und die teure Gabe der Nr. 10 auf die Schubladen einer leeren Kommode verteilte; meine Wärterin aber, Katharina Michailowna, welche zufällig um diese Zeit zu uns zu Besuch gekommen war, brach beim Anblick der Menschenknochen aus irgend einem Grunde in Thränen aus, und als ich ihr dieselben zu demonstrieren anfing, wobei ich höchst kaltblütig und ungezwungen das Stirnbein, die Kranznaht und die Augenbrauenbogen zwischen den Fingern hin und her drehte, da schüttelte sie nur den Kopf und sagte: „Herr, du mein Gott, wie du nur aber auch gar keine Angst haben kannst!“

Was nun die Erwerbung des Herbariums betrifft, so habe ich es nicht umsonst bekommen. Man muß wissen, daß dies in der That eine für jene Zeit bemerkenswerte Kräutersammlung war, wenngleich auch Moskau als das wahre Vaterland von Kräutersammlungen jeder Art gelten konnte, freilich nicht für den Botaniker, sondern nur für die Liebhaber von Kräuterschnäpsen; das Herbarium von Nr. 10 aber war offenbar kein vaterländisches. Vermutlich hatte es irgend ein deutscher gelehrter Apotheker zusammengestellt; er hatte an die fünfhundert Medizinalpflanzen gesammelt, sie vortrefflich getrocknet, jede auf ein Blatt Papier geklebt, nach Linné bestimmt und jedes solche Blatt zwischen Löschpapier gelegt, so daß sich das Ganze sehr sauber, ordentlich und nett ausnahm. Als

der Student Lobatschewsky aus Nr. 10 mir diesen ihm gehörigen Schatz zum erstenmal zeigte, da entfuhr mir unwillkürlich ein Ausruf des Entzückens. Nun schlug mir Lobatschewsky vor, ihm dieses nach meinen damaligen Begriffen wertvolle Objekt für zehn Rubel, natürlich in Bankassignationen, abzukaufen, und ihm außerdem noch zur Erinnerung eine seidene, von meiner Schwester zu häkelnde Uhrschnur mitzubringen; Lobatschewsky war galant-homme und hatte irgendwo meine Schwestern gesehen. Ohne darauf irgend etwas zu erwidern und ohne zu dingen, vielmehr außer mir vor Freude über die Möglichkeit dieser Erwerbung, bat ich ihn, sofort das Herbarium in einen gerade dastehenden alten Kasten aus Baumrinde zu packen; der alte Jakob umband den Kasten mit einem Strick, schleppte ihn nach unten und setzte ihn zum Kutscher in den Schlitten.

Glückselig ganz in die Betrachtung meines Herbariums vertieft, merkte ich nicht einmal, wie ich nach Hause kam; hier erst wurde ich nachdenklich gestimmt: wie nun, wenn ich das Geld nicht bekomme, was dann? Aber das ist ja gar nicht möglich! — Wenn nun aber doch ... Ach Gott, Gott, wie habe ich das nur nicht früher bedenken können! Indes komme, was da kommen will!

„Praskowja, Praskowja! Uljana! so kommt doch endlich einmal, mir den Kasten aus dem Schlitten ziehen helfen."

Das geschieht. Ich trete halb tot vor Aufregung ins Zimmer.

„Was hast du denn da eigentlich?" fragen mich meine Schwestern.

„Das ist ein Herbarium."

„Was ist das — ein Herbarium?"

„Eine botanische Sammlung."

„Die hast du ja schon."

„Wie denn das?"

„Erinnerst du dich denn nicht, wie viel du von allen möglichen Blumen getrocknet hast?"

„Ach, das ist ja etwas ganz andres; dies ist ein ganz eigentliches botanisches Herbarium, und zwar aus lauter Medizinalpflanzen. Geradezu ein Wunder, ein sehr kostspieliges und seltenes Exemplar."

„Wo hast du es dir denn eigentlich aufgetrieben?"

Inzwischen packe ich den Kasten aus und nehme die einzelnen Päckchen Löschpapiers heraus.

„Na, seht z. B. gleich dies da, was meint ihr dazu, was? Seht einmal, Atropa Belladonna, wächst nicht bei uns. Ein Prachtstück, aber ein furchtbares Gift. Dies da wächst auch bei uns, seht nur: Hyoscyamus niger, L., das bedeutet Linné. Es ist Bilsenkraut. Nun, was sagt ihr dazu?"

„Wer hat es dir denn eigentlich geschenkt?“

„Das muß ich sagen, geschenkt! Warum nicht gar? Wo wollt denn ihr nur immer gleich so liebenswürdige Menschen finden, die euch alles Mögliche schenken? Gekauft habe ich es.“

„Oho! Und wo hast du das Geld herbekommen?“

„Darum will ich noch erst bitten.“

Von der Schnur aber lasse ich kein Wort verlauten.

Nun beginnt ein Gefrage und Gerede. Als meine Mutter die Geschichte erfährt, nennt sie meinen Kauf eine Eigenmächtigkeit, Leichtsinn, Verschwendung und droht mir damit, daß mir der Vater das Geld dazu nicht hergeben werde. Ich breche in Thränen aus, gehe auf mein Zimmer, werfe mich aufs Bett und beginne herzbrechend zu weinen; das geht so den ganzen Abend und ich erscheine auch nicht zum Thee; schließlich erscheinen die Schwestern, um mich zu beruhigen und mir Trost einzusprechen. Ich erkläre ihnen drohend, daß ich zu Hause bleiben und die Vorlesungen nicht besuchen würde. Da versprachen sie mir auf alle Fälle die zehn Rubel zu morgen schaffen zu wollen. Von der Schnur erwähne ich übrigens noch immer nichts. So wurde denn dank dem Eintreten der Schwestern für mich die Sache schließlich glücklich geordnet. Am nächsten Morgen brachte ich Lobatschewsky die zehn Rubel und murmelte etwas von der Schnur, was, weiß ich nicht mehr; jedenfalls hat Lobatschewsky seine Schnur niemals bekommen, wenngleich er mich auch bei jeder nur passenden Gelegenheit an mein Versprechen mahnte, wobei ich, im Aerger über meinen Leichtsinn, Lobatschewsky innerlich zu allen Teufeln wünschte.

Seit dieser Zeit gewährte mir mein Herbarium auf lange hinaus eine unbeschreibliche Freude; ich kramte beständig in ihm herum, und da ich nichts von Botanik verstand, so prägte ich mir wenigstens die äußere Form vieler, besonders der Medizinalpflanzen, ein; im Sommer waren Botanisierausflüge mein größter Genuß und ich wäre unfraglich ein ganz annehmbarer Botaniker geworden, wenn ich eine kundige Anleitung erhalten hätte; indes eine solche fand sich nicht und mein kostbares Herbarium, das von mir immer noch erweitert wurde und mir andauernde Unterhaltung gewährte, fiel schließlich den Motten und Mäusen zur Beute; doch existierte es ganze sechzehn Jahre, da es in meiner Abwesenheit von meiner Mutter wohl gehütet wurde, bis diese sich endlich dazu entschloß, es einem jungen Studenten zu schenken.

Außer den Knochen und dem Herbarium brachte ich noch aus Nr. 10 eine neue Weltanschauung mit mir nach Hause, ein Umstand,

der meine gottesfürchtige und fromme Mutter in nicht geringes Erstaunen und große Betrübnis versetzte. Zu den Morgen- und Abendmessen ging ich freilich noch immer in die Kirche, beobachtete auch die Fasten und alle rituellen Gebräuche; bei jeder Gelegenheit aber, wo ich im Gespräch mit meiner Mutter und meinen sonstigen Hausgenossen auf die Heiligkeit der äußeren Gottesverehrung, auf das jüngste Gericht, auf die Qualen im zukünftigen Leben und dem Aehnliches zu sprechen kam, erhob ich lebhaften Protest und machte mich lustig über die Erzählungen der Heiligenlegenden vom Teufel, seinen Streichen und dem ähnlichen Dingen.

„Aber so bedenken Sie doch selbst, liebe Mutter,“ begann ich höchst logisch zu argumentieren, „wie sollte das überhaupt denkbar sein? Gott ist ja doch allgegenwärtig, allwissend, gerecht und gnädig; daher hat er auch sicher gewußt, daß wir böse sein würden; wie soll er uns nun doch gleichwohl dafür strafen, daß wir böse gewesen sind? Wo soll denn da die Gerechtigkeit und Gnade sein?“

„Ja, aber Gott hat dir doch den freien Willen gegeben, also wähle nun du selbst und thue nicht das Böse.“

„Aber erlauben Sie, was soll mir denn eigentlich dieser freie Wille, da es Gott doch schon vorher bekannt gewesen ist — ist er ja doch allwissend — daß ich fehlen und sündigen werde?“

So räsonnierte ich denn mit meiner Alten umher (damals war sie freilich noch gar nicht eigentlich alt) und brachte, wie ich hier gleich bemerken will, mit eben denselben ziemlich flachen Räsonnements so manchen orthodoxen Dogmatiker und ehemaligen Seminaristen zum Schweigen.

Ich erinnere mich noch, daß ich mit einem alten Kommilitonen aus dem Professoreninstitut (er war etwa zwanzig Jahre älter als ich) ganze Stunden lang nachts über dieses Thema geredet habe. Und weder ihm noch mir kam der simple Gedanke in den Kopf, daß wir weder über die Allwissenheit, noch über die Gerechtigkeit, noch über die Gnade des Schöpfers irgend etwas wissen können, und daß wir und unser menschlicher Verstand nicht über die Eigenschaften des Absoluten urteilen sollte.

Wenn das sittliche Element in uns eine Stütze in der Gottheit sucht, so müssen wir uns unvermeidlicherweise mit der Offenbarung zufrieden geben und Christo glauben, welcher die den meinen ähnliche Zweifel mit dem Hinweis darauf behoben hat, daß, was dem Menschen unmöglich, bei Gott doch möglich ist.

* * *

Mit Recht hat jemand bemerkt, daß zwei auch nur einigermaßen gebildete Russen nicht zusammenkommen können, ohne sofort ein Gespräch über abstrakte Gegenstände zu beginnen.

Es muß das ein Anzeichen für die Jugendlichkeit unsrer Kultur sein; alles an ihr ist noch neu, grün und unreif, nicht durchdacht, nicht durchfühlt, geistig nicht verarbeitet. So ging es denn auch mit mir: kaum war ich aus dem Elternhaus in die Freiheit gekommen und mit der Universitätsjugend in nähere Beziehung getreten, als ich auch schon sofort begann, an Gesprächen über abstrakte Materien bald zuhörend, bald selbst mit allem Eifer redend teil zu nehmen. Fast zu derselben, nun schon längst entschwundenen Zeit begann auch der Glaube in meiner Seele allmählich eine feste Gestalt zu gewinnen und die Ueberzeugung von dem Vorhandensein der Prädestination sich in mir herauszugestalten.

Anfangs stellte sie sich mir als sittliche Nemesis dar, in der Folge aber wurde sie mir zu einer notwendigen logischen Folgerung. Bei meiner ganzen Geistesrichtung habe ich mir niemals weder die physische noch die sittliche Welt als zusammenhangs- und zwecklos vorstellen können, und deshalb gründe ich denn auch die Prädestination auf den ununterbrochenen und nie aufhörenden Zusammenhang voneinander abhängiger Ursachen und Wirkungen.

Es war kein Wunder, daß bei meiner Verstandesrichtung, meiner Erziehung und meinem Alter der Aufbau meiner Weltanschauung gleich bei meinem Eintritt in die Universität nicht von unten begann, die innere Umwälzung vielmehr von oben aus vor sich ging. Anfangs begann ich ganz sachte die oberen Stiegen meiner Treppe zu reinigen, ohne es indes zu wagen, den Kehricht fortzuschütten. Die formelle und äußere Seite der Gottesverehrung ließ ich teils aus Gewohnheit, teils aus Furcht vor den Leuten einstweilen noch bestehen. Wenn aber das Aeußere auch in statu quo verblieb, so war doch der frühere Gedankeninhalt bereits stark erschüttert und ins Wanken geraten.

„Was doch Jakob Iwanowitsch (Ssmirnow, dessen ich, glaube ich, schon erwähnt habe) für ein Spötter und Krittler ist," sagte mir meine Mutter einmal. „Wie kann man sich solche Aeußerungen über geistliche Personen erlauben!"

Ich: „Ach, da sollten Sie nur hören, was die Popensöhne in der Universität alles von ihren Vätern erzählen, dann würden Sie eine ganz andre Vorstellung von den Popen bekommen. Das sind ja die reinen Opferpriester."

Die Mutter: „Wie kannst du nur so was sagen! Wir haben nur unblutige Opfer.“

Ich: „Das will gar nichts sagen. Trotz alledem betrügen unsre Popen das Volk, genau ebenso, wie es in früheren Zeiten die Opferpriester gethan haben.“

Die Mutter: „Aber wie kann man das nur miteinander vergleichen?“

Ich: „Und warum denn nicht? Die Religion ist ja doch überall und bei allen Völkern nur eine Fessel gewesen (diesen Ausdruck hatte ich tags zuvor in einer Unterhaltung mit einem ehemaligen Seminaristen gehört), und Popen und Opferpriester haben immer dazu geholfen, diese Fesseln nur immer straffer anzuziehen.“

Die Mutter: „Religion bedeutet ja doch wohl Glaube — man soll also jetzt nach eurer Meinung wohl auch keinen Glauben mehr haben?“

Ich: „Sie sollten nur hören, Mutter, was z. B. der deutsche Philosoph Schelling sagt“ (ich hatte eben erst von ihm in Nr. 10 von einem seiner wütendsten Anhänger, dem Professor der Petersburger mediko-chirurgischen Akademie Wellansky gehört).

Die Mutter: „Ach ja, ich habe noch neulich etwas von ihm gelesen.“

Ich (mit spöttischem Lächeln): „Das ist ja doch nicht Schelling, den Sie gelesen haben, sondern Stilling. Wie könnten Sie denn auch, Mutter, Schelling verstehen? Den kann ja nicht einmal jeder Gelehrte verstehen, das ist ein Naturphilosoph.“

Die Mutter: „Um Gotteswillen, Nikolai, du wirst mir am Ende gar noch Freimaurer werden?“

Ich: „Und wenn dem so wäre, was wäre denn dabei Großes? Wir haben bei uns dort in der Universität unter unsern Studenten auch Freimaurer“ (ich spiele auf die Mitteilung an, die mir im geheimen in Nr. 10 gemacht worden war).

Die Mutter (sich bekreuzigend): „Nun, weiß Gott, heute läßt aber auch gar nicht mit dir reden. Was ist das doch für eine Zeit und welchem Ziele geht eigentlich diese Welt entgegen?“

Ich: „Was für einem Ziel soll sie denn entgegengehen, und was ist überhaupt Zeit? Die Vergangenheit ist unwiederbringlich, eine Gegenwart gibt es nicht, sie ist unfaßbar, halb ist sie gewesen, halb wird sie sein; die Zukunft aber ist uns unbekannt.“

Diese letzte Tirade gefiel meiner Mutter offenbar, denn sie brachte mich noch lange Zeit nachher immer wieder darauf: „Erinnerst du dich noch, wie du mir einmal sagtest, daß das Vergangene

unwiederbringlich sei, die Zukunft unbekannt und die Gegenwart nicht vorhanden? Ja, ja, so ist's."

Die Nr. 10 ist mir auf immer im Gedächtnis geblieben, nicht nur, weil meine Erinnerung an sie mit der Entwickelung der ersten Weltanschauung meines Lebens zusammenfällt, sondern auch deshalb noch, weil das von mir in dieser Nummer im Laufe ganzer drei Jahre Gesehene und Gehörte mir seit der Zeit immer als Richtschnur für meine Urteile über die studierende Jugend gedient hat. Diese Nr. 10 aus dem Jahre 1824 würde, wenn man sie in unsre Zeit hinüberversetzte, sicher als Nihilistennest gelten. Auch damals wurde fast alles negiert; Gott war nicht nötig; die Religion war eine schädliche Fessel; nicht negiert wurden nur die Freiheit, Ungebundenheit und sogar Ausschreitungen, wenn man eben sein Monatsgeld bekommen hatte. Die Formen waren freilich andre. Einer Revolution wäre man unter Umständen, in seinen Reden wenigstens, nicht abgeneigt gewesen, aber eine systematische Verwirklichung der betreffenden Prinzipien lag zu wenig im Bereich der damaligen Kräfte. Etwas einmal Ersonnenes und Durchdachtes zu verwirklichen und energisch dem entsprechend zu handeln, ist überhaupt kein Kräutlein, das in unserm Garten gediehe; das ist vielmehr etwas Westländisches, gleichzeitig mit Dampf und Eisenbahnen zu uns Gekommenes.

* * *

Aber die Universitätserziehung unsrer Jugend, welche bis zum Jahre 1824 fast ausschließlich der Wirkung der natürlichen Kräfte und Faktoren überlassen war, wies, wenn ich mich hier nicht sehr täusche, in sittlicher Beziehung bessere Früchte auf, als es bei der späteren, künstlichen der Fall war.

Was ist aus allen diesen Enthusiasten der Freiheit geworden, diesen Gottes- und Glaubensleugnern und Anhängern Voltaires, der Naturphilosophie, Revolutionen u. s. w.? Dasselbe, was aus allen Ultraburschen in den deutschen und in unsrer Dorpater Universität wird. Ich bin in meinem Leben des öftern sowohl mit früheren Bewohnern der Nr. 10 als auch mit vielen andern Kommilitonen von der Moskauer und Dorpater Universität, eingefleischten Anhängern jeder Art von Freidenkertum und Freigeistigkeit zusammengetroffen, und viele von ihnen habe ich nachher als lammfromme und gottesfürchtige Familienväter und Staatsbeamte wiedergesehen, welche sich über ihre Schulextravaganzen (wie sie es nannten) lustig machten. Jenen Herrn aus Nr. 10 z. B., welcher aus voller Kehle

die Ode auf die Freiheit herausbrüllte, sah ich hernach als höchst friedfertigen verheirateten Stabsarzt wieder, welcher ziemlich gewandt die Karte schlug und seinen Dienst im Hospital ausgezeichnet versah.

Von den deutschen und Dorpater Burschen und unsern studentischen Kneipbrüdern will ich gar nicht weiter reden. Es ist mehr als bekannt, daß diese Kategorie der Studentenschaft in der Folge ein bedeutendes Kontingent von ausgezeichneten Dozenten, Beamten, Pastoren, Doktoren u. s. w. stellt. Sie tollen sich aus und werden vernünftige Leute. „Jugend muß austoben," sagt ein deutsches Sprichwort. Es ist das freilich eben ein deutsches Sprichwort, und was für den Deutschen zuträglich ist, das kann sich für den Russen*) unter Umständen als gänzlich unangebracht erweisen. Sind doch die Russen, die während meiner Dorpater Zeit aus unsern Schulen direkt dorthin als Studenten kamen, nicht selten am Trunk völlig zu Grunde gegangen, so daß nur sehr wenige von ihnen es zu etwas Ordentlichem gebracht haben. Aber die Jugend einer jeden Nation muß auf ihre Weise austoben und auch der russischen soll dies ihr Recht gewahrt bleiben.

In den Jahren 1824 und 1825 geschah das denn auch, glaube ich, bei uns. Damals überließ man die studierende Jugend sich selbst, und sie lebte und bummelte, studierte und tobte sich aus ganz nach ihrer Weise. Es gab damals weder Kuratoren noch Inspektoren in der modernen Bedeutung dieser Bezeichnungen. Unsern Kurator, den Fürsten Obolensky, sahen wir nur einmal im Jahr zum Festaktus, und auch dann nur von ferne; die damaligen Inspektoren waren eben auch Professoren und Adjunkten, welche das studentische Leben deshalb kannten, weil sie selbst vorher (einige vor eben nicht allzulanger Zeit) Studenten gewesen waren.

Coeten- und Halbcoetenexamen gab es nicht. Wohl waren Namensaufrufe auf den Vorlesungen und Repetitionen üblich, bei manchen Professoren sogar ziemlich häufig, aber man that das alles nur so, um sein Gewissen zu beruhigen, und niemand kümmerte sich darum, was dabei herauskam. Inzwischen waren die Hörsäle auch bei solchen Professoren gedrängt voll, bei denen es nichts zu hören und nichts zu lernen gab.

Dumme Streiche gab's genug, aber sie trugen einen rein studentischen Charakter. Reden konnte man auch innerhalb der

---

*) Anspielung auf eine ähnlich lautende russische Redensart.
Anmerk. d. Uebers.

Mauern der Universität, soviel man wollte, worüber man wollte und wie man wollte. Spione und Einbläser gab es nicht; eine Universitätspolizei gab es auch nicht, auch keine Pedelle hatten wir; zum erstenmal wurde ich mit diesen in Dorpat bekannt. Die städtische Polizei hatte nichts über die Studenten zu sagen und mußte etwaige Schuldige an die Universität abliefern. Uniformen existierten auch noch nicht. Von irgend welchen Demonstrationen hat damals niemand etwas gehört, und dabei muß man beachten, daß damals gerade die Zeit der geheimen Gesellschaften und der geheimen Unzufriedenheit war: alle fühlten im stillen eine starke Erbitterung gegen Araktschejew; von der Zensur verbotene Sachen gingen von Hand zu Hand und wurden von den Studenten mit dem größten Eifer und laut vor aller Welt vorgelesen; gewisse unklare Erwartungen beherrschten alle Gemüter.

Freilich war das öffentliche Leben jener Zeit noch kein in aufgeregten Wogen gehendes Meer wie jetzt. Von den Brüdern im Volk redete man damals noch nicht. Die zivilisierten Schichten der Gesellschaft kümmerten sich nur um sich selbst und schauten nach oben, nicht nach unten hin. Die Bourgeoisie stand noch fest auf ihrem Piedestal. War denn aber alles das für uns so nicht weit natürlicher und einfacher? Damals so gut wie jetzt war sich jedermann dessen wohl bewußt, daß, was man auch sagen möge, im Grunde doch ein jeder für sich selbst sorgt; damals aber waren die Leute offenbar aufrichtiger und redeten, indem sie das eigene Wohl erstrebten, nicht von den Brüdern im Volk, nahmen auch nicht die Miene an, als ob sie sich um andrer Leute willen wunder wie sehr den Pelz zerrissen. Der Weltschmerz bewegte noch nicht die Geister der Menschen und war noch keine Modebeschäftigung für solche geworden, die sonst weiter nichts zu thun hatten. Freilich, man wußte auch damals schon, daß einstmals des Menschen Sohn diesen Schmerz — nicht für sich — hatte durchkosten müssen, aber man wußte auch, daß das der einzig Dastehende, Unfehlbare und Sündlose gewesen war, der die Macht hatte, auch andern ihre Sünden zu vergeben; daher hielt man die Selbstaufopferung und selbstlose Förderung des Allgemeinwohles nicht für die Sache der in Sünden geborenen Söhne des Menschengeschlechts und blickte mit einigem Verdacht auf die Führer und Leiter der weltschmerzlerisch angehauchten Richtung.

Freilich, da die Jugend der für Zeitströmungen empfindlichste Barometer ist, so weist sie stets am allermerklichsten die Anzeichen solcher neuen Richtungen auf und es wird daher niemand wunder nehmen, wenn die moderne Jugend sofort beim Auftauchen neuer

sozialer Lehren ihre Bereitwilligkeit kund gibt, den Donquixote zu spielen und sich in die brandenden Fluten zu stürzen.

Doch bin ich davon überzeugt, daß, wenn über unsern Studenten nicht ganz dreißig Jahre lang, vom Jahre 1826 ab, der systematische Druck all der Kuratoren, Inspektoren u. s. w. gelastet hätte, unsre Jugend die Strömungen einer neuen Zeit in ganz andrer Weise aufgenommen hätte. Ungeachtet meiner Unreife, Unerfahrenheit und kindlich naiven Gleichgültigkeit öffentlichen Angelegenheiten gegenüber merkte ich doch sofort den mit dem Jahre 1825 beginnenden Druck in der Universität.

Dieser Druck ging dann, wie bekannt, immer weiter crescendo, mit einigen Unterbrechungen sogar bis auf den heutigen Tag, somit nicht dreißig, wie ich eben gesagt habe, indem ich vergaß, was in den letzten zwanzig Jahren geschehen ist, — nach den Begriffen der damaligen Droschkenkutscher befand sich die Universität in der Neglinnaja — sondern ganze fünfzig Jahre. Zeit genug, um lege artis die jungen Naturen verkrüppeln, die Sitten verrohen und viele Hunderte und Tausende von Seelen verderben und verkommen zu lassen.

* *
*

Aber wohin bin ich von meiner Nr. 10 hinweg geraten? Fast hätte ich dabei auch vergessen, daß ich noch über die moskauschen öffentlichen Vehikel habe sprechen wollen, welche mich fast täglich von der Neglinnaja — nach Ssyromjätniki brachten. Die Spezies meiner Rosselenker hieß Schleife und ich hatte das Vergnügen, im Laufe eines ganzen Jahres abends auf diesen Schleifen nach Hause zu fahren.

Diese jetzt nicht mehr existierende Gattung von Rosselenkern beförderte der Sterblichen Leiber auf rohen Lastschlitten. Solch ein wenig kompliziertes Gefährt, Schleife genannt, war in der That nichts andres, als ein großer Landlastschlitten, der mit etwas bedeckt war, das eine entfernte Aehnlichkeit mit Kissen aufwies; auf diesen Schlitten setzte man sich seitwärts, wobei die Beine nach außen herabhängen mußten und, wenn sie sehr lang waren, natürlich beinahe auf der Erde mitschleiften; war es schmutzig, so ward einem zum Schutz für Kniee und Beine ein Stück grober Leinwand oder ein Sack geboten; man ward aber in den Hoffnungen, die man auf diese Gegenstände setzen mochte, stets bitter enttäuscht.

So unnormal diese moskauschen Schleifen vom Jahre 1825 dem modernen Fortschritt auch scheinen mögen, so stimmten sie doch

durchaus zu dem damaligen Zustande der kleinen Straßen und meines Beutels. Für zehn oder für fünf Kopeken, je nachdem, wo ich einstieg, fuhren sie mich an dunklen Herbstabenden ganze acht Werst durch den tiefen Schmutz der verschiedensten Quer- und Winkelgäßchen, wo eine Fußwanderung mit Lebensgefahr verknüpft gewesen wäre; letzteres habe ich mehreremal erfahren, wo ich die Reise auf Schusters Rappen unternahm.

Einmal an einem dunklen Herbstabend, als ich dem Kutscher nicht mehr als fünf Kopeken geben wollte, und für diesen Preis kein solcher aufzutreiben war, sank ich in einem öden Winkelgäßchen bis an die Knöchel im Schmutz ein und wurde in dieser Lage noch von Hunden angegriffen; ich kriegte einen ganz ordentlichen Schreck, schrie aus vollem Halse und suchte mich vor den Bestien dadurch zu verteidigen, daß ich Schmutz auf sie warf, bis es mir schließlich gelang, mich, wenn auch ganz schmutzbedeckt und unter Verlust meiner Galloschen, herauszuarbeiten.

Das öffentliche Fuhrwesen und die studierende Jugend — das sind die beiden sichersten Gradmesser für den Kulturzustand einer Gesellschaft: an ihnen erkennt man gar bald die Richtung und die Stufe der Zivilisation einer gegebenen Gesellschaft. Anders kann es auch nicht sein. Je energischer der Stoffumsatz ist, um so lebensvoller und vollkommener der Organismus. Je energischer der Umsatz an Ideen und gleichzeitig mit ihnen auch an geistigen und materiellen Erzeugnissen, um so zivilisierter und vollkommener ist die Gesellschaft. Nichts aber zeigt uns direkter und sicherer als die Schule und Jugend das geistige Leben der Gesellschaft und deren Tendenzen, die Energie und die Schnelligkeit des Umsatzes der in ihr herrschenden Ideen an. Ganz dasselbe gilt von dem öffentlichen Fuhrwesen und dessen raison d'être, den öffentlichen Wegen, rücksichtlich der Energie und Schnelligkeit des Stoffwechsels im materiellen Leben der Gesellschaft.

37.

Nach meiner Berechnung war weniger, nach meinen Erinnerungen aber zu urteilen weit mehr als ein Jahr seit meinem Eintritt in die Moskauer Universität vergangen, als meine Familie von einem furchtbaren Schicksalsschlage betroffen wurde.

Etwa zwei Jahre schon zog sich nun die Geschichte mit der

durch den Kommissionär Iwanow verübten Veruntreuung öffentlicher Gelder hin; unser Haus und unser Vermögen waren bereits konfisziert, auch hatten wir noch Privatschulden; mein Vater aber verstand sich auf das Führen von juridischen Geschäften, war in verschiedenen Angelegenheiten Sachwalter und unter andrem auch Generalbevollmächtigter für die Besitzlichkeiten des Generals Nikolai Martynowitsch Ssipjägin, welcher ein reiches Fräulein Wssewoloshski geheiratet hatte.

Ich erinnere mich, daß man um diese Zeit viel bei uns davon sprach, daß zur Revision des Kommissariats ein grimmiger Herr Abbakumow nach Moskau kommen werde, der aus Araktschejews Schule stammen sollte. In der That stellte er viele Personen unter Gericht; mein Vater entging indes diesem Schicksal; er nahm einfach seinen Abschied und wir setzten unser vormaliges Leben beinahe wie in den früheren glücklichen Tagen wieder fort. Ich weiß mich noch zu erinnern, wie mein Vater, nachdem er seinen Abschied erhalten hatte, zum erstenmal seinen dunkelbraunen Frack mit den dunklen Knöpfen und Stiefel mit Trobbeln anzog; auch daran glaube ich mich noch zu erinnern, daß er gewissermaßen nachdenklicher und minder beweglich als früher wurde; früher hatten wir ihn nur des Abends zu Hause gesehen, jetzt konnte man ihn nicht selten mitten am Tage auf dem Diwan schlafend antreffen; er begann häufiger über Kopfschmerzen zu klagen und sein Charakter muß sich offenbar auch geändert haben: von Natur jähzornig und heftig, wurde er jetzt gleichgültig. Ich glaube noch jetzt eine Szene vor mir zu sehen, wie er gerade sitzt und mit Rasieren beschäftigt ist; da tritt eine kleine, dicke Gestalt, der Bader, ein, der gleichzeitig Holzhändler war, und beginnt eine lange Litanei darüber, daß er nun auch die Bezahlung für das bei ihm entnommene Brennholz haben wolle; schließlich bemerkt er jedoch des Vaters Gleichgültigkeit gegenüber seiner Argumentation und meint nun: „Na, ich sehe schon, ich werde jetzt schon nicht mehr zu Iwan Iwanowitsch (meinem Vater), sondern zu Alexander Alexejewitsch gehen müssen“ (d. h. zum moskauschen Oberpolizeimeister Schulgin, und zwar mit einer Klage wider den säumigen Schuldner). Auf die ganze Tirade des Baders antwortet mein Vater nicht ein einziges Wörtlein; ich aber stehe dabei und höre mir die ganze Geschichte an, muß es auch wohl sehr aufmerksam gethan haben, wenn ich mich ihrer noch jetzt erinnern kann.

Mitte April kommt mein Vater einmal aus der Badstube nach Hause und läßt sich ein Glas Kwas geben. In der Nacht entsteht eine große Unruhe im Hause: mein Vater hatte mit heftiger Atem-

not zu kämpfen; man schickt nach dem Arzt, dieser läßt ihm zur Ader und verschafft ihm dadurch Erleichterung; nach einigen Tagen verläßt mein Vater das Bett, um ein wenig im Garten umherzugehen; die Krankheit will aber doch nicht weichen; da lädt der Findelhausarzt Kaschkabalow unsern alten Bekannten und Wohlthäter Jefrem Ossipowitsch Muchin zu einem Konsilium ein.

Ich erinnere mich noch zweier Meinungsäußerungen aus Anlaß dieses Konsiliums. Als nämlich die dem Ende ihres Studiums entgegengehenden Studenten von Nr. 10 von mir gehört hatten, Jefrem Ossipowitsch habe meinem Vater eine Lösung von Magnesia sulfurica verschrieben, da erklärten sie mit großer Selbstgewißheit, daß sie dasselbe wie Muchin gethan hätten; mein biederer Unterarzt Grigori Michailowitsch Berjoskin aber, mit seinen überhängenden Augenbrauen und halbgeschlossenen Augen, brummte sich in seiner raschen und abgerissenen Art und mit seiner heiseren Stimme die folgenden Worte in den Bart: „Da sollte man doch wohl, na, etwa Amara, Amara roborantia geben, ja . . .“ Und wenn ich jetzt an das geblichbleiche, blutlose Antlitz meines Vaters denke, den ich damals zum letztenmal in seinem Leben sehen sollte, so kommt mir unwillkürlich der Gedanke, daß der alte Berjoskin doch recht hatte . . .

* * *

Es kam der erste Mai heran, ein prachtvoller, warmer, sonniger Tag, an welchem in Sokolniki ein Volsfest stattfinden sollte; uns war der Gedanke gekommen, daß wir mit dem Vater ganz gut auf einige Stunden ins Grüne hinausfahren könnten, und wir hatten abgemacht, daß ich um ein Uhr aus der Universität nach Hause kommen sollte. Nun glaube ich mich zu erinnern, daß mein Vater uns gerade am Morgen dieses Tages gleich nach dem Aufstehen davon erzählt hat, wie ihm jemand im Traum sehr deutlich gesagt habe: „Hast du gehört, daß Iwan Iwanowitsch Pirogow gestorben ist?“ Ich will nicht mit Gewißheit entscheiden, ob ich dies, wie ich glaube, aus dem Munde meines Vaters selbst gehört oder ob ich es nachher durch die Erzählungen meiner Angehörigen erfahren habe.

In fröhlicher Stimmung und der Hoffnung, gleich nach meiner Rückkehr mit meinem Vater die Ausfahrt zu machen, begab ich mich in die Universität; aber traurig war meine Rückkehr und noch jetzt, sechsundfünfzig Jahre nach dem Ereignis, wird es mir bange ums Herz, wenn ich mir wieder ins Gedächtnis zurückrufe, was ich nach meiner Rückkehr zu Hause sehen mußte.

Eine unheimliche Ahnung überkam mich schon, als ich mich unserm Hause näherte. Am weitgeöffneten Thor standen mehrere Personen und es ließ sich von dort Lärm und unruhiges Hin- und Herlaufen vernehmen. An mich hatte man nicht gedacht oder aber man hatte mich nicht zur rechten Zeit benachrichtigen können. Nichts Gutes ahnend stürzte ich über den Hof in den Flur und ins Vorzimmer, und kaum hatte ich die Thür zum großen Zimmer geöffnet, als mir ein Tisch in die Augen fiel und auf dem Tische das dunkelrote, aufgedunsene Gesicht meines Vaters, eingefaßt von dem Kragen seiner Uniform; mir schwindelte, mein Herz krampfte sich zusammen, meine Kniee knickten ein und ich fiel in die Arme meiner auf mich zueilenden Schwestern.

Eine von ihnen hat mir nachher erzählt, daß sie erst eine Stunde vor meiner Ankunft dem Vater den Löffel mit der Arznei gereicht habe; er habe auf dem Stuhl gesessen und sei, als er eben den Löffel zum Munde geführt, plötzlich ganz rot geworden und röchelnd vom Stuhl gesunken: Apoplexie foudroyante.

* * *

Hier will ich ein wenig bei den erblichen Charakterzügen unsrer Familie verweilen. Die moderne Frage von dem Einfluß der Vererbung auf den Organismus wird erst dann ihre befriedigende Lösung finden, wenn man ein ausreichendes und verläßliches Material von Beschreibungen erblicher Charakteristik einer ungeheuren Zahl von Familien und Individuen beisammen haben wird.

In unsrer Familie sind zwei verschiedene Typen zu sehr entschiedenem Ausdruck gekommen; ein Teil der männlichen Nachkommenschaft (meiner Brüder und Schwestern) hatte fast ganz schwarze Haare und lange Gesichtsform mit länglicher Nase, dunkelbraunen Augen und dichtem Haarwuchs auf Kopf und Körper; die andre Hälfte hatte im Gegenteil runde Gesichtsform mit mehr breitem als hohem Schädel, platter, breiter Nase, etwas hervortretenden Backenknochen, hellen und blauen Augen, hellblonden und spärlichen Haaren auf dem Kopf; die männliche Nachkommenschaft dieses Typus zeigt Neigung zu Glatzenbildung; die Glatze beginnt von der Stirn, nicht vom Wirbel aus, der Bart aber ist groß und dicht.

Von den sechs Mitgliedern unsrer Familie, deren ich mich erinnern kann (drei Brüdern und drei Schwestern), gehörten nur zwei zum ersteren Typus der Langköpfe (ein Bruder und eine Schwester), während Vater, Mutter und wir vier andern Kinder (zwei Brüder und zwei Schwestern) Vertreter des zweiten Typus waren.

Meines Großvaters und meiner Großmutter erinnere ich mich nicht, aber nach dem zu urteilen, was ich von ihm habe erzählen hören, gehörte mein Großvater gleichfalls zu dieser Kategorie; in seinem Alter war er freilich völlig kahlköpfig; zwischen ihm und meinem ältesten Bruder Peter wollte man eine gewisse Aehnlichkeit finden.

Man hat mir erzählt, daß mein Großvater Iwan Michailowitsch ein hoher, stark gebauter Mann gewesen sei, und über hundert Jahre gelebt habe; ja man versicherte dabei sogar, daß vor seinem Tode noch neue Zähne bei ihm durchzubrechen begonnen hätten!?? Er hatte früher in der Armee gedient und bewahrte sich noch vielfach Erinnerungen aus der Zeit Peters des Großen; später war er nach Moskau verzogen, hatte sich dort eine Bierbrauerei mit für jene Zeit noch ganz neuen Einrichtungen angelegt, hatte dann geheiratet und war ein strenger Ehemann geworden; meine Großmutter ward in den letzten Jahren ihres Lebens irrsinnig und infolgedessen sehr launenhaft und zankte und schlug sich mit ihrem Mann umher.

Der Irrsinn vererbte sich dann auch auf meine älteste Schwester, die, wie man mir erzählt hat, meiner Großmutter sehr ähnlich gesehen. Ich habe diese Krankheit meiner Schwester vom ersten Anfang ihrer Entwickelung ab, seit dem Jahre 1841 beobachtet; der Tod trat im Jahre 1869 ein.

Unsre ganze Familie war von jähzornigem und heftigem Charakter, aber die Zornesaufwallungen dauerten niemals lange. Diese Charakterzüge gingen von meinen Großeltern auf meinen Vater und von dem letzteren auf uns über. Meine Mutter gehörte, wie schon gesagt, dem zweiten Typus an und hatte einen dem des Vaters ähnlichen Charakter, unterschied sich aber von ihm durch größere Gehaltenheit desselben; dafür verging ihr aber der Zorn auch nicht so schnell und wechselte die Gemütsstimmung nicht so rasch wie beim Vater; sie war auch berechnender und sparsamer.

Ich glaube, ich habe vieles von ihr in physischer sowie in moralischer Beziehung geerbt, und zwar unter anderm die feinen Hände und Füße, die Magerkeit, Neigung zu Katarrhen und Ohrensausen; sodann meine religiöse Richtung, Arbeitsfreudigkeit und Sparsamkeit.

Anmerkung der Redaktion der Rußkaja Starina. Hier unterbricht N. J. Pirogow den zweiten Teil seiner Aufzeichnungen durch eine von Bogen 153 bis 223 reichende, ganz einheitliche, abgeschlossene und allseitige Spezialübersicht der gesamten Regierung

Kaiser Alexanders II. und seiner sämtlichen Reformen des inneren russischen Lebens. Diese Skizze ist von Nikolai Iwanowitsch vom 2. bis zum 27. März 1881 zusammengestellt und niedergeschrieben worden.

Da sie eine allzugroße Unterbrechung der autobiographischen Aufzeichnungen bildet und, was die Hauptsache ist, sich gleichsam als besondere Monographie darstellt, so versetzen wir sie ganz ans Ende der Aufzeichnungen N. J. Pirogows. Nun wenden wir uns wieder der Fortsetzung seiner Autobiographie zu*).

38.

28. März.

Bevor ich zu meiner Biographie zurückkehre, will ich noch bemerken, daß ich im vorigen Jahr zu dieser Zeit lebhaft um meine Felder besorgt war und über Wetter und Temperatur in meinen Aufzeichnungen Buch führte. In diesem Jahr hatte ich an etwas ganz andres zu denken: ich habe mir ein neues Gut gekauft und mein Testament gemacht; — ich werde merklich älter. Der Umstand, daß im vorigen Jahr im November der Schnee auf die noch nicht gefrorene Erde gefallen war, drohte den Wintersaaten großen Schaden und alle fürchteten, die Saaten, welche dicht wie Filz standen, würden durch Nässe leiden; im Dezember aber setzten starke Fröste ein, und obgleich der Schnee in großen Massen lagerte, so gefror doch die Erde unter ihm auf einen Arschin und mehr. Als der Schnee, welcher bis Ende März liegen blieb, endlich abtaute, da stellte sich's heraus, daß die Wintersaaten ganz ungeschädigt und dicht und grün wie im Herbst waren. Meine vorigjährige (1880) Ernte war nicht schlecht und wäre noch besser gewesen, wenn es zur Zeit der Weizenblüte nicht geregnet hätte; infolgedessen wurde der Druschertrag etwas beeinträchtigt, doch habe ich an Weizen im Durchschnitt das achte Korn geerntet.

Die heftigen Frühlingsfröste, die im März bis über 20° R. stiegen, haben eine Menge Bäume im Garten zu Grunde gerichtet; besonders stark haben die Kirsch-, Pflaumen- und Birnbäume gelitten; bei mir sind von zweitausend gegen zweihundert zu Grunde gegangen. Am 5. Mai fiel noch Schnee, welcher zwei Tage liegen

---

*) Dieser Abschnitt ist nicht veröffentlicht worden. Vielleicht auf Veranlassung der russischen Zensur. Der Herausgeber.

blieb und dem Wein einigen Schaden zufügte; wir haben weder Aepfel noch Birnen gehabt.

Heuer sind Prophezeiungen noch schwieriger. Wir haben freilich Schneefall auf frostfreie Erde nicht gehabt, Schnee ist aber vor Eintritt des Frühlings überhaupt wenig gewesen und dieser wenige ist im Winter sogar zweimal ganz abgegangen, was im vorigen Jahr nicht ein einziges Mal der Fall gewesen. Die vortrefflichen Wintersaaten, welche ebenso dicht wie die vorigjährigen waren, haben ganze Wochen lang ohne die schützende Schneedecke dagestanden. Starken Frost haben wir übrigens nicht gehabt: im ganzen Winter ist er nur ein paarmal bis über 20° und dann auch nur auf wenige Stunden gestiegen. Dafür ist aber der März jetzt ganz ungewöhnlich kalt und naß. Schnee ist an die dreimal gefallen und einmal etwa zwei Wochen lang liegen geblieben; das hat die Saaten vor den Märzwinden geschützt.

Wärme haben wir über 10—12° noch nicht gehabt. Die Saaten sind nicht grün, wie im vorigen Jahr, sondern grau und gelblich, beginnen aber infolge des Regens und des nassen Schnees grün zu werden; ich fürchte, es könnten ihnen Fröste von 2—5° bei der Feuchtigkeit der Erde schaden und die Wurzeln der Saaten leiden.

* * *

Nunmehr gehe ich wieder zu den Ereignissen längst vergangener Tage über. Es war noch kein Monat nach dem plötzlichen Tode meines Vaters vergangen, als wir alle, meine Mutter, zwei Schwestern und ich, unser Haus und alles, was sich in ihm befand, dem Fiskus und Privatgläubigern überlassen mußten. Wir sahen uns mit einigen wenigen dürftigen Resten unsrer Habe auf die Straße gesetzt und vor die bange Frage gestellt, was morgen werden sollte. Da erschien uns ganz unerwartet Hilfe. Ein Verwandter meines Vaters, irre ich mich nicht, sein Vetter dritten Grades, Andrej Philimonowitsch Nazarjew, schlug uns nämlich vor, zu ihm zu ziehen. Er selbst war mit zahlreicher Familie gesegnet — hatte er doch drei Töchter zu ernähren, von denen die eine bereits erwachsen, während die beiden andern noch Backfische waren — und diente als Assessor in irgend einer Moskauer Gerichtsbehörde, die in der Nähe des Iberischen Thores belegen war. Er lebte mit seiner Familie in seinem eigenen kleinen Häuschen an den Preßnenskije-Teichen im Pokrowsprengel in Kudrino; in den vier unteren Zimmern lebte die Nazarjewsche Familie und das Zwischengeschoß mit drei Zimmern und einem

kleinen Boden ward uns zugewiesen. Die Fenster des einen dieser Zimmer gingen auf das Jungfernfeld hinaus, auch konnte man die Sperlingsberge sehen und öfters gedachte ich, wenn ich mir diese Landschaft betrachtete, der ähnlichen Aussicht aus dem oberen Stockwerk unsers früheren Hauses auf das Androniuskloster. Aber diese Erinnerungen hatten etwas Niederdrückendes, wenn auch nicht eigentlich für mich, so doch für diejenigen meiner Angehörigen, die älter waren als ich. Denn was war ich damals? Einem vierzehnjährigen, halbwüchsigen Burschen pflegt ja doch langandauernder Kummer und Unzufriedenheit mit dem Schicksal nicht bekannt zu sein.

Mein Leben ging nun wieder nach früherer Weise wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Zweimal am Tage unternahm ich meine Reise nach der Universität auf der Nikitskaja, was täglich über zwei Stunden Zeit beanspruchte; an Fuhrwerk, und wären es auch nur jene Schleiferschlitten gewesen, war jetzt natürlich nicht mehr zu denken.

Im Sommer und bei trockenem Wetter ging es ja natürlich noch recht gut und ich trabte meine Strecke auf der Nikitskaja ganz ordentlich ab; aber im Herbst, bei schmutzigem Wetter und zu nächtlicher Weile habe ich armer Junge mir es doch zuweilen herzlich sauer werden lassen müssen. Mein Onkel — so nannte ich ihn nämlich — Andrej Philimonowitsch war das gutmütigste und friedfertigste Wesen der ganzen damaligen Beamtenwelt; von Natur schon kleinen Wuchses und vom beständigen Schreiben noch mehr gebeugt, war er der eigentliche Typus des kleinen, ameisenhaft fleißigen Beamten. Zu Hause habe ich ihn niemals anders als hinter seinen Papieren sitzen sehen, von denen er immer einen ganzen Haufen aus der Behörde mit sich brachte, wo er natürlich auch keine andre Arbeit als Schreiben hatte; sein ganzes Leben lang schrieb und schrieb der gute Andrej Philimonowitsch und ward dafür schließlich mit dem Kreuz des Wladimirordens belohnt; von ihm weiß ich es zwar nicht, aber ein andrer ebenso typischer Beamter setzte mich immer dadurch in ehrliches Erstaunen, daß er sein für dreißigjährigen Dienst erhaltenes Wladimirkreuz jedesmal nach seiner Rückkehr aus der Behörde vor dem Heiligenbilde aufhängte. Andrej Philimonowitsch sprach wenig und leise; all seine Freuden beschränkten sich darauf, daß er während seines Schreibens dem Gesang eines Vogels zuhörte, Tabak aus seinem langen Pfeifenrohr rauchte, das statt eines Mundstücks eine Federpose aufwies, sowie endlich, daß er Thee trank. Diese gutmütige und stille Seele bewirtete auch mich zuweilen mit Thee in der nächstgelegenen Gastwirtschaft, wenn ich ihn einmal in seiner Behörde am Iberischen Thor aufsuchte, brachte mich bisweilen in einer Droschke von der

Universität nach Hause und hat mir einmal (was ich ihm nie vergessen habe) ein neues Paar Stiefel gekauft, als er zufällig einmal bemerkte, daß die Sohlen an meinen alten losgegangen waren.

In der Verwandtschaft meines Onkels Nazarjew, nämlich bei der Schwester seiner Frau, trieben unholde Geister ihr Wesen. Fast täglich hörte ich von verschiedenen Streichen der Hausgeister erzählen, welche nach allgemeiner Ueberzeugung in der Wohnung der Nadeshda Ossipowna (so hieß des Onkels Schwägerin) hausten; ich hatte alle die damals von mir vernommenen Erzählungen als fabelhaft und ungereimt beinahe schon vergessen, als ich fünfzig Jahre nachher im „Russischen Boten" einen Artikel des Professor Wagner über die Wunderthaten eines amerikanischen Spiritisten las, und so von neuem an die tollen Erlebnisse Nadeshda Ossipownas erinnert wurde. Noch steht mir lebhaft in der Erinnerung, wie sie selbst und ihre Hausgenossen uns öfter über die nächtlichen und abendlichen Vorgänge in ihrem Hause berichtet haben: da war ein Poltern und Lärmen zu hören und ein Krachen in allen möglichen Tonarten, ein Rascheln und Kriechen an den Wänden und hinter den Tapeten, Umstellen von Möbeln und Umherrollen von Knäueln und von gewissen dunklen Massen auf dem Fußboden.

Ein Wechsel der Wohnung half dabei nichts, und gerade darin finde ich auch eine Aehnlichkeit zwischen Nadeshda Ossipowna und dem amerikanischen Spiritisten. Dieser sowohl wie auch sie riefen in ihrer Eigenschaft als Medien allein durch ihre persönliche Anwesenheit die Geister aus der Welt des Unsichtbaren hervor. Ich erinnere mich auch, daß die Verwandten Nadeshda Ossipownas dieselbe für halb verdreht und halb wunderlich hielten und sich einerseits über sie lustig machten, andrerseits aber sie doch etwas fürchteten. Es war eine hagere, schon recht bejahrte Frau über die fünfzig hinaus; ihre und ihrer Hausgenossen nächtliche Erlebnisse pflegte sie uns mit der größten Naivetät zu schildern, als ob das ganz in der Ordnung gewesen wäre. Schade, daß ich damals noch nichts von Medien verstand, sonst hätte ich mich eingehender mit der seltsamen Persönlichkeit Nadeshda Ossipownas beschäftigt; so aber hörte ich ihre Erzählungen nur als interessante Geschichtchen an und begnügte mich damit, herzlich zu lachen, wenn sie uns von den Streichen ihrer Geister erzählte. Das aber ist sicher, daß sie keine Betrügerin war: es war niemand da, den sie hätte betrügen können, und sie hatte auch gar keine Veranlassung dazu. Wahrscheinlich ist auch, daß sie Hallucinationen unterworfen war, aber eine für mich sowohl bezüglich Nadeshda Ossipownas als auch bezüglich der modernen Medien

noch ungelöste Frage ist die, ob es nicht einigen Persönlichkeiten eigen ist, ihre rein subjektiven Hallucinationen auch auf andre dafür empfängliche Personen zu übertragen.

Wir lebten im Hause des Onkels über ein Jahr, ohne etwas für die Wohnung zu zahlen. Als ich später, im Jahre 1837, in Dorpat Professor geworden war, hielt ich es für meine Pflicht, mich dem guten Andrej Philimonowitsch gegenüber erkenntlich zu beweisen, und zwar, offen gestanden, nicht sowohl für die freie Wohnung, als für die mir einmal gekauften Stiefel. Um die Zeit hatte mein Onkel noch einen eben heranwachsenden Sohn von etwa zehn Jahren und ich machte ihm nun den Vorschlag, diesen mir nach Dorpat mitzugeben, wo ich ihn auf meine Kosten unterrichten lassen würde. Bis dahin hatte der Knabe bei irgend einem Popen gelernt und verstand gerade einigermaßen zu lesen und zu schreiben. Ehrlich gesagt, bin ich hernach selbst meines Lebens nicht froh geworden, da ich mir solch eine Last auf den Hals geladen hatte, ohne mir recht klar darüber zu werden, wie weit ich mich ihr gewachsen zeigen würde. Erst in der Folge, als es leider schon zu spät war, sah ich ein, daß ich damals noch nichts von der Erziehung verstanden, da ich sie für eine ganz gewöhnliche Sache angesehen hatte. Als mir mein Vorhaben mit der Erziehung des kleinen Nazarjew nicht gelang, da zog ich daraus den einzigen Schluß, der sich übrigens, wie ich glaube, nicht nur auf mich allein, sondern auch auf viele andre anwenden läßt, nämlich, daß ein junger, unverheirateter Mensch nie die Erziehung eines Kindes auf sich nehmen sollte; dies ist ein für die Sittlichkeit des Zöglings gefährliches Unternehmen.

Ich wollte den kleinen Nikolai zum Eintritt in das Dorpater Gymnasium vorbereiten lassen und brachte ihn deshalb auf den Rat eines Schulmannes als Halbpensionär in der Laalandschen Vorbereitungsschule unter.

Ich war meist ganze Tage lang nicht zu Hause, und wenn der Knabe von der Schule nach Hause kam, so war er dort allein unter der Aufsicht einer bei mir bediensteten, freilich sehr frommen und achtungswerten Frau; es war dies eine Lettin und Pietistin. Bald erfuhr ich von ihr, daß mein Nikolai stehle. Wahrscheinlich hatte er diese Gewohnheit schon aus Moskau hinübergenommen. Seine Verwandten hatten mir bei meiner Abreise einiges Geld für ihn zur Verwahrung mitgegeben; da aber der Knabe gar nichts nötig hatte, so verschloß ich in seiner Gegenwart sein Geld mit dem meinigen in einer Schublade meiner Kommode. Einige Tage nach unsrer Ankunft machte mich mein Dienstmädchen, die brave Lene,

darauf aufmerksam, daß Nikolai sich verdächtig lange bei der Kommode zu schaffen gemacht habe und daß sie nachher den Schlüssel von der Schublade, wo das Geld verschlossen war, auf der Kommode liegen gefunden habe; freilich war es immerhin noch möglich, daß ich ihn selbst dort vergessen hatte. Nun begannen wir aufzupassen. Lene wußte ein kleines Papierstückchen in das Schlüsselloch hineinzupraktizieren, und nachdem wir das Kleingeld genau überzählt hatten, legten wir den Schlüssel an seinen früheren Platz. Schon am folgenden Tage war das Papierchen fort und in der Kasse ein Defizit. Später wurde der Dieb auch in flagranti ertappt.

Lene riet mir, ihn sofort mit Ruten zu züchtigen, was, wie sie mir versicherte, sehr gut helfe. Zum erstenmal in meinem Leben vollzog ich, und zwar höchst ungeschickt, diese Operation; Lene war zu schwach, um den Jungen ordentlich festhalten zu können, der aus vollem Halse schrie und mit Händen und Füßen um sich schlug; ich geriet in Hitze und die Rutenhiebe nicht an ihren Bestimmungsort. Uebrigens hörte der Junge mit dem Stehlen auf, aber mit dem Lernen ging es offenbar schlecht und an die Stelle der Diebereien trat eine andre Gewohnheit, von der ich nicht mehr weiß, ob er sie auch aus Moskau mit sich gebracht hatte, oder ob sie Dorpater Ursprungs war.

Als ich ein Jahr später nach Petersburg übersiedelte und nach meiner Verheiratung mit meiner Mutter und meinen Schwestern eine gemeinsame Wohnung bezogen hatte, da nahm ich Nikolai wieder zu mir ins Haus und brachte ihn in der Hoffnung in einem Gymnasium unter, daß sein längerer Aufenthalt in einer guten Lehranstalt ihn zum Vorteil verändert haben müßte und das Leben im Familienkreise ihn endgültig bessern werde. Nun plagte ich mich aber nicht mehr allein mit ihm ab, vielmehr nahmen auch meine Frau, meine Mutter und meine Schwestern an der Mühe seiner Erziehung ihren Anteil. Aber mit dem Lernen wollte es gar nicht recht vorwärts gehen, er dachte beständig nur an Thorheiten, zeigte eine gewisse stumpfsinnige Halsstarrigkeit und kam schließlich auf die Idee, in den Militärdienst zu treten. „Wenigstens werde ich dann mein eigener Herr sein", antwortete er auf alle Vorstellungen, die man ihm darüber machte. Nachdem wir uns auf diese Weise noch ein Jahr mit ihm abgeplagt hatten, sahen wir uns schließlich genötigt, ihn wieder nach Moskau zurückzuschicken. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht; irgend jemand hat mir, glaub' ich, gesagt, daß mein Zögling eine Anstellung in der Moskauer Polizeiverwaltung gefunden hat. Hätte ich das ahnen können, daß ich noch einmal zum Erzieher von Polizeiwachtmeistern werden würde!

Noch ein andrer Abkömmling meines guten Andrei Philimonowitsch, ein Sohn seiner ältesten Tochter, die einen Offizier, Namens Ssolonina, geheiratet hatte und nachher Witwe wurde, kam in meine Obhut, als ich bereits Kurator in Kiew war.

Da ich mich dieser Familie gegenüber wegen der Güte ihres Vaters noch immer für verpflichtet hielt, so entschloß ich mich noch einmal, mein Glück mit der Erziehung fremder Kinder zu versuchen und den kleinen Ssolonina in mein Haus zu meinen Kindern zu nehmen, welche den etwas verwilderten und ungebildeten Knaben, da sie älter als er waren, wohl etwas zustutzen konnten.

Aber auch dieses Mal hatte ich kein Glück. Ssolonina, der auch in seinem Aeußeren Nikolai Nazarjew sehr ähnlich sah, zeigte sich unsern bildenden Einflüssen nicht zugänglich. Ich selbst hatte natürlich nicht die Muße, mich mit seiner Erziehung zu beschäftigen, aber auch meine Frau und Schwestern, und diesmal auch meine Knaben, vermochten ihm nichts beizubringen; zu Hause wollte es mit dem Lernen gar nicht von der Stelle gehen und ihn in eine Schule zu geben, trug ich Bedenken, da ich ihn nicht unter Umständen noch mehr verderben lassen wollte. So gab ich denn auch diesen meinen Zögling, ohne mit meinen erzieherischen Bemühungen irgend ein Resultat erzielt zu haben, wiederum seiner Mutter zurück.

Diese zwei Proben meines pädagogischen Mißgeschicks habe ich deshalb in meine Lebensbeschreibung aufgenommen, weil sie erstens beweisen, wie schwer es ist, wirklich dankbar zu sein, d. h. mit seiner Dankbarkeit dem wirklich Nutzen zu bringen, der uns einmal eine wahrhafte Wohlthat erwiesen hat; zweitens bestätigen sie die traurige Wahrheit, daß das gute Beispiel und der gute Wille der Erzieher noch nicht zur Erreichung erfreulicher Resultate in der Erziehung führen. In Wirklichkeit kommt oft ein dem von uns erstrebten völlig entgegengesetztes Ergebnis zu Tage, auch wenn wir den Kindern durch unser eigenes Leben und unsre eigenen Thaten mit gutem Beispiel vorangegangen sind; darüber werde ich noch in der Folge vielfach zu reden Gelegenheit finden; hier will ich nur noch folgendes darüber bemerken, wie schwer es oft ist, dankbar zu sein.

Ignorieren fremder Verdienste, noch mehr aber Undankbarkeit, ist mir immer als einer der widerwärtigsten Charakterzüge erschienen. In meinem innersten Herzen bin ich niemals undankbar gewesen, aber ach! in Wirklichkeit habe ich gerade dort dankbar zu sein nicht verstanden oder sogar nicht einmal gewollt (wer will in all dem Erinnerungswust eines alten Herzens die Wahrheit ergründen?), wo Dankbarkeit eine heilige Pflicht gewesen wäre.

In meinem ganzen Leben finde ich freilich nicht mehr als drei solcher Fälle. Einen von ihnen habe ich soeben erwähnt. In einem andern hatte ich, und zwar nicht nur einmal, die feste Absicht, meine Dankbarkeit zu beweisen, ohne daß das Schicksal mir dieses indes vergönnt hätte. Dieser Fall berührt eine ganze Periode meines Dorpater Lebens, von der ich hier nur sagen will, daß ich mich der achtungswerten Familie des Dorpater Professors Moier gegenüber für verpflichtet hielt, und zwar besonders seiner verehrten Schwiegermutter Katharina Afanasjewna Protassow, geb. Bunin, einer Cousine Wassili Andrewitsch Shukowskys von väterlicher Seite. Ich fand in dieser Familie die allerfreundschaftlichste Aufnahme und als ich später Moiers Nachfolger in der Professur wurde, dachte ich daran, seine Tochter zu heiraten, ihm meine kindliche Dankbarkeit zu beweisen u. s. w., u. s. w. Diese Träume meiner Jugend sollten sich aber nicht verwirklichen und ich blieb, ob ich wollte oder nicht, in der unvergeßlichen Katharina Afanasjewna Schuld.

Die dritte und allerheiligste Pflicht, die auch nicht in dem Maße von mir erfüllt worden ist, als ich es jetzt wohl möchte, wo es leider schon zu spät ist, — diese Pflicht war die der Dankbarkeit gegen meine Mutter und meine zwei ältesten Schwestern. Seit dem Tode meines Vaters, vom Jahre 1824 bis zum Jahre 1827 haben diese drei Frauen mich durch ihre Arbeit unterhalten. Einige dürftige Reste unsres Besitzes, die nach dem Zusammenbruch des väterlichen Vermögens noch übrig geblieben waren, reichten natürlich nicht lange und meine Mutter und Schwestern mußten sich zur Uebernahme von allerlei kleinen Arbeiten entschließen; eine meiner Schwestern trat als Aufseherin in ein Moskauisches Kinderasyl und erhielt die Existenz der ganzen Familie durch ihr kärgliches Gehalt.

Nach einem Jahr zogen wir aus dem Hause des Onkels Andrei Philimonowitsch in eine Mietswohnung um und meine Mutter beschloß, die eine Hälfte der Wohnung in Aftermiete zu geben; ein Pensionär, und zwar ein sehr ordentlicher Mensch, fand sich bald; es war das der stud. math. Shemtschushnikow (später Vizegouverneur in Kamenetz-Podolsk, wo ich ihn noch nach siebenunddreißig Jahren, im Jahre 1862, getroffen habe). Shemtschushnikow war ein wohlhabender Mensch und konnte daher für eine Wohnung von zwei Zimmern mit Beköstigung, Thee u. s. w. dreihundert Rubel in Assignaten d. h. fünfundsiebzig Rubel Silber jährlich wohl zahlen; meine Mutter aber zahlte für die ganze Wohnung (und zwar, wenn ich mich nicht irre, auch noch mit Beheizung) jährlich nur dreihundert Rubel in Assignaten; so gering waren die Preise in jener Zeit!

Stunden konnte ich nicht geben, allein der Gang von den Pressnenskije-Teichen nach der Universität erforderte vier Stunden Zeit hin und zurück; außerdem wollte meine Mutter auch nicht, daß ich selbst für meinen Unterhalt arbeiten sollte und noch weniger, daß ich Stipendiat oder Kronstudent würde, vielmehr sträubte sie sich mit Händen und Füßen wider jede Verpflichtung dem Staat gegenüber. Das galt als gleichsam erniedrigend: „Was wirst du," so hieß es da immer, „Fremder Brot essen? Solange noch irgend eine Möglichkeit vorliegt, mußt du von dem leben, was wir verdienen." So schlugen wir uns denn kümmerlich genug durch. Zu unsrem Glück trug man in jener gesegneten Zeit keine Uniformen, zahlte auch keine Kollegiengelder, und sogar als die Uniformen eingeführt wurden, da nähten mir meine Schwestern aus einem alten Frack so eine Art Uniformsjacke mit rotem Kragen zurecht und ich saß in den Vorlesungen, damit man diesen Verstoß wider die vorschriftsmäßige Form nicht merke, in meinem Mantel da und ließ nur die blanken Knöpfe und den roten Kragen sehen.

39.*)

Wie ich oder vielmehr wir in Moskau unser Leben während meiner Studentenzeit gefristet haben, das ist für mich immer ein Rätsel geblieben. Für Wohnung und Beheizung hatten wir freilich beim Onkel im Laufe eines Jahres nichts zu zahlen; nun aber mußte doch der Unterhalt und die Kleidung für meine zwei Schwestern, meine Mutter, zwei Dienstmädchen und mich noch dazu beschafft werden. Meine Schwestern hatten jede ihre Arbeit, auch wurden so manche Habseligkeiten verkauft, wie aber das reichen konnte, verstehe ich doch nicht recht. Zuweilen, aber nur selten, an den hohen Festtagen, wurden durch mich oder auf andrem Wege kleine Subsidien ins Haus geschickt; auch mein Taufvater Ssemjon Andrejewitsch Luputin und einige andre alte Bekannte unterstützten uns zuweilen.

---

*) Hier beginnt der dritte und letzte Teil der Aufzeichnungen N. J. Pirogows. Er besteht aus 182 Bogen, 728 Seiten; von diesen sind 158 Bogen mit Tinte, die 24 letzten aber mit Bleistift und sichtlich ganz kraftloser Hand geschrieben; die Handschrift ist im Vergleich mit den vorhergehenden Teilen der Aufzeichnungen weit weniger leserlich.

Einmal überredete mich meine Mutter, welche erfahren hatte, daß der General Ssipjägin nach dem Tode seiner ersten Frau zum zweitenmal geheiratet habe, jenem einen Gratulationsbesuch zu machen und ihm in seiner neuen Wohnung „Salz und Brot" zu überreichen. Ssipjägin war einmal Patron meines Vaters gewesen, der eine Zeitlang dessen Geschäfte geführt hatte; ich bestellte einen großen Kringel, erschien früh morgens beim General, sprach ihm meinen Glückwunsch aus und überreichte ihm mein „Salz und Brot"; er dankte mir in ziemlich liebenswürdiger Weise und befahl seinem Kassenmeister, mir fünfundzwanzig Rubel auszuhändigen, sagte aber nicht in Assignaten, sondern einfach fünfundzwanzig Rubel. Wie groß war nun mein Erstaunen, als dieser Kassenmeister von mir verlangte, ich solle ihm zwei Rubel (gleich fünfundzwanzig Kopeken) für die weiße Banknote herausgeben, welche damals mit einem Aufgelde bezahlt wurde und daher nicht fünfundzwanzig, sondern siebenundzwanzig Rubel kostete . . .

Nach einem Jahr verbesserte sich unsre Lage dadurch etwas, daß wir eine größere Wohnung mieteten und selbst studentische Pensionäre zu halten begannen.

Die ganz passablen Wohnungen und die reichliche Beköstigung, die die letzteren hatten, beweisen, daß in jener, für arme Teufel so gesegneten Zeit, man ungeachtet seiner Armut doch immerhin studieren konnte. Was man lernte, war freilich dementsprechend dürftig.

Inzwischen konnte sich die Moskauer Universität zu jener Zeit solcher Gelehrten rühmen, wie Justus Christian Loder (Anatom), Fischer (Zoolog), Hofmann (Botaniker), solcher praktischen Aerzte wie M. J. Mudrow, E. O. Muchin, Feodor Andrejewitsch Hildebrandt (Chirurg), solcher Kenner der russischen Litteratur und des russischen Altertums, wie Mersljäkow und Katschenowsky.

Leider bemühten sich nicht alle von diesen bekannten Professoren, uns eine hinreichende Bekanntschaft mit ihrem Wissensgebiete zu vermitteln oder, was die Hauptsache ist, sie besaßen, mit Ausnahme von Loder, nicht die genügenden wissenschaftlichen Mittel, um ihre Wissenschaft zu lehren; überdies aber bildete der weitaus größte Teil der Professoren der Moskauer Universität einen lebhaften und komischen Kontrast zu ihren berühmten Kollegen.

Jetzt kann man sich nicht einmal einen annähernden Begriff von jenem Vorwalten des komischen Elements machen, welches ich noch auf der Universität vorfand.

Wir, junge Burschen von vierzehn bis siebzehn Jahren, besuchten

die Vorträge unsrer oder auch einer andern Fakultät nicht selten nur Spaßes halber. Noch jetzt kann ich mir nicht ohne Lachen den Professor Wassili Michailowitsch Kotelnitzky vorstellen, wie er in fleischfarbenen Nankingbeinkleidern, die in mit Trobbeln verzierten Stiefeln stecken, einherschreitet, ein Säckchen in der einen Hand und Sprengels Pharmakologie, Uebersetzung von Jowsky, unter der Achsel tragend. Wassili Michailowitsch Kotelnitzky, der im Universitätsgebäude wohnte, hat sich nämlich eben in aller Frühe die nötigen Einkäufe auf dem Geflügelmarkt besorgt und geht nun zu seiner Vorlesung in die Universität. Das Säckchen übergibt er einem Diener, geht dann selbst ganz früh in den Hörsaal, setzt sich, zieht aus der Tasche Brille und Tabaksdose, nimmt sich, daß man's weithin hören kann, eine Prise, setzt sich die Brille auf die Nase, schlägt sein Buch auf, stellt ein Licht gerade vor sich hin und beginnt uns nun Wort für Wort und dabei unter beständigen Versehen aus dem Buche vorzulesen. Mit Hilfe seiner Brille liest er z. B. aus der Jowskyschen Uebersetzung der Sprengelschen Pharmakologie folgendes: „Wunderbaumöl, oleum ricini, — die Käuzchen geben ihm einen bitteren Geschmack." Darauf legt er das Buch fort, nimmt wieder laut hörbar eine Prise Tabak und wendet sich an uns, seine friedfertigen Zuhörer, mit den Worten: „Seht 'mal an, also die Käuzchen geben dem Ricinusöl seinen bitteren Geschmack." Wir friedfertigen Zuhörer lesen inzwischen in demselben Buche statt „Käuzchen" — „die Häutchen geben ihm einen bitteren Geschmack." Wassili Michailowitsch veranstaltet während seiner Vorlesung Repetitionen. „Na, du da, Pesche," so wendet er sich an einen Studenten, den Sohn eines deutschen Hutmachers, „komm 'mal her! Ich will dir 'mal eine Nuß aus Ténard zu knacken geben. Aha! kriegst angst, und willst dabei noch ein Deutscher sein? Na, Pirogow, sag du mir 'mal, wie ‚Franzbranntwein' auf Lateinisch heißt."

„Spiritus gallicus."

„Bravo!"

Ein andres Exemplar und Kuriosum in dieser Gattung, Alexei Leontjewitsch Lowetzky, Adjunkt des berühmten Fischer, des Professors der Naturgeschichte an der medizinischen Fakultät, machte mit uns Botanisierausflüge auf die Sperlingsberge, d. h. spazierte mit uns umher, pflückte einige Blumen und nannte uns deren Namen; wenn wir ihm aber eine von uns gefundene Pflanze brachten und um deren Bestimmung baten, so erhielten wir regelmäßig, wie wir schon aus Erfahrung wußten, ein und dieselbe Antwort: „Gebt sie meinem Kutscher, ich will sie später bei mir zu Hause bestimmen."

Eben dieser Gelehrte kommt nun einmal plötzlich auf die Idee, uns in der Vorlesung die Sexualorgane des Hahnes und der Henne zu demonstrieren: früher hatte er dergleichen nie gethan und sich nur damit begnügt, uns Abbildungen vorzuweisen. Das von seinem Gehilfen für die Demonstration vorbereitete Präparat liegt, mit einer Serviette umwickelt und in einen Teller gethan, vor uns auf dem Tisch. Alexei Leontjewitsch nimmt den Teller und ohne die Serviette zu entfernen, beginnt er seinen Zuhörern den Bau der Sexualorgane des Hahnes zu erläutern; mitten in der Demonstration aber nähert sich ihm sein Gehilfe ganz betreten und erstaunt und sagt ihm mit halblauter Stimme: „Alexei Leontjewitsch! Das ist ja aber eine Henne!"

„Wie — eine Henne?! Ich habe Ihnen ja doch gesagt, Sie sollten mir einen Hahn dazu in Bereitschaft halten!"

Darauf repliziert denn nun wieder der Gehilfe und die Zuhörer sind über den so überraschend gekommenen Zwischenfall höchst vergnügt.

Oder aber eine andre Scene.

„Kommt, Leute, wollen wir sehen, wie heute Professor Soundso die ‚Kollegschinder' aus dem Hörsaal treiben wird."

Solcher „Kollegschinder" gab es mehrere, sowohl in unsrer als auch in andern Fakultäten.

Wir machen uns auf den Weg und treten in einen großen amphitheatralisch angelegten Hörsaal. Welch ein Schauspiel bietet sich da unsern Augen dar! Der Professor sitzt auf einem Katheder und über die Bänke des Hörsaals hinweg jagen sich seine Zuhörer einander truppweise und mit dem Rufe: „Fremde, Fremde! hinaus mit ihnen! Huß, hussa!"

Ein andres Mal sitzen die Zuhörer, welche ihres Professors Antipathie gegen fremde Besucher seiner Vorlesungen kennen, anfangs ganz ruhig da und lassen erst einige jener Fremden sich ansammeln, um dann, wenn die Vorlesung im besten Zuge ist, zu dem Professor einen der ihm näher stehenden Studenten mit der Mitteilung zu schicken: „Wassili Petrowitsch oder Grigori Wassiljewitsch! es sind viel Fremde hier!"

Nun wird die Vorlesung ausgesetzt und es beginnt eine Razzia. Die Unduldsamkeit und der Haß diesen Kollegschindern gegenüber lag wie eine Art Ansteckung in der Luft, und die Komik, die mit ihrer Verfolgung während der Vorlesungen verbunden war, erreichte oft in Wahrheit ungeheuerliche Dimensionen. Die Studenten nutzten natürlich diese seltsame Antipathie der Professoren aus: zur Vor-

lesung eines ganz tauben Professors (irre ich mich nicht, so war es Gawrilow) hatte sich einmal der ganze Hörsaal mit Studenten angefüllt, da man sich an dem Tage einen Hauptspaß und eine Art von Theatervorstellung versprach; man hatte nämlich in die Vorlesung einen Garnisonsoffizier und Kommisknüppel (in grauer Uniform mit gelbem Kragen) mitgebracht und ihm einen Platz auf der allerletzten Bank angewiesen. Kaum hatte die Vorlesung begonnen, so näherte sich der Repetitor (so hieß der Student, welcher behufs Namensaufrufes eine Liste der Studenten bei sich führen mußte), dem tauben Professor und schreit ihm ins Ohr: „Im Hörsaal ist ein Fremder." Nun begann die Konversation.

„Wo?" fragt der Professor.

Da öffnen sich die hinteren Reihen der Studenten und dem Blick des erstaunten Professors stellt sich der ruhig und gerade auf einer Bank dasitzende Krieger dar.

„Stehen Sie auf, stehen Sie rasch auf," flüstern ihm seine Nachbarn zu.

Der Garnisonsoffizier. richtet sich kerzengerade wie vor einem Vorgesetzten in die Höhe.

„Warum sind Sie hier?" fragt ihn der Professor.

„Antworten Sie ihm," raunen die Studenten dem Offizier zu, „daß die Vorlesungen in der Universität öffentlich sind und daß jedermann das Recht hat, sie zu besuchen."

Der Offizier murmelt dies denn auch zwischen den Zähnen hervor.

Da nun aber der Professor nichts hören kann, so teilt ihm der Repetitor mit lauterhobener Stimme die Worte des Offiziers mit:

„Er sagt, Wassili Gawrilowitsch, daß die Vorlesungen öffentliche seien."

„Nun, was will denn das sagen, daß sie öffentliche sind? In den Hörsälen dürfen der Ordnung wegen keine Fremden geduldet werden."

In dieser Weise wird nun die Konversation eine Zeitlang fortgeführt. Schließlich flüstern die um den Offizier herumsitzenden Studenten diesem zu: „Ja, es ist nun doch nichts dabei zu machen, Sie werden schon gehen müssen."

Wiederum öffnen sich die Reihen der auf ihren Bänken sitzenden Studenten und der Garnisonsoffizier marschiert mitten durch den ganzen Hörsaal am Katheder vorbei der Ausgangsthür zu, der Hörsaal aber benutzt die absolute Taubheit des Dozenten, indem er die Retirade des Offiziers mit dem weithinschallenden Gesang: „Weichet

von hinnen, weichet von hinnen, ihr Gottlosen!" oder etwas dem Aehnlichen begleitet, worauf dann der Professor seine Vorlesung wieder aufnimmt.

Bei einem andern Professor bringen die Studenten einige Kommilitonen, die in der Klinik liegen und bereits in der Genesung begriffen sind, in Krankenhauskleidung in die Vorlesung, placieren sie gleichfalls in den hinteren Reihen und erklären während der Vorlesung, daß einige Kranke aus dem Hospital sich in den Hörsaal eingeschlichen hätten. Wiederum beginnt eine ganze Vorstellung und die Kranken werden mit Lärm und Skandal zum Saal hinausgejagt.

Das komische Element war übrigens zu jener Zeit nicht nur in Moskau, sondern überhaupt in allen Kollegien als etwas ganz Natürliches vertreten und auch auf den europäischen Universitäten mochte man unter den Gelehrten gar sonderbare Käuze antreffen; bei uns aber war die Originalität nicht nur lächerlich, sondern auch dumm, weil sie hinter der Zeit und Wissenschaft zurückgeblieben war, und zwar bis zu einem jetzt in der That unvorstellbaren Grade; las man doch seine Vorlesungen nach Leitfäden aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, während unter den Studenten selbst, wenigstens unter vielen von ihnen, schon die Lehrbücher des laufenden Jahrhunderts kursierten. Freilich gab es auch Neuerer, sogar unter den bejahrteren Professoren; hier aber gesellte sich leider wiederum zur Neuerungssucht eine gewisse Parteilichkeit und ein zu dem Lebensalter in keinem Verhältnis stehender Uebereifer. So sattelte z. B. M. J. Mudrow plötzlich um und wurde aus einem Vertreter der Brownschen Lehre zu einem wütenden Anhänger von Broussais.

Nach seinem eigenen Geständnis wenig oder fast gar nicht mit der pathologischen Anatomie bekannt, wollte er seine Zuhörerschaft doch (was ihm auch wie Broussais selbst in der That gelang) dort an das Vorhandensein einer Entzündung der Schleimhaut des Darmkanals glauben machen, wo eine solche gar nicht vorlag.

Aber Mudrow war wohl so ziemlich die einzige Ausnahme unter den Professoren. Erst später, als ich mein Studium bereits beendigt hatte, gaben sich einige von den Jungen rückhaltlos der Schellingschen Philosophie hin; diese letztere war aber übrigens in Europa keine Neuigkeit mehr, was Broussais' Lehre damals wirklich noch im allerhöchsten Grade war; außerdem haben uns die Schellingsche Philosophie junge Gelehrte aus Deutschland herübergebracht, welche von Universitäts wegen dorthin abkommandiert waren, während

Mudrow, obgleich er immer in der Heimat blieb und dabei noch in den fünfziger Jahren stand, doch Broussais' Lehre sich aneignete.

Eigentliches Demonstrieren und anschauliche Lehrweise konnte man nur in Loders Vorlesungen finden; aber auch bei dem Studium der Anatomie verlangte man von den Studierenden durchaus keine obligatorischen Uebungen an Leichen. Während meiner ganzen Studienzeit habe ich nicht ein einziges Mal im Präpariersaal an Leichen Uebungen angestellt, keine einzige Leiche seziert, keinen einzigen Muskel präpariert und mich ausschließlich darauf beschränkt, was ich nach Loders Vorlesungen präpariert und ausgestellt sah. Und seltsamerweise habe ich bis zu meinem Eintritt in die Dorpater Universität auch nicht einmal das Bedürfnis empfunden, irgend etwas anschaulich und aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Ich begnügte mich völlig mit dem, was ich aus Büchern, Heften und Vorlesungen gelernt hatte.

Ich habe eben gesagt, das sei seltsam. Aber eigentlich ist es durchaus nicht seltsam, da der größere Teil meiner Lehrer derselben Ueberzeugung war. Da steht z. B. auf dem Katheder Peter Hilarionowitsch Strachow, Professor der Chemie in der medizinischen Fakultät, ein offenbar belesener Mann, der sich ein reiches Wissen aus Büchern zusammengestellt hatte. Er liest uns darüber vor, wie man Thermometer mache, verbreitet sich des längeren über diesen Gegenstand und zeichnet an der Tafel alles mögliche mit Kreide hin; dabei sitzen aber unter seiner Zuhörerschaft viele solche, welche in ihrem Leben noch nie ein Thermometer in Händen gehabt oder es nur von weitem gesehen haben. Oder aber es handelt sich um Oxygen und Peter Hilarionowitsch läßt sich wieder in zwei Vortragsstunden eingehend darüber aus, macht wieder seine Kreidezeichnungen, bringt uns französische Bücher mit Abbildungen auf die Vorlesung mit, aber von Oxygen selbst bekommen wir nichts zu sehen.

Und so geht es den ganzen Kursus durch: kein einziges chemisches Präparat in natura und die ganze Demonstration nur ein Zeichnen an der Tafel. Erst im letzten Jahre des Kursus nach dem Eintritt des Professor Heimann (eines jungen, lebhaften und praktischen Juden) in den Lehrkörper der Universität sah ich zum erstenmal in meinem Leben Oxygen und Hydrogen in natura.

Aber nicht nur in der medizinischen Fakultät wurde die Chemie ausschließlich nach Büchern und ohne Experimente vorgetragen, auch in der naturwissenschaftlichen Fakultät las Professor Reuß sie nur nach seinen Heften, und dabei war noch das, was er uns vortrug, nicht einmal Chemie, sondern eine Art Lehre vom Weltäther in

lateinischer Sprache; dafür war dieser, wie man glaubte, höchst gelehrte Professor sehr hoher Meinung von sich selbst, was so weit ging, daß nach seinem eigenen Ausspruch: primus — Deus, secundus — Reus, tertius — adjunctus meus.

Die Physik in der mathematischen Fakultät wurde bei weitem anschaulicher vorgetragen. Im Kolleg bei Dwigubsky hörte man es nur so knallen und krachen, wenn sein Laborant bei guter Laune und nüchtern war; in der medizinischen Fakultät aber las Doktor Wesselowsky auch die Physik in derselben Weise, wie Strachow Chemie; mathematische Formeln und die Zeichnungen von verschiedentlichen Maschinen und Apparaten prangten täglich an der schwarzen Tafel.

Die Physiologie trugen freilich in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts nur die hervorragendsten Physiologen Frankreichs und Deutschlands unter Zuhilfenahme von Demonstrationen vor. In ganz Europa hatten die Physiologen der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts mit, wie ich glaube, nur wenigen Ausnahmen ihren großen Vorgänger Haller ganz aus dem Auge verloren, wenngleich niemand von ihnen umhin konnte, ihm vor allen andern den Vorzug zu geben. Rudolphi in Berlin pflegte in den Jahren 1828 bis 1830 seinen Zuhörern zu sagen: „Wenn Sie einen Professor der Physiologie fragen, wessen Physiologie die beste sei, so wird Ihnen sicherlich jeder antworten: zunächst meine und dann die Hallersche; daraus ergibt sich dann mit mathematischer Sicherheit der Schluß, daß die Hallersche Physiologie noch bis jetzt die allerbeste ist."

Es versteht sich von selbst, daß in der Moskauer Universität damaliger Zeit die Physiologie nach dem Buch vorgetragen wurde, und zwar war dies das lateinisch geschriebene Buch des Physiologisten Lenhossek, das in Moskau mit den Zusätzen und Kommentaren von J. O. Muchin nachgedruckt worden war. Dieser gelahrte Mann, der, wie ich schon oben erwähnt habe, mich persönlich zu so großem Dank verpflichtet hatte, war eigentlich praktischer Arzt und, soweit mir bekannt ist, Autodidakt (man erzählte damals, daß er als Feldscher in der Armee Suworows an der Belagerung Otschakows teilgenommen habe); in einen Physiologen hatte er sich aber wahrscheinlich deshalb verwandelt, weil er, anfangs Professor der Anatomie an der Moskauer mediko-chirurgischen Akademie, ebendort seine bekannte Anatomie herausgegeben hatte, welche in Moskau der Petersburger Anatomie Zagorskys Konkurrenz machte, sich aber von dieser in folgenden Punkten unterschied: 1. alle anatomischen Bezeichnungen

waren in ein ganz unmögliches Russisch übersetzt; 2. war den sechs Teilen der Zagorskyschen Anatomie noch ein siebenter, von Jefrem Ossipowitsch neuerfundener hinzugefügt, nämlich die Lehre von den Schleimbeuteln; 3. war die Hüftarterie von Jefrem Ossipowitsch Arterie des Baronet Willie, arter. cruralis, s. femoralis s. Willie (sic!) benannt, mit einer Anmerkung unten, welche besagte, der Baronet Willie habe bei einem Besuch des anatomischen Theaters in der Moskauschen mediko-chirurgischen Akademie diese Arterie seine Lieblingsarterie genannt; wenigstens stand etwas dem Aehnliches in der Anmerkung. Zur Physiologie Lenhosseks hatte J. O. Muchin noch die Lehre von den Stimuli hinzugefügt. Die Vorlesungen Jefrem Ossipowitsch Muchins sind mir deshalb so erinnerlich geblieben, weil ich, der ich sie gewissenhaft im Lauf von vier Jahren besuchte, kein einziges Mal an dem Scharfsinn meines Lehrers gezweifelt habe, obgleich ich mir beim Verlassen des Hörsaals kein einziges Mal darüber habe Rechenschaft geben können, worum sich die Vorlesung eigentlich gedreht habe; doch schrieb ich dies meiner eigenen Unwissenheit und mangelhaften Vorbildung zu.

Erst in der Folge, als ich nach Beendigung meines Dorpater Studiums zeitweilig nach Moskau kam und einmal eine Vorlesung Muchins besuchte, überzeugte ich mich von meiner Unschuld. Ich hörte die ganze Vorlesung mit großer Aufmerksamkeit an und verlor von ihr kein Wort, wohl aber schließlich dermaßen den Faden, daß ich mir hernach gar nicht recht klar darüber werden konnte, wie eigentlich Jefrem Ossipowitsch, der sein Kolleg mit der Darlegung der Eigenschaften und Aeußerungen der Lebenskraft begonnen hatte, es schließlich fertig bekommen, zu den Himbeeren überzugehen, „welche wir mit solchem Appetit zur Sommerszeit mit Sahne essen". Ich übergehe hier ein andres von ihm angeführtes Beispiel „vom Käferlein, welches wir zuweilen in einem Eisstückchen finden, und welches, nachdem es in der Sonne wieder zu Wärme und neuem Leben gekommen, vom kristallhellen Eise sich erhebt, um, Gott ein Loblied singend, davonzufliegen" — ich lasse es deshalb aus, weil ich den Zusammenhang der Lebenskraft mit dem wiederaufgetauten Käferlein in diesem Beispiel doch immerhin erraten kann. Im übrigen kam Muchin seinen Obliegenheiten als Professor gewissenhaft (freilich in seiner Weise) nach, trug uns in seinen Vorlesungen seine ganze Physiologie von Anfang bis zu Ende vor und blieb, wenn er etwas in seinen Vorträgen aufschob, dieses doch hernach niemals seinen Zuhörern schuldig. Aufschieben aber that er regelmäßig den Teil seines Kollegs, welcher von den weiblichen Geschlechtsorganen handelte und

gewöhnlich in die Zeit der großen Fasten zu liegen kam: „Jetzt müßten wir eigentlich," so wiederholte er jährlich um diese Zeit, „über die Kinderzeugung und die weiblichen Geschlechtsorgane reden; da dies aber kein Thema für die Fastenzeit ist, so schieben wir es bis zu einer gelegeneren Zeit auf."

Nicht so gewissenhaft und genau in der Behandlung ihres Gegenstandes war eine andre Moskauer Berühmtheit damaliger Zeit, nämlich Matwej Jakowlewitsch Mudrow. Man hatte mir freilich gesagt, er habe früher nach dem Vorgang von Joseph Frisch im Laufe eines Jahres (in je drei Stunden wöchentlich) eine vollständige Synopsis der Therapie gegeben, zu meiner Zeit aber, wo er bereits umgesattelt hatte und ein Anhänger von Broussais geworden, war Matwej Jakowlewitsch in seinem Vortrage sehr flüchtig und oberflächlich und berücksichtigte ausschließlich nur die neue Lehre von den Fieberzuständen. Viel Nutzen hat er mir dadurch gebracht, daß er unablässig von der Notwendigkeit, sich mit der pathologischen Anatomie zu beschäftigen, von Leichensektionen und von der allgemeinen Anatomie Binets sprach und dadurch den Wunsch in mir erregte, mich mit dieser terra incognita bekannt zu machen.

Er selbst aber war, wie ich einmal bei der Sektion einer Typhusleiche zu sehen Gelegenheit hatte, ein Zärtling, der diese Arbeit offenbar gar nicht kannte. Als ein Student den Darm zu sezieren begann, um dort die inflammatio membranae mucosae gastro-intestinalis zu finden, da floh mein Matwej Jakowlewitsch auf die oberste Stufe des anatomischen Amphitheaters, sah von dort aus zu, wobei er sich natürlich das Ansehen gab, als ob er von dort noch etwas sehe, und führte zur Entschuldigung seiner Flucht vor der pathologischen Anatomie nur folgenden Erklärungsgrund an: „Ich bin alt und kann diesen Gestank nicht mehr ertragen."

Abgesehen davon, daß Matwej Jakowlewitsch uns seine Wissenschaft nicht in ihrem vollen Umfange vorführte, ja sie nicht einmal, und wäre es auch nur in kurzen Umrissen gewesen, vorzuführen vermochte, verlor er noch viel Zeit mit verschiedenen Allotria, die ihm des öfteren ganz ohne ersichtlichen Grund in den Kopf kamen. So verging einmal die größere Hälfte seiner Vorlesung damit, daß er einen Kneipbruder und ehemaligen Seminaristen, der sich irgend etwas hatte zu schulden kommen lassen, Pfingstgebete hersagen ließ. Häufig äußerte sich seine Parteilichkeit für Broussais darin, daß er in langen Rhapsodien sich über den Brownianismus lustig zu machen begann. Man vergleiche einmal unsre jetzige einfache und rationelle Behand-

lungsweise des Typhus mit der früheren! Zuerst r. valeriana, dann serpentaria und arnica, Kampfer, Moschus und endlich, wenn alles das nicht half — die iberische Mutter Gottes.

Auseinandersetzungen über die Tugenden des Arztes und Erklärungen der Sprüche des Hippokrates nahmen den wissenschaftlichen Vorträgen auch viel Zeit weg. Man darf eben nicht vergessen, daß Klinik und Vorlesungen nicht täglich, sondern nur dreimal wöchentlich waren. Bisweilen kamen aber auch Extravaganzen andrer Art vor, die auch ihrerseits die eigentliche Vortragszeit verkürzten. So saßen wir einmal im Hörsaal, der Ankunft Mudrows harrend; endlich erscheint er und fordert seine gesamte Zuhörerschaft auf, sich die Mäntel anzuziehen (es war gerade Winter) und ihm zu folgen. Wir gehorchen und Matwej Jakowlewitsch führt uns aus der Klinik über den Hof in das anatomische Theater hinein in Loders Kolleg. Neugierig, zu erfahren, was das eigentlich bedeute, drängen wir in hellen Haufen in den Hörsaal und sehen nun, wie Loder mit dem Stern des Annenordens am Fracke dasitzt, während Mudrow sich vor den neuen Ordensritter hinstellt (Loder hatte, wie wir nachher erfuhren, eben erst den Stern bekommen), aus der Tasche ein Blatt Papier zieht und im Ton eines Predigers zu deklamieren anfängt: „Prange in dem Glanze deines Sternes, aber werde nicht am Himmel schon ein Stern“ u. s. w. u. s. w.

Der etwas verlegen gewordene Loder beginnt schließlich Mudrow zu umarmen und antwortet ihm auf seine Begrüßung in lateinischer Sprache irgend etwas, dessen ich mich nicht mehr erinnere.

Mudrow war kein so verbissener Gegner der Deutschen wie J. O. Muchin; er war ein großer Verehrer von Loder und hielt gleichzeitig mit ihm und einigen andern Professoren, vermutlich nur zum Schein, vielleicht aber auch infolge seiner geistlichen Herkunft, entschieden zu dem damals unter dem Ministerium Golitzyn herrschenden Mysticismus.

Sowohl in der Klinik bei Mudrow als auch im anatomischen Theater bei Loder hatten wir an den Wänden verschiedene Inschriften und Kruzifixe. So war z. B. am Eingang in die Klinik an der Wand ein Kreuz mit der Inschrift angebracht: per crucem ad lucem. Etwas weiter stand an einer andern Wand die Inschrift: medice, cura te ipsum. An der Fensterwand des anatomischen Theaters prangte in ungeheueren Buchstaben: Gnothi seauton. In dem amphitheatralisch angelegten anatomischen Hörsaal war oben, dicht unter der Oberlage, längs der ganzen Wand eine Inschrift in goldenen Buchstaben angebracht, welche besagte: „Deine Hand hat mich

gemacht und geschaffen, erleuchte du meinen Sinn, auf daß ich deine Gebote lerne.“

Man darf nicht vergessen, daß dies zu der Zeit war, wo man (in Kasan zur Zeit Magnitzkys) unter Abhaltung feierlicher Totenmessen anatomische Museen auf den Friedhöfen zur Erde bestattete und im Ministerium der Volksaufklärung oder des Inneren die Frage aufwerfen konnte, ob man nicht bei den anatomischen Vorlesungen ohne Leichen auskommen könne, eine Zeit, wo man in einigen Universitäten (in Kasan) auch in der That die Muskellehre unter Zuhilfenahme von Tüchern vortrug.

Der Professor der Anatomie pflegte da nämlich, wie mir seine Zuhörer erzählten, das eine Ende eines Tuches an das acromion und die Rückseite des Schulterblattes und das andre an den Schulterknochen zu binden und seine Zuhörerschaft dann zu versichern, das sei der musculus deltoideus.

Die Chirurgie, ein Gegenstand, mit dem ich mich in Moskau fast gar nicht beschäftigte, war für mich damals eine wenig anziehende und ganz unverständliche Wissenschaft. Von Uebungen in Operationen an Leichen war gar keine Rede; was Operationen an lebenden Menschen betrifft, so habe ich nur ein paarmal die Lithotomie an Kindern und nur ein einziges Mal ein amputiertes Bein zu sehen Gelegenheit gehabt. Vor der ärztlichen Prüfung mußte man nur in Worten oder auf dem Papier irgend eine Operation in lateinischer Sprache beschreiben — und damit war die ganze Sache abgemacht. Feodor Andrejewitsch Hildebrandt, ein geschickter und erfahrener Praktiker, besonders Lithotomist und scharfsinniger, witziger Kopf, war als Professor einfach unmöglich. Er sprach so stark durch die Nase, daß ich, obgleich ich im Kolleg nur ein paar Schritte von ihm entfernt war, doch nicht ein Wort verstehen konnte, und zwar um so weniger, als er immer nur lateinisch las und sprach. Professor Hildebrandt litt wahrscheinlich an chronischem Schnupfen und hatte beständig eine Cigarre im Munde. Es war das der einzige Mensch in Moskau, dem es erlaubt war, auf der Straße zu rauchen. Seine und seines Adjunkten Alphonsky Vorlesungen bestanden im Paraphrasieren eines von ihm herausgegebenen kurzen, und zwar bis zum nec plus ultra kurzen Lehrbuchs der Chirurgie in lateinischer Sprache.

40.

Und so beendigte ich denn mein Studium, ohne auch nur eine einzige Operation (Aderlaß und Zahnausziehen miteingeschlossen) weder am lebenden noch am toten Körper gemacht, ja ohne auch nur eine einzige Operation an einer Leiche gesehen zu haben.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen uns Zuhörern und den Professoren waren ausschließlich auf die Vorlesungen beschränkt und nur zu einigen jungen Adjunkten traten wir bisweilen in ein vertrauteres Verhältnis. So besuchte ich z. B. öfters am Abend den Adjunkten der Chemie, Jowsky, der eben erst aus dem Auslande zurückgekehrt war und mir viel von dem Universitäts- und wissenschaftlichen Leben in Deutschland und Frankreich erzählte, wobei er sich mit mir über unsre bereits altersschwach gewordenen und hinter der Zeit zurückgebliebenen Gelehrten lustig machte; indes soll er später, wie ich gehört habe, selber in dies Geleise geraten sein.

In den Vorlesungen aber waren die Beziehungen unsrer Lehrer — wenigstens der rein russischen — zu uns höchst patriarchalischer Natur; viele von den Professoren, wie z. B. Mudrow, Kotelnitzky, Ssandukow und andre, redeten die Studenten mit „Du“ an, Mudrow fügte „mein Lieber“ hinzu; im Kolleg galten auch patriarchalische Späßchen mit einzelnen Persönlichkeiten und der ganzen Zuhörerschaft für zulässig. So sagte z. B. Mudrow einmal bei Gelegenheit einer Vorlesung über eine psychische Nervenkrankheit von Lehrern und Professoren, die sich in einer gewissen unüberwindlichen Furcht beim Eintritt in den Hörsaal äußere, zu seinen Zuhörern: „Weswegen sollte ich euch denn fürchten — Ihr seid ja doch die reinen Hämmel!“ Und das ganze Auditorium lohnte ihm für diesen Spaß mit allgemeinem fröhlichem Gelächter.

Dafür legten sich aber auch die Zuhörer, wie aus den von mir oben angeführten Scenen ersichtlich ist, weiter keinen Zwang auf, sondern trieben nun auch ihrerseits mit den wunderlichen Herren im Kolleg ihre Possen und Thorheiten. Außer den oben angeführten will ich noch zwei Geschichten derselben Art erzählen.

Einer von jenen wunderlichen Professoren hatte so schwache Augen, daß er ohne Brille keinen Buchstaben in seinem Heft lesen konnte; sein ganzer Vortrag aber bestand eben gerade darin, daß er seinen Zuhörern aus seinem Heft vorlas.

Es war klar, daß ihn seiner Brille zu berauben so viel hieß, als die Vorlesung für ihn gänzlich unmöglich machen. Nun hatten

seine Zuhörer bemerkt, daß er, wenn er ins Kolleg kam, regelmäßig vor allen Dingen seine Brille abnahm und sie vor sich aufs Katheder legte; man hatte nun Mittel und Wege gefunden, es so einzurichten, daß die Brille in diesem Falle unvermeidlich in die Höhlung des Katheders bis ganz auf den untersten Grund desselben gleiten mußte. Des Professors Lage war eine kritische; er verlor offenbar den Kopf und wußte nicht, was er thun sollte. Da erschienen ihm dieselben Zuhörer als Helfer in der Not: einer von ihnen brachte ohne viel Federlesens vom Hörsaaldiener eine Ofengabel herbei, fuhr mit ihr in die Vertiefung hinein und begann zum Entsetzen des Professors so erbarmungslos nach allen Seiten hin mit ihr umherzuscharren, daß der Brille offenbar die Gefahr völliger Vernichtung drohte. Unterdes hatte sich der ganze Hörsaal um das Katheder und den unglücklichen Professor geschart; alle redeten durcheinander, gaben ihren guten Rat, und wollten nicht aufhören, ihr Bedauern zu äußern, bis man sich endlich allgemein dahin entschied, daß es kein verläßlicheres Mittel gebe, die Vorlesung zu ermöglichen, d. h. die Brille wiederzubekommen, als wenn man das Katheder ganz umkehre und die Brille auf diese Weise herausschüttele. So machte man sich denn an die Arbeit, welche auch von Erfolg gekrönt wurde, da man die durch die Ofenkrücke halb zerbrochene Brille wirklich aus dem Katheder herausbrachte; als man dieses Resultat erreicht hatte und der Professor nun ganz traurig sein halbzerstörtes Sehinstrument betrachtete, da trat ein andrer Professor in den Hörsaal hinein, und erstarrte fast vor Erstaunen beim Anblick des ungewöhnlichen Schauspiels, das sich da seinen Augen darbot. Auf diese Weise hat denn das Kolleg, d. h. die Vorlesung des vom Professor mitgebrachten Heftchens, zum Vergnügen vieler Zuhörer nicht zu stande kommen können.

Ein andrer Professor derselben Fakultät (irre ich nicht, der philologischen) hatte die Sitte eingeführt, vor Beginn seiner Vorlesung ein Protokoll der vorigen verlesen zu lassen und mit dieser Aufgabe einen Repetitor betraut. Alle wußten schon, was dieser Repetitor zu Anfang seines Protokolles sagen werde und viele Studenten von den andern Fakultäten erschienen aus Neugier in diesem Kolleg, um mit eigenen Ohren das allen schon vorher bekannte Kuriosum zu hören, welches darin bestand, daß der Repetitor die Verlesung des Protokolls jedesmal mit folgenden Worten begann:

„Im vorigen Vortrag, am so und so vielsten (folgte der Monat) des Jahres 182 . hat Wassili Grigorjewitsch N. N., Hofrat und Ritter, seinen Zuhörern folgendes auseinandergesetzt.“ Hier aber

unterbrach der Professor unabänderlich jedesmal den Repetitor mit der Bemerkung, daß er in der That Hofrat, aber keineswegs Ritter sei. Auf diese Bemerkung erwiderte seinerseits der Repetitor jedesmal: „Aber wie denn nicht, Wassili Grigorjewitsch — sind Sie doch der Medaille von 1812 am Wladimirbande gewürdigt worden!“

Aber ungeachtet der in alle dem liegenden Komik und geistigen Zurückgebliebenheit sind mir doch von der Zeit meines Aufenthaltes in der Moskauer Universität gleichzeitig mit verschiedentlichen Wunderlichkeiten auch andre Eindrücke nachgeblieben, die sich mir tief in die Seele gegraben und ihr für mein ganzes Leben eine bestimmte Richtung gegeben haben. So haben die Vorträge Loders, ungeachtet meiner völligen Unbekanntschaft mit der praktischen Anatomie, doch das Verlangen in mir wachgerufen, mich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen, und mich veranlaßt, mir dieselbe nach Heften, einigen Lehrbüchern und einigen Zeichnungen einzupauken. Sogar Loders beliebte Wendungen: „sapientissima natura aut potius Creator sapientissimae naturae voluit“ sind nicht ohne Einfluß auf mich geblieben.

Ich glaube sie auch jetzt noch — nach über fünfzig Jahren — zu hören. Aber auch die Inschriften an den Wänden des anatomischen Theaters und der Klinik haben sich in meiner Vorstellung mit den ersten Anfängen meiner wissenschaftlichen Kenntnisse in Moskau gleichsam zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen. Das Mystische und den Mysticismus wird niemand aus der Tiefe des menschlichen Geistes ausrotten können. Monotonie und Einseitigkeit werden niemals ihm eigen werden und ich glaube nicht, daß die menschliche Gesellschaft sich jemals bei einer von ihr auserwählten Richtung ausschließlich beruhigen werde; am allerwenigsten aber glaube ich, daß sie jemals zum Positivismus sich bekennen werde.

41.

Das studentische Leben in der Moskauer Universität trug bis zum Tode des Kaisers Alexander I. ein freiheitliches Gepräge. Den Kurator, Fürst Obolensky, bekamen wir gar nicht zu Gesicht — ich habe ihn nur einmal beim Aktus gesehen — und auch mit dem Rektor Prokopowitsch-Antonsky bekamen nur die in die

Universität eintretenden Sauf- und Raufbrüder zu thun. Ich habe ihn gleichfalls nur auf dem Aktus gesehen. Uniformen trugen damals die Studenten noch nicht. Dessenungeachtet ist mir nichts besonders Unpassendes oder ungewöhnlich Auffallendes in der äußeren Erscheinung der Studenten erinnerlich. Eher trat bei den Professoren die äußere Seite etwas auffallend hervor, da ein Teil von ihnen in ihren mit vier Pferden bespannten Kutschen und mit ihren galonnierten Lakaien auf dem Trittbrett (wie zum Beispiel M. S. Mudrow, Loder und J. D. Muchin), uns als gewichtige Staatswürdenträger vorkamen, während wiederum andre — dieses waren entweder „Infanteristen“ oder aber sie benutzten zu ihren Fahrten klägliche Droschken — in ihren Friesmänteln das Aussehen von Parias hatten, die das Schicksal verfolgte.

Aber mit der Thronbesteigung Nikolai I. und nach den Dezembertagen fühlten wir bereits einen andern Wind wehen.

Wir hörten, daß man einen neuen Kurator, den General Pissarew, in Aussicht genommen habe, wir hörten ferner, daß der neue Kaiser während seines Aufenthaltes in Moskau fast inkognito die Universität und Universitätspension besucht habe und in schrecklichen Zorn geraten sei, als er den mit goldenen Buchstaben an einer Tafel im Saale der Universitätspension angebrachten Namen Küchelbeckers gelesen habe; Antonsky war nämlich nicht auf den Gedanken gekommen, die Tafel entfernen oder den verhaßten Namen des Empörers streichen zu lassen, der ein ausgezeichneter Schüler gewesen war.

Antonsky wurde, wie man uns sagte, für dieses Versehen seiner Stelle entsetzt, und der frühere Kurator im Frack durch einen solchen in Militäruniform ersetzt.

Wir hörten auch, daß der Kaiser, welcher in einer Droschke zur Universität gekommen und nur von einem Hörsaaldiener, einem verabschiedeten Gardesoldaten, erkannt worden war, direkt in die Studentenzimmer sich begeben, in seiner Gegenwart die Matratzen auf den Studentenbetten umzukehren befohlen und unter einer Matratze ein Heft mit den Versen Poleshajews gefunden habe.

Poleshajew ward denn auch unter die Soldaten gesteckt.

Bald nach diesem Besuch wurden die Uniformen für die Studenten eingeführt, was für mich und sicher auch für viele andre, die sich nur kümmerlich durchs Leben schlugen, wiederum eine neue Ausgabe bedeutete.

Indes fanden meine Schwestern Mittel und Wege, mir aus einem alten Frack eine Art Uniformjacke mit rotem Kragen und

hellen Knöpfen, aber von unbestimmter Farbe zurechtzuschneidern, und ich blieb, indem ich die Gunst der damaligen guten Zeit benutzte, während der Vorlesungen im Mantel sitzen und ließ nur den oberen uniformierten Teil meines Körpers sehen.

In kurzer Zeit erschien denn nun auch bei uns in den Hörsälen in Militäruniform der neue Kurator, welcher sofort bei seinem Erscheinen seines Organes wegen von uns „Fagot“ zubenannt wurde. Wirklich war seine Redeweise scharf und kurz abgestoßen. Ich habe dieses „Fagot“ Gott sei Dank nur zweimal im Kolleg gesehen und gehört: das eine Mal in einer Vorlesung des Professors der Chemie, Heimann, und das andre Mal bei Muchin, und beidemal war sein Erscheinen mit einem gewissen Skandal verknüpft.

Im Kolleg bei Heimann traf das „Fagot“ — ein hoher, breitschultriger General, der bei seinem Erscheinen immer einiges Geräusch verursachte, zumal da er von seinen Ordonnanzen begleitet war — ich sage, er traf unsern ehemaligen Pensionär Shemtschushnikow in einem für ihn wohl seltsamen Aufzuge an, nämlich in nicht zugeknöpfter studentischer Uniform, in völlig unvorschriftsmäßigen Beinkleidern und mit einem runden Hut in der Hand.

„Was soll das bedeuten?“ fragte das Fagot mit dem allerschneidendsten und durchdringendsten Ton seiner Stimme, welche die Stille des Hörsaals und die auf die chemischen Experimente Heimanns gerichtete Aufmerksamkeit der Zuhörer recht unliebsam störte.

„Solche Individuen muß man aus der Universität entfernen,“ fuhr das Fagot in demselben Tone fort.

Als Shemtschushnikow das hörte, erhob er sich von seinem Platz, that einen Schritt nach vorwärts und sagte, indem er seinen runden Hut erhob, als wollte er ihn sich sofort auf den Kopf setzen, höchst kaltblütigen Tones: „Aus Ihrer Universität mache ich mir ja gar nichts,“ verbeugte sich und verließ den Saal.

Diese für ihn ganz unerhörte Ausschreitung eines Untergebenen hatte das Fagot so wenig erwartet, daß er wie auf den Mund geschlagen dasaß.

In Muchins Kolleg platzte das Fagot auch einmal hinein und sagte bei dieser Gelegenheit eine Dummheit, die ihm sicher nicht so ohne weiteres hingegangen ist.

Man muß nämlich wissen, daß im Anfang der Regierung Kaiser Nikolais unsern russischen Deutschenfressern aus irgend einem Grunde — vielleicht gerade dank verschiedenen Taktlosigkeiten des Fagots — der Kamm zu schwellen begann, da sie wohl die Zeit für gekommen hielten, wo ihr Weizen blühen werde. Es begannen

verschiedene, nicht ganz anständige Ausschreitungen sogar gegen eine in jeder Beziehung so hochstehende Persönlichkeit, wie es Justus Christian Loder war.

Besonders ins Zeug legte sich dabei Muchin, der es auf irgend eine Weise für einige Zeit durchzusetzen wußte, seine Vorlesungen im anatomischen Amphitheater abzuhalten, welches früher niemandem außer Loder zugänglich gewesen war. Doch dauerte die Herrlichkeit nicht lange und Muchin kam wieder auf seinen früheren Hörsaal im Universitätsgebäude zurück, welcher gleichfalls ziemlich geräumig (er faßte an die zweihundertfünfzig Zuhörer), aber nicht so bequem war.

In eben diesen überfüllten Hörsaal dringt nun das Fagot in seiner Weise geräuschvoll ein.

„Warum lesen Sie denn nicht dort?“ fragt er Muchin, indem er mit der Hand nach der Richtung hinweist, in der das anatomische Theater sich befand.

„Dort, Exzellenz, legt Loder vor seinen Vorlesungen seine Knochen und Präparate auseinander.“

„Ah, so! Nun, dann will ich ihn 'mal selbst auseinanderlegen,“ antwortet das Fagot so laut, daß die ganze Zuhörerschaft es vernehmen mußte.

Diese dumme Farce ward Loder hinterbracht und bald darauf hörten wir, daß der König von Preußen eigenhändig den Kaiser von den Umtrieben wider den bejahrten Gelehrten in Kenntnis gesetzt habe. Seitdem ließ man ihn in Ruhe und einige Zeit nach diesem Ereignis bekam Loder den Stern des Annenordens, welcher M. J. Mudrow die Veranlassung zu seiner obenerwähnten Ansprache bot.

42.

Endlich kam auch das Jahr 1827 heran, welches uns das Allerhöchst bestätigte Projekt des Akademikers Parrot brachte. Die erste mehr metaphorische als offizielle Mitteilung darüber hörten wir auf einer Vorlesung von Mudrow. Dieser war früher als gewöhnlich ins Kolleg gekommen und begann plötzlich ganz ohne ersichtliche Veranlassung uns vom Nutzen und der Annehmlichkeit von Reisen in Europa zu sprechen, beschrieb uns Gletscherbesteigungen in den Alpen, erzählte uns von dem Leben in Deutsch-

land und Frankreich, von den Federbetten, welche die Deutschen statt der Decken brauchten u. s. w., u. s. w. Wir konnten gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe und worauf es eigentlich abzielen sollte. Erst gegen Ende seiner Vorlesung, nachdem er auf diese Weise eine volle Stunde hingebracht, erklärte uns M. J. Mudrow, daß auf Allerhöchsten Befehl Freiwillige aus der Zahl der auf den russischen Universitäten studierenden jungen Leute aufgeboten und zu ihrer weiteren Ausbildung ins Ausland geschickt werden sollten.

Ziemlich zerstreut hörte ich diese erste Mitteilung darüber an.

Hierauf wurde ich irgendwo, ich glaube auf einer Repetition, und diesmal bereits direkt von Muchin, aufgefordert. — Wiederum J. O. Muchin!

„Du könntest nun eigentlich ins Ausland gehen; es sind nur Russen dazu aufgefordert und man muß die Gelegenheit benutzen.“

„Ich bin ganz dafür, Jefrem Ossipowitsch,“ platzte ich, ohne viel zu überlegen, heraus.

Wie soll ich eigentlich diese für mich selbst unerwartete Entschiedenheit erklären? Damals beobachtete ich mich selbst nicht und jetzt vermag ich nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden, was eigentlich mein Hauptmotiv dazu gewesen ist. So weit ich mich aber erinnern kann, ist, glaube ich, der Hauptgrund für meine schnelle Entscheidung die damalige Lage meiner Familie gewesen.

Ich weiß noch sehr wohl, daß, so jung ich damals auch war, der Gedanke daran mich nicht selten bedrückte. Ich bin nun schon, so sagte ich mir, sechzehn Jahre alt, bald werde ich siebzehn werden und immer muß ich noch meiner armen Mutter und meinen armen Schwestern zur Last fallen. Angenommen auch, ich erlange den Grad eines Arztes — was kann ich doch anfangen? Ohne Mittel und ohne Verbindungen bekommt man doch keine Stelle. Gleichzeitig fühlte ich aber auch den brennenden Wunsch in mir, immer weiter zu arbeiten und zu lernen.

Die Moskauer Wissenschaft hatte ungeachtet ihrer Zurückgebliebenheit und Oberflächlichkeit doch so manches in mir zurückgelassen, was mir keine Ruhe ließ und mich nach vorwärts drängte.

„Wähle dir irgend einen Gegenstand zu deinem Studium, irgend eine Wissenschaft,“ sagte mir J. O. Muchin.

„Natürlich die Medizin, Jefrem Ossipowitsch.“

„Nein, so geht es nicht; man muß unbedingt erklären, welche der medizinischen Wissenschaften man ausschließlich zu studieren wünsche.“

Ohne mich lange zu besinnen, fuhr ich heraus: „Physiologie.“

Später habe ich mich selbst gefragt, warum ich gerade die Physiologie genannt habe.

Erstens, so mußte ich mir antworten, weil ich mir in meiner Naivetät vorstellte, daß ich mit der Physiologie näher als mit allen andern Wissenschaften bekannt sei. Und warum? Nur deshalb, weil ich schon etwas vom Blutumlauf wußte, weil ich wußte, daß es einen Chimus und Chilus sowie eine Brustmilchader gebe, endlich wußte, daß die Galle sich aus der Leber, der Harn aus den Nieren abscheide und daß von der Milz und der Bauchspeicheldrüse nicht nur ich allein, sondern überhaupt alle nicht viel wüßten. Ueberdies war ja die Physiologie ohne Anatomie undenkbar und die Anatomie nun erst kannte ich offenbar besser als alle andern Wissenschaften. Zweitens aber, wer schlug mir eigentlich die Wahl unter den einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen vor — war es denn nicht Jefrem Ossipowitsch, selbst ein Physiologe? Sicher wird ihm meine Wahl recht sein. Dem war aber gar nicht so, denn Jefrem Ossipowitsch machte bei dieser meiner Entscheidung ein sehr langes Gesicht und erklärte dann kurz und bündig: „Nein, mit der Physiologie ist's nichts; wähl dir was andres aus.“

„Dann erlauben Sie mir zu überlegen . . .“

„Gut, bis morgen; dann merken wir dich vor.“

Zu Hause sagte ich weder meiner Mutter noch meinen Schwestern etwas von der Sache, sondern begann nur die bereits fast ganz entschiedene Angelegenheit nach unsrer russischen Art mir nachträglich zu überlegen, was natürlich das beste war; denn hätte ich vorher lange überlegt, so wäre ich wahrscheinlich nicht ins Professoreninstitut gekommen und mein Leben hätte sich wahrscheinlich auf ganz andrer Grundlage gestaltet und weiß der Himmel noch — wie eigentlich. Wozu aber, so fragte ich mich, habe ich nun meine Zustimmung gegeben? Ins Ausland zu gehen und dort weiter zu studieren. Aber unter was für Bedingungen? Ohne diese zu kennen, verkauft man sich am Ende noch gar mit Leib und Seele? Ach was, einerlei, schlimmer, als es ist, kann es doch nicht werden.

Ich eile in die Universität, ziehe dort einige Erkundigungen ein, berate mich mit einigen Bekannten und höre an, was sie mir darüber sagen; schließlich treffe ich auf Grund alles dessen meine Entscheidung dahin, daß ich, da man mich die Physiologie nicht hatte wählen lassen und es eine andre auf Anatomie gegründete Wissenschaft meiner Meinung nach außer der Chirurgie nicht gibt,

daß ich, sage ich, eben diese letztere wähle. Warum denn nun aber nicht die Anatomie selbst? Ja, da frage sich einer! Mit Sicherheit weiß ich's nicht zu sagen, aber ich glaube, daß eine tiefe innere Stimme mich hier auf die Chirurgie hingewiesen hat. Außer der Anatomie kommt ja auch noch das Leben in Betracht, und wenn man die Chirurgie gewählt hat, so braucht man es nicht nur mit leblosen Körpern zu thun zu haben.

Indes auch andre Wissenschaften interessierten mich nicht wenig. Eine große Vorliebe hatte ich für die Chemie, besonders nach den Heimannschen Vorlesungen. Die Pharmakologie erschien mir gleichfalls, ungeachtet all der Unzulänglichkeit ihres Vertreters an der Moskauer Universität, W. M. Kotelnitzkys, als höchst interessante Wissenschaft. Als ich meinen Kommilitonen meine Absicht mitteilte, mich nicht nur einer, sondern mehreren Wissenschaften zu widmen, da machten sie sich natürlich über mich lustig, ohne ahnen zu können, daß ich nach ein paar Jahren ein geradezu wütender Verfechter des Spezialismus in der Wissenschaft werden und wiederum nach einigen Jahren von neuem ins gegnerische Lager übergehen würde.

Am selben Tage ging ich in die Universitätsverwaltung, traf dort J. O. Muchin, der damals gerade Dekan war, setzte ihn von meiner Wahl in Kenntnis und ward von ihm sofort einer vorläufigen Prüfung unterzogen, aus der ich mit Gewißheit ersah, daß der Zweck unsrer Entsendung ins Ausland die Vorbereitung für die Professorenthätigkeit sei; da aber ein Professor vor allem ein lautes Organ und gute Respirationsorgane braucht, so sollte die vorläufige Prüfung eben die Frage entscheiden, in welchem Zustande sich meine Lungen und Luftröhre befänden. Da man um die Zeit noch keine Spirometer hatte und die Examinatoren von Auskultation und Perkussion noch gar nichts wußten, so ließ mich Jefrem Ossipowitsch laut und ohne Atem zu holen eine sehr lange Periode aus der von ihm herausgegebenen Physiologie Lenhosseks vorlesen, was ich denn auch zu seiner völligen Zufriedenheit that.

Hierauf wurde mein Name sofort in die Liste der Aspiranten, d. h. der zukünftigen Mitglieder des Professoreninstituts eingetragen. Erst als dies abgemacht war, kehrte ich nach Hause zurück, um meinen Angehörigen feierlich und nicht ohne Stolz zu erklären, daß ich auf Kronskosten eine Reise unternehmen würde.

Bei der Gelegenheit war gerade ein in unsrer Nachbarschaft lebender Schneider zugegen, den man einer, an meinem Mantel notwendig gewordenen Ausbesserung wegen ins Haus gerufen hatte;

als dieser hörte, daß ich auf Reisen ginge, bemerkte er tiefsinnig: „Ich weiß, ich weiß, hab' schon davon gehört; Sie ziehen also aus, um unbekannte Inseln und Länder zu entdecken."

Ich versuchte es gar nicht, ihm eine andre Meinung beizubringen und war sehr froh darüber, daß meine Mutter und meine Schwestern, wenngleich sie auch über die unerwartete Nachricht etwas betrübt waren, doch gar nicht an Widerspruch dachten; meine Mutter bekreuzigte sich nach ihrer frommen Gewohnheit, küßte mich und sagte: „Nun, Gott segne dich. Wann fährst du eigentlich?"

„Nach der ärztlichen Prüfung, nach etwa zwei Monaten."

Inzwischen klärte sich nach verschiedenen Gerüchten und angestellten Ermittelungen die Sache doch so weit, daß ich über Bedingungen und Zweck der Entsendung etwas Näheres erfuhr, dieses will ich nun durch spätere Aufklärungen noch zu ergänzen suchen.

Die Entwickelungsgeschichte des Professoreninstituts, für welches mich J. D. Muchin so ganz exprompto angeworben hatte, stellt sich mir in folgender Weise dar:

Der Akademiker Parrot war in Dorpat und St. Petersburg Zeuge jener ungewöhnlichen und unerquicklichen Ereignisse gewesen, welche sich am Ende der Regierung Alexanders I. (unter den Ministern Fürst A. J. Galitzyn und Schischkow und unter dem Kurator Magnitzki u. a.) in unsern Universitäten abgespielt hatten; da er nun auch gleichzeitig seitens einiger ausländischer Professoren der Kasanschen und andrer Universitäten die eingehendsten Auskünfte über die traurige Verfassung unsrer Universitätswissenschaft erhalten hatte, so entschloß er sich, seine Ausnahmestellung und die Absichten des neuen Kaisers bezüglich des gesamten Lehrwesens im Reich in entsprechender Weise auszunutzen. Dem neuen Kaiser war es wohl bekannt, daß Parrot sich des besonderen Wohlwollens und Vertrauens Alexanders I. erfreut und jederzeit ungehinderten Zutritt zu ihm gehabt habe.

Parrot (ein geborener Elsässer und Kollege des berühmten Cuvier) war lange Zeit Professor der Physik an der Dorpater Universität gewesen; nach seinem Uebergang aus Dorpat an die Akademie der Wissenschaften war er sicherlich sehr froh darüber, daß der ehemalige Kurator der Dorpater Universität, Fürst Lieven, gleich am Anfang der Regierung Nikolais an Schischkows Stelle zum Minister der Volksaufklärung ernannt wurde.

Die Ernennung dieses Mannes hat, wie ich annehmen darf, viel zum Erfolge des Parrotschen Projekts beigetragen, dessen wich-

tigste und wesentlichste Seite darin bestand, daß junge Russen, die ihr Studium an verschiedenen Universitäten beendigt hatten, auf der Dorpater Universität zur weiteren Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Studien im Auslande vorbereitet werden sollten.

Die Dorpater Universität hatte um diese Zeit nach der schmählichen Katastrophe mit der Doktorpromotion gewisser dunkler Persönlichkeiten eine bisher ungeahnte wissenschaftliche Höhe, und zwar gerade unter dem Kurator Fürsten Lieven, erreicht, während die andern russischen Universitäten dank der Beschränktheit und dem Obskurantismus verschiedener Kuratoren von Tage zu Tage auf ein nur immer tieferes Niveau herabsanken.

Die Zahl der Russen, die auf zwei bis drei Jahre zur Vorbereitung auf die Dorpater Universität geschickt wurden, war auf zwanzig festgesetzt.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Dorpat mußten sie für weitere zwei Jahre auf ausländische Universitäten gehen und hierauf eine gewisse Anzahl von Jahren als Professoren im Ressort des Ministeriums der Aufklärung dienen. Die zum Unterhalt in Dorpat bestimmte Summe betrug jährlich zwölfhundert Rubel in Assignaten (etwas über dreihundert Rubel Silber), und für die Reiseunkosten war noch eine besondere Summe angesetzt. Die jungen Leute mußten sich aus ihren verschiedenen Universitäten in St. Petersburg versammeln und nach ihrer Ankunft daselbst sich in der Akademie der Wissenschaften noch einer besonderen Vorprüfung unterziehen.

So begann ich mich denn zur ärztlichen Prüfung vorzubereiten. Diese verlief für mich sehr leicht, sogar leichter als die gewöhnliche, ohnehin schon höchst oberflächliche, vielleicht deshalb, weil meine Kandidatur für das Professoreninstitut schon als Aequivalent für die ärztliche Prüfung aufgefaßt wurde.

43.

Was habe ich nun nach Dorpat mitgebracht?

Wie man sieht, einen nur höchst unbedeutenden Vorrat von Kenntnissen, und zwar Kenntnissen, die eher aus Büchern und Heften zusammengetragen als aus der Anschauung und lebendiger Erfahrung und Beobachtung geschöpft waren. Aber auch diese rein büchermäßigen Kenntnisse waren in keiner Weise befriedigend, da ich während

meines ganzen Universitätsstudiums kein einziges wissenschaftliches und kein einziges Lehrbuch von Anfang bis zu Ende, sondern nur in Bruchstücken gelesen, wobei ich bei den unverständlichen Stellen in die größte Verlegenheit geriet; ohne Anleitung konnte ich eben vieles gar nicht verstehen.

Mit meinem mir das Recht über Leben und Tod gebenden Diplom war ich wohl ein netter Arzt, der ich ja doch kein einziges Mal einen Typhuskranken gesehen, kein einziges Mal eine Lanzette in Händen gehabt hatte! Meine ganze medizinische Praxis in der Klinik beschränkte sich darauf, daß ich einmal eine Krankheitsgeschichte geschrieben, nachdem ich den betreffenden Kranken nur einmal in der Klinik gesehen hatte; der Klarheit halber brachte ich in dieser Geschichte eine solche Menge von mir aus Büchern bekannten Krankheitsfällen an, daß es sich mir unter der Hand aus einer Geschichte in ein Märchen verwandelte.

Polikliniken und Privatpraxis für Studenten der Medizin gab es damals überhaupt nicht, und ich bin nur einmal zufällig zu einem mit uns in einem Hause wohnenden kranken Beamten gerufen worden. Er lag offenbar schon im Todeskampf, als man mich aufforderte, ihn von den Folgen einer argen und andauernden periodischen Trunksucht zu heilen. Da ich meine Unzulänglichkeit einsah, so hielt ich es für notwendig, sofort nach dem Bader zu schicken, welcher denn auch alsbald, und zwar mit einer Klystierspritze bewaffnet, erschien, die er auf alle Fälle mitzunehmen sich entschieden hatte. Eigentlich wußte ich selbst nicht, weswegen ich nach dem Bader geschickt hatte, er indes hatte bereits par distance erkannt, daß ein Klystier nötig sei, und erklärte mir, da er sofort einsah, mit wem er es zu thun habe, direkt und mit großer Sicherheit, daß es im vorliegenden Falle ohne ein Klystier nicht abgehen könne.

„Befühlen Sie doch einmal selbst ordentlich den Leib des Kranken, wenn Sir mir nicht glauben,“ so meinte er, indem er mich beiseite nahm, „er ist so aufgetrieben, daß er am Ende gar noch platzt.“

Nachdem ich dieser Aufforderung nachgekommen war, billigte ich sofort die Absicht meines von mir ja selbst improvisierten Kollegen. Es war Nacht, und ich weiß nicht mehr, was dann mit dem Klystier geworden ist; jedenfalls war der Kranke am nächsten Morgen nicht mehr am Leben.

Zum Dank für meine Bemühung schickte mir die Witwe den schwarzen Frack des Verstorbenen zu; in diesem Frack hätten zwei Personen von meiner Körperkonstitution Platz finden können, doch kam mir dieses unverdiente Honorar immerhin sehr gelegen, denn

von dem Schneider umgemacht, welcher geglaubt hatte, ich ziehe auf die Entdeckung unbekannter Inseln und Länder aus, kam dieser Frack mit mir nach Dorpat und hat mir dann noch ganze fünf Jahre gedient.

Auch im zweiten und letzten Fall meiner privaten praktischen Thätigkeit in Moskau hat das Klystier die Hauptrolle gespielt.

Meine alte Wärterin Katharina Michailowna war an irgend einem Leiden ernstlich erkrankt: ganz regungslos lag sie da, stöhnte nur und wiederholte immer wieder die Worte: „mein Tod, mein Tod!“ Sie konnte weder etwas essen noch trinken, noch schlafen, auch hatte sie keinen Stuhlgang. Ich weiß nicht, was man ihr eigentlich für Hausmittel gab, jedenfalls brachten sie ihr keine Hilfe, und es waren in dieser Weise schon an die zwei Wochen vergangen, in deren Verlauf die Alte immer magerer und gelber wurde, so daß das Schlimmste zu erwarten stand. Mir that sie schrecklich leid, und ich hätte ihr nur zu gern geholfen, wenn ich nur gewußt, woran ich mich zu halten hätte. Da fiel mir plötzlich ein, daß sie ja schon ganze zehn bis zwölf Tage nicht ausgegangen sei, und ich entschloß mich, ihr ein Klystier zu geben.

Diesen Plan stellte ich nun meinen Hausgenossen und der Kranken selbst zur Erwägung anheim.

„Aber ich habe ja, mein Lieber, nun schon fast zwei Wochen so gut wie gar nichts zu mir genommen.“

„Thut nichts — trotzdem wollen wir's machen.“

„Ja, wie soll es denn aber werden? Wer wird es mir geben, und woher sollen wir es nehmen?“

„Nur keine Sorgen — das machen wir schon.“

So besorge ich mir denn eine Spritze, koche Kamillenthee, thue Seife und Oel hinzu, lege mir mit der wichtigsten Miene von der Welt eine Schürze um, kehre die Alte auf die linke Seite und appliziere zum erstenmal in meinem Leben in rein autodidaktischer Weise das Klystier.

Alles ging glücklich ab. Das Klystier kam hernach nicht allein heraus, und — wer hätte das vorher gedacht?! — mit meiner alten Wärterin begann es seit dem Tage bergauf zu gehen, sie fing an zu schlafen und zu essen, und nach etwa zehn Tagen war sie bereits wieder auf den Beinen. Was doch aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit zu bedeuten haben, wie sie damals zum erstenmal in meinem Leben in der Diagnose und Therapie sowie in der chirurgischen Hilfeleistung am Krankenbett meine Entschließungen geleitet haben!

* * *

Die sittliche Bildung, mit der ich nach Dorpat ging, war ebensowenig bedeutend wie die wissenschaftliche.

Mein kindlicher Glaube war durch das dürftige Wissen erschüttert, das ich mir auf der Universität erworben hatte. Warum mußte dies nur einem armen und so wenig gebildeten Schuljungen passieren, der ich doch damals war, während die bedeutendsten und erleuchtetsten Geister trotz ihres ungeheuren Reichtums an Kenntnissen nicht selten tiefes Wissen mit aufrichtigem Glauben in sich vereinigt haben? Es ist das, wie ich glaube, eine Krankheit unsres Jahrhunderts, in welchem sich nur wenige solcher Ausnahmen werden auffinden lassen, wie Johann Müller oder Rudolf Wagner, der erstere ein eifriger Katholik, der zweite ein Protestant, und beide berühmte Naturforscher, welche auch in unsrer Zeit das Wissen mit dem Glauben zu versöhnen gewußt haben. Diese Krankheit unsres Zeitalters wird meiner Meinung nach dadurch bedingt, daß gerade zu unsrer Zeit das (natürlich oberflächliche) Wissen sich rasch in den Massen verbreitet hat, die durch die vorhergegangenen Jahrhunderte nur ungenügend zur Aufnahme der Wissenschaft und des Wissens vorbereitet waren.

Das grelle Licht der zeitgenössischen Wissenschaft hat die früher im Dunkel Wandelnden geblendet und schwindlig gemacht. Wenn man rasch aus der Finsternis ins Helle hinübertritt, so erscheint einem beim ersten Blick natürlich alles nur allzu klar und zweifellos; und dann kommen noch die Aufklärer hinzu, welche des größeren Effektes wegen die Stärke dieses, wenn auch nur künstlichen Lichtes immer mehr und mehr zu steigern suchen.

Wenn ich zu den längst vergangenen Zeiten meines Lebens zurückkehre und darüber nachdenke, was mich eigentlich meinen kindlichen Glauben hat aufgeben und in meinen kindlich inbrünstigen Gebeten aufhören lassen, was in meine junge Seele den nagenden Wurm des Zweifels gesetzt und mit ungewöhnlicher Energie die Weiterentwickelung desselben gefördert hat, — so finde ich keine weitere Ursache außer gerade diesen zweien. Einerseits überkam mich plötzlich das Licht der Naturwissenschaft zu einer Zeit, wo ich noch durch kein andres positives Wissen zu seiner Aufnahme vorbereitet war, und andrerseits erwiesen sich als meine Aufklärer solche Leute, die ebenso wie ich durch einen allzu raschen Uebergang von der Finsternis der Unwissenheit zum Lichte der Wissenschaft geblendet waren. Ich, der ich von keinen Zweifeln geplagt war und bei meiner rein formal religiösen Erziehung überhaupt nicht einmal die Möglichkeit zum Zweifeln vor mir hatte, ich trat nun plötzlich auf

ein Feld der Bethätigung über, welches beständige Arbeit des Gedankens erfordert. Alles aber, was durch geistige Analyse gewonnen wird, muß unbedingt durch eine ganze Reihe von Zweifeln hindurchgehen. Mußte ich junger Bursche nun nicht berauscht und schwindlig werden, mußte ich nicht dieselbe Methode der Erkenntnis der Wahrheit auch auf ein andres, für dieselbe ganz ungeeignetes Gebiet anwenden, zumal ich sah, daß alle, darunter natürlich auch Erfahrenere als ich, dergestalt verfuhren?

Wissen, und vor allem wissenschaftliches Wissen, macht den Menschen so selbstzufrieden, daß er nach Erreichung desselben alsbald darangeht, dasselbe auf alle Gebiete seines geistigen Lebens auszudehnen, indem er dabei den Umstand ganz außer acht läßt, daß es unter ihnen auch Gebiete gibt, die mit dem wissenschaftlichen, d. h. auf dem Wege der Analyse gewonnenen Wissen wenig gemein haben.

Lebt denn der etwa nicht oder zeigt sich des Namens eines Menschens unwürdig, wer festen Glauben, sichere Hoffnung und warme Liebe in sich trägt und ein nur einfaches, d. h. nicht wissenschaftliches und sozusagen nicht bewußtes Wissen sein eigen nennt? Sind wir denn wirklich im Recht, solch ein Leben nur um deswillen nicht Leben zu nennen, weil der betreffenden Persönlichkeit die Mittel und Wege nicht zu Gebote gestanden haben, die andre, geistige Seite ihres Lebens zu entwickeln? Müssen wir nicht alle danach trachten, unser Leben zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten, d. h. es einer gleichmäßigen Entwickelung der verschiedenen Seiten unsres Verstandes- und geistigen Lebens entgegenzuführen? Solch ein hohes Ziel ist keine Utopie. Vielmehr ist's umgekehrt eine Utopie, wenn wir Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft zu werden unternehmen, indem wir sie ausschließlich auf dem Wege des Wissens einem unbekannten und unerreichbaren Ziele zuzuführen gedenken.

Wie glücklich wären wir, wenn unsre Jünglinge beim Betreten der wissenschaftlichen Laufbahn die feste innere Ueberzeugung davon hätten, daß man nicht ungestraft für sich selbst das durch wissenschaftliche Analyse Gewonnene auch auf jedes andre Gebiet seines geistigen Lebens verpflanzen darf. Wüßten sie dieses genau, so entgingen viele, sehr viele von uns den schweren innern Kämpfen, die sie beim Uebergange ins Mannes- und Greisenalter so oft zu bestehen haben.

* * *

Mein Studentenleben in Moskau hatte mir die Mängel jener rein rituellen Religionsübung gezeigt, in der ich erzogen worden war; aber das Zerstörte war durch nichts Besseres ersetzt und in das Gebiet des Glaubens die Verneinung hineingetragen worden, deren Grenzen sich jetzt nicht mehr festsetzen ließen. Mein junger Geist begann seit der Zeit auf allen den verschlungenen Gängen und Wegen der Negation umherzuirren und völliger Unglaube und Atheismus bereits von meiner Seele Besitz zu ergreifen. Zu meinem Glück indes war ich kein esprit fort und konnte nicht umhin, in schweren Augenblicken meines Lebens meinen Blick zum Himmel emporzurichten; mich selbst aber zu belügen und im Glück das zu ignorieren, wohin ich im Unglück meine Zuflucht nahm, das schien mir mit meiner Würde als Mensch unvereinbar zu sein.

Wenn meine religiösen Empfindungen so schwankender Natur waren, so waren auch meine sittlichen Begriffe in dieser Zeit meines Lebens nicht gerade sehr feste. Welche Sittlichkeit wäre denn auch ohne Ideal möglich? Diejenigen täuschen sich selbst und andre, welche die Grundlagen der Sittlichkeit in der Beobachtung der gegenseitigen Interessen, im Egoismus und dem Aehnlichen erblicken. Sie begnügen sich ausschließlich mit den sinnenfälligen Aeußerungen, sozusagen mit der formalen Seite unsres sittlichen Lebens und geben sich nicht die Mühe, etwas tiefer in sich selbst hineinzublicken; möglich ist's freilich auch, daß sie in der That das nicht in sich finden, was sie eigentlich noch suchen müßten. Unser Unglück bestand und besteht gerade darin, daß unsre Väter es nicht vermocht und nicht verstanden haben, irgend ein leitendes Ideal aus sich herauszuarbeiten, vor dem wir uns in tiefster Achtung beugen müßten. Jetzt ist es dazu schon zu spät; es gab aber eine Zeit, wo der Realismus die Gemüter noch nicht in dem Maße wie heutzutage beherrschte und die Ideale noch nicht so gewaltthätig von ihren Piedestalen herabgerissen wurden.

Ich hatte weder eine positive Religion noch ein leitendes Ideal gerade zu jener gefährlichen Zeit meines Lebens, wo die Leidenschaften und die Sinnlichkeit sich zu äußern begannen. Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahre vermied ich aber alle Beziehungen zu Frauen. Sechzehn Jahre alt, kurz vor meiner Abreise nach Dorpat, war ich nur platonisch in die Tochter meines Taufvaters verliebt, ein Mädchen, das älter war als ich. Eben damals las ich von Zeit zu Zeit mit einem Kameraden die Ars amandi des Ovid, welche wir auf dem Trödelmarkt erstanden hatten und nur ziemlich mangelhaft verstanden.

Der Gegenstand meiner platonischen ersten Liebe war eine schlanke Blondine mit feinen Zügen, einer außerordentlich melodischen und klangvollen Stimme und blauen lachenden Augen. Diese Augen und diese Stimme hatten eben, soweit ich mich erinnern kann, mein Herz gefangen genommen. Worin äußerte sich nun meine Liebe? Erstens darin, daß ich, sowie ich nur irgend freie Zeit hatte, und mochte es auch zu Fuß sein, aus Kudrino nach dem Eliaskirchsprengel auf die Baßmannaja eilte; zweitens darin, daß ich keine nur irgend passende Gelegenheit vorübergehen ließ, mir die Haare in säuberliche Löckchen zu kräuseln. Wie seltsam komme ich mir jetzt selbst vor, wenn ich mir vorstelle, daß mein nunmehr kahler Kopf einstmals von Kräusellöckchen hat bedeckt sein können!! . . . Drittens ließ ich gleichfalls keine Gelegenheit vorbei, ihr die zarte, feine Hand zu küssen, z. B. wenn ich mit ihr „Müllerchen“ oder ein Pfänderspiel spielte oder ihr etwas vom Tisch reichte, und einmal, o Seligkeit! als ich ihre Hand küssen wollte, die mir ein Butterbrot hinreichte, da zog sie sie zurück und küßte mich dicht an den Lippen auf die Wange.

Endlich, wenn ich bei meinem Taufvater zur Nacht blieb, so weckte mich die Liebe gewöhnlich früh am Morgen und trieb mich (natürlich aber nicht im Winter) in den Garten hinaus; dann pflegte ich mich den auf den Garten hinausgehenden Fenstern ihres Schlafzimmers gegenüber zu setzen, mich meinen Träumereien hinzugeben und mit Ungeduld des Augenblicks zu harren, wo sie aufstehen und in ihrem weißen Morgenkleide am Fenster erscheinen würde. Der Gegenstand meiner Liebe sang zwei bezaubernde französische Romanzen, von denen ich die eine: „Vous allez à la gloire,“ nicht ohne Thränen anhören konnte.

Selbst ihre Mängel gefielen mir und einer von ihnen hat einen besondern Eindruck auf mich gemacht: es war das eine ungewöhnliche und geradezu durchsichtige Bläue unter den Augen.

Als ich jetzt in Moskau zu meinem Jubiläum war, da wußte ich nicht, ob ich meine erste Liebe besuchen sollte oder nicht. Ihr Bruder war bei mir und erzählte mir, sie lebe jetzt bei ihm und hinke, nachdem sie sich einmal den Fuß gebrochen. Den Gedanken, sie zu besuchen, gab ich aber doch auf.

Wenn der Gedanke an meine früheren Löckchen und meinen jetzigen kahlen Schädel mich mir als einen seltsamen, sich selbst nicht ähnlichen Doppelgänger erscheinen ließ, so wäre ein Besuch bei dieser andern Menschenruine gleichbedeutend mit einer Fahrt auf den Kirchhof gewesen. Aber der memento mori gibt es für einen Greis überall viele.

Von Gegenseitigkeit konnte natürlich keine Rede sein. Sie war die heiratsfähige Tochter eines in Moskau angesehenen Ehrenbürgers, der damals noch über ziemlich bedeutende Mittel verfügte und ehemals Millionär gewesen war; ich — ein mittelloser Knabe, der eben erst seine Universitätsstudien beendigt hatte und zuweilen von ihrem Vater almosenartige Geschenke erhielt.

Die Erinnerungen an diese Liebe, d. h. die eigentlichen Liebeserinnerungen, dauerten nicht lange. Ein neues Leben, neue Verhältnisse und neue Menschen brachten mir bald eine ganze Menge andrer und tieferer Eindrücke.

44.

Im Mai sollten wir nach St. Petersburg aufbrechen.

Von der Universität bekamen wir jeder je eine Uniform und einen Degen, sowie Fahrgelder.

Unsre Führung (denn ohne Aufsicht ging es eben damals nicht ab) war dem Professor-Adjunkt der Mathematik Schtschepkin übertragen. Die Reise unternahmen von Moskau aus: Schichowski (Iwan Ossipowitsch, bereits Doktorand der Medizin — Fach: Botanik); Ssokolski (auch Doktorand; Fach: Therapie); Redkin (Peter Grigorjewitsch — jetzt Mitglied des Reichsrats: römisches Recht); Korguchtrotzki (Geburtshilfe); Konopljow (Kandidat der orient. Spr.); Schumanski (Geschichte) und ich.

Wir versammelten uns alle im Universitätsgebäude und fuhren von dort aus zu zweien in Postwagen, während Schtschepkin in seiner eigenen Equipage reiste.

Ich fuhr mit Schumanski.

Hier muß ich in allgemeinen Zügen eine Charakteristik meiner Kameraden geben, die dessen wohl wert sind.

* *
*

Abgesehen von Konopljow, der in Petersburg blieb, habe ich mit den andern ganze fünf Jahre in Dorpat zugebracht, und es hat sich daher ganz von selbst gemacht, daß ich ihre Art von Grund aus kennen lernte. Zunächst nun Schumanski — wo weilt er wohl jetzt, ja ist er überhaupt noch am Leben? Ich habe, nachdem ich Dorpat verlassen, nichts weiter von ihm gehört, und er ist

seit der Zeit für mich spurlos verschwunden. Es war das eine bemerkenswerte Persönlichkeit, wie ich sie ähnlich nie mehr gefunden und wie sie, außer in Rußland, wohl schwerlich vorkommen mögen.

Schumanski war nur um ein oder zwei Jahre älter als ich; aber sein Gesicht und besonders seine hellblauen, etwas hervortretenden Augen machten nicht den Eindruck des Jugendlichen; er war von gedrungenem Wuchs und ziemlich kräftigem Körperbau. Ausnehmend war seine Befähigung für Sprachen wie seine Kenntnisse in denselben. Er sprach und schrieb drei neuere Sprachen (Französisch, Deutsch und Englisch) mit Vollendung; Lateinisch und Griechisch lernte er in Dorpat im Laufe von zwei Jahren. Er hatte ein außergewöhnliches Gedächtnis und konnte, was er einmal gelesen, bisweilen mit denselben Worten sofort nach der Lektüre wiedergeben. Für seine Wissenschaft (Geschichte) zeigte er viel Interesse, und die Professoren in Dorpat waren mit seinen Fortschritten außerordentlich zufrieden. Und ungeachtet alles dessen, und nachdem er bereits zwei Jahre in Dorpat zugebracht hatte, erklärte Schumanski eines schönen Morgens, ohne daß eine Veranlassung dazu abzusehen gewesen wäre, er gedenke nicht weiter in Dorpat zu studieren, wolle nicht Professor werden und werde dem Fiskus die durch ihn verursachten Kosten zurückerstatten und wieder nach Hause zurückreisen.

Und kein Mensch in der Welt hat erfahren, was eigentlich diesen plötzlichen Umschwung in seinen Ansichten hervorgerufen habe. Er machte sich bald darauf reisefertig und blieb seit der Zeit spurlos für uns verschwunden.

Schumanski war der Sohn eines Gutsbesitzers und hatte zu Hause eine sehr gute Erziehung erhalten; doch lebte er mit seiner Familie wahrscheinlich in Unfrieden, als er auf der Dorpater Universität studierte und in das Professoreninstitut eintrat; so ließe sich etwa erklären, warum er ganz wider seine eigentliche Neigung das Lehrfach gewählt hatte, um dann später, als die Verhältnisse sich geändert hatten, sofort wieder umzusatteln. Außerdem trank er auch gern.

Ich, der ich seit unsrer gemeinsamen Fahrt von Moskau nach Petersburg als sein Freund galt, kam, da ich in der ersten Zeit unsres Dorpater Aufenthalts nicht von ihm lassen wollte, zuweilen mit ihm zusammen, um gemeinsam Kümmel zu trinken, wobei ich mich, wie ich mich dessen noch jetzt zu meinem Entsetzen erinnern kann, vollständig berauschte.

Noch etwas andres frappierte mich an Schumanski. Es war das eine gewisse, ganz besondere Art von Religiosität. Nicht, daß er fromm gewesen wäre — im Gegenteil, er erlaubte sich sogar freigeistige Regungen — aber er hatte sich einen ganz eigenartigen Kultus herausgebildet. Er hatte aus irgend einem Grunde einen besonderen Respekt und besonderes Vertrauen zur Himmelfahrtskirche in Moskau, in einer damals daselbst modernen Straße (deren Namen ich vergessen habe, wenngleich ich durch sie von Kudrino aus viermal täglich zur Universität habe gehen müssen); diese Kirche war wegen der eleganten Manieren ihres Geistlichen bekannt, von dem man sich erzählte, daß er sich, wenn er während des Gottesdienstes an Damen vorbeiging, immer auf französisch mit den Worten entschuldigte: „Excusez, mes dames!“ Zu dieser Himmelfahrtskirche sandte Schumanski zuweilen inbrünstige Gebete in französischer Sprache empor und ich habe bei ihm einige dieser improvisierten Gebete gelesen, die er nachher in ein Heft eingetragen hatte.

Das zweite Original unter meinen Moskauschen Kommilitonen war Peter Grigorjewitsch Korguchtrotzki. Etwas ungewöhnlich Eckiges und Komisches lag schon in seinem Aeußeren. Es war das ein sich etwas gebeugt haltender, brünetter Mensch mit einer Gesichtsfarbe und Gesichtszügen, die ihn bei weitem älter erscheinen ließen als er in Wirklichkeit war; bei seiner gekrümmten Nase und seiner scharfen näselnden Stimme mußte Korguchtrotzki beim ersten Blick auffallen und in der That war es eine Persönlichkeit sui generis.

In Moskau war er unter den Studenten und sogar noch früher unter den Gymnasiasten als guter Botaniker bekannt gewesen und wirklich soll er nach den Erzählungen seiner Kameraden diese Wissenschaft mit großem Eifer betrieben haben. Nachdem er aber nach seinem eigenen Geständnis eingesehen hatte, daß die Botanik doch eigentlich kein Brotstudium sei, hatte er sich ein einträglicheres Fach gewählt. Zu diesem Entschluß hatte nach Korguchtrotzkis Worten der ihm bekannte und damals in Moskau sehr angesehene Geburtshelfer Karpinski nicht wenig beigetragen.

„Sieh mich 'mal an,“ so hatte ihm Karpinski gesagt, „ich brauche, Gott sei Dank, nicht zu hungern, und mit der Zange arbeite ich, wie man Nüsse knackt.“

So ging denn Korguchtrotzki zum Studium der Geburtshilfe nach Dorpat.

Im ersten Monat ging alles ganz gut. Da wird aber Korguchtrotzki von dem damaligen Professor der Geburtshilfe in Dorpat,

dem alten Deutsch, zum erstenmal in seinem Leben aufgefordert, schwangere Esthinnen zu untersuchen, die man sich zu dem Zwecke gegen Bezahlung von der Klinik nahm.

Ich kann noch jetzt nicht ohne Lachen der plastischen Erzählungen Korguchtrotzkis gedenken, wie er sich an die für ihn bis dahin unerhörte und gänzlich unbekannte Aufgabe gemacht habe, wie seine Finger umhergeirrt seien und er trotz allen Suchens den Gebärmutterhals nicht habe finden können, wie er dann schließlich beim Referat an Deutsch über die Resultate seiner Untersuchungen den größten Blödsinn zusammengeredet habe. Auch machte der Professor eine Andeutung darüber, es werde wohl nötig sein, ein privatissimum bei ihm zu nehmen, d. h. mit mehreren andern ein paar Dutzend Rubel dafür springen zu lassen. Das fuhr Korguchtrotzki, der seinen Beutel nicht aufzuthun liebte, wie ein Messer durch die Seele. „Auf diese Weise,“ so machte er seinem Mißmut Luft, „bleibt man noch schließlich ohne Hosen sitzen, bevor man etwas Ordentliches lernt.“

Zum Glück für ihn war noch kein Monat seit unsrer Ankunft in Dorpat verstrichen, als man uns zu einem Tentamen in verschiedenen Fächern und besonders in Naturgeschichte und Griechisch zur Universität entbot. Es geschah dies, um die Lücken in unserm Wissen festzustellen und uns dann zur Ausfüllung derselben Gelegenheit zu geben.

Und so muß denn mein Korguchtrotzki mit uns beim berühmten Professor der Botanik Ledebour sein Examen machen. Als man uns nun einige Pflanzen zur Bestimmung gab, da stellte es sich heraus, daß wir von der ganzen Sache keine blasse Ahnung hatten, während er Ledebour durch die Genauigkeit seiner Bestimmung in Erstaunen setzte. Ledebour war ganz entzückt und sagte ihm einige Schmeicheleien und nach einigen Tagen erfuhren wir, daß Korguchtrotzki von der Geburtshilfe auf die Botanik übergegangen sei. Seltsam ist auch der Umstand, daß dieser schon damals etwas altfränkische Mensch von fünfundzwanzig Jahren nach über zwanzig Jahren die Tochter eines unsrer jüngsten Kommilitonen geheiratet hat, nämlich Kotelnikows, welcher nur ein oder zwei Jahre älter als ich war.

Das dritte Moskausche Original unter uns war Grigori Iwanowitsch Ssokolski, welcher sich dadurch unter uns einen Ruf gemacht hat, daß er mit den Professoren und überhaupt mit der Obrigkeit beständig auf Kriegsfuß lebte. Von M. J. Mudrow hatte Ssokolski eine ganz besondere Neigung für Broussais' Lehre

überkommen. Einige Werke Broussais' versetzten ihn durch ihre Anschaulichkeit, Schlichtheit und logische Folgerichtigkeit in Entzücken. Er hatte aus Moskau eine Dissertation: „De dyssenteria“ mit sich genommen und plagte sich nun mit ihr in Dorpat einige Jahre lang, bis endlich nach verschiedentlichen Umarbeitungen und Einschränkungen die Dorpater Fakultät die Verteidigung derselben gestattete. Ssokolski suchte den Vorwurf der Parteilichkeit für Broussais abzuweisen und berief sich auf die Worte des Tacitus: „Galba, Otho, Vitellius mihi nec beneficio neque injuria sunt cogniti.“ Aber für seine Ausfälle den deutschen Professoren gegenüber ließen ihn dieselben nicht recht aufkommen und schickten ihn nicht mit uns ins Ausland, sondern zur weiteren Vervollkommnung nach Petersburg in das Obuchow-Krankenhaus zu Karl Antonowitsch Meyer, welchem er nachher durch verschiedene Rencontres am Krankenbett dermaßen zu schaffen machte, daß jener froh war, ihn los zu werden. Nach einem Jahr erschien Ssokolski bei uns in Berlin und dort machte er den für jene Zeiten höchst gewagten Streich, daß er ohne Paß aus Berlin nach Zürich zu Schönlein und dann nach Paris reiste.

Grigori Iwanowitsch war kein gewöhnlicher Mensch; ich hatte ihn seines eigenartigen Humors wegen lieb. Er war der Sohn jenes Moskauschen Geistlichen, welcher in den zwanziger Jahren auf den seltsamen Einfall gekommen war, eine Widerlegung des kopernikanischen Systems zu schreiben; vom Vater war die Sucht zur Originalität nun auch auf den Sohn übergegangen. In Moskau hatte er sich auch auf der Universität nicht recht einleben können und noch vor seiner Emeritur seinen Abschied genommen, nachdem er einmal bei einem Examen sich über den Kurator Golochwastow in beißender Weise lustig gemacht hatte.

Bemerkenswert war bei diesem unserm Kameraden die Neigung zum Studium des Mechanismus der Uhr, den er so ungewöhnlich genau kannte, daß er mit ziemlicher Sicherheit die Güte einer Uhr zu bestimmen vermochte. Im Jahre 1877 traf ich in Bulgarien mit einem Arzte der Moskauer Universität zusammen, welcher Ssokolski kannte und mir erzählte, die Neigung für Uhren habe Ssokolski sich bis zur Stunde noch bewahrt. Man erzähle sich, daß in seinem Zimmer über ein Dutzend Uhren hänge, deren Mechanismus er so genau reguliert habe, daß sie im selben Moment schlügen.

Ich bedauere es sehr, daß ich während meines Jubiläums in Moskau mich so wenig wohl fühlte und so benommen war, daß ich Ssokolski nicht habe aufsuchen können.

Doch schickte ich ihm meine Visitenkarte mit folgenden Versen Tredjakowskis zu, welche Ssokolski früher oft und gern vor sich hingesummt hatte:

Und wenn ich tausend Zungen hätte
Und einen tausendfachen Mund,
So könnt' ich doch von all der Dummheit
Auf Erden dir nicht geben Kund'.

Nicht selten interessiert mich die Frage, was eigentlich aus meinen Kameraden geworden ist — ihrer waren einundzwanzig — die damals zum erstenmal ins Professoreninstitut entboten wurden.

Mit vielen von ihnen bin ich seit unsrer Reise ins Ausland kein einziges Mal mehr zusammengetroffen; einige von ihnen habe ich nachher in Moskau und Petersburg gesehen, aber in freundschaftlichem oder kollegialem Verhältnis habe ich in der Folge zu keinem von ihnen gestanden.

Von diesen einundzwanzig sind noch am Leben, so weit mir bekannt ist: P. G. Redkin, Ssokolski, Michael Kutorga, Korguchtrotzki, Kotelnikow, Iwanowski und vorläufig auch ich noch; also außer mir noch sechs, von denen ich es aber auch nicht mit Sicherheit weiß; somit hat der Tod im Lauf von dreiundfünfzig Jahren fünfzehn von ihnen und vielleicht auch noch mehr dahingerafft. Zwei von ihnen starben noch in Dorpat: Schkljärewski (von der Petersburger Universität) ein Sonderling und Poet — an der Schwindsucht — und ein Hypochonder von ziemlich beschränkten geistigen Fähigkeiten (aus Charkow) — an der Cholera; die andern starben später, und zwar kam einer von ihnen, Tschiwiljow, ehemaliger Lehrer des verstorbenen Thronfolgers Nikolai Alexandrowitsch bei Gelegenheit eines Brandes im Palais von Zarskoje-Sselo um.

Durch die Postfahrt aufs höchste erschöpft, zumal wir noch nie auf Wegen mit Balken-Querschwellen gefahren waren, wie sie damals in vielen Gegenden die Chausseen ersetzten, stiegen wir anfangs in St. Petersburg in irgend einem Gasthause ab (irre ich nicht, so war es gar der Gasthof Demut), bis man uns später ein leerstehendes Quartier in dem damaligen Universitätsgebäude an der Simeonsbrücke, glaube ich, anwies.

Unser erster Besuch galt dem „Hecht im Karpfenteiche“, wie man damals sagte, nämlich dem Direktor des Departements der Volksaufklärung, D. J. Jazykow, einem wortkargen und steifen Bureaukraten. Dieser lud uns zu sich zu Mittag ein, wobei es

recht schweigsam und langweilig herging. Später machten wir auch dem Minister der Volksaufklärung selbst, dem Fürsten Lieven, unsre Aufwartung, einem deutschen General, der ein höchst schlechtes Russisch sprach und seiner Ueberzeugung nach Pietist war.

Schließlich wurde uns ein Termin für das Examen in der Akademie der Wissenschaften angesetzt.

Uns Aerzte sollten Professoren aus der mediko-chirurgischen Akademie, und zwar Wellanski und Busch examinieren.

Busch stellte mir einige ziemlich leichte Fragen über Brüche; nur einmal versah ich mich per lapsum linguae, indem ich statt art. epigastrica — art. hypogastrica sagte. Offen gestanden hatte ich mich doch ganz ernstlich gefürchtet, denn, so mußte ich mir sagen, wie sollte ich eine ordentliche Prüfung aus der Chirurgie bestehen, mit der ich mich in Moskau gar nicht beschäftigt hatte. Natürlich war die Freude sehr groß, als wir die Prüfung bestanden hatten und wir somit die Gewißheit erhielten, daß man uns nun nicht mehr nach Moskau zurückschicken werde. Ueberhaupt lief die Prüfung in der Akademie für uns alle mit Ausnahme von Peter Grigorjewitsch Redkin ganz glücklich ab. Diesen Unglücklichen aber verarbeitete damals der Akademiker Gräf so unbarmherzig und gab ihm ein verhältnismäßig so strenges judicium, daß man sich dahin entschied, P. G. Redkin nicht nach Dorpat zu schicken. Indes that er gut daran, daß er sich dieser barbarischen Entscheidung nicht fügte, und auf eigene Kosten mit uns nach Dorpat fuhr, wo man sich nach einiger Zeit zu einer andern Entscheidung verstand.

Nach Dorpat fuhr ich zu dreien mit Redkin und Ssokolski in einem Privatfuhrwerk; in Narva nächtigten wir; zum erstenmal in unserm Leben sahen wir einen Wasserfall und ein Stück vom Meere und kamen endlich einige Tage vor dem Beginn des Wintersemesters im Freischen Gasthause in Dorpat an.

45.

In Dorpat mußten wir alle unter das Kommando des Professors der russischen Sprache, Wassili Michailowitsch Pereweschtschikow treten. Pereweschtschikow war nach Dorpat aus Kasan gekommen, wo er eine Professur zur Zeit Magnitzkis bekleidet hatte, welcher einen tiefgreifenden Einfluß auf seine ganze

Thätigkeit, ja sogar auf die Bildung seines Gesichtsausdruckes geübt hatte.

Wohnungen für uns waren bereits gemietet und ich quartierte mich zusammen mit Korguchtrotzki und Schichowski in einer ziemlich abgelegenen Gegend, fast schräg gegenüber dem Hause des Professors der Chirurgie Moier ein.

Wassili Michailowitsch Perewoschtschikow hat in meinem Leben eine gewisse Rolle gespielt und ich muß mich daher mit dieser Persönlichkeit etwas ausführlicher beschäftigen. Gleich am Anfang unsrer Bekanntschaft stellten sich gewisse Mißhelligkeiten zwischen uns beiden heraus und meine Beziehungen zu Perewoschtschikow hätten in der Folge unter Umständen höchst unangenehme Nachwirkungen für mich haben können. Perewoschtschikow war der Typus eines trockenen, leblosen, versteckten oder doch wenigstens nichtssagenden Bureaukraten; schon sein weicher, gleichmäßiger und sozusagen wohlüberlegter Gang drückte sehr gut seinen Charakter aus. Sein Gesicht war pergamentfarben, Wangen und Kinn glatt rasiert und seine Rede, die gleichmäßig und monoton wie sein Gang war, ließ auch nicht die geringste Hebung oder Senkung der Stimme vernehmen. Dieser Perewoschtschikow nun führte uns in corpore zu den einzelnen Professoren. Deutsch sprach er aus irgend einem Grunde nicht und die kurze Unterhaltung wurde entweder französisch oder dergestalt in zwei Sprachen geführt, daß man entweder französisch fragte und deutsch antwortete, oder aber deutsch fragte und französisch antwortete. Für mich war der angenehmste Besuch der bei Moier.

Iwan Filipowitsch (wie man ihn russisch nannte) Moier, ein Esthländer, eigentlich aber von Vaters Seite von holländischer Herkunft, war an der Dorpater Universität Professor der Chirurgie.

Mit Moiers Namen sind in meinem Gedächtnis verschiedene Gefühle verknüpft geblieben. In der That erhalten sich Gefühle ebenso gut im Gedächtnis wie Kenntnisse. Und diese Gefühle sind nicht einheitlicher Natur. Ich bewahre Moier gegenüber erstens das Gefühl schrankenloser Dankbarkeit und gleichzeitig damit das des Aergers über mich und ihn; warum nun eigentlich dieses tiefe Gefühl der Dankbarkeit in meiner Seele nicht völlig tadellos und rein geblieben ist, das wird meine fernere Erzählung klar legen, jetzt aber muß ich zunächst Perewoschtschikow abmachen.

Ich glaube ihn noch jetzt vor mir zu sehen, wie er mit uns die Straße entlang schreitet; dieser zusammengekniffene Mund, diese Trodbel auf seiner Mütze, dieser langsame taktmäßige Gang und

dieser versteckte Groll gegen uns, die ihm gänzlich unbekannten jungen Leute.

Perewoschtschikow hatte natürlich die Instruktionen bekommen, auf unsre sittliche Führung zu achten und glaubte nun als Formalist seine Sorge darum vor der Obrigkeit nicht besser beweisen zu können, als wenn er uns zu verschiedenen Zeiten und unerwarteter Weise besuchte. Dieses pflegte er denn auch am Anfang unsers Dorpater Aufenthalts zu thun. Einmal kommt er zu uns ins Rehbergsche Haus gegenüber der Moierschen Wohnung, als ich gerade im Kolleg war. Perewoschtschikow nimmt in einem Durchgangszimmer Platz, das in unsre Schlafzimmer führt, und unterhält sich dort mit meinen Kameraden Schikowski und Korguchtrotzki. Ich, der ich solch eines Besuches nicht gewärtig war, trete direkt von draußen und nach meiner Gewohnheit mit der Mütze auf dem Kopf ein, gehe geradeswegs in mein Zimmer und bemerke erst, als ich eben die Thür zu demselben öffne, daß Perewoschtschikow in der andern Ecke sitzt. Aber es war schon zu spät. Perewoschtschikow hatte bereits gesehen, daß ich mit der Mütze auf dem Kopf ins Zimmer getreten war und sie nicht sofort vor ihm abgenommen hatte, und erklärte dieses Benehmen meinerseits als Mangel an Respekt einem Vorgesetzten gegenüber. Doch nicht genug damit, er berichtete darüber, wie ich später erfuhr, auch noch nach Petersburg an die vorgesetzte Behörde. Ich hätte etwas Aehnliches um so weniger erwartet, als ich, nachdem ich meine Toilette geordnet, aus meiner Kammer wieder ins gemeinsame Zimmer trat und an der allgemeinen Unterhaltung mit Perewoschtschikow und meinen Kameraden teilnahm, wobei jener in keiner Weise zu erkennen gab, daß er mit mir unzufrieden sei. Gegen Ende des Semesters rief mich Perewoschtschikow aber in sein Zimmer, schloß sorgfältig die Thür hinter sich zu, nahm ganz nahe neben mir Platz und fragte mit geheimnisvoll halblauter Stimme und nach seiner Gewohnheit langsam und mit größeren Pausen in der Rede: „Sagen Sie mir doch 'mal, Pirogow, wie soll ich eigentlich vor der vorgesetzten Behörde Ihre Führung attestieren?"

Ich war starr vor Erstaunen. Endlich faßte ich Mut und sagte: „Wie Sie wollen, Wassili Michailowitsch, ich kann doch dabei nichts weiter thun."

„Sagen Sie mir doch selbst, kann ich Sie nach jenen Respektwidrigkeiten einem Vorgesetzten gegenüber, wie ich sie an Ihnen zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, kann ich Ihnen da ein gutes Zeugnis ausstellen?"

Da ich absolut nicht verstehen konnte, worauf dies alles abzielen sollte, so bat ich um eine Erklärung und erfuhr denn auch den Zusammenhang der Sache. Da nahm ich mich aber ordentlich zusammen, erhob mich, da ich sah, daß ich's entweder mit böser Absicht oder mit Monomanie zu thun hätte, von meinem Platze und sagte mit einer für meine Jugend überraschenden Kühnheit: „Wassili Michailowitsch, Sie können mich natürlich nach Belieben vor der vorgesetzten Behörde in ein schlechtes Licht zu setzen suchen; doch glaube ich ein Recht zu haben, von Ihnen zu verlangen, daß Sie Ihre Meinungsäußerung über mich auch mit dem Faktum begründen, auf dem dieselbe fußt."

Nachdem ich das gesagt hatte, verabschiedete ich mich und zeigte mich seit der Zeit bei Perewoschtschikow nicht mehr.

In welcher Form nun eigentlich Perewoschtschikows Anzeige nach Petersburg abging, das weiß ich nicht. Jedenfalls wurde mir von Petersburg aus ein strenger Verweis erteilt, den mir freilich Perewoschtschikow selbst nicht übermitteln konnte. Die Umstände hatten sich nämlich mittlerweile sehr verändert: ich traf Perewoschtschikow nur sehr selten auf der Straße, erinnere mich auch nicht, ob ich ihm einen Abschiedsbesuch gemacht habe, als er nach einer von den Studenten ihm während der Vorlesung gemachten unangenehmen Scene des Dienstes entlassen wurde. Er war nämlich von ihnen, und zwar gleichfalls infolge seines mißtrauischen, kleinlichen und taktlos empfindlichen Wesens, ausgetrommelt worden.

46.

Die Familie Moiers, welche mich gegen die Verleumdungen unseres Argus geschützt hatte, bestand aus drei Personen: dem Professor selbst, seiner Schwiegermutter Katharina Afanasjewna Protassow geb. Bunin und Moiers sieben- bis achtjähriger Tochter Käthchen. Die Frau Moiers, die älteste Tochter der Frau Protassow, war schon lange nicht mehr am Leben, doch ist Moier bis an sein Lebensende Witwer geblieben.

Es war das eine bemerkenswerte und hochbegabte Persönlichkeit. Schon sein Aeußeres war auffallend. Hochgewachsen und von voller, aber dabei doch nicht unförmlicher Figur, breitschulterig, mit starken Gesichtszügen, klugen blauen Augen, die unter dichten, etwas

überhängenden Brauen hervorsahen, mit seinem dichten, schon etwas grauen harten Haar und seinen langen schönen Fingern, konnte Moier als der Typus eines stattlichen Mannes gelten. In seiner Jugend war er wahrscheinlich ein sehr hübscher Blondin gewesen. Seine Rede war immer klar, deutlich und ausdrucksvoll und seine Vorlesungen zeichneten sich durch Einfachheit, Klarheit und plastische Anschaulichkeit der Darstellung aus. Ungewöhnlich war Moiers Begabung für die Musik; wenn er auf dem Klavier, besonders Beethovensche Sachen, spielte, so konnte man ihm ganze Stunden mit Genuß zuhören. Wenn er sich einmal ans Klavier setzte, so vertiefte er sich dermaßen in sein Spiel, daß er seine ganze Umgebung gar nicht mehr beachtete. Da er etwas kurzsichtig war, so trug er beständig eine große silberne Brille, die er nur zuweilen bei der Vornahme von Operationen abnahm.

Moiers Charakter läßt sich mit einem Wort nicht definieren, doch darf man im allgemeinen wohl sagen, daß er ein begabter Faulenzer war. Die Faulheit oder besser gesagt der Quietismus Moiers ging zuweilen so weit, daß, wenn er irgend ein interessantes Gespräch mit einem Bekannten angeknüpft hatte, er Geschäfte aufschob, die eigentlich keinen Aufschub duldeten; sein in statu quo ändern, irgend eine neue Arbeit anfangen oder sich mit der Ordnung einer seiner schon lange harrenden Angelegenheit beschäftigen — das war eine wahre Strafe für Moier. Er machte sich an seine Aufgabe von den verschiedensten Seiten, ließ sie dann aber wieder unerledigt liegen und gab sich von neuem seinem Quietismus hin. Zu unsrer Zeit hatte Moier viel in Sachen eines Gutes seiner Tochter im Gouvernement Orel zu thun, wohin er zuweilen in den Ferien reiste; seiner Wissenschaft gegenüber verhielt er sich schon ziemlich kühl, las wenig und nahm keine Operationen vor, namentlich keine schwierigen und gewagten; Privatpraxis hatte er fast gar nicht und in seiner Klinik war nicht selten der größte Teil der Betten unbesetzt.

Offenbar belebte das Erscheinen einiger jungen Leute, die sich eifrig mit Chirurgie und Anatomie beschäftigten und zu denen außer mir noch Inozemtzew, Dahl und Lienhardt gehörten, das wissenschaftliche Interesse Moiers ein wenig. Er ging zur Verwunderung derjenigen, die ihn früher gekannt hatten, hierin so weit, daß er sich ganze Stunden lang in unsrer Gesellschaft mit dem Präparieren von Leichen im anatomischen Theater beschäftigte.

Aber ungeachtet seines Quietismus und seiner Abkühlung der Wissenschaft gegenüber hat Moier doch durch seinen praktischen Sinn

und seine gründliche, in einer der berühmtesten Schulen erlangte Bildung seinen Schülern wahrhaften Nutzen gebracht. Er hat seine Bildung vornehmlich in Italien, in der Schule des berühmten Antonio Scarpa zu Pavia, und zwar gerade, als dieser Chirurg auf der Höhe seines Ruhmes stand, genossen. Der Besuch der Krankenhäuser von Mailand und Wien, wo sich damals gerade Rust befand, vollendete die chirurgische Ausbildung Moiers.

Nach Rußland zurückgekehrt, kam er direkt als Chirurg in die Kriegshospitäler, die mit Verwundeten aus dem vaterländischen Kriege von 1812 angefüllt waren. Als Operator besaß Moier eine wahrhaft chirurgische Gewandtheit und eine sichere, ruhige und leichte Hand. Seine Operationen nahm er, man kann wohl sagen, mit Gefühl, Verstand und ohne übereilte Hast vor. Als Arzt konnte Moier das Kurieren mit Arzneien, denen gegenüber er sich sehr mißtrauisch verhielt, gar nicht leiden. Von äußeren Mitteln brauchte er bei der Wundbehandlung fast ausschließlich warme Umschläge.

Katharina Afanasjewna Protassow war eine untersetzte, sich recht gebeugt haltende Dame von sechsundsechzig Jahren, die sich aber noch ein angenehmes, frisches Gesicht mit klugen, grauen Augen und feinen, sich stets zu einem Lächeln formenden Lippen bewahrt hatte. Wenngleich sie eine Brille trug, so sah sie doch noch so gut, daß sie ganz ausgezeichnet auf Kanevas nähen konnte; sie liebte zu lesen, und sprach mit immer gleichmäßiger und noch ziemlich klangvoller Stimme; seit langer Zeit schon litt sie, und zwar wenigstens einmal im Monat, an Migräne und deshalb hielt sie den Kopf immer mit einem seidenen Tuch noch über der Haube umbunden.

Diese ehrwürdige alte Dame interessierte sich nun wahrscheinlich um meiner Jugend und Unerfahrenheit willen für mich und wurde so meine Beschützerin. Da sie auch für mein früheres Leben Interesse empfand, so fragte sie mich häufig über meine in Moskau zurückgebliebene Familie aus und als sie einmal von Moier gehört, ich habe infolge der Anzeige Perewoschtschikows aus Petersburg wegen schlechter Aufführung einen Verweis erhalten, veranlaßte sie mich, ihr offenherzig die Einzelheiten darüber zu erzählen.

Meinetwegen, aber natürlich nicht durch meine Schuld, entwickelte sich auch eine gewisse Entfremdung zwischen den beiden Häusern und Perewoschtschikows Frau (irre ich mich nicht, eine geborene Knjäshewitsch, Katharina Matwejewna) und Tochter, welche früher Katharina Afanasjewna öfters besucht hatten, stellten nunmehr ihre Besuche ein. Als gegen Ende des Semesters die

Miete für meine Wohnung im Rehbergschen Hause ablief, schlug mir Katharina Afanasjewna vor, in ihr Haus zu ziehen, wo ich denn auch in der That einige Monate gelebt habe, bis endlich in der Klinik ein Quartier frei wurde, in welchem ich mit Inosemtzew bis zu unsrer Abreise ins Ausland wohnen blieb. Moier hat bei dem lebhaften Eintreten Katharina Afanasjewnas für mich wahrscheinlich Mittel und Wege gefunden, mich zu rechtfertigen; jedenfalls hat Perewoschtschikows Anzeige weiter gar keine schlimmen Folgen für mich gehabt, und zwar umsoweniger, als ich mich gerade um diese Zeit mit Ernst und Eifer an die Bearbeitung eines mir von der Fakultät gestellten chirurgischen Themas über Arterienverbände machte, eine Arbeit, welche nachher der goldenen Medaille gewürdigt wurde. Ich triumphierte und nicht ganz ohne Grund, denn ich hatte wirklich ernstlich gearbeitet. Tagelang war ich im anatomischen Theater mit dem Präparieren verschiedener von den Arterienstämmen eingenommenen Gegenden beschäftigt, machte an Hunden und Kälbern Versuche mit Arterienverbänden, las, schrieb und kompilierte recht viel.

Das Latein halfen mir meine Philologie studierenden Kommilitonen bearbeiten, nämlich die jetzt schon verstorbenen Krjukow und Schkljärewski; offen gestanden, habe ich um des Stiles willen zuweilen den Inhalt geopfert; aber meine Dissertation von fünfzig Schreibbogen mit einigen Zeichnungen nach der Natur (nach meinen Präparaten) wurde ganz famos und machte unter Studenten und Professoren von sich reden.

Die Zeichnungen von meinen an der Leiche gearbeiteten Arterienpräparaten, nach der Natur in natürlicher Größe in Farben ausgeführt, werden, wie ich gehört habe, noch jetzt im anatomischen Theater zu Dorpat aufbewahrt.

Die gute Katharina Afanasjewna forderte mich auf, ein für allemal mit ihnen zu Mittag zu speisen, und so verkehrte ich denn seit der Zeit im Verlauf von fast fünf Jahren in ganz vertrauter Weise im Moierschen Hause. Hier lernte ich auch Wassili Andrejewitsch Shukowski kennen. Der Dichter war ein unehelicher Sohn ihres Vaters Bunin und einer gefangenen Türkin, war bei ihr im Hause erzogen worden und hatte sich dann in seine älteste Nichte verliebt, welche später Moier heiratete. (Katharina Afanasjewna hatte jene beiden jungen Leute sich nicht heiraten lassen, weil sie solch eine Ehe für sündhaft ansah.)

Ich erinnere mich noch lebhaft, wie Shukowski einmal ein Manuskript von Puschkins „Boris Godunow“ mitbrachte und Katharina

Afanasjewna daraus vorlas; auch weiß ich noch sehr wohl, wie mir bei Godunows Worten: „Und blutbespritzte Knaben mir vor Augen," ein kalter Schauer über den Rücken lief*).

47.

Obgleich seit jener Zeit schon über fünfzig Jahre verflossen sind, so ist mir doch erinnerlich geblieben, mit welchem Eifer und jugendlichem Feuer ich an das Studium meiner Wissenschaft ging; da ich aber in der kleinen Klinik nicht viel zu thun fand, so widmete ich mich fast gänzlich dem Studium der chirurgischen Anatomie und Operationsübungen an Leichen und lebenden Tieren. Damals kannte ich fremden Leiden gegenüber gar kein Mitleid. Ich erinnere mich noch, wie mich selbst einmal diese meine Gleichgültigkeit den Leiden der Tiere bei Vivisektionen gegenüber dermaßen frappiert hat, daß ich mich, das Messer in der Hand, an den mir assistierenden Kommilitonen wandte, und unwillkürlich ausrief: „Weißt du, so kann man schließlich auch einen Menschen ganz kaltblütig abschlachten."

Ja, in der Vivisektionsfrage läßt sich vieles für und wider vorbringen. Ohne Frage bilden die Vivisektionen ein wichtiges Förderungsmittel der Wissenschaft, welcher sie unzweifelhafte und unschätzbare Dienste erwiesen haben und noch erweisen werden. Auch das Recht des Menschen Vivisektionen vorzunehmen, läßt sich nicht bestreiten, wenn der Mensch schon Tiere zu kulinarischen und sonstigen Zwecken töten und quälen darf. Freilich ist ein Kodex für dies Recht nicht geschrieben. Jedenfalls aber füllt die Wissenschaft nicht das ganze Leben der Menschen aus: vorüber geht der Feuereifer des Jünglingsalters sowie die Reife des Mannesalters und es kommt eine andre Zeit des Lebens heran, und mit ihr das Bedürfnis, sich immer mehr in sich zu konzentrieren und zu vertiefen; da nun beginnt die Erinnerung an andern Wesen zugefügte Qualen, Leiden und Gewaltthätigkeiten unwillkürlich unser Herz zu beklemmen. So ging es, glaub' ich, dem großen Haller; so ist es, offen gestanden, auch mir öfters gegangen und in meinen letzten Lebensjahren hätte ich mich um keinen Preis zu jenen grausamen Experimenten

---

*) Weiter folgen die ausgestrichenen Worte: „Der andre Schwiegersohn Katharina Afanasjewnas — Wojeikow, war ein dunkler . . ." Das weitere ist unlesbar.

an Tieren entschließen können, die ich einstmals mit solchem Eifer und solcher Gleichgültigkeit gegen ihre Leiden angestellt habe. Es ist das auch in seiner Art ein memento mori.

Da ich ohne jegliche Vorbereitung für wissenschaftliche experimentelle Beschäftigungen nach Dorpat gekommen war, so begann ich blindlings darauf los zu experimentieren und war natürlich auch dort grausam, wo es weiter gar keinen Nutzen brachte und gar nicht nötig gewesen wäre; noch mehr aber werden meine Erinnerungen daran jetzt durch den Umstand verbittert, daß ich, obgleich ich dergestalt vielen lebenden Wesen schwere Qualen bereitete, doch häufig nur negative Ergebnisse erzielte, d. h. das nicht fand, was ich suchte.

Unsre modernen Experimentatoren brauchen vielleicht in ihr Alter nicht so drückende Erinnerungen an ihre Vivisektionen hinüberzunehmen. Wird doch die bedeutendere Hälfte der Vivisektionen jetzt an Fröschen vorgenommen, Reptilien, die als Kaltblüter in uns nicht jene Empfindungen hervorrufen, wie sie den Menschen mit den Warmblütern verbinden. Ferner werden die modernen Versuche an lebenden Tieren fast immer unter Anwendung von Chloroform vorgenommen. Aber schon allein die gewaltsame Tötung eines uns gegenüber schutzlosen Wesens, zu welchem egoistischen (wenn auch noch so hohen) Zwecke sie auch vorgenommen wäre, kann in uns keine angenehmen und beruhigenden Erinnerungen zurücklassen. So ist's denn auch kein Wunder, daß eine Erscheinung, über die ich mich einstmals lustig gemacht habe, — der Vegetarismus, mir jetzt in keineswegs so lächerlichem Licht erscheint.

* * *

Gegen Ende des Jahres 1827 kamen auch die letzten Mitglieder unsers Professoreninstituts, die Charkower Studenten — ihrer waren vier — in Dorpat an. Einer von ihnen, Ph. J. Inosemtzew, wollte ebenso wie ich Chirurgie studieren, doch war er erstens schon an die dreißig, jedenfalls nicht unter siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren alt und zweitens unvergleichlich viel erfahrener und besser vorbereitet als ich. An der Charkower Universität lehrte damals der sehr tüchtige Professor der Chirurgie N. J. Jellinski. Inosemtzew hatte diesem nicht nur bei verschiedenen Operationen assistiert, sondern auch selbst schon eine Operation vorgenommen, nämlich die Amputation eines Beines. Dieses stellte ihn mit einem Schlage sowohl in meinen Augen als auch in denen meiner andern Kommilitonen weit über mich.

Inosemtzew war auch rein äußerlich betrachtet — weit repräsentabler als ich. Ein hoher und ziemlich gewandter brünetter Mensch mit glänzenden schwarzen Augen und tadellosem Backenbart, immer sauber und mit einem gewissen Anspruch auf Eleganz gekleidet, gewann Inosemtzew leicht Zutritt zu den verschiedensten Kreisen und verstand es überall sich den Ruf eines liebenswürdigen und netten Menschen, guten Kameraden und ausgezeichneten Kerls zu verschaffen.

Kein Wunder, daß ich ihn zu beneiden anfing. Dieses häßliche Gefühl kam besonders in meinem Tagebuch zum Ausdruck, das ich damals eine Zeitlang ganz regelmäßig führte.

Abgesehen von dieser Empfindung nahm mich noch etwas wider Inosemtzew ein: einmal — ich lebte damals noch bei Moier — hatte ich mich erkältet und war erkrankt. Bei einem Besuch, den mir Moier abstattete, machte er mir eine ziemlich durchsichtige Andeutung darüber, daß ich durch Schnapstrinken nur meine Gesundheit gefährde; nach dieser Anspielung ging ich, aufgeregt und noch krank wie ich war, zu Katharina Afanasjewna Protassow, um dieser zu erklären, daß ich nicht länger in ihrem Hause bleiben könne, da ich der Trunksucht verdächtigt werde.

„Was," sagte die alte Dame voller Erstaunen, „wie kommen Sie nur darauf, mein Lieber?" — worauf ich ihr die ganze Geschichte erzählte. Hiernach stellte es sich heraus, daß Inosemtzew irgendwo am dritten Orte irgendwie eine Anspielung darauf gemacht hatte, daß ich sehr zum Mißbrauch geistiger Getränke neige.

In der That hatte mich Inosemtzew ein paarmal in Schumanskis Gesellschaft angeheitert gesehen, von dem ich auch zum erstenmal das Schnapstrinken gelernt habe. Lange habe ich Inosemtzew diese Klatscherei nicht verzeihen können. Ich habe mit ihm über vier Jahre in einem ziemlich geräumigen Zimmer in der Klinik gewohnt; aber unser Alter und unsre Anschauungen, unsre Geschmacksrichtung und unsre Beschäftigungen sowie endlich unsre Beziehungen zu den Kommilitonen, Professoren und andern Personen waren so verschieden, daß abgesehen von derselben Wohnung und derselben von uns beiden für unser Studium gewählten Wissenschaft zwischen uns beiden kein weiteres gemeinsames Band bestand.

Auch der Umstand ärgerte mich noch, daß wenigstens ein- oder zweimal wöchentlich drei oder vier von unsern oder auch den andern russischen Studenten abends zu Inosemtzew zu Gast kamen, mit dem sie alle sehr vertraut waren. Unter Theetrinken und Tabakrauchen (was ich damals gar nicht leiden mochte), begannen sie dann Whist

zu spielen, was sich zuweilen bis über Mitternacht hinauszog und mich natürlich am Lesen und Schreiben hinderte.

Ich muß hier, wo ich Inosemtzews gedenke, noch eine kleine Beichte ablegen. Jetzt sollte ich es selbst kaum glauben, oder richtiger gesagt, möchte ich es selbst nicht recht glauben, aber was einmal geschehen ist das bleibt geschehen. Da ich gegen Ende des Monats in der Regel kein Geld mehr hatte, so fehlte es mir meist auch ein paar Tage an Zucker und da mußte mich nun an einem solchen Tage der Teufel plagen, mir heimlich ein paar Stück Zucker aus Inosemtzews Blechbüchse zu nehmen. Das mußte er aber irgendwie bemerkt haben, denn er verschloß nun seine Büchse. Die Schmach! Ich gäbe viel drum, wenn ich es ungeschehen machen könnte. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich nur auch eingestehen, daß ich auch Bücher entwendet habe. In meinem Leben habe ich nämlich drei Bücher mir unrechtlich angeeignet, d. h. sie genommen und nicht wieder abgegeben; als ich sie später zurückstellen wollte, da waren die betreffenden Personen entweder nicht mehr da, oder ich verschob aus Scham die Rückgabe immer wieder. In der Folge ist jedoch der größere Teil meiner Bücherei von mir einer studentischen Bibliothek überwiesen worden.

48.

Während unsers Dorpater Aufenthaltes genoß die dortige Universität in ganz Rußland eines bedeutenden Rufes. Und in der That war der größere Teil der Lehrstühle mit ausgezeichneten Kräften besetzt, allen voran der berühmte Rektor Ewers (Historiker), sodann Struve (Astronom), Ledebour, Parrot (ein Sohn des Akademikers), Rathke (Physiolog), Closseus (Jurist), Eisholz (Zoolog); unter den Medizinern zeichnete sich durch ungewöhnliche Belesenheit und Gelehrsamkeit Professor Erdmann aus, der früher in Kasan gewesen, aber von dort vertrieben worden war; dasselbe läßt sich von seinem Amtsgenossen, dem Professor der Mathematik, Bartels sagen, der an König Louis Philippe einen Kollegen gehabt hatte, da sie beide Lehrer in der Schweiz gewesen waren. Die Austreibung deutscher Gelehrten an der Universität Kasan war das brutale Werk Magnitzkis gewesen. Während des Bestehens des Professoreninstituts in Dorpat wurden russische junge Leute auch aus andern Ressorts dorthin geschickt, so z. B. als Eleven aus der Akademie der Wissen-

schaften der Physiolog Zagorski und der Chemiker Sperer. Durch den Professor der Astronomie Struve wurden zu wissenschaftlichen Arbeiten am Observatorium etwa zehn Offiziere vom Stabe oder von der Suite oder Flotte dorthin abdelegiert.

Die Verwaltung der Anstalten der Kaiserin Maria schickte etwa sechs bis sieben Mann aus dem Findelhause; endlich kamen auch Privatpersonen ihrer weiteren Ausbildung wegen, oder weil sie von der Bedeutung der Universität gehört hatten und es allmählich Modesache geworden war; so kamen z. B. zu unsrer Zeit nach Dorpat die drei Brüder Karamsin, ferner Graf Ssollohub, Murawjew, die zwei Brüder Grafen Wittgenstein, Tutolmin, Matwejew; schon vor uns waren da der Sänger studentischer Gelage und Kneipereien, Jasykow und andre mehr.

Zum größeren Teil beendeten sie ihre Universitätsstudien nicht, fast alle aber trugen sie die studentische Tracht, lange Stiefel an den Füßen, kleine Mützen auf den Köpfen und langherabhängende Kragen an den Mänteln.

Die Dorpater Studentenuniform hat vielleicht auch so manchen angelockt: war sie doch etwas ganz andres als jene garstige Uniform, wie sie damals in andern russischen Universitäten üblich war; beim Dorpater Studenten funkelte der Kragen nur so von Gold; er war von schwarzem Sammet (die Uniform selbst war blau) mit in Gold darauf gestickten Eichenzweigen, welche die größere Hälfte des Kragens einnahmen. Auf Bällen und im Theater machte diese Uniform großen Effekt.

Als Kaiser Nikolai während des türkischen Feldzuges einmal Dorpat passierte, wurde für ihn auch eine studentische Ehrenwache eingerichtet; mit dieser ihrer Uniform, weißen, enganliegenden Beinkleidern und hohen Stiefeln angethan, erregten nun die hochgewachsenen und hübschen Studenten die Aufmerksamkeit des Kaisers selbst und da dieser nichts wider die Uniformierung bemerkte, so ward die letztere denn auch als gesetzlich anerkannt.

Abgesehen von uns, die wir bereits nach Beendigung unsrer Universitätsstudien nach Dorpat geschickt waren und außer ein paar andern Russen haben alle übrigen aus ihrem Dorpater Aufenthalt keinen rechten Nutzen gezogen. Die Karamsins und Ssollohub haben sich aus dem Dorpater Universitätsleben wohl kaum etwas außer der Bekanntschaft mit verschiedenen studentischen Gebräuchen geholt; andre wie z. B. Jasykow, die Zöglinge der Anstalten der Kaiserin Maria und die aus Moskau und Petersburg kommenden Halbrussen und Halbdeutschen, tranken sich einfach zu Schanden und

verließen die Stadt nach ein paar Jahren in der kläglichsten Verfassung und nur zwei von ihnen, Wassili Feodorowitsch Feodorow und Kantemirow boten begründete Aussichten, es zu etwas Tüchtigem zu bringen. Feodorow, ein höchst tüchtiger Astronom und Forscher, machte mit Parrot eine wissenschaftliche Reise auf den Ararat und dann nach Sibirien, wurde hierauf in Kiew Professor der Astronomie und Rektor der Universität, konnte aber leider das Trinken nicht lassen und starb bald in noch jungen Jahren; Kantemirow verließ Dorpat als Doktor der Medizin, war auch im Auslande, starb aber bei seiner außerordentlichen Blutarmut und Kachexie gleichfalls in früher Jugend.

In Dorpat mußte man das russische Sprichwort: „Was für den Russen gesund ist, das bringt dem Deutschen den Tod," in sein gerades Gegenteil umkehren. Die deutschen Studenten zechten, gossen das Bier in sich hinein wie in bodenlose Fässer, duellierten sich herum und nahmen bisweilen ganze Jahre lang kein Buch in die Hand, um dann, gleichsam wie umgewandelt, ebenso fleißig zu arbeiten, wie sie vorher gekneipt, und in glänzender Weise ihre Universitätslaufbahn zu beenden.

Wir Russen aus dem Professoreninstitut „Professorenembryonen", wie uns die deutschen Studenten nannten, wir sind alle noch, Gott sei Dank, sozusagen mit heiler Haut davongekommen; doch haben wir auch mit keiner studentischen Verbindung näher verkehrt und weder an Kommersen noch sonstigem studentischen Zeitvertreib teilgenommen und ich habe z. B. ungeachtet meiner großen Jugend sogar nicht einmal irgend welche Neigung verspürt, mich mit dem Dorpater Studentenleben bekannt zu machen. Nur zweimal bin ich aus Neugier auf einen Kommers gefahren und auch das erst in der Folge, nach Beendigung meiner Studien.

Wie seltsam aber auch in unsrer Zeit der Anachronismus sein möge, den das Studentenleben mit seinen mittelalterlichen Gebräuchen, für den fremden Beobachter darbieten mag, so muß doch entschieden zugestanden werden, daß sich vieles zu seinen Gunsten anführen läßt. So bewirkt gleich erstens das allerschlimmste Uebel in den Bräuchen dieses Lebens, das Duell, daß in keiner andern von unsern Universitäten die gegenseitigen Beziehungen unter den Studenten so geordneter und höflicher Natur sind, wie unter den Studenten in Dorpat. Prügeleien, Ohrfeigen, gemeine Schimpf- und Schmähreden sind unter ihnen nicht denkbar.

Die Duelle haben vielen Dutzenden von jungen Leuten das Leben gekostet; das ist eine ohne Zweifel sehr betrübende Thatsache

und den Eltern, welche ihre Söhne nur zu früh im Duell verloren haben, muß das volle Recht zugestanden werden, gegen diesen barbarischen Brauch Front zu machen. Leider aber muß man bisweilen in der menschlichen Gesellschaft in Ermangelung eines besseren Mittels sozusagen eine Hitze durch die andre vertreiben und die Roheit der Sitten und des kameradschaftlichen Verkehrs unter den Studenten vergällt einem nicht weniger das Leben und ist kein geringeres Uebel als das Duell. In der Moskauer Universität bin ich Zeuge von widerwärtigen Scenen aus dem Studentenleben gewesen, die ausschließlich durch die Roheit und Ungeordnetheit der gegenseitigen Beziehungen unter den Studenten bedingt waren. Schlägereien, Beulen und blaue Flecken, gemeine und unflätige Schimpfereien waren ganz gewöhnliche Erscheinungen.

So erinnere ich mich z. B. folgender Scene. Ich trete einmal ins Auditorium und gehe auf meinen Platz zu, als mir der Student Marssow entgegentritt, ein ehemaliger Seminarist und baumlanger Kerl, der am ganzen Leibe so behaart war, als ob er Borsten trage. Als ich an ihm vorbei will, schreit er mir zu: „Na, du Schwein, was kriechst du da herum? Wenn du mir nicht gleich aus dem Wege gehst, so haue ich dir eins, daß dir Hören und Sehen vergehen soll.“

Die andern lachten. Was hätte ich da weiter thun sollen? Der lange Strick hätte sein Wort wirklich wahr gemacht, alle hätten wieder gelacht und die Sache wäre damit erledigt gewesen. Wo aber ein sogenannter studentischer Komment besteht, da ist solch eine Rüpelei und Entweihung der menschlichen Würde durch grobe Beleidigungen undenkbar, denn da gibt es ein studentisches Gericht, welches entscheidet, was weiter in der Sache zu geschehen habe und so gewöhnt sich der junge Mensch von frühauf an anständiges Benehmen und Denken und an Achtung vor der persönlichen Würde des Nebenmenschen und vor der öffentlichen Meinung; das aber wiegt doch wohl einige Leben auf.

Uebrigens haben die studentischen Korporationen sich jederzeit bemüht, die Duelle möglichst wenig lebensgefährlich zu machen, und man weiß was für Vorsichtsmaßregeln bei studentischen Duellen zum Schutz der Kopfes, des Halses und andrer Körperteile wider Hiebe ergriffen zu werden pflegen. Bemerkenswert aber ist, daß jedesmal, wo man wider die gewöhnlichen studentischen Duelle strenger vorzugehen begann, die Zahl der gefährlichen Pistolenduelle gestiegen ist. Im Lauf von fünf Jahren sind nur zwei Fälle von gefährlichen Duellen unter Studenten vorgekommen. In einem Falle traf der Schläger

den Brustknorpel, durchschlug ihn und beschädigte die innere Brustarterie (art. mammaria interna); die bei der Gelegenheit um den Verwundeten versammelte Fakultät hat sich hierbei, wie ich gestehen muß, gründlich blamiert. Als sich eine Pleuritis des verwundeten Brustfells mit Ausschwitzung und bedeutender Blutung aus einer bis dahin nicht blutenden Wunde gebildet hatte, da ergingen sich drei Professoren in allen möglichen Vermutungen; der eine sagte, es sei eine Lunge verwundet, der andre eine Lungenvene; keiner aber von ihnen erkannte die Pleuritisausschwitzung von einigen Pfunden Gewichtes. In so kläglichem Zustande befand sich damals in unsern Universitäten die Kenntnis von den Brustorganen.

Die beiden andern Fälle waren Pistollenduelle; bei beiden waren die Wunden sehr gefährlich, der Ausgang aber ein glücklicher. In dem einen Fall hatte die Kugel den Hals in der Nähe der Schläfenarterien durchschlagen und die Kehle gestreift; eine Blutung hatte indes nicht stattgefunden und der Verwundete konnte nur lange Zeit nicht sprechen.

In dem zweiten Falle war die Kugel im Stirnbein bei dessen Verbindung mit dem Scheitelknochen stecken geblieben und wurde von Moier durch eine sehr geschickte Trepanation entfernt. Der Verwundete wurde natürlich wieder gesund.

* * *

Meine Studien vertieften sich mit jedem Jahr immer mehr und mehr; besonders beschäftigte ich mich mit den Fascien und ihren Beziehungen zu den Arterienstämmen und den Organen des Beckens. Dies war ein für jene Zeit noch ganz neuer Gegenstand. Die gewöhnlichen Anatomen ließen die Fascien ganz unberücksichtigt; in Deutschland beschäftigte man sich sehr wenig mit ihnen und nur bei den Engländern und Franzosen konnte man Beschreibungen und Darstellungen von einigen derselben finden.

Ich wurde von Tag zu Tage immer mehr Spezialist und widmete mich zeitweilig ganz selbständig dem Studium irgend einer ganz beschränkten Spezialität, bis es endlich so weit kam, daß ich aufhörte, die Vorlesungen in andern Disziplinen außer der Chirurgie zu besuchen.

Das war meinerseits natürlich thöricht und ich habe vieles versäumt und verloren, was mir in der Folge noch sehr nützlich hätte werden können. Die andern Professoren begannen sich bei Moier darüber zu beklagen, daß ich ihre Vorlesungen nicht mehr besuche, der Professor der Chemie, Goebel, machte mir beim

Semestralexamen die Hölle heiß und Moier richtete die verständige Mahnung an mich, ich solle doch die andern Wissenschaften nicht vernachlässigen.

So recht er aber auch darin hatte, so machte mir doch der Gedanke lebhaft zu schaffen, daß, während ich die Vorlesungen hörte, ich unvermeidlicherweise die betreffende Zeit meinem Spezialstudium entziehe, welches, so speziell es auch sein möge, gleichwohl doch mindestens drei Wissenschaften in sich schließe. Und außerdem war es mir wirklich gar nicht recht gegeben, Vorlesungen zu hören, und dieses Unvermögen, Vorträgen zuzuhören, ist mir für mein ganzes Leben geblieben. Dadurch, daß ich mich einsamen Studien im anatomischen Theater, in der Klinik und bei mir zu Hause hingegeben hatte, war mir das Kolleg in der That etwas Ungewohntes geworden, und wenn ich einmal eins besuchte, so war ich auf demselben entweder ganz abgespannt oder schlief auch wirklich ein und verlor so den Faden; Vorlesungen mit Demonstrationen gab es zu jener Zeit, abgesehen von den chirurgischen und anatomischen, in der medizinischen Fakultät noch gar nicht und weder die physiologischen noch die pathologischen wurden so abgehalten. Wozu also, sagte ich mir, die Zeit so unnütz hindämmern und verschlafen? Endlich kam ich sogar zu dem Absurdum, daß ich Moier einmal mitteilte, ich wolle überhaupt gar nicht mein Schluß-, d. h. Doktorexamen machen. In jener Zeit verlangte man nämlich noch nicht von den Professoren das Doktordiplom; sollte es aber (so dachte ich bei mir) einmal wirklich nötig werden, so wird man es einem tüchtigen Menschen auch ohne Examen geben.

Moier riet mir natürlich davon ab und versicherte mir, die Examinatoren würden unbedingt meine ausgezeichneten Leistungen in Anatomie und Chirurgie in Berücksichtigung ziehen und im übrigen daher gewiß sehr nachsichtig gegen mich sein.

Indes habe ich, wie ich sehe, in meiner Erzählung schon allzu weit vorgegriffen.

49.

Man hatte uns nach Dorpat nur auf zwei bis drei Jahre geschickt, wir blieben aber in Wirklichkeit ganze fünf Jahre dort. Das hatten wir der polnischen Revolution 1831 bis 1832 zu danken.

Ein Jahr nach unsrer Ankunft in Dorpat begann der türkische

Krieg von 1828 und wir mußten von einigen unsrer neuen Dorpater Bekannten Abschied nehmen. So reiste z. B. auf den Kriegsschauplatz Wladimir Iwanowitsch Dahl (in der Folge Schriftsteller unter dem Pseudonym: Kosak Luganski).

Es war das eine bemerkenswerte Persönlichkeit, die mir anfangs aus irgend einem Grunde nicht recht gefiel, hernach aber mein guter Freund geworden ist. Vor allem war es ein Mensch, der, wie man so sagt, in allen Sätteln gerecht war. Woran sich Dahl nur auch machen mochte, alles gelang ihm. Mit seiner ungeheuren Nase, seinen klugen grauen Augen, immer ruhig und ein wenig lächelnd, besaß er die seltene Fähigheit, die Stimme, die Mienen und das Gebärdenspiel fremder Personen nachzuahmen; und mit ungewöhnlicher Ruhe und dem Ausdruck des tiefsten Ernstes verstand er die komischesten Scenen wiederzugeben. Es ist ganz unglaublich, mit welcher Treue er Laute, wie das Summen einer Fliege oder einer Mücke und dergleichen nachzuahmen wußte. Damals war er noch nicht Schriftsteller und Literat, aber er las uns doch schon Bruchstücke aus seinen Märchen vor. Wie man weiß, war Dahl früher Flottenoffizier gewesen, hatte aber den Dienst quittieren müssen, teils weil er auf dem Schiff beständig an Seekrankheitt litt, teils weil er ein Pamphlet auf den Admiral Greigh gedichtet hatte. So sattelte denn Dahl vom Seemann zum Mediziner um, bestand in weniger als vier Jahren seine Doktorprüfung in ausgezeichneter Weise und trat sodann in den Militärdienst über. Während seines Dorpater Aufenthalts gewann er Neigung für die Chirurgie und da er neben andern Fähigkeiten auch eine ganz ungewöhnliche Gewandtheit in mechanischen Arbeiten besaß, so wurde er auch bald ein geschickter Operateur; als solcher zog er in den Krieg; hierauf machte er auch den polnischen Feldzug mit, wobei er sich als Ingenieur und Pionier auszeichnete; nach Beendigung dieses Feldzuges wurde er Oberarzt an einem Armeehospital, gab aber bald darauf die ärztliche Laufbahn auf, um Schriftsteller und hernach Verwaltungsbeamter zu werden und starb schließlich als Gelehrter, der viele Jahre seines Lebens der Zusammenstellung seines Wörterbuches gewidmet hat, zu dem er das Material in Form von Sprichwörtern und Redensarten bereits, wie ich glaube, in Dorpat zu sammeln begonnen.

In den Bruchstücken, die er uns damals vorlas, kam schon eine ganze Menge von Sprichwörtern, Schnurren und Redensarten vor, die er sich offenbar an allen Ecken und Enden Rußlands zusammengesucht hatte.

Meine erste Bekanntschaft mit Dahl wurde auf ziemlich seltsame Weise vermittelt. Bald nach unsrer Ankunft in Dorpat hören wir einmal an unserm Fenster von der Straße her gewisse seltsame, aber nicht unbekannte Töne, nämlich ein auf irgend einem Instrument gespieltes russisches Volkslied. Als wir der Sache nachspüren, sehen wir, daß ein Student in Vizeuniform vor unserm Hause steht, durchs geöffnete Fenster den Kopf zum Zimmer hineingesteckt hat, etwas im Munde hält und „Guten Tag, du nettes Mädel" darauf spielt, ohne auch nur im geringsten uns zu beachten, die wir voller Neugier ins Zimmer getreten waren. Der Virtuose erwies sich als W. J. Dahl und das Instrument als eine Mundharmonika, die er wirklich ausgezeichnet zu handhaben wußte.

Später traf ich Dahl im Jahre 1841 in St. Petersburg, wo er beim Minister des Inneren, Perowski, diente, und bin von da an häufig mit ihm in unserm Freundeskreise zusammengekommen, der sich aus ehemaligen Dorpater Kommilitonen gebildet hatte.

* * *

Die polnische Revolution ging neben der französischen einher, nach welcher Kaiser Nikolai Pawlowitsch in seinem Zorn über die Franzosen allen Russen untersagte, Frankreich zu besuchen. Doch nicht genug damit, man wollte uns bis zum Jahre 1833 überhaupt nicht ins Ausland reisen lassen. So blieben wir denn über die ursprünglich angesetzte Zeit noch zwei weitere Jahre in Dorpat; doch hat man mir (wie übrigens auch meinen andern Kommilitonen) auf ein entsprechendes Gesuch an den Kriegsminister in den fünfziger Jahren diese Zeit für die Pension mit angerechnet.

Gleichzeitig mit der polnischen Revolution, trat auch zum erstenmal die Cholera in Rußland auf. Wir lauschten gespannt den Nachrichten, die über die Krankheit zu uns kamen und machten uns auf ihr Erscheinen in Dorpat gefaßt, wo sie dann natürlich auch schließlich auftrat; der erste Fall kam unter uns vor; einer von uns, ein gewisser Schramkow, Pharmakolog von der Charkower Universität, ein wunderlicher Hypochonder von dunkler, gelblicher Gesichtsfarbe, erkrankte plötzlich gegen Abend an rein asiatischer Cholera und verstarb bereits in der Nacht nach sechs Stunden.

Wir Mediziner waren nicht von seinem Bett gewichen und hatten ihm den Körper gerieben und gewärmt, überhaupt gethan, was wir nur konnten, auch zwei Professoren, den Therapeuten Seemann und den Pharmakologen Erdmann herbeigerufen. Nichts

aber wollte helfen. Seemann war sogar, wie es schien, etwas ängstlich, wenigstens entfernte er sich merkwürdig rasch wieder, während der alte Erdmann bei uns blieb. Später trat die Cholera im Invalidenlazarett ganz am Ende der Stadt auf.

Im allgemeinen trat sie indes recht gemäßigt auf und dauerte nicht über sechs Wochen (im Oktober). Als ich am Morgen nach Schramkows Tode nach Hause kam, erfaßte mich plötzlich eine innerliche Angst, da ich ein gewisses Furchtgefühl und ein unangenehmes Mißbehagen unter der Herzgrube empfand. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich sofort erbrechen oder in Ohnmacht fallen. Sogleich ging ich in ein warmes Bad, nahm einige Tropfen Opium ein, trank Thee, erwärmte mich so, ging zu Bett und stand am nächsten Morgen wieder gesund auf. Von da an begann ich fast täglich ins Invalidenlazarett zu gehen und Choleraleichen zu obduzieren. Um diese Zeit kamen zwei französische Aerzte aus Moskau und Petersburg nach Dorpat. Beide waren bei meinen Obduktionen im Lazarette zugegen und da sie diesem Vorgange (d. h. der Obduktion von Choleraleichen) vormutlich zum erstenmal in ihrem Leben beiwohnten, so begannen sie sofort sich darüber ihre Aufzeichnungen zu machen und waren sehr erstaunt, zu sehen, wie ich, der ich vor den Fremden zu brillieren und mein Licht leuchten zu lassen wünschte, die Knoten des Nervus sympathicus, das Sonnengeflecht und mehrere Nervenanschwellungen präparierte. Die Franzosen hatten nicht erwartet, daß ein Russe im stande sein werde, leicht und rasch zum Zweck des Studiums fast alle Hauptnervenknoten der Brust und des Magens vor ihnen bloßzulegen. Sie bezeigten mir ihre Befriedigung darüber, indem sie mich nach Paris einluden.

Endlich entschloß ich mich, zum Doktorexamen vorzugehen, und da ich auf Moiers Versicherung baute, daß man beim Examen mir gegenüber nachsichtig sein werde, bereitete ich mich gar nicht zu demselben vor. Da ich aber in meinem Eigensinn der Fakultät zeigen wollte, daß ich mich nicht freiwillig zur Abhaltung der Prüfung entschlossen habe, sondern mich nur der Gewalt füge, so ließ ich einen sehr wenig angebrachten Streich los.

In Dorpat wurden die Gradualexamina in der Privatwohnung des Dekans abgehalten. Es war nun Sitte, daß der Doktorand dem Dekan Thee, Zucker, einige Flaschen Wein, eine Torte und Schokolade zur Bewirtung der daselbst versammelten Examinatoren, d. h. der Fakultät, der Zeugen und sonstiger Personen ins Haus schickte. Von alle dem that ich nun nichts, so daß der Dekan Rathke sich genötigt sah, den Examinatoren von seinem eigenen

Thee vorzusetzen, die Professorin Rathke aber, wie mir nachher der Pedell erzählte, deswegen weidlich über mich loszog. Doch ging das Examen glücklich von statten und es erübrigte mir nur noch, mich an die Dissertation zu machen. Diese aber beanspruchte über ein Jahr.

Mich hatte schon früher sowohl in physiologischer als chirurgischer Beziehung der Verband der Bauchaorta interessiert, welcher nur einmal am lebenden Menschen von Astley Cooper ausgeführt worden war.

Der Fall hatte mit dem Tode geendet. Es war aber noch zu entscheiden, ob diese Operation wirklich mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden könne. Ich begann nun Versuche an großen Hunden, Kälbern und Hämmeln zu machen. Am längsten lebte nach solch einem Verbande ein Hammel auf einem Stackelbergschen Gute (etwa fünfzehn Werst von Dorpat entfernt), wo ich einen Sommer bei Moier als Gast zubrachte.

Als Resultat aller meiner Versuche und Beobachtungen ergab sich, daß in der größeren Zahl der Fälle der Verband der Bauchaorta, indem er plötzlich den Blutumlauf in den großen Baucharterienstämmen hemmt, den Tod durch Lähmung des Rückenmarks (Paralyse der unteren Extremitäten) und durch Blutandrang nach dem Herzen und der Lunge herbeiführt. Aber der Blutumlauf setzt nach der Unterbindung der Aorta in den unteren Extremitäten nicht aus und das Blut strömt sofort nach der Unterbindung aus den Wunden der Hüftarterien und wenn die Unterbindung der Aorta allmählich (vermittelst der allmählichen Zusammenpressung der Arterie mit Hülfe eines Handapparats) vorgenommen wird, so wird sie ziemlich gut ertragen, gibt indessen Veranlassung zu succesiven Blutungen.

Die Dissertation war für einen jungen Doktoranden gar nicht so übel. Als ich sie in Berlin dem damals berühmten Opitz zeigte, ließ er sie sofort ins Deutsche übersetzen (sie war lateinisch unter dem Titel geschrieben: „Num vinctura aortae abdominalis in aneurysmate inguinali adhibita facile sit ac tutum remedium) und in dem „Journal der Chirurgie und der Augenheilkunde" von Dr. Graefe und Professor von Walther abdrucken.

Je älter Moier wurde, um so träger wurde er auch. Im letzten Jahr unsres Dorpater Aufenthalts trug er mir viele Operationen auf. Einmal habe ich eine Hüftarterie unterbinden müssen, dann eine Pulsadergeschwulst an der Schläfenarterie und einen Lippenkrebs operiert, endlich eine Hand abgenommen. Selbst suchte er

sichtlich in der letzten Zeit größere Operationen ganz zu vermeiden, doch ging das zuweilen in der städtischen Privatpraxis nicht wohl an.

Die letzte mir erinnerliche Operation Moiers in der Stadt war eine Lithotomie an dem damaligen reichen Dorpater Bürger Schulz. Als Moier sie vornahm, da war er offenbar nicht in der rechten Stimmung dafür. Einige von uns, natürlich auch wir beide (ich und Inosemtzew) assistierten Moier dabei. Inosemtzew versicherte mir, daß er mit eigenen Augen gesehen habe, wie Moier vor der Operation beiseite getreten sei und sich bekreuzigt habe; Inosemtzew hatte ihm nämlich erzählt, daß der berühmte Moskauer Lithotomist Wenediktow sich vor jeder Operation bekreuzigt und fromme Kniebeugungen gemacht habe.

„Nun," sagte Moier, „das ist gar nicht so schlecht," trat zur Seite und bekreuzigte sich.

Die Operation war einfach skandalös. Moier benutzte dabei das Scarpasche Gorgeret und ich hielt die Sonde; als nun das Gorgeret eingeführt war, zeigte sich Urin und ich zog die Sonde heraus. Moier fuhr mit dem Finger über das Gorgeret hin, konnte aber gar nicht in die Blase hinein und wurde über mich ärgerlich, weil ich die Sonde zu früh herausgezogen.

„Nun wird es eine Geschichte," sagte er. Indes passierte nichts weiteres.

Inosemtzew führte die Sonde wieder leicht in die Blase ein und Moier ging sodann wieder mit dem Gorgeret vor. Da der Kranke aber ein wohlbeleibter Mann war, so erwies sich das Instrument für die starke Fettlage seines Perinäums als zu kurz, doch kamen wir schließlich einigermaßen zurecht, als plötzlich ein Strahl Arterienblut aus der Tiefe zischend emporspritzte.

„Was soll denn das sein?" schrie Moier auf, indes ging auch dieser unerwartete Zwischenfall noch recht glimpflich ab.

Endlich wurden zwei Steine hervorgezogen.

Nach der Operation konnte ich mich nicht enthalten, meinen Kameraden gegenüber die nicht gerade sehr witzige Bemerkung zu machen: „Wenn diese Operation gelingt, so werde ich den Steinschnitt mit einem Stock machen." Dies hinterbrachte man Moier, aber er war gutmütig genug, sich nicht über mich zu ärgern, vielmehr herzlich über die Sache zu lachen.

Schulz wurde wieder gesund.

* * *

Besonders begann Moier das Ausschneiden von Geschwüren zu fürchten und als ich ihm einmal, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, vorschlug, eine solche Operation vorzunehmen, da sagte mir Moier: „Wissen Sie was, ich will Ihnen mal erzählen, was mir einmal mit Rust passiert ist. Als ich," so fuhr Moier fort, „nach meiner Rückkehr aus Italien von Scarpa bei Rust in Wien war, da zeigte mir dieser im Hospital einen Kranken mit einer Geschwulst unter dem Knie (in der Kniekehle). ‚Was würde in diesem Fall der alte Scarpa thun?' fragte mich Rust. — Ich untersuchte nun die Geschwulst und antwortete, daß der alte Scarpa in diesem Falle dem Kranken vermutlich die Amputation vorschlagen würde. ‚Nun, ich will die Geschwulst herausschneiden,' sagte mir Rust. Die Schmeichler und Fuchsschwänzer, die um Rust herum waren, redeten ihm auch noch zu, vor einem Schüler Scarpas zu zeigen, was er könne, und so begann denn Rust unter Assistenz dieser Leute die Operation sofort in meiner Gegenwart vorzunehmen. Die Geschwulst erwies sich aber als mit dem Knochen verwachsen, das Blut spritzte in Strömen von allen Seiten heraus und die Assistenten zogen sich einer nach dem andern in ihrer Angst zurück. Ich helfe dem ganz verblüfften Rust die Arterie tief innen verbinden, aber der Kranke erleidet doch sehr starken Blutverlust. Da sagt mir nun Rust: ‚Auf diese Halunken hätte ich gar nicht hören sollen; die sind gerade zuerst davongelaufen, während Sie mir von der Sache abgeraten und mich trotzdem doch nicht im Stich gelassen haben; das will ich Ihnen niemals vergessen.'"

Während ich mich mit meiner Dissertation beschäftigte, führte ich in Dorpat ein angenehmes Leben, tags in der Klinik und im anatomischen Theater, wo ich meine Versuche an Tieren anstellte, und abends im Kreise einiger neuen deutschen Bekannten, von denen ich viel Neues über das studentische Leben und dessen Gebräuche in Erfahrung brachte.

50.

Sicherlich ließ sich's um jene Zeit nirgends in Rußland so behaglich leben, wie gerade in Dorpat. Die erste amtliche Persönlichkeit der Stadt war der Rektor der Universität.

Der alte Polizeimeister Jassenski mit seinem Dutzend zerlumpter Kosaken auf ihren mageren Pferdchen, welche die Studenten,

wenn es zu Ruhestörungen kam, einfach zurückhielten, indem sie sich an ihre Schwänze klammerten — dieser Polizeimeister, sage ich, verhielt sich dem Rektor gegenüber wie ein Untergebener. Den Gendarmerieobersten traf man nur in Gesellschaften am Kartentisch. Die Universität, die Professoren und Studenten spielten die herrschende Rolle. Diesen Umstand benutzten die Studenten zuweilen, um die Gesellschaft und besonders die Gesellschaft der einfachen Bürger zu terrorisieren, die bei den Studenten unter dem Namen der „Knoten" bekannt sind.

Keine einzige Versammlung im Bürgerklub ging ohne irgend einen komischen Skandal ab. Besonders zeichneten sich die Maskeraden in diesem Klub durch skandalöse Ausschreitungen der Studenten aus. Einlaß fanden nur maskierte Teilnehmer und so erscheint denn eines schönen Abends ein Student in roten Stiefeln, mit einer langen Stange roten Siegellacks im Munde und einen Büschel Federn an dem hinteren Teil seines Körpers und auf dem Kopf; als die Klubmitglieder ihn nicht einlassen wollen, erhebt er großen Lärm und dringt unter der Erklärung gewaltsam in den Saal, daß er als Storch maskiert sei.

Ein andrer Student, jetzt ein bekannter General, ging so weit, daß er auf der Bürgermaskerade im Adamskostüm erschien, nur in einen schwarzen Domino gehüllt, sich vor einem Kreise von Damen in Positur stellte und höchst kaltblütig die Schöße seines Domino frei umherflattern ließ. Die Damen fuhren kreischend auseinander, die hinten stehenden Männer aber, die außer dem schwarzen Domino nichts sahen, konnten gar nicht begreifen, was da eigentlich vorgehe, bis sie endlich hinter die Sache kamen und den zukünftigen General mit Pomp hinauswarfen.

Eine besondere Berühmtheit hatten sich unter den Studenten einige mutwillige Spaßvögel und Originale erworben. So war z. B. Anke, später Professor der Pharmakologie an der Moskauer Universität und Dekan der medizinischen Fakultät daselbst, durch seine Witze und losen Streiche berühmt. Schon allein sein Aeußeres machte ihn zum Original. Sein ungewöhnlich bewegliches und gleichzeitig etwas ältliches, ein wenig affenähnliches Gesicht, eine gewisse Behendigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen und ein ganz unerschöpflicher Humor verliehen allen seinen Streichen und Witzen den Charakter des Originellen.

So erinnere ich mich z. B. folgender Posse. An der Universität war ein gewisser Dau als Reitlehrer angestellt; dieser hatte einen Sohn, der ein ganz stattlicher Bursche war und ausgezeichnet

Pferde einzureiten verstand, bei dem allem aber ganz unerlaubt dumm war. Um seine Dummheit zu charakterisieren, braucht man nur folgende Geschichte zu erzählen. Dau hatte einmal gehört, daß ein Student, Namens Frei, der sich in ein junges Mädchen verliebt hatte, diesem in folgender Form seinen Antrag gemacht hatte: „Willst du Frei werden oder frei bleiben?“ Dieses hatte Dau sehr gefallen und er hatte auf Ankes Rat auch seiner Geliebten geschrieben: „Willst du Dau werden oder Dau bleiben?“

Zwischen diesem Jüngling und Anke bricht nun ein Streit aus, der natürlich von Anke selbst vorbereitet worden war. Einige Studenten, mit denen die Sache schon vorher abgekartet war, suchen Dau davon zu überzeugen, daß er die Beleidigung solch eines hergelaufenen Menschen, wie es Anke sei, nicht auf sich sitzen lassen dürfe, sondern sich unbedingt mit ihm schießen müsse, wenn er als anständiger Mensch gelten wolle. Endlich entschließt sich Dau zu einem Pistolenduell und überläßt den natürlich schon vorher in Aussicht genommenen Sekundanten völlig freie Verfügung in dieser Angelegenheit. Dau als der Beleidigte soll zuerst schießen. Natürlich hat man ihm keine Kugel in den Lauf gesteckt. Er schießt nun auch und Anke fällt mit dem Ruf zu Boden, er sei schwer verwundet. Seine Freunde laufen herbei und entkleiden ihn und dabei erweist sich, o Wunder! daß die Seitentasche seines Beinkleides durchschossen ist, in derselben seine Tabaksdose mit Tabak und in der Tabaksdose die Kugel steckt. Dau war in tiefster Seele befriedigt darüber, einen so sicheren und dabei doch so glücklichen Schuß gethan zu haben.

Ein andres Original unter den alten Dorpater Studenten, das mir aber ebenso wie Anke unvergeßlich bleiben wird, war Jacot oder Jocco Kieseritzki. Der studentische Typus, den Kieseritzki vertrat, ist schon längst ausgestorben. Sogar damals kam er sonst nur noch auf der Bühne vor. Ich erinnere mich, wie in Berlin der bekannte Schauspieler Schneider (der Liebling des Kaisers Nikolai Pawlowitsch) in einem deutschen Theaterstück in einer ganz unnachahmlichen Weise diesen Typus darstellte.

In langen Kanonenstiefeln mit Sporen, im studentischen Kragenmantel, mit der studentischen Verbindungsmütze auf dem Kopf und einem langen Pfeifenrohr in den Zähnen, wandelt der romantische Studiosus in langsam bedächtigen Storchschritten über die Bühne und deklamiert mit Grabesstimme das Shakespearesche „Sein oder Nichtsein“.

Jocco Kieseritzki war eben in dieser Art. Es war das der Don Quichote in studentischer Gestalt; wenngleich er auch nicht so

hohen Wuchses wie Don Quichote war, so war er doch ebenso dürr und hager wie jener und immer ernst und finster, dabei immer in seinem Kragenmantel, mit seinen Kanonenstiefeln und seiner Mütze auf dem Kopf; Kieseritzkis ernste Würde schmolz nur vor Damen, er verfaßte ihnen zu Ehren Gedichte und gab sogar einmal ein ganzes Büchlein seiner Poesien mit einer Widmung heraus: „Rosen und Lilien, gewidmet von Kieseritzki".

An den Todestagen von Washington und Bolivar erschien Jocco immer in Trauer auf der Straße. Auf die Frage, weswegen er Trauer angelegt habe, nahm er eine majestätische Pose an, richtete den Blick zum Himmel empor und erklärte feierlich: „Heute ist der Todestag eines großen Sohnes der Freiheit."

* * *

Damals war in Dorpat das wissenschaftliche Studium noch nicht auf einen fünfjährigen Zeitraum beschränkt und ich habe noch viele sogenannte „bemooste Häupter" angetroffen. So zeigte man mir einen Studenten, von dessen Täufling der Sohn bereits seine Studien zu beenden im Begriff war, während der Taufpate seines Vaters noch immer weiter studierte.

Ich habe einen andern gekannt — es war ein sehr guter und durchaus nicht dummer Mensch —, der etwa vier Jahre vor unsrer Ankunft in Dorpat auf die Universität gekommen war und sie endlich mit einem Haufen Kinder wieder verließ; seine ärztliche Prüfung hat er dabei bei mir abgehalten, als ich Professor in Dorpat war. Unter den alten Studenten war auch der Spezifik-Schulz sehr bekannt. Niemals habe ich einen Menschen gesehen, der einem Vogel ähnlicher gewesen wäre, als dieser Spezifik-Schulz; er hatte eine lange, spitze Nase, einen schmalen Schädel, einen kurzen Rumpf, einen langen Hals, Beine so lang wie die Stangen, ging wie ein Kranich und trug immer studentische Tracht.

„Schulz, wie alt sind Sie?" das war die Frage, welche bekannte und unbekannte Personen beständig an ihn richteten.

„Zweiunddreißig Jahre, wenn ich die vier Jahre nicht rechne, die ich mit Pillendrehen und Pulverbereiten zugebracht habe," war die ebenso beständige Antwort des Spezifik-Schulz. So saß denn der arme Kerl ein Jahr nach dem andern in Dorpat und ging von einem Kolleg ins andre, ohne jemals mit seinen Studien fertig zu werden; nach über zwanzig Jahren habe ich ihn dann als Lehrer der deutschen Sprache in einer Schule des Kiewschen Lehrbezirks wieder angetroffen.

Das freie Leben, wie es zu jener Zeit in der Provinz anzutreffen war, und die korporative Organisation der Dorpater Studentenschaft verliehen derselben eine ganz besondere Bedeutung. Die Universitätsobrigkeit sowie die städtische Gesellschaft erkannten diese Bedeutung an, verhielten sich der Studentenschaft gegenüber höchst vorsichtig, beobachteten im Verkehr mit Studenten die peinlichste Rücksicht und enthielten sich sorgfältigst alles dessen, was der Ehre und Würde der Studentenschaft irgendwie zu nahe treten konnte.

Sogar die Gastwirte und Kaufleute waren aus Furcht vor dem studentischen Bann, dem „Verruf“, nicht allzu streng und anspruchsvoll, was das Schuldenbezahlen seitens der Studentenschaft betraf.

Thaddäus Bulgarin, der wahrscheinlich mit diesen Anschauungen nicht genügend bekannt war oder einfach allzusehr auf seine Unverfrorenheit vertraute, geriet z. B. einmal so in große Verlegenheit. Er besaß ganz in der Nähe der Stadt das Gütchen Karlowa, wo er ganze Monate lang mit seiner Frau und seiner berühmten Tante verbrachte. Ich bin ihm öfters bei Moier begegnet. Bulgarin suchte nun in alle Kreise zu kommen und mit allen bekannt zu werden, wobei er jeden durch die Ungezwungenheit seines Benehmens frappierte, die sich schon mehr der Frechheit näherte. Während des großen Jahrmarkts besuchte er z. B. die Buden aller aus Petersburg und Moskau gekommenen Kaufleute und wenn ihm diese in den Preisen ihrer Waren nicht zu Willen waren, so drohte er ihnen laut und öffentlich, er werde sie in der „Nordischen Biene“*) heruntermachen.

Ein andres Mal sagte er in meiner Gegenwart einigen Deutschen, mit denen er eben erst bekannt geworden war, daß dem Deutschen den Tod bringe, was dem Russen gesund sei, und führte zum Beweis dafür das Beispiel von einem russischen Soldaten an, der in Leipzig durch folgende Geschichte das Erstaunen der Deutschen erregt habe. Er habe sich nämlich einmal derartig übereſſen, daß alle geglaubt hätten, sein letztes Stündlein sei gekommen. Sie hätten aber vor Verwunderung den Mund aufgesperrt, als er in ihrer Gegenwart seinen Magen in einer Menge entleerte, wie sie nach Umfang und Gewicht noch von keinem der dabei Anwesenden gesehen worden wäre.

Kurz Thaddäus Benediktowitsch ließ auch in Dorpat seine Talente sehen. Einmal begann er auf einem Diner beim Gutsbesitzer Liphardt in Gegenwart vieler Gäste und unter anderm

*) Einer von Bulgarin herausgegebenen Zeitschrift. Anm. d. Uebers.

auch eines Studenten, etwas angeheitert wie er war, sich über die Professoren und die an der Universität herrschenden Zustände lustig zu machen. Der Student machte später von diesem Gespräch, welches ihn bei Tisch in große Verlegenheit gesetzt hatte, seinen Kommilitonen Mitteilung. Nun erhob sich ein Sturm im Wasserglase. Es begannen Korporationsberatungen darüber, wie man für die durch Herrn Thaddäus öffentlich beschimpfte Würde der Universität und Studentenschaft eintreten solle, bis man sich endlich dahin entschied, Bulgarin in Karlowa eine Katzenmusik zu bringen. So zogen denn über sechshundert Studenten mit Töpfen, irdenen Schalen, Becken und sonstigem Geschirr in langer Prozession aus der Stadt nach Karlowa, stellten sich dort vor dem Hause auf, schickten Bulgarin aber, bevor sie die Katzenmusik begannen, eine Deputation ins Haus, welche ihm die ganze Sachlage erklären und die Forderung stellen sollte, er möge zur Vermeidung der Unannehmlichkeiten der Katzenmusik zu den Studenten hinaustreten und sich vor ihnen seines Benehmens wegen entschuldigen. Bulgarin bekam, wie das auch nicht anders von ihm zu erwarten gewesen war, einen heillosen Schreck; um aber seinem polnischen „Honor“ doch nicht ganz zu vergeben, trat er mit der Pfeife in der Hand zu den Studenten hinaus, grüßte sie nicht und begann mit der Mütze auf dem Kopf zu sprechen. Das ließen ihm aber die Studenten nicht so hingehen und „Mütze herunter!“ erschallte es aus der Menge.

Bulgarin nahm die Mütze ab, legte die Pfeife beiseite und begann sich zu entschuldigen, indem er hoch und teuer versicherte, daß er nie die Absicht gehabt habe, die Würde der von ihm hochverehrten Dorpater Universität und Studentenschaft zu kränken.

Damit war die Sache erledigt und die Studenten gingen auseinander, trafen aber auf dem Wege noch die Equipage Liphardts, umringten dieselbe und forderten von Liphardt gleichfalls eine bezügliche Erklärung, welche denn auch mit der größten Bereitwilligkeit abgegeben wurde.

Da die Universitätsobrigkeit, d. h. der Rektor (damals Parrot) sehr wohl wußte, daß Bulgarin und der Gendarmerieoberst in der Sache nicht schweigen würden, so ließ er sofort die Senioren der Korporationen zu sich kommen, forderte Erklärungen, steckte diejenigen, die sich als die Rädelsführer erwiesen, ins Karzer und die ganze Sache lief so ohne weitere Folgen ab.

51.

Ja, die korporative Organisation der Studentenschaft ist für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Anstand von der größten Wichtigkeit. Davon habe ich mich während meines Aufenthalts in Dorpat als Student und als Professor genugsam überzeugen können. Mit einem unorganisierten, ungeordneten und bunt zusammengewürfelten Haufen junger Leute läßt sich eben nichts anfangen. Meiner Ansicht nach ist es seitens der Universitätsobrigkeit einfach eine Thorheit, mit einer solchen Studentenmenge großartige Unterhandlungen führen zu wollen. Damit kann man nur sich selbst und die Jugend ohne jeden Nutzen für die allgemeinen Interessen in die mißlichste Lage bringen.

Die Einrichtung von Korporationen nach dem Muster der Dorpater ist für unsre russischen Universitäten natürlich undenkbar. In Dorpat wie in den deutschen Universitäten ist das Korporationswesen eben etwas Traditionelles. Bei uns aber fehlt für dasselbe der rechte Boden. Nichtsdestoweniger aber darf, so lange es nicht gelingt, in unsern Universitäten, einerlei auf welche Art, eine regelrechte studentische Vertretung zu schaffen, so lange, sage ich, darf die Universitätsobrigkeit nicht darauf rechnen, auf die studierende Jugend irgend Einfluß und Einwirkung ausüben zu können.

In dem Falle bleibt eben nichts andres übrig, als die völlige Scheidung von Universitätsobrigkeit, Professoren und Rektoren einerseits, von der Studentenschaft andrerseits; für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Wohlanständigkeit aber, na — da sorgt dann eben die städtische Polizei. Das ist unvermeidlich. Aber die sittlich wissenschaftliche Bedeutung der Universität wird dann eine starke Einbuße erleiden. Wir alten Studenten schätzen gerade die Erinnerungen besonders hoch, welche uns nach Verlauf ganzer fünfzig Jahre immer noch mit unsrem früheren Studentenleben verbinden. Diese Erinnerungen aber wären für uns gar nicht so teuer, wenn wir nicht den mächtigen und belebenden Einfluß der Universität auf unser ganzes inneres Leben verspürt hätten, auf alles das, was in uns menschlich ist.

Unsre Universitäten hören jetzt auf, Universitäten in der früheren und, wie ich glaube, eigentlichen Bedeutung des Wortes zu sein, da sie durch politische Thorheiten vom rechten Wege abgedrängt werden. Aber in den zwanziger und sogar im Anfang der dreißiger Jahre stand die Studentenschaft in Deutschland und selbst in Dorpat politi-

schen Tendenzen auch nicht ganz fremd gegenüber. Freilich waren die damaligen Tendenzen nicht so destruktiver und radikaler Natur, wie die modernen. Der Tugendbund, für den sich so viele Studenten erwärmen und begeistern ließen, wollte einen sittlichen und nationalen Weckruf zum Fortschritt ertönen lassen. Indes gerieten nach dem Sandschen Mordanfall die deutschen Regierungen in ernste Aufregung und waren die Burschenschaften arg kompromittiert. Dieselben waren auch in Dorpat aufs strengste verboten, existierten aber doch ziemlich offenkundig. Alle diese politischen Theorien unter den Studenten damaliger Zeit, welche vielfach die Veranlassung zu Arretierungen, Gefängnis- und sogar Festungshaft darboten, haben gleichwohl doch die Korporationen nicht zu vernichten und ihre Existenz nicht zu gefährden vermocht. Schließlich kam eben die Regierung zu der Ueberzeugung, daß, wenn sich die Korporationen mit ihren studentischen Angelegenheiten, Bedürfnissen und kleinen Leiden und Freuden abgäben, dieses nicht nur nicht gefährlich sei, sondern sogar die gärenden jungen Geister von andern Dingen abzöge und sie an die Interessen des Tages und der Wirklichkeit fessele.

Ich meine, daß auch jetzt noch, wofern es nur einem jener gelehrten Herrn, die an leitender Stelle gehört werden, gelingen sollte, bei der Organisation einer studentischen Vertretung die wirklich aktuellen Interessen, Bedürfnisse und Ansprüche der redlich arbeitenden Studentenschaft derselben zu Grunde zu legen und dadurch eine praktische, zum wirklichen Leben in Beziehung stehende Thätigkeit als wichtigstes Element in diese Vertretung einzuführen — ich sage, wenn das gelingen sollte, so würde die Mehrzahl der Studierenden aufhören, ihre Thorheiten zu treiben, mit dem Kopf wider die Wand zu rennen und so gerade die schönste Zeit ihres Lebens in unwiederbringlicher und unproduktiver Weise zu verlieren.

52.

Während meines Dorpater Aufenthalts habe ich zwei Reisen unternommen: die eine nach Reval, die andre nach Moskau.

Zur Reise nach Reval, welche ich mit meinen Kommilitonen Schichowski und Kotelnikow gemacht habe, lag eigentlich absolut keine Veranlassung vor. Wir kamen eben einfach auf den Gedanken und führten ihn auch sofort aus.

Es waren gerade die Sommerferien im vorletzten Jahre unsres Dorpater Aufenthalts. Außerdem hatten wir zufälligerweise, was die Hauptsache war, noch einiges Geld dazu überflüssig.

Wir mieteten uns einen Planwagen, d. h. einen langen Landwagen mit Leinwandverdeck und der Vorrichtung zum Einsteigen von der Seite. In Reval sahen wir uns das Meer und Katharinenthal an, nahmen einige Seebäder und wurden mit folgenden originellen Persönlichkeiten bekannt.

Erstens mit dem Lehrer der russischen Sprache, Bürger, einem ehemaligen Studenten der Moskauer Universität, der sich bei den Revalensern einen großen, aber leider traurigen Ruf durch seinen effektvollen Uebergang vom Protestantismus zur Orthodoxie erworben hatte. Es war das unter dem wohlthätigen Einfluß Magnitzkis geschehen, welcher damals gerade zu Reval in der Verbannung lebte.

Wie mir einige Revalenser Deutsche erzählten, war Bürger in Begleitung einer großen Menschenmenge in die orthodoxe Kirche gegangen; dabei hatte er sich ein langes weißes Hemd angezogen, einen Strick um den Hals gebunden, spie auf seinem Gange immer nach Westen hin aus und dergleichen mehr, kurz ein ganzes Zeremonial, das man aus uralten Zeiten sich ausgegraben hatte.

Zweitens wurden wir bei Bürger mit einem andern Lehrer der russischen Sprache bekannt, einem ehemaligen Seminaristen, der vor etwa einem Jahr ein ganz junges fünfzehnjähriges deutsches Mädchen geheiratet hatte; anfangs hatte es in seiner großen Naivetät nach der Hochzeit nicht das Schlafzimmer mit ihrem Manne teilen wollen, nachher aber am Honigmonat solchen Genuß gefunden, daß der arme Mann sich nicht zu lassen wußte.

Diese interessante Geschichte teilte uns gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft der Ehegemahl selbst mit.

Drittens riet man uns dringend dazu, die Raritätensammlung eines uralten Apothekers zu besuchen, welcher in ganz Reval um seiner archäologischen Kenntnisse willen bekannt war. Was hatte dieser berühmte Revalenser Archäolog in seinem Museum nicht alles zusammengebracht! Da gab es z. B. neben Altertümern auch ausgestopfte Tiere und anatomische Präparate. Am interessantesten aber erschien mir eine Flasche mit Newawasser von der Petersburger Ueberschwemmung vom Jahre 1824.

Viertens lernten wir kennen oder sahen doch wenigstens auch einige deutsche Originale von Reval. Einer von ihnen war z. B. dadurch bemerkenswert, daß er zur Erhaltung der animalischen Wärme seines Körpers ein langes Stück Flanell und zwar nur auf dem

Rücken trug; er berief sich dabei auf den Umstand, daß auch bei den Schweinen die Borsten vornehmlich auf dem Rücken wüchsen, nicht auf dem Bauche.

Ein andrer, der wahrscheinlich an Hallucinationen des Tastsinnes litt, im übrigen aber ein völlig gesunder Mann aus der guten Gesellschaft war, stellte beständig Läusen nach, die er am Körper zu haben glaubte. Zuweilen sprang er rasch vom Stuhl auf und lief zum Fenster oder er schüttelte sich nur so auf der Straße. Er hatte die Empfindung, daß Massen von Läusen ihm ganz ungeniert über den Körper kröchen.

Als höchst interessante Persönlichkeiten erwiesen sich auch die Doktoren Winckler, Vater und Sohn. Winckler-Sohn, damals ein noch junger Mensch, war ein ganz nach seinem Vater geschlagenes Original. Ein solches ist er denn auch sein ganzes Leben lang geblieben. Er pflegte, ohne sich durch die Gegenwart seiner Patienten geniert zu fühlen, in der Weise laute Selbstgespräche zu führen, daß er, nachdem er den betreffenden Patienten über seine Krankheit ausgefragt, zu jedermanns Verwunderung über die Art der Behandlung mit sich laut zu monologisieren anhob. „Was soll ich Ihnen nun verschreiben?“ begann er z. B. „Wenn ich Ihnen jetzt z. B. Kampfer gebe, so kann die Geschichte am Ende noch schlimm ablaufen; verschreibe ich Ihnen aber im Gegenteil Kalomel, so wird die Sache möglicherweise noch böser werden. Meinen Sie nicht auch? Na, da wollen wir damit doch lieber noch ein bißchen warten; aber nein, halt! da habe ich noch ein altes Mittel, das mein Vater sehr geliebt hat — wollen wir 'mal das versuchen.“

Seine Patienten kannten die Besonderheiten ihres Arztes und liebten und verehrten ihn — Winckler war in der That der Typus eines ehren- und gewissenhaften Arztes — vertrauten ihm auch und ließen sich gern von ihm behandeln.

Höchst bemerkenswert ist ein mystischer Zug im Leben des Doktors oder vielmehr seiner ganzen Familie.

Sowohl der Vater als auch besonders der Sohn hielten nämlich das Feuer für ein ihnen feindlich gesinntes Element. Der Großvater, und wenn ich mich nicht irre, auch der Vater, hatten durch Feuer ihren Tod gefunden, besonders aber fürchtete dasselbe der Sohn. Ich erinnere mich noch, wie groß seine Aufregung war, als er sich ein Haus in Reval baute; das erste, was er thun zu müssen glaubte, war, daß er auf demselben (es war übrigens eher ein Häuschen) mehrere Blitzableiter anbringen ließ; so sehr er aber auch mit der Aufstellung derselben sich beeilte, so hatte er doch noch nicht

Zeit gefunden, sie mit der Erde in Verbindung zu setzen, als auch schon ein Gewitter heraufzog. Mein Winckler war außer sich vor Entsetzen, da er jede Minute die Vernichtung seines Hauses erwartete; indes lief diesmal alles noch glücklich ab. Dafür aber stand Winckler ein andrer schwerer Kummer bevor. Infolge einer Erkältung oder aus sonst einer Veranlassung fühlte sich nämlich Winckler eines Tages nicht ganz wohl, legte sich zu Bett und bat am folgenden Tage seinen Freund, den Dr. Ehrenbusch, zu sich, von dem ich dann nachher die ganze Geschichte erfahren habe.

„Lieber Freund!" mit diesen Worten wandte sich Winckler an Ehrenbusch, „mit mir geht etwas Unheimliches und Ungewöhnliches vor." Diese Worte waren in geheimnisvollem Flüsterton gesagt.

„Na, was wird's denn viel sein? Gib mir 'mal den Puls her! — Na, der Puls ist ja gar nicht so schlecht; er geht ganz gut und Hitze hast du auch nicht, was soll es denn da also Ungewöhnliches geben?"

„Ach, das ist's ja auch nicht. Höre. Jetzt sehe ich nun schon zwei Nächte der Reihe nach im Schlafe den Teufel, übrigens nicht nur nachts, sondern auch am Tage; kaum schließe ich die Augen, so erscheint er mir sofort."

„In welcher Gestalt erscheint dir denn eigentlich dein Teufel?" fragt Ehrenbusch.

„Eine schwarze schreckliche Gestalt sitzt er da, von Feuer umgeben und, was mich am meisten beunruhigt, er hält mein jüngstes Kind auf seinem Schoß."

Diese Hallucination dauerte noch einige Tage an und hörte dann auf. Winckler begann wieder seine ärztlichen Fahrten und schien alles schon wieder vergessen zu haben, als sich plötzlich etwas Entsetzliches ereignete. Das Kind, welches Winckler in des Teufels Schoß gesehen hatte, setzte sich eines Tages in die Nähe des brennenden Ofens, sein Hemdchen fing Feuer, es trug tödliche Brandwunden davon und verstarb schon nach wenigen Stunden.

* * *

Auf der Rückkehr von Reval nach Dorpat hielt unser Rossenlenker unterwegs bei einem Kruge an. Kaum war er in die Krugsstube getreten, als wir gemeine russische Schimpfreden, Lärm und Geschrei erschallen hören. Gleich darauf sehen wir unsern Kutscher Hals über Kopf und ganz rot im Gesicht zu uns zurücklaufen, verfolgt von einem betrunkenen, barfüßigen und zerlumpten Menschen, der uns den Eindruck etwa eines Kanzleischreibers macht. Er nähert

sich uns, stößt einige unzusammenhängende Laute aus und beginnt auch über uns loszuziehen.

„Weißt du denn, Kerl," so rufen wir ihm zu, noch immer im Planwagen sitzend, „mit wem du es hier eigentlich zu thun hast?"

„Nun natürlich seid ihr doch Juden," antwortet der Mensch und beginnt von neuem sein Geschimpfe.

„Zur Polizei mit ihm, bindet ihn! Heda, Wirt — Stricke her! Du siehst doch, daß er hier eine Prügelei anfangen will. Der Kerl ist ein paßloser Landstreicher und vielleicht sogar ein Dieb."

„Was, ich ein paßloser Landstreicher? Da habt ihr, lest, wenn ihr überhaupt zu lesen versteht. Da könnt ihr sehen, was ich bin!" Und bei diesen Worten fliegt ein gänzlich zerknittertes Diplom der Moskauer Universität über die Erlangung der Würde eines „graduierten" Studenten zu uns in den Planwagen.

Da erkennen wir denn in dem Menschen einen Landsmann und ehemaligen Universitätskameraden, einen Kronstudenten, der später als Kreislehrer nach Esthland geschickt worden war. Er war früher Seminarist gewesen und hatte sich in Esthland an dem billigen und starken deutschen Kartoffelschnaps gänzlich zu schanden getrunken. Nach dieser Aufklärung wurde der Krakehler sofort ganz still, brach in Thränen aus und lief in den Krug zurück, um Schnaps zu holen, mit welchem er seine Landsleute bewirten wollte. Doch wußten wir uns durch rasche Abfahrt dieser uns zugedachten Bewirtung zu entziehen.

Solch ein trauriges Los erwartete zu jener Zeit fast jeden Kronlehrer der russischen Sprache in den baltischen Provinzen.

Als ich später Professor in Dorpat war, sind zu wiederholten Malen russische Lehrer ohne Stiefel, ganz verkommen und im höchsten Elend bei mir erschienen, um sich eine Unterstützung zu erbitten. Diese betrübliche Erscheinung findet darin ihre Erklärung, daß die Universitätsobrigkeit nur die Spreu der Studentenschaft in die baltischen Provinzen zu schicken pflegte. Wer von den Kronstudenten nur Ungenügendes leistete, das Kneipen liebte oder gar schon ein ausgesprochener Trunkenbold war, der wurde, nachdem man ihn nur mit genauer Not und mehr aus Mitleid durchs Examen hatte kommen lassen, in der Regel als Lehrer nach Livland oder Esthland geschickt; dort aber kam der unglückliche Pädagog, der weder die Sprache noch die Bräuche des Landes kannte, nirgends in der Gesellschaft von Altersgenossen Aufnahme fand und den Spott und die argen Späße seiner Schuljungen, die ihn so oft in trunkenem Zustande gesehen hatten, über sich ergehen lassen mußte — der Mann, sage ich, kam

endgültig herunter, und geriet ins größte Elend. Außer der Schande für den russischen Namen, die darin lag, haben die russischen Lehrer der damaligen Zeit nichts weiter ins Land gebracht und die deutschen Schulen der Ostseeprovinzen erhielten sich rein von der Kenntnis des Russischen.

Da ich einmal von den Schicksalen der russischen Sprache in den baltischen Landen zu sprechen angefangen habe, so will ich auch gleich die Gelegenheit benutzen, um hier ein paar Bemerkungen über das Verhältnis des deutschen zum russischen, esthnischen und lettischen Element zu machen.

In den ersten Jahren meines Dorpater Aufenthalts haben die Deutschen und überhaupt alles Deutsche einen geradezu abstoßenden Eindruck auf mich hervorgebracht. Mir erschienen die Deutschen als aufgeblasene und steife Pedanten, welche alles Russische und folglich auch uns von oben her und mit Mißwollen und Verachtung behandelten. Ich hatte die Empfindung, als könnten sie, diese unsre langweiligen und wenig begabten Lehrer, uns nie auch nur das geringste Interesse für ihre Wissenschaft einflößen. Umgekehrt erschienen uns die Franzosen als ein begabtes, sympathisches, ja als das auserwählte Volk. In dem Tagebuche, welches ich damals führte, fanden sich beständig leidenschaftliche lyrische Apostrophen bald wider meinen Stubenkameraden Inosemtzew, bald wider die deutschen Professoren. Dieses Vorurteil hatten wir Russen von Hause und aus unsern Universitäten mit uns genommen. Waren doch unsre Väter und Lehrer eben dieser Meinung über Deutsche und Franzosen gewesen! Und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die deutsche Wissenschaft der damaligen Zeit, unter andrem natürlich auch die Heilkunde, hatte in der That für einen jungen Russen nicht viel Anziehendes. Wir, die wir weder in unsern Schulen noch in unsern Universitäten daran gewöhnt waren, unsre Aufmerksamkeit auf ein festes Gebiet zu konzentrieren oder wissenschaftliche Gegenstände folgerecht, selbständig und selbstthätig zu bearbeiten, wir konnten natürlich den langen und ineinandergeschachtelten Perioden der damaligen deutschen Rede keinen Geschmack abgewinnen. Alles erschien uns gleich von vornherein als nebelhaft verschwommen, unklar und verworren. Wie ganz anders bei den Franzosen! Alles klar und sauber, glatt und anschaulich, zumal wo solche Männer in Betracht kamen, wie Bichat, Desault, Dupuytren. Und da nennt nun gar jener Pedant Erdmann Broussais einen Schuljungen im Vergleich mit dem deutschen Reil! Was war das anders als deutscher Neid und deutscher Stumpfsinn?

So dachten wir wenigstens damals.

Was nun die Deutschen der Ostseeprovinzen betrifft, so nährten sie im allgemeinen durch ihr Verhalten uns gegenüber nur diese unsre Antipathien, da sie von nichts Russischem etwas wissen wollten; von der Regierung begünstigt und ausgezeichnet, verhielten sie sich auch dieser gegenüber nur in dem Falle sympathisch, wenn dieselbe sie offenbar bevorzugte und ihre speziell deutschen Interessen berücksichtigte.

Die jetzigen gespannten Beziehungen der Russophilen zu den Deutschen datieren noch aus jener Zeit, als die baltischen Lande sich besonderer Beachtung und Bevorzugung erfreuten; und an der Gespanntheit dieser Beziehungen ist nicht wenig auch die Taktlosigkeit der Ostseeprovinzialen schuld, welche nur ihre eigene vorteilhafte Stellung auszunutzen bestrebt gewesen sind und es nicht verstanden oder nicht gewollt haben, irgendwie Annäherung an die russische Nationalität zu suchen.

Wer aber, wie das die Erfahrung und die Zeit mich gelehrt haben, sich beiden Seiten gegenüber unparteiisch und loyal verhalten will, der wird sicher wie ich den vielen schönen, hervorragenden und für manche andern Völker mustergültigen Eigenschaften des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Können wir doch in der That eine Nation und dabei noch eine begabte und hochkultivierte Nation nicht um deswegen anklagen, weil sie den eigenen Besitz dem fremden vorzuziehen sucht und wirklich vorzieht. Wenn das Eigene wirklich und seinem Wesen nach gut ist, so läßt sich die Frage schwer entscheiden, um wieviel das Fremde noch besser ist. Wir dürfen nicht nach uns selbst urteilen. Uns fällt es nicht schwer, Fremden gegenüber unparteiisch zu sein. Eigener Besitz, der wirklich und wesentlich gut wäre, ist bei uns eine ziemliche Seltenheit; das dann unparteiisch zu beurteilen, ist freilich auch nicht leicht, aber solch eine nur selten vorkommende Beurteilung braucht doch nicht der sonst gewöhnlichen Unparteilichkeit zu entbehren.

Wir, wenigstens die kultivierten Schichten unsrer Gesellschaft, sind im allgemeinen unsrem eigenen russischen Wesen gegenüber nicht parteiisch voreingenommen, aber auch unsre kultivierten Gesellschaftsschichten sind nicht allem Fremden gegenüber gleichmäßig gerecht.

Den Franzosen geben wir z. B., wie ich mich davon aus eigener persönlicher Erfahrung überzeugt habe, gänzlich unbewußt den Vorzug vor andern.

Schon seit dem vorigen Jahrhundert ist die französische Sprache bei uns in Mode gekommen, zum Aushängeschild der Bildung und des guten Tones geworden und eröffnet einem auch den Zugang zu den Gewaltigen dieser Welt. Frankreichs Hauptstadt gilt als die Hauptstadt der europäischen Welt, die Franzosen sind uns die umgänglichen, gewandten, heiteren und geistreichen Menschen und so immer weiter in diesem Genre. Wollte der gebildete Russe etwas näher zusehen, so müßte er, glaube ich, sich sehr bald davon überzeugen können, daß die russische Geistesart sehr wenig mit der französischen gemein hat, vielmehr eher nach der deutschen Seite hinneigt. Ist es doch für die Beurteilung dieser Frage nicht zufällig und nicht ohne Bedeutung, daß eine ganze Reihe echter Gelehrter im deutschen Geist sich unter den Slawen findet.

Ich glaube sogar, daß wir eben deshalb mit den Deutschen weniger sympathisieren, weil wir mit ihnen als Bewohner kalter Länder in unsern Bräuchen und unsrer Lebensführung übereinstimmen. Und ist denn etwa der Geist der deutschen Dichtung nicht eher dem unsrigen als dem der französischen verwandt?

Je länger ich in Dorpat blieb, je mehr ich mit den Deutschen und dem Geist der deutschen Wissenschaft bekannt wurde, um so mehr habe ich sie schätzen und achten gelernt. Ich bin im Grunde meiner Seele Russe geblieben und habe mir sowohl die guten als auch die schlechten Eigenschaften meiner Nationalität bewahrt, aber den Deutschen und dem Geist der deutschen Kultur bin ich auf immer durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit verbunden geblieben ohne jegliche befangene Parteinahme für das, was in dem Deutschen für den Russen und vielleicht auch überhaupt für den Slawen wirklich unerträglich ist. Die feindselige, nicht selten hochmütige, bisweilen verächtliche, bisweilen auch mißgünstige Art, mit der der Deutsche den Russen und Rußland zu betrachten pflegt und seine Parteilichkeit für alles Eigene, Deutsche ist mir nicht angenehmer geworden, aber ich habe gelernt, dieses mit größerem Gleichmut aufzufassen und das, was an dieser Anschauung gerecht ist, wenn ich sie auch in ihrer Gesamtheit nicht zu rechtfertigen vermag, doch ohne Aerger und ohne jegliche Erbitterung ruhig zur Kenntnis zu nehmen.

Nunmehr will ich zu den Thatsachen übergehen.

Auf der Dorpater Universität.

53.

In den dreißiger Jahren waren die baltischen Edelleute und mit ihnen überhaupt die ganze gebildete Welt der Ostseeprovinzen sehr stolz darauf, daß die Bauern in ihrem Lande frei wären.

„Bei euch in Rußland, da habt ihr noch Leibeigene," so rühmten sich einmal einige Studenten vor mir, „bei uns aber gibt es solche schon lange nicht mehr. Bei uns sind alle frei, unser Land ist das erste in ganz Rußland."

„Wer hat sich denn das eigentlich ausgedacht," so hörte ich auch einmal in Dorpat, „daß die russische Regierung die Ostseeprovinzen bei einigen ausländischen Bankiers versetzt haben soll? Was das für ein Unsinn ist! Man kann wohl seine Güter und Landstücke versetzen, aber es ist unerhört, daß jemand seinen Kopf und seine Augen versetzt haben sollte!"

Bei weitem witziger und begründeter, wenn gleich auch nicht weniger kränkend für die russische Eigenliebe war die Antwort, welche Moier bei folgender Gelegenheit Thaddäus Bulgarin gab: Thaddäus Benediktowitsch hatte sich nach seiner Gewohnheit auf einem Mittagessen bei einem Dorpater Gutsbesitzer des Guten zu viel gethan und begann nun in seiner witz- und taktlosen Weise allerlei Unsinn durcheinanderzuschwatzen.

„Warten Sie nur," so rief er unter anderm aus, „Sie sollen's mir noch erleben, wie die russischen Fahnen an den Ufern des Rheines wehen werden!"

Alle gerieten in die größte Aufregung und es entstand ein großer Spektakel.

„Was?" schrie man von allen Seiten, „wie? das ist aber doch schon zu frech."

Bulgarin war seelenvergnügt darüber, daß es ihm gelungen war, die Deutschen zu erbosen. Als der Lärm sich etwas gelegt hatte, da wandte sich Moier, der an dem Essen teilnahm und wegen seiner Bekanntschaft und nahen Verwandtschaft mit den Russen als ein halber Russe galt, plötzlich in seiner ruhigen und stillen Art an die Durcheinanderlärmenden und Bulgarin: „Nun, meine Herren, warum sollte es nicht schließlich möglich sein, daß die russische Armee sich den Rhein erobert? Aber wissen Sie, Thaddäus Benediktowitsch, was dann geschehen wird?"

Thaddäus Benediktowitsch, der sich gefreut hatte, an Moier noch einen Halt zu finden, wurde nunmehr etwas verlegen.

„Nun, ich will es Ihnen sagen," fuhr Moier fort, „dann wird man die Weinreben am Rhein ausreißen und an ihre Stelle Zwiebeln pflanzen."

Das war treffend und, wie jeder unparteiische Russe zugestehen wird, auch richtig gesagt. Die dumme, hochnasige und, was die Hauptsache ist, gar nicht einmal auf einer wirklichen Ueberzeugung beruhende Großprahlerei des angetrunkenen Herrn Thaddäus hätte gar nicht besser abgefertigt werden können.

Ein anderes Mal verteidigte Moier die russische Regierung wider deutsch-französischen Liberalismus.

Die französische Revolution vom Jahre 1830 hatte auch den Deutschen den Kopf verdreht und so begann denn einmal ein eben aus dem Auslande zurückgekehrter Deutscher, der gerade bei Moier zu Besuch war, diesem gegenüber die neue französische Regierung im Gegensatz zu Rußland herauszustreichen.

„Ach, was reden Sie mir da," unterbrach ihn plötzlich Moier, „ich will es jederzeit vorziehen, von einem Löwen zerrissen, als von einem Haufen Ameisen totgefressen zu werden."

Wirklich liebte und achtete Moier den neuen Kaiser Nikolai Pawlowitsch. Alexander I. war nach einer Aeußerung Moiers einem französischen Marquis zu vergleichen, Nikolai aber war der richtige Kaiser, wie er wirklich sein soll.

Aus seinem Petersburger Aufenthalt erzählte mir Moier mit Entzücken von einem Droschkenkutscher, mit dem er einmal irgendwohin eine Fahrt gemacht hatte.

„Plötzlich sehe ich," so erzählte mir Moier, „wie mein Droschkenkutscher die Mütze abnimmt und eine Zeitlang mit unbedecktem Kopfe weiterfährt.

„‚Was hast du eigentlich?‘ frage ich ihn.

„‚Eben ist er selbst da vorbeigefahren, er selbst.‘"

Eine vortreffliche Antwort; ein besserer Name läßt sich für einen Kaiser gar nicht finden.

Wie sehr sich aber auch die Balten der dreißiger Jahre vor uns mit der Freiheit ihrer Bauern rühmen mochten, so war es für uns doch klar, daß die Sache irgend einen Haken haben mußte. Die Armut der bäuerlichen Bevölkerung des Landes ließ sich keineswegs verbergen; aber auch die Gutsbesitzer lebten durchaus nicht in besonderm Ueberfluß und ihre Güter gingen beständig in die Hände von Arrendatoren über, die mich in ihrem Aeußeren an die polni-

schen Arrendatoren des südwestlichen Rußlands gemahnten. Den Grund hierfür fand man in der Stumpfheit und dem Idiotismus der esthnischen Bauern. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit steht; damals aber waren jedenfalls eine Menge Anekdoten über die angeborene Stumpfheit und Beschränktheit der Esthen im Schwange. So wurde z. B. als authentische Thatsache erzählt, ein esthnischer Bauer, der davon gehört hatte, daß man sein Kapital anwachsen und jährliche Zinsen tragen lassen könne, habe von ihm ersparte hundert Rubel auf ein ganzes Jahr in die Erde vergraben; nach Verlauf dieser Frist habe dann der unternehmende Mann sie wieder hervorgelangt, wiederholentliche Male gezählt und sei dann unter Heulen und Klagen darüber zum Dorfrichter gelaufen, daß man ihn bestohlen habe.

„Was und wie viel hat man denn dir eigentlich gestohlen?" fragt ihn der Richter.

„Ich weiß nur," antwortet der Esthe, „daß ich hundert Rubel vergraben habe."

„Nun und wie viel hast du wieder vorgefunden?" fragt man ihn weiter.

„Na eben dieselben hundert Rubel."

„Worüber und über wen klagst du denn eigentlich?"

„Ja, man hat mir aber doch gesagt, daß so beigelegtes Geld wachsen und sich vermehren solle, und warum haben denn nun meine hundert Rubel ein ganzes Jahr so gelegen und sind doch nicht gewachsen?"

Die Unfähigkeit der Esthen zu rechnen und einigermaßen zu kombinieren war wirklich augenauffällig.

So konnte man z. B. Eier, Krebse und dergleichen bei den Bauern auf dem Markte gar nicht anders bekommen, als indem man ihnen für jedes Stück ihrer Ware je eine Kupfermünze abzählte. Eier kaufte man zu einer Kopeke das Stück und der Käufer nahm dann ein Ei und legte dafür eine Kopeke hin, nahm sodann wieder ein Ei und fügte eine zweite Kopeke hinzu u. s. w. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen.

In der Klinik kamen gleichfalls die allerergötzlichsten Quiproquos vor, welche nicht gerade zu gunsten der geistigen Fassungskraft der Esthen sprachen.

So wurden z. B. die den kranken Bauern verabfolgten Heilmittel gar nicht so selten verwechselt, dergestalt, daß die äußerlichen innerlich angewandt wurden und umgekehrt. Auch erzählte man sich eine sehr komische Geschichte von der Heilwirkung von Flaschenkorken

auf die Esthen. Ein kranker Bauer hatte nämlich einmal aus der Apotheke der Klinik irgend eine Medizin bekommen und war lange Zeit nachher gar nicht mehr erschienen. Nach einem Monat kam er aber doch wieder in die Klinik und bat um dasselbe Mittel, das ihm nach seiner Versicherung wunderbar rasch geholfen hatte; da nun aber seine Krankheit wiedergekommen sei, so bitte er nun auch wieder um die heilkräftige Mischung. Man sah nun in den Büchern der Klinik, in der Apotheke und bei den Praktikanten nach, fragte schließlich auch beim Apotheker selbst an; dieser erinnerte sich des Kranken noch ganz gut und der Mann bekommt wieder seine Arznei. Kurze Zeit darauf erscheint er aber von neuem in der Klinik und versichert, man habe ihm nicht die richtige, frühere Medizin gegeben, die ihn damals sofort kuriert habe; darauf bekommt er wieder dieselbe Arznei, nur in verstärkter Dosis; es will aber alles nichts helfen.

„Geben Sie mir doch um Gottes willen wieder das, was ich bei der ersten Arznei gegessen habe,“ bittet der Kranke unter tiefen Bücklingen.

„Wie — gegessen? Die Arznei war ja doch eine Flüssigkeit?“

„Ja, das wohl,“ war die Antwort, „aber in der Flüssigkeit schwammen solche Wurzeln umher; die habe ich gegessen und die haben mir ja gerade geholfen.“

Wie sollte man sich die ganze Geschichte erklären?

Die Erzählung des Kranken erregte die Aufmerksamkeit der Kliniker. Man begann nun der Sache weiter nachzuspüren und schließlich ging dem Apotheker ein Licht auf; er wurde anfangs etwas verlegen und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, konnte sich aber zuletzt doch nicht enthalten zu gestehen, er habe damals gerade einige alte größere Fläschchen gehabt, auf deren Boden sich noch einige Korkstöpsel befunden hätten und in eins von diesen Fläschchen sei dann die Medizin gethan worden, die so viel von sich reden gemacht.

Nicht für die Klugheit der Esthen spricht auch ein Krummholzglöckchen, das zu meiner Zeit noch im klinischen Kabinett aufbewahrt wurde, und das Moier einem Esthen aus dem Mastdarm hervorgezogen hatte. Der Mann hatte an Verstopfung gelitten und statt für die Entleerung des nur allzu lange zurückgehaltenen Mageninhaltes Sorge zu tragen, war er auf den Gedanken verfallen, noch einen Keil von außen her drauf zu setzen. Das Glöckchen war recht tief eingedrungen und konnte erst nach einigen Tagen nicht ohne Mühe wieder entfernt werden.

Aber natürlich beweisen alle diese Zeugnisse von esthnischem Stumpfsinn noch nicht, daß der Stumpfsinn auch die Hauptursache der Armut der Landbevölkerung ist. Erstens schon deshalb nicht, weil der Esthe ungeachtet seiner Unentwickeltheit nicht faul, dabei geduldig und beharrlich ist. Das hat ein jeder von uns bemerken können, wenn er aufs Feld ging und dort beobachtete, mit welcher hartnäckigen Mühe der Bauer den mit Steinen besäten Boden bearbeiten mußte. Sodann sind die baltischen Lande nicht nur von Esthen bewohnt und der andre Teil der Bevölkerung, die Letten, sind jenen durchaus unähnlich. Kein Wunder, die lettische Sprache steht dem Sanskrit sehr nahe und die Letten nähern sich auch viel mehr dem slawischen Stamme. Sie wird niemand Idioten nennen.

Gleich am ersten Tage unsrer Ankunft in Dorpat verdang sich bei uns ein Ehepaar in Dienst, der Mann ein Esthe, die Frau eine Lettin. Johann, der Typus des Esthen, unbeholfen, schwerfällig, schwer von Begriff, im übrigen aber sehr ehrlich und arbeitsam, war eigentlich nur zum Tragen von Lasten zu gebrauchen, da er ein kräftiger, stämmiger Geselle war. Höchst komisch war an ihm seine Ungeschicklichkeit und die allen Esthen eigene Unfähigkeit den Buchstaben „S“ vor einem „T“ auszusprechen: aus „Stadt“ wurde bei ihm „Tadt“ und aus „Stiefel“ — „Tiefel“. Ein ganz andres Wesen war Johanns Frau Lene: beweglich, immer mit irgend etwas beschäftigt, sauber und ordentlich, immer in reiner weißer Haube und Schürze, wurde Lene immer mit allem fertig und machte alles zweimal schneller als ihr Mann; da sie gut Deutsch kannte, so sprach sie für ihren Mann; auch verstand sie gut zu lesen und zu rechnen. Lene war Pietistin und verbrachte die Feiertagmorgen in ihrem Bethause mit Lesen und Singen von Psalmen; zuweilen blieb sie aber auch allein in ihrer Stube und sang dann ihre Psalmen mit halblauter Stimme vor sich hin. Sie hat mir ganze zehn Jahre gedient; fünf Jahre mir und Inosemtzew, als wir zusammen in der Klinik wohnten, und fünf Jahre, als ich Professor in Dorpat war; damals lag die Führung meines ganzen Haushalts schließlich auf ihren Schultern — eine andre Bedienung hatte ich nicht — auch dann, wenn, was freilich sehr selten vorkam, der Professorenabend in meinem Hause stattfand. Lene wußte eben mit allem fertig zu werden. Niemals ist ihr etwas verloren gegangen oder abhanden gekommen, niemals habe ich mich mit Lene gezankt, niemals habe ich ihr, noch hat sie mir irgend ein grobes Wort gesagt. Als sie bei uns beiden, Inosemtzew und mir diente, da mußte man sich wirklich über ihre Findigkeit und über ihren Takt wundern,

wie sie sie nicht selten in Gegenwart der jungen Leute bewährte, die sich bei Inosemtzew zu versammeln pflegten und natürlich gar manche Dinge zur Sprache brachten, die nicht gerade sehr fein waren. Indem sie uns bediente, wußte sie sich die Miene zu geben, als ob sie uns gar nicht höre und beachte; wenn aber jemand einmal zu weit ging und sich mit seinem Geschwätz direkt an sie wandte, so verstand sie ihn so gewandt und fein zurückzuweisen, daß der Betreffende sich sofort auf die Zunge biß.

Für mich sind die Beziehungen der Esthen und Letten zu der zivilisierten deutschen Gesellschaftsschicht immer von dem größten Interesse gewesen. Sobald nur der Esthe oder Lette Städter, Handwerker oder auch nur Schüler einer städtischen Schule wurde, so verwandelte er sich oder suchte sich doch wenigstens in einen Vollblutdeutschen zu verwandeln. Wie viel tüchtige und begabte Aerzte und Handwerksmeister mit deutschen und nicht deutschen Namen sind aus den Esthen und Letten in der deutschen Intelligenz aufgegangen.

Viele von denen, die so zu meiner Zeit in das deutsche Lager übergegangen waren, hatten bereits ihre Herkunft vergessen oder suchten sie doch vergessen zu machen, indem sie dieselbe zu verheimlichen strebten oder die eigene Nationalität sehr von oben her behandelten. Jetzt tritt, glaube ich, eine gewisse Reaktion dagegen zu Tage. Ich meinerseits habe von den dienenden Klassen nur von feindseliger Stimmung zwischen den Herren und dem Volke vernommen und Lene hat mir z. B. öfter gesagt, daß die Bauern die „Saxa“ (Herren) nicht liebten; von sich selbst sagte sie nichts, da sie sich offenbar schon zu einer andern, zivilisierteren Gesellschaftsschicht zählte.

Der Haß, oder wenigstens die Verstimmung der Landbevölkerung ihren „Saxa“ gegenüber begann sich gegen Ende der dreißiger Jahre, besonders während einer Hungersnot zu äußern, und um eben diese Zeit wurden immer häufiger Stimmen über die Mängel, Lücken und Fehlgriffe in der Ordnung der agrarischen Verhältnisse laut. Die Russen, welche mit der Lage der Landbevölkerung in den baltischen Landen bekannt waren, begannen zuerst darauf hinzuweisen, daß die Armut und Unzufriedenheit nicht mit dem Stumpfsinn und der Faulheit des Volkes, sondern mit dem Umstande in Verbindung zu setzen sei, daß man den Leuten bei der Bauernemanzipation kein ausreichendes Land gelassen habe. Das ist ja so weit ganz richtig; nur haben die Herren Volksfreunde es vergessen und vergessen es noch immer, daß vor sechzig und mehr Jahren es

bei uns anders ganz unmöglich gewesen wäre, die Bauern von der Erbunterthänigkeit zu befreien, als indem man das gesamte Areal den Gutsbesitzern ließ. Die Leibeigenschaftsverhältnisse der damaligen Zeiten und deren Anhänger waren eben noch ganz etwas andres als heute.

In Livland habe ich von älteren Leuten gehört, daß Alexander I. nach der Befreiung der Bauern in den Ostseeprovinzen dieselbe Maßregel auch in dem benachbarten pleskauschen Gouvernement versuchsweise habe durchführen wollen; doch sei er nach seiner Ankunft daselbst vom rigaschen Generalgouverneur Paulucci benachrichtigt worden, es sei eine Verschwörung wider sein Leben im Gange und man beabsichtige ihn zu vergiften.

Diese Verschwörung habe den Kaiser abgeschreckt und so wäre sein Vorhaben, die pleskauschen Bauern zu befreien, nicht zur Ausführung gekommen.

Welcher Art nun auch immer das Verhältnis der Bauern in den baltischen Provinzen zur Intelligenz am Anfang und um die Mitte der dreißiger Jahre gewesen sein möge, so viel ist jedenfalls sicher, daß weder die Landbevölkerung noch die städtischen Bürger oder die Intelligenz dieser Provinzen um jene Zeit für das russische Wesen Wohlwollen oder irgendwie Sympathie gehegt. Die esthnische Sprache bezeichnet Russen und Tataren mit demselben Namen, die russische Sprache wurde in den Schulen vernachlässigt und niemand kümmerte sich um sie, woran natürlich die Regierung selbst schuld trug. Die schon ohnehin nicht zahlreiche russische Gesellschaft verharrte in völliger Isolierung. Nur unser Professoreninstitut deutete einigermaßen auf einen gewissen Zusammenhang der baltischen mit unsrer vaterländischen Intelligenz hin. Das Land wurde durch seine eigenen Provinzialgesetze, Landtage, Landräte u. s. w. regiert, ja es hatte sogar sein eigenes Provinzialgeld, ganz sui generis, aus Leder und Pappe. Wir bekamen z. B. unser Gehalt aus der Kreisrentei in Päckchen von ledernen und pappenen viereckigen Blättchen ausgezahlt, die die Größe gewöhnlicher Visitenkarten hatten.

Ich weiß nicht, ob die Gouvernements- oder die städtischen Behörden und Institutionen das Recht zur Ausgabe dieser Münze hatten, doch bewegte sie sich nur zwischen dem Maximum von zwei Rubeln (gleich fünfundzwanzig Kopeken Silber) und dem Minimum von fünfzig Kopeken in Assignaten. Kein Wunder, daß man im Lande von russischen Gesetzen und russischer Rechtspflege einen höchst wenig schmeichelhaften Begriff hatte.

So sah ich z. B. einmal, als ich gerade auf einem Spaziergang mit Moier begriffen war, auf der Straße einen esthnischen Bauern, der mit einem Stock wie unsinnig auf seine Märe einhieb, die mit einem Fuder Brennholz im Schmutz stecken geblieben war. Plötzlich sehe ich meinen Moier, der sonst immer so ruhig und verstandeskühl war, sich auf den Bauersmann stürzen und ihm einige Faustschläge ins Genick versetzen; dabei schrie er in esthnischer Sprache auf ihn los und trat offenbar für das unglückliche Pferd ein, während ich auf dem Bürgersteige stehen blieb und mit Verwunderung auf die mir so unerwartete Scene hinblickte.

Endlich kehrte Moier zu mir zurück und sagte: „So ist's mit der Gerechtigkeit in Rußland," d. h. mit andern Worten: „hier darf man ungestraft die Leute auf der Straße prügeln."

„Also so," dachte ich bei mir, „deiner Ansicht nach ist also nicht der schuld, der einen Menschen um eines Pferdes willen schlägt, sondern derjenige, welcher dergleichen nicht zu verhindern im stande ist."

Ein andrer Fall.

„Herr Dr. Wachter, Sie sind dümmer, als die russischen Gesetze dieses erlauben," pflegte ein andrer Dorpater Professor in seinem Kolleg zu sagen.

Es war das ein Original und eingefleischter Deutscher, ein scharfsinniger und talentvoller, mit ungewöhnlichem Gedächtnis begabter Kopf (er kannte fast den ganzen Wielandschen Oberon auswendig), dabei aber ein ausgemachter Trunkenbold, der Professor der Anatomie Cichorius, ein alter Junggeselle, der Tag und Nacht in seiner Wohnung bei geschlossenen Fensterladen und brennendem Licht saß. Statt der Möbel waren in seinem Zimmer Haufen von leeren Flaschen aufgetürmt. Eben dieses Originalgenie fand nun, daß sein Prosektor, der Oesterreicher Dr. Wachter, jenen Grad von Dummheit überschreite, der auf Grund der russischen Gesetze noch zulässig wäre.

Dr. Wachter pflegte aber seinerseits in solchen Fällen dem Professor zu erwidern: „Herr Hofrat, ich kenne die russischen Gesetze nicht."

„Also lebten unsre Väter zu des alten Askolds Zeiten."

Da ich gerade auf den Dr. Wachter zu sprechen gekommen bin, so will ich hier gleich erwähnen, daß er mein Freund war, soweit ein fünfzig- bis sechzigjähriger Oesterreicher alten Schlages mit einem russischen Jüngling befreundet sein konnte, der instinktiv dem Fortschritt zustrebte.

Auch später, als ich Professor in Dorpat geworden, war ich der einzige von den Professoren, mit dem Dr. Wachter bekannt war und den er besuchte. Ich glaube, gerade Wachters österreichische Herkunft und katholisches Bekenntnis haben unsre Annäherung begünstigt. Die protestantischen Nordländer und Doktrinäre sahen auf den österreichischen Mediziner und Katholiken, der nicht auf deutschen Universitäten studiert hatte, etwas von oben herab. „Isti propheti,“ so bezeichnete er sie mir gegenüber in seinem Latein, sobald er irgendwo einen Professor sah.

Nachdem Cichorius seinen Abschied genommen hatte, las Dr. Wachter Anatomie als Honorarlehrer; es war das wirklich ein sehr großer Sonderling. Er hatte sich ein einstöckiges Ziegelhaus von höchst ungewöhnlicher Architektur gebaut, das, tief in die Erde versinkend, mit seinem flachen Dache den Häusern des Orients ähnlich sah und Fenster nur nach dem Hofe hin hatte, so daß es sich von der Straße aus den Passanten als niedrige, feste Ziegelwand darstellte. In dieser Wohnung nun hauste Dr. Wachter mit seiner kleinen Familie; er pflegte sehr früh aufzustehen, trank dann statt Kaffee oder Thee Branntwein, worauf er Gerstengrütze aß, statt einer Cigarre ein Zündhölzchen sich zwischen die Zähne steckte und sodann in das anatomische Theater ging, um dort allein, ohne Gehilfen, seine Präparate zu machen oder mit lauter und vernehmlicher Stimme seine Vorlesungen vor seinen Zuhörern abzuhalten, welche er durch seinen österreichischen Dialekt chokierte und zum Lachen reizte. Mit mir sprach Wachter, wo und wie er nur konnte, lateinisch, wobei er bei jeder nur passenden Gelegenheit lateinische Improvisationen vorbrachte. .Sah er z. B. irgendwo auf der Straße Weiber zusammenstehen, so sagte er mir regelmäßig:

Quando conveniunt
Katharina, Rosina, Sybilla,
Sermonem faciunt
Et de hoc, et de hac, et de illa.

Dr. Wachter war sowohl Anatom als auch praktischer Arzt und führte Operationen aus, bei denen ich ihm gewöhnlich assistierte; er praktizierte größtenteils in den Häusern der „Knoten“, d. h. Handwerker unterster Klasse.

Die Studenten erzählten sich eine Masse komischer Anekdoten aus Dr. Wachters Praxis. So sollte er z. B. einem seiner Patienten versichert haben, er habe einen Bandwurm, der sich ihm quer in den Darm gelegt habe und die von ihm verschriebene

Arznei werde ihn zwingen, sich umzukehren und der Länge nach auszudehnen.

Arzneien aus der Apotheke liebte Dr. Wachter indessen nicht zu verschreiben, sondern zog ihnen vielmehr, wo das nur angängig war, Hausmittel vor, von denen er am meisten Kamillenthee mochte. So erzählte man sich, er sei, als er einmal nachts zu einem Schwerkranken gerufen worden, geradeswegs auf dessen ganz im Dunkeln stehendes Bett zugegangen und habe demselben seinen gewöhnlichen Rat gegeben: „Trinken Sie 'mal Chamomillenthee, dann wird's schon gut werden.“ Hierauf habe er nach dem Puls gefühlt und da er denselben an der bereits erkalteten Hand nicht mehr gefunden, sich mit der größten Ruhe folgendermaßen entschuldigt: „Ah so! Verzeihen Sie, Sie sind schon tot.“

So war Wachter; aber auf die Gefahr hin, daß man mir nicht glaube, muß ich meine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß er mir durch seine anatomischen Demonstrationen mehr genützt hat, als der berühmte Lohder. Wenige der von mir gehörten deutschen und französischen Universitätsprivatissima haben mir solch einen Nutzen wie ein Wachtersches gleich im ersten Semester meines Dorpater Aufenthaltes gebracht. Wachter las nämlich für mich allein in aller Kürze einen ganzen Kursus der Anatomie an frischen Leichen und Spirituspräparaten und von da ab begann unsre Freundschaft.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Deutschen in Dorpat in der ersten Zeit meines Aufenthaltes daselbst, vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Moier, einen abstoßenden Eindruck auch mich hervorgebracht haben. Bevor aber die Zeit, Erfahrung und Ueberlegung diese meine verkehrte und parteiische Anschauung zu ändern vermochten, hatte mich ein unerwarteter Zufall mit einer Persönlichkeit zusammengeführt, die den andern durchaus unähnlich war und auf mich sofort eine anziehende Wirkung ausübte.

In Dorpat lebte zu jener Zeit der reiche livländische Gutsbesitzer Liphardt. Sein Sohn, der junge Karl von Liphardt, hatte eine häusliche und, was von Wichtigkeit ist, durchaus nicht deutsche Bildung von einem Schweizer Lehrer erhalten. Nach dem Tode seines Großvaters fiel Karl Liphardt eine bedeutende Erbschaft zu; auf diese Weise selbständig geworden, empfand er den lebhaften Wunsch, seine Bildung durch Universitätsstudien zu vervollkommnen, aber auf ganz privatem Wege und ohne als Student in die Universität einzutreten. Zu diesem Zwecke wandte er sich zunächst an den Professor der Mathematik Barthels. Die Mathe-

matik interessierte Liphardt und er beschäftigte sich fleißig mit ihr. Barthels, der ganz in seinen Studien auf dem Gebiete der höheren Mathematik aufging, wollte anfangs gar nicht glauben, daß ein junger Mensch, der nur eine häusliche Erziehung genossen hatte, im stande sein sollte, seinem, Barthels' Unterricht in der höheren Mathematik zu folgen; um das dem jungen Milchbart zu beweisen, stellte er ihm zur Probe eine recht komplizierte Aufgabe. Liphardt machte sich in seiner stillen und bescheidenen Weise in Barthels' Gegenwart an die Lösung derselben. Der Professor geriet in Erstaunen: noch nie hatten selbst Studenten, die ihre Studien bereits abzuschließen im Begriff standen, eine so eigenartige Lösung gefunden wie Karl Liphardt.

„Junger Mann," sagte nun Barthels, „ich sehe, Sie haben Talent; kommen Sie nur zu mir, ich bin gern bereit, Ihnen Unterricht zu erteilen."

Aber Karl Liphardts Talent war kein einseitiges. Bald begann ihn nicht nur die Mathematik ausschließlich zu interessieren und er fand sich auch im anatomischen Theater ein, wohin er stets den damals neuesten und besten anatomischen Atlas, den von F. Cloquet mit sich schleppte. Hier nun fand auch unsre erste Begegnung statt. Karl Liphardt machte sich mit jugendlichem Feuereifer an die Anatomie, und Präparationsübungen an Leichen, die Lektüre von Bichats Schriften und Vorlesungen füllten seine ganze Zeit aus. Eben damals war es auch, daß Moier, welcher gleichfalls mit Liphardt bekannt geworden war, zum Erstaunen seiner früheren Zuhörer an unsern Arbeiten thätigen Anteil zu nehmen begann.

Ich habe in meinem Leben keinen einzigen Menschen gekannt, der über eine solche Menge verschiedenartiger und dabei doch tiefgehender wissenschaftlicher Kenntnisse verfügt hätte, wie Karl von Liphardt. Der alte Professor Erdmann hatte ja auch eine sehr vielseitige Bildung, er sprach lateinisch wie Cicero und war ein guter Botaniker und Physiker; auch erzählte man sich, daß er jedes Jahr für sich einen Kursus der Natur- und medizinischen Wissenschaften durchnahm; aber Erdmanns Kenntnisse bezogen sich doch nur auf eine Gruppe von Wissenschaften, während der junge Liphardt, der ja eigentlich Mathematiker war, und nach Professor Barthels Ausspruch ein bemerkenswertes mathematisches Talent besaß, sich mit demselben Erfolge dem Studium der Anatomie, Physiologie und Chirurgie hingab. In Berlin trat Liphardt zu Johannes Müller, in Dorpat und Königsberg zum Professor Rathke in

sehr vertraute Beziehungen und widmete sich dabei zu gleicher Zeit dem Studium der schönen Künste, speziell der Malerei und Bildhauerei; später ging er nach einer Italienreise ganze Jahre dem Studium dieser Gegenstände nach und begann seit seiner Rückkehr nach Dorpat, wie man mir erzählte, sich mit Theologie und Altertumswissenschaft zu beschäftigen. Zum letztenmal habe ich meinen alten Freund, der nicht weniger als ich gealtert war, in Stuttgart gesehen; ihn beschäftigte damals das Studium der mittelalterlichen gotischen Bauwerke und er zeigte mir mit großem Entzücken einige derselben in Stuttgart. Unermüdlich verfolgte Liphardt auch, schon als wir gemeinsam in Dorpat studierten, die Entwickelung des politischen Lebens.

In den baltischen Provinzen hat niemand eine so ungeheure und vielseitige Bibliothek und eine solche Sammlung von Gemälden, Stichen, Bildwerken und Münzabdrücken besessen wie Liphardt. Bei alledem aber nicht die geringste Spur von Pedanterie und eine ganz außergewöhnliche Bescheidenheit. Nur als er eine Katholikin in Bonn geheiratet hatte, ging, wie ich glaube, eine gewisse Veränderung in seiner Weltanschauung vor sich.

Ich habe in meinem Tagebuch besonders deshalb bei Liphardts Persönlichkeit etwas länger verweilt, weil von allen meinen Bekannten Karl Liphardt am meisten mir gezeigt hat, wie verschieden untereinander zwei Befähigungen des menschlichen Geistes sind, nämlich seine Kapazität und seine Produktivität; die erstere begründet die Fähigkeit, sich die allervielseitigsten Kenntnisse zu erwerben, die zweite das Vermögen, aus der Masse der so erworbenen Kenntnisse sich etwas Eigenartiges und Selbständiges herauszugestalten.

Umfang und Vielseitigkeit des Wissens übt einen wesentlichen Einfluß auf die Produktion, nicht aber auf die Produktivität als solche.

Kapazität und Produktivität stehen zu einander nicht in direktem wechselseitigem Verhältnis. Nicht die Kenntnisse und das durch die Kapazität des Geistes erworbene Wissen, sondern eine gewisse, nicht jedem Geiste eigene vis a tergo drängt ihn zu neuer Arbeit und zur Herausgestaltung dieses ihm gerade Eigenen aus dem Vorrate seiner Kenntnisse. So war z. B. Liphardt unvergleichlich viel gebildeter und bei der Kapazität seines Geistes weit klüger als ich, klüger auch als viele Gelehrte, die ihm seine vielseitigen Kenntnisse zu erwerben geholfen haben, aber Liphardt fehlte gerade eben diese vis a tergo. Leute mit Geistern dieser Art werden zu geistigen

Genüssen geboren, die ihnen dank des Reichtums ihres Wissens so leicht zufallen; um aber einem Humboldt ähnlich zu werden, braucht der Geist außer einer ungeheuren Kapazität auch noch eine bedeutende produktive Kraft.

Reise nach Moskau.

54.

Meine erste Reise von Dorpat nach Moskau war schon lange geplant worden. Statt der ursprünglich in Aussicht genommenen zwei Jahre war ich nun schon vier in Dorpat: noch stand mir eine Reise ins Ausland bevor, also noch weitere zwei Jahre, inzwischen aber wurde meine alte Mutter immer schwächer und kränklicher, litt an so manchem Mangel und erwartete mich mit Ungeduld. Ich suchte sie zu trösten und versprach ihr in meinen Briefen ein baldiges Wiedersehen; inzwischen aber verstrich ein Monat nach dem andern. Ich darf nun wohl behaupten, daß ich wenigstens nicht selten geschrieben habe. Meine Mutter hat lange Zeit ein ganzes Bündel meiner Briefe aus jener Periode meines Lebens aufbewahrt. Geld konnte ich ihr nicht schicken, d. h. übrigens, ehrlich gesagt, hätte ich es wohl können und müssen. Wohnung und Beheizung stellte der Staat; für meine Beköstigung brauchte ich nichts zu zahlen und Kleider wurden in Dorpat billig und haltbar gearbeitet. Es geriet hier aber die Kindespflicht und Dankbarkeit mit der Wißbegier und Liebe zur Wissenschaft in Konflikt. Fast meinen ganzen Wechsel verausgabte ich für den Ankauf von Büchern und die Anstellung von Versuchen mit Tieren; besonders die französischen Bücher, zumal wenn noch Atlanten dazu kamen, waren recht teuer und der Ankauf und Unterhalt von Hunden und Kälbern hinterließ in meiner Tasche immer große Ebbe. Wenn ich aber nach meiner damaligen Anschauung alles um der Wissenschaft und Bereicherung meiner Kenntnisse willen zu opfern verpflichtet und daher meine alte Mutter und meine Schwestern ohne materielle Unterstützung zu lassen gezwungen war, so waren doch dafür die mir nichts kostenden Briefe von jugendlichem Lyrismus erfüllt.

Gleich nach meiner Ankunft in Dorpat verbreitete ich mich, der ich noch ganz unter dem Eindruck der vielen neuen auf der Reise

von mir gesehenen Dinge stand, in meinen Briefen über die Schönheiten der Natur, des von mir zum erstenmal gesehenen Meeres und mondbeschienenen Narwaschen Wasserfalls, über unsre Bootfahrten im Finnischen Meerbusen, den Charakter meiner neuen Kommilitonen, die ich alsbald zum Rang von Freunden aufsteigen ließ und dergleichen mehr. Dabei vergaß ich aber nicht, zur selben Zeit auch ein Briefchen dahin zu schicken, wo mein junges Herz zum erstenmal beim Anblick lachender Mädchenaugen hoch zu schlagen begonnen. Wie hätte ich denn auch nicht schreiben und mich und jenen letzten Scheidetag nicht wieder in Erinnerung bringen sollen, da ich in der Kandidatenuniform und mit dem Degen an der Seite erschien und auf meine Bitte die Romanze gesungen wurde:

Vous allez à la gloire,
Mon triste coeur suivra vos pas;
Allez, volez au temple de mémoire
Suivez l'honneur, mais ne m'oubliez pas . . .

Derjenige, auf den sich dieses „vous allez à la gloire" bezog, war natürlich ich, ich selbst.

Und nun waren bereits ganze vier Jahre vergangen. Wie hätte ich da nicht jene Stätten haben wiedersehen mögen, wo ich „zum erstenmal des Daseins Süßigkeit gekostet", wie nicht mich mit allen in mir vorgegangenen Veränderungen und Umwandelungen den Leuten zeigen wollen? Wundern sollten sich alle meine alten Bekannten und Verwandten bei meinem Anblick über die Fortschritte, die ich gemacht, mit eigenen Augen sich davon überzeugen, was die Macht der Zivilisation des Westens bedeuten wolle!

Mein Doktorexamen hatte ich gemacht und meine Dissertation zur Hälfte bereits fertig geschrieben; die Weihnachtsfeiertage waren vor der Thür und eine gute Schlittenbahn lockte zur Reise.

Um nun aber auch nur die ersten vorbereitenden Anordnungen zu treffen, hat man zunächst Geld nötig. Einiges findet sich noch vorrätig, auch läßt sich ein Monatswechsel voraus nehmen, gleichwohl aber reicht das alles nach meiner Berechnung nicht für die Hin- und Rückreise, zumal ich doch in Moskau nicht umsonst oder auf Kosten meiner Mutter leben kann. So verfalle ich denn auf folgendes Auskunftsmittel. Ich habe eine alte silberne Uhr, die nach dem Zeugnis G. J. Ssokolskis, eines Kenners auf diesem Gebiet, sehr wenig vertrauenerweckend ist; ich besitze sodann die Ilias in der Uebersetzung von Gnjeditsch, ein Geschenk von Katharina Afanasjewna, ferner einige mir nicht mehr nötige französische

und russische Bücher, endlich, glaub' ich, auch noch eine alte Theemaschine. Soll man da nicht am Ende eine Lotterie veranstalten? Mein darauf bezüglicher Vorschlag wird von meinen Kommilitonen angenommen, ich bringe etwa ein Dutzend passender Gegenstände zusammen, setze eine Anzahl Lose bis zum Betrage von siebzig Rubeln fest und veranstalte zum Zwecke der Verlosung eine Theegesellschaft. Mit dem durch die Lotterie gewonnenen Gelde hatte ich nun über hundert Rubel beisammen. Die Hauptsache war also da. Nun hieß es die billigste Art des Transports meiner Persönlichkeit von Dorpat nach Moskau ausfindig machen. Diese Frage entscheidet der Zufall. Es erscheint nämlich bei mir ein Fuhrmann aus dem Freischen Gasthause, der irgend eine Ware aus dem Moskauschen Gouvernement nach Livland gebracht hat und sich in den nächsten Tagen mit leerem Wagen wieder auf die Rückreise zu begeben gedenkt. Der Mann hat drei Pferde und eine kleine Kibitke. „Wir wollen Sie schon ganz ordentlich unterbringen und wohlbehalten nach Hause schaffen," versichert mir der Fuhrmann. Und der Preis?" — „Zwanzig Rubel." — „Abgemacht."

Und so setze ich mich denn an einem trüben, aber nicht kalten Dezembertage nachmittags, in Pelzstiefeln und in einem einfachen Halbpelz ohne Ueberzug, mit dem noch aus Moskau mitgebrachten wattierten grauen Uniformsmantel mit rotem Studentenkragen darüber in die Kibitke und fahre mit meinem Fuhrmann ab.

Mein Rosselenker fährt zum Fluß hinunter und nach einigen Stunden Fahrt auf dem Embacheise kommen wir endlich auf den Peipussee und nehmen unsre Richtung auf Pleskau zu. Inzwischen war es dunkel geworden; vom Mond war nichts zu sehen und der Himmel überzog sich immer dichter mit Wolken. Wir fahren derweil immer weiter und weiter. Da hören wir mit einemmal ganz in unsrer Nähe Laute, die uns wie Kanonenschüsse vorkamen. Es war das Krachen des berstenden Peipuseises, welches bei seinem Springen große Eisspalten zwischen den einzelnen Schollen entstehen ließ. Plötzlich machen die Pferde Halt. Was ist eigentlich los? Bei näherem Zusehen erweist sich's, daß wir eine ungeheure Eisspalte vor uns haben, an deren Rändern sich gewaltige Eisschollen hoch aufgetürmt haben. Gott sei Dank, daß wir wenigstens noch nicht in den breiten Wasserstreifen hineingefahren sind. Was nun thun? Vor uns ist nicht die Hand vor Augen zu sehen, unter uns Wasser.

„Der Teufel hat mich vom Wege abgebracht," versichert mir mein Rosselenker, „und ich bin doch nun schon so vielmal den-

selben gefahren! Aber nun ist schon nichts mehr dabei zu machen; ich will 'mal gehen und zusehen; jedenfalls muß der Weg hier ganz in der Nähe sein."

Ich bleibe mit den Pferden allein und warte und warte, bis es mir schließlich ganz unheimlich zu Mute wird; in der Stille der Nacht kracht und birst das Eis um mich herum, als würden Geschütze abgefeuert; in der Dunkelheit glaube ich gewisse leuchtende Punkte zu sehen und komme auf die Vermutung, es könnten vielleicht auf mich stierende Wolfsaugen sein; endlich springe ich aus der Kibitke und fange an zu schreien, mit meinem Stock gegen die Kibitke zu schlagen und im Kreise um dieselbe herumzulaufen, um mich zu erwärmen, denn schon begann der Frost meine Glieder zu lähmen. Nichts zu hören und zu sehen und von meinem Fuhrmann keine Spur, kurz, eine schreckliche Lage. Es war sicher nicht weniger als eine Stunde verflossen (mir kam es mindestens wie vier Stunden vor), als ich endlich weit abseits in der Ferne etwas wie eine menschliche Stimme zu vernehmen glaube. Ich antworte ihr, indem ich aus voller Kraft schreie. Die Stimme scheint sich mir zu nähern, dabei glaube ich aber auch immer wieder die leuchtenden Punkte zu sehen, die mir schon vorher solchen Schrecken eingejagt hatten. Endlich kommt denn auch mein Rosselenker, kaum jappend vor Müdigkeit, wieder zurück.

„Nun?"

„Ja, den Weg habe ich nicht gefunden; wollen wir aber jetzt umkehren und dann ein wenig seitwärts einbiegen, dann kommen wir zu einem kleinen Uferdorfe."

„Was das — Uferdorf? Wir sind also nicht mehr weit von Pleskau?"

„Ih wo, Herr, Pleskau! Wir sind ja die ganze Zeit hier auf dem See umhergeirrt und gar nicht weit vom Ufer abgekommen. Dort in der Richtung habe ich ein kleines Dorf gesehen und bis zum Morgengrauen wollen wir in ihm übernachten."

Da ja doch nichts weiter zu thun war, machten wir uns in der That denn auch dorthin auf den Weg und wieder verging eine ganze Stunde, bis wir zu einer bewohnten Stelle kamen. Die Hähne hatten schon lange gekräht, wir klopften an eine Hütte und man ließ uns hinein; aber, o Himmel, was war das für eine Wohnung und was waren das für Menschen! In der Dorpater Klinik erschienen zuweilen gewisse menschenähnliche Tiere mit wüstem, sinnlosem Ausdruck auf dem geblich dunklen Gesicht, zottige, in Lumpen eingehüllte und keine Sprache sprechende Wesen. Das waren

eben die Bewohner jener öden und abgelegenen Ufergegenden des Peipussees, Angehörige des finnischen Stammes; indes glaubte man, daß sich unter ihnen auch noch einige, nun schon ganz degenerierte russische Sektierer antreffen ließen, die schon vor langen Jahren durch die polizeilichen Verfolgungen in die allerödesten und unzugänglichsten Gegenden verdrängt worden.

Diese verwilderten Leute beschäftigten sich ausschließlich mit Fischfang, nährten sich nur von Fischen, verstanden nur was sich auf Fischerei bezog und konnten nur von Fischerei und ihrem Handwerk reden. Ihre Sprache, die aus einer beschränkten Anzahl von Worten bestand, war ein Gemisch von Finnisch und verderbtem Russisch. Zu diesen Leuten verschlug mich nun das Schicksal in Gestalt des Fuhrmanns Makar für einige Stunden. Aber diese paar Stunden bis zum Anbruch des Morgens erschienen mir wie eine Ewigkeit.

Draußen begann es zu frieren, aber infolge des Schmutzes, Duftes und Gestankes in der Hütte war es einem nicht daran gewöhnten Menschen ganz unmöglich, längere Zeit drinnen zu bleiben, denn geradezu mephitische Ausdünstungen machten die Stube zu der widerwärtigsten Kloake. Ich habe die allerdürftigsten esthnischen und russischen Rauchstuben gesehen, aber das waren Paläste im Vergleich mit dem, was ich hier am Ufer des Peipussees vor Augen hatte.

Wie ich eigentlich vier Stunden in dieser Kloake ausgehalten habe, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur, daß ich beständig ins Freie ging und im Stehen und Gehen schlummerte. Es wäre doch interessant zu erfahren, inwieweit die neue Zeit das Leben in den Spelunken jener nunmehr längst vergangenen umgestaltet hat.

Am folgenden Tage fanden unsre Irrfahrten auf dem unübersehbaren See, auf welchem im Winter nichts außer Himmel und Schneeoberfläche mit ungeheuren Eisspalten und Schneeverwehungen zu erblicken ist, beim Tageslicht ihre leichte Erklärung; ganze Scharen von Krähen flogen, auf Beute lauernd, mit heiserem Krächzen über den Eislöchern und Wuhnen hin und her.

Bei weitem schwieriger wäre es für jemand, der mit der Natur des Russen nicht bekannt ist, zu erklären, wo der Moskausche Bauer Makar die Courage hergenommen, nachts über das Eis des Peipussees zu fahren, nachdem er denselben, wie ich nachher von ihm selbst erfahren habe, nur einmal in seinem Leben in umgekehrter Richtung, d. h. von Pleskau nach Dorpat passiert hatte.

Daß wir nachts vom Wege abgekommen waren, das nahm mich

nun um so weniger wunder, als Makar auch am Tage jeden, der uns nur begegnete, über den Weg nach Pleskau ausfragte.

Uebrigens war es nicht allein diese heroische Ueberfahrt über den Peipus, durch welche mein Landsmann Makar unsre Reise zu einer bemerkenswerten gestaltete.

Nachdem wir so unerwartet glücklich dem Untergange in den Eisrissen des Peipus entronnen waren, brachte es Makar schließlich doch noch fertig, uns, d. h. mich, die Kibitke und die Pferde auf irgend einem kleinen Flüßchen in eine Eiswuhne hineinzufahren. Es war das in der Morgenfrühe, irre ich mich nicht, des fünften Tages meiner Irrfahrt. Ich schlief gerade, in die Mattendecke meiner Kibitke eingehüllt. Plötzlich erwache ich mit dem Gefühl, daß die Kibitke zum Stehen gekommen ist, werfe die Decke zurück und sehe nun, daß Makar nicht da ist, die Pferde bis zum Halse im Wasser stehen, die Kibitke auch schon eingebrochen ist und ein kalter Wasserstrahl durch die Wände der Kibitke mir auf die Füße fließt.

Da ich im Schlaf nicht recht verstehen kann, was das bedeuten solle, springe ich instinktiv aus der Kibitke und sinke bis an den Leib ins Wasser; in diesem Augenblick erscheint Makar mit einigen Leuten vom Ufer her und zieht mich, die Kibitke und die Pferde heraus. Natürlich mußte ich mich nun völlig entkleidet auf den Ofen legen, mit Branntwein einreiben und trocknen. So ging denn die Zeit auf der Reise in Makars Fuhrwerk hin, und beinahe zwei Wochen lang habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, Tag und Nacht das Leben in den Einfahrten und Herbergen zu beobachten.

Oft habe ich mit Fuhrleuten in einem Zimmer der Herberge genächtigt. Am meisten hat mich dabei immer in Erstaunen gesetzt, wie viel doch eigentlich der Magen dieser guten Leute in sich zu fassen im stande ist. Sie aßen wirklich alles kapp und kahl und ließen sich dabei immer was Gutes auf den Tisch stellen, da es gerade die Zeit der Weihnachtsfeiertage war. Auf den Tisch kam immer eine riesige hölzerne Schüssel mit dicker, fetter, mit Schweinefleisch gekochter Kohlsuppe; die Schüssel wurde fast im Nu geleert, wenn die zehn bis zwölf Löffel aus ihr zu schöpfen begannen, ward sodann von neuem gefüllt und hierauf noch einmal geleert; alsdann folgte nicht weniger fettes Schweinefleisch und schließlich kam noch Buchweizengrütze mit Schweinespeck. Dabei wurde etwa ein Liter Schnaps ausgetrunken und die ganze Gesellschaft, zehn, zwölf, auch wohl mehr kräftige Fuhrleute, stand vom Tische auf, verrichtete ihr Gebet vor den Heiligenbildern und legte sich dann auf den Bänken und dem Ofen schlafen. Nun begann ein lautes und unaufhörliches Schnarchen

und gleichzeitig damit fand bald hier bald dort in der Reihe eine geräuschvolle Explosion von Gasen statt, die mich unwillkürlich aus dem Schlafe fahren und oft laut auflachen machte.

An der Grenze des Moskauschen Gouvernements machte mir Makar den Vorschlag, ich möchte doch statt in einer Herberge lieber bei seinem Vater nächtigen, der Kirchenältester in einem der am Wege belegenen Dörfer wäre. Ich willigte ein und wir fuhren zu Makars Vater, bei dem sich zur Nacht noch der Dorfpope, der Küster und ein paar andre Bauern einfanden. Es ward Branntwein gebracht und man trank nun, aß und schwatzte, bis es spät wurde und die ganze Gesellschaft schlafen ging. Früh morgens fuhren dann der Pope und Küster ab und nach ihnen auch die zu Gast gekommenen Bauern. Auch wir beide, Makar und ich, trafen unsre Anstalten zur Abreise, als ich plötzlich meinen Makar geschäftig hin und her eilen und etwas suchen sah.

„Was hast du eigentlich verloren?"

„Meine Peitsche."

„Aber wo kann sie denn geblieben sein?"

„Wo soll sie anders sein," jammert Makar, „als beim Popen? Es ist ja eine alte Geschichte, daß Popen gierig sind, und meine Peitsche war noch dazu funkelnagelneu; ich habe sie noch vor kurzem in Torshok gekauft und die ganze Zeit über schon so gehütet."

Somit verdächtigte ein Bauer und dazu noch der Sohn eines Kirchenältesten des Diebstahls einer Peitsche, die nicht mehr als zwanzig Kopeken gekostet hatte, zunächst den Popen, obgleich doch zugleich mit dem Popen auch jene Bauern beim Vater zu Gast gewesen waren. Auf mich, der ich mich in Dorpat der Sitten meiner Heimat schon entwöhnt hatte, machte diese Geschichte mit der Peitsche einen tiefen Eindruck, und ich begann eindringliche Mahnreden an Makar zu halten. Dieser aber ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen: „Ach, ich weiß es ja doch ganz genau, der Pope und kein andrer hat sich meine Peitsche zu Gemüte gezogen," so wiederholte er mehreremal, ohne sich durch mich beirren zu lassen, der ich ihm davon vorredete, daß man ältere Personen und Leute des geistlichen Standes zu achten verbunden sei.

Endlich bin ich in Moskau am Kalugaschen Thor und in der Wohnung meiner Mutter, welche bei einem verabschiedeten Kommissariatsbeamten wohnte, der sich Oberst titulieren ließ.

55.

In der Lebensperiode, wo der Mensch eben aufhört Kind zu sein, aber noch nicht die volle Mannesreife erreicht hat, tritt nicht selten bei noch nicht völlig entwickeltem Charakter ein scharfer, unangenehmer Zug zu Tage, welcher sowohl dem jungen Menschen selbst, als auch andern viel unangenehme Stunden zu bereiten geeignet ist. Aeußere Umstände, das eigene Temperament und manches andre trägt zur Entwickelung dieses Zuges vielfach bei.

Am unangenehmsten ist dabei der Umstand, daß diese Ueberhebung des noch unreifen jugendlichen Alters durch ihre Taktlosigkeit gerade dort verletzt, wo auch nicht der geringste vernünftige Grund dazu vorliegt. Bei mir trat diese Ueberhebung trotz der langen Trennung eben in meinen Beziehungen zur Mutter hervor und zwar nur wegen der Verschiedenheit unsrer religiösen Ueberzeugungen, d. h. gerade auf einem Gebiet, wo man von mir Zurückhaltung, Duldsamkeit und Achtung vor der Ueberzeugung älterer und verehrungswürdiger Personen mit vollem Recht hätte verlangen können.

Das aber geschah meinerseits gerade nicht, und ich habe mir nachher lange Zeit hindurch bittere Vorwürfe wegen meines knabenhaften Ungestüms und meiner kindischen Taktlosigkeit und Roheit gemacht.

Was gingen denn mich Gelbschnabel die innersten Herzensüberzeugungen meiner frommen alten Mutter an und was plagte mich, die allerempfindlichste Seite ihres Herzens zu berühren?

Die Veranlassung zu meinem Benehmen war ebenso thöricht und seltsam, wie dieses mein Benehmen selbst.

In der That hätte ich mich selbst kaum erkannt, wenn ich das, was ich jetzt vor aller Welt mit solchem Feuereifer zu vertreten und verfechten liebte, mit jenen leidenschaftlichen Ausfällen wider die Deutschen hätte vergleichen wollen, wie ich sie vor drei Jahren in meinem Tagebuche niedergeschrieben hatte. Jetzt aber trat ich in Moskau als der eifrigste Verteidiger alles Deutschen auf, indem ich jedem gegenüber, mit dem ich nur zusammentraf, die Gesellschaft der baltischen Lande als Muster einer zivilisierten und wohl eingerichteten Gesellschaft hinstellte.

Und so erhob ich denn vor meiner durch und durch orthodoxen, kränklichen alten Mutter den deutschen Protestantismus in den Himmel, während doch diese Frau ihr ganzes Leben lang

nur in ihrem Glauben und in ihrem Sohn Trost und Freude gefunden hatte.

In dem Leben junger Leute — übrigens ist auch das Leben reifer Männer von dergleichen Seltsamkeiten nicht frei — kommen nicht selten ganz unvermittelte Uebergänge von einer Weltanschauung zu einer andern vor. Ueberzeugungen und Neigungen, die noch nicht völlig erstarkt sind, wechseln leicht infolge einer Veränderung der Stimmung oder verschiedener äußerer Umstände.

Allein schon der Wechsel des Aufenthalts und Bekanntenkreises ist geeignet, in einem unreifen Geiste an die Stelle einer Anschauung eine andre, von ihr völlig abweichende zu setzen. Zudem war der einem jeden unreifen Verstande eigene Widerspruchsgeist bei mir merklich ausgeprägt und suchte sich bei jeder nur passenden Gelegenheit zu äußern. Die Veranlassung dazu sollte sich auch bald einstellen.

Moskau, d. h. die mir bekannte Gesellschaft Moskaus, mußte mir natürlich als ganz verändert erscheinen.

Hatte ich doch vier Jahre gerade der empfänglichsten Lebenszeit in einem Grenzlande verbracht, das mit Moskau nichts gemein hatte; was mich nun früher in meiner Heimat angezogen hatte, weil es mir eben nur von der anziehenden Seite her bekannt geworden war, das war mir infolge der Vergleichung, die mir die Augen geöffnet hatte, nunmehr unangenehm geworden.

So läßt sich denn mein fünfwöchentlicher Aufenthalt in Moskau beinahe als eine zusammenhängende Reihe von Konflikten mit meinen Bekannten charakterisieren. Wo ich auch nur erscheinen mochte, überall fand ich Veranlassung, Moskausche Vorurteile zu verspotten, mich über die geistige Zurückgebliebenheit und den Stumpfsinn der Moskauer lustig zu machen, das Moskausche mit dem Baltischen, d. h. rein Europäischen zu vergleichen und dem letzteren entschieden den Vorzug zu geben.

Meine Mutter wollte ich durchaus davon überzeugen, die deutschen Protestanten seien klüger als wir und ihr Glaube besser als der unsrige; wie nun gewöhnlich eine Dummheit die andre erzeugt, so ging ich denn auch hier in der Hitze des Streits von der Religion zur Eltern- und Kindesliebe über und brachte meine mich innig liebende alte Mutter zu Thränen: „Wie kannst du nur so gottlos sein,“ so sagte sie mir vorwurfsvoll, „die Mutterliebe der Liebe von Hunden und Katzen gleichzustellen; können denn etwa Hunde und Katzen ihre Jungen so lieben wie eine Mutter ihr Kind liebt? Bei euch gilt also jetzt eine Mutter ebensoviel wie ein Hund oder eine Katze?“

Schließlich regten sich aber doch in mir Scham und Mitleid, und ich faßte den Entschluß, mich nicht mehr mit meiner Mutter umherzustreiten; da sich aber der einmal geweckte Widerspruchsgeist nicht so leicht wieder beruhigen läßt, so begann ich ihm bei jeder nur passenden Gelegenheit andern gegenüber freien Lauf zu lassen. Die geeigneten Anlässe boten sich auf Schritt und Tritt dar. So machte ich z. B. einmal dem Professor (nachmaligem Rektor) Alfonski, der mich bei der ärztlichen Prüfung in der Chirurgie examiniert hatte, meinen Besuch. Alfonski beginnt mich nach dem Observatorium und dem berühmten Refraktor in Dorpat zu befragen, der, wenn ich mich nicht irre, damals der einzige in Rußland war. Ich beschreibe ihm mit Entzücken, was ich alles auf dem Dorpater Observatorium gesehen habe, und Alfonski antwortet mir höchst gleichmütig: „Wissen Sie was, ehrlich gesagt, glaube ich an alle diese großartigen astronomischen Geschichten nicht. Wie Teufel will man eigentlich auch wirklich dahinter kommen, was an allen diesen Himmelskörpern im Grunde ist?“

Hierauf gingen wir zur Chirurgie über und kamen gerade auf mein Steckenpferd, den Verband der großen Arterien zu sprechen.

„Wissen Sie was?“ sagt mir Alfonski wiederum, „ich glaube an alle diese Geschichten von dem Verbande der Hüft- oder Schlüsselbeinarterien nicht — Papier ist geduldig.“

Mir entfuhr fast ein Ausruf des Erstaunens.

Solch eine Zurückgebliebenheit hätte ich im Gelehrtenstande und bei den Professoren doch nicht für möglich gehalten.

„Nach Ihrer Ansicht, Arkadi Alexejewitsch,“ bemerkte ich ironisch, „sind also auch Astley Cooper, Eberneti (?) und unser Arendt alles Lügner? Und warum erscheinen Ihnen denn diese Operationen so unmöglich? Ich schreibe z. B. augenblicklich eine Dissertation über den Verband der Bauchaorta und habe sie schon einigemal mit Erfolg bei Hunden abgebunden.“

„Ja, bei Hunden!“ sagte Alfonski.

„Das Essen ist aufgetragen,“ mit diesen Worten unterbrach uns hier der ins Zimmer eintretende Diener.

Von Alfonski ging ich A. Jowski besuchen, den Redakteur des medizinischen Journals, welches alsbald eines frühen Todes sterben sollte.

Noch von Dorpat aus hatte ich diesem, damals, glaube ich, noch einzigen russischen Journal auf medizinischem Gebiet einen Artikel zugeschickt, die chirurgische Anatomie des Leisten- und Lenden-

bruches betreffend, den ich nach den Monographien von Scarpa, J. Cloquet und Astley Cooper zusammengestellt hatte.

Jowski, der bereits zu der jüngeren Generation gehörte, hatte indes nach seiner Rückkehr aus dem Auslande keine besondere Neigung für den Fortschritt bezeigt und sich statt mit der Chemie vielmehr mit der Praxis beschäftigt; auch jetzt legte er mir gegenüber ein völlig gleichgültiges Verhalten zu den Wissenschaften an den Tag.

Ich begann ihm nach meiner Weise zu erwidern, indem ich ihm sofort die Dorpater Universität als Beispiel aufstellte.

„Ja, was wollen Sie denn aber mit den Halunken hier anfangen?" war die Antwort.

Ein andres Mal war ich bei einem alten Bekannten, einem kleinrussischen Offizier, der früher einmal unser Hausnachbar gewesen war, zu Besuch und fand bei ihm noch andre Offiziere vor. Auch hier ging ich im Verlauf des Gesprächs zur Schilderung aller Vorzüge der baltischen Provinzen über und belehrte meine Zuhörer natürlich allem zuvor über den dortigen hohen Stand der Wissenschaft, die in Moskau um wenigstens ein Vierteljahrhundert zurückgeblieben sei.

„Erlauben Sie mir dagegen folgendes zu bemerken," so fiel mir ein dicker Garnisonsmajor in die Rede. Ich habe mich neulich von verschiedenen Aerzten behandeln lassen, bin überall gewesen und habe alle möglichen Berühmtheiten konsultiert, aber herausgekommen ist dabei rein gar nichts, bis mir endlich hier in Moskau ein alter Herr den Rat gab, die Lerouxsche Arzenei zu brauchen. Und ich kann Ihnen sagen, die hat in mir so gründlich aufgeräumt, daß alles, was sich schon die zehn Jahre lang in mir aufgehäuft hatte, nunmehr ganz hinausgeschafft wurde; seit der Zeit bin ich, wie Sie sehen, Gott sei Dank, wohl und gesund."

Was sollte ich darauf erwidern?

Wir gingen sodann auf eine Besprechung des Familien- und öffentlichen Lebens über, und ich benutzte wiederum die Gelegenheit, um mich über die hervorragenden Eigenschaften der Gesellschaft und der Familie in den Ostseeprovinzen ausführlich zu verbreiten, wobei ich natürlich auch auf die deutschen Frauen zu sprechen kam.

„Ich kann wohl sagen," unterbrach mich wiederum derselbe Major, „daß ich das weibliche Geschlecht genugsam kenne. Ich habe in meinem Leben sowohl mit Französinnen, als auch mit Deutschen und Zigeunerinnen zu thun gehabt, aber große Unterschiede habe ich zwischen ihnen nicht entdecken können, und alle sind sie eigensinnige Dinger."

Bei dieser Bemerkung platzte die ganze Gesellschaft aus, ich aber verstummte, indem ich einen verächtlichen Blick auf diese ganze mir unebenbürtige Gesellschaft warf.

Am folgenden Tag lud man mich gleichfalls zu einem alten Bekannten meines Vaters, dem Gutsbesitzer Matwejew, ein, einem Manne, der über große Mittel verfügte und eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte. Hauptsächlich hatten mich Matwejews deshalb zu sich bitten lassen, weil sie mich über ihren etwa sechzehnjährigen jungen Sohn zu Rate ziehen wollten; dieser war von ausländischen Hauslehrern erzogen worden und es galt jetzt die Frage zu entscheiden, wie und womit man ihn seine häusliche Erziehung abschließen lassen sollte.

Ich traf Vater (es war dies noch ein sehr jugendlich aussehender und rüstiger Mann) und Sohn gerade bei einer Fechtübung.

Der junge Matwejew, der sehr elegant gekleidet war, einen ganzen Wald blonder, sorgfältig frisierter und pomadisierter Haare auf dem Kopfe trug, ungezwungene Umgangsformen zeigte und seine Rede mit Citaten aus russischen Dichtern zu schmücken pflegte, kam mir als eine etwas künstliche und gemachte Erscheinung vor, wie ich sie in Dorpat gar nicht zu sehen bekommen hatte. Matwejew-Vater flocht gleichfalls in seine Rede Verse aus „Jewgeni Onegin“ *) oder „Wehe den Verständigen“ **) ein, und nannte die Beobachtung religiöser Gebräuche ein Vorurteil, bekreuzigte sich aber doch, wenn er sich zu Tisch setzte. Er sagte mir, sein Sohn bedürfe zum Eintritt in die Universität nur einer gewissen Vorbereitung in den alten Sprachen, geriet, als ich ihm von meinem Leben in Dorpat und meiner Thätigkeit an der Universität erzählte, darüber samt seinem Sohn in das größte Entzücken und wäre bereit gewesen, sofort nach Dorpat zu reisen. Ich war froh darüber, in Moskau doch wenigstens eine fortschrittlich gesinnte Familie gefunden zu haben, noch mehr aber darüber, daß ich selbst dem Fortschritte hatte dienen können, indem ich einem jungen Mann zu ernster Universitätsbildung verholfen.

Kaum hatte ich indes mein Gespräch mit dem Vater und dem Sohne beendigt, als man mich auf die andre Hälfte der Wohnung zur Hausfrau und Mutter rief.

„Guten Tag, Monsieur Pirogow, also Sie kommen aus Dorpat? Haben Sie mit meinem Mann gesprochen, ja? Und auch meinen

*) Von Puschkin. Anmerk. d. Uebers.

**) Komödie von Gribojedow. Anmerk. d. Uebers.

Sohn gesehen? Nun, was meinen Sie dazu? Raten Sie uns wirklich, ihn nach Dorpat zu schicken? Dort sind ja doch alle Studenten Jakobiner — schrecklich! Er kann mir da noch ganz zu Grunde gehen."

Alles dies sagte die noch nicht alte, aber offenbar etwas verdrehte Dame in einem Atem, was mich höchlich verdroß und mir Veranlassung zu dem Versuch bot, ihr das Thörichte der Meinung nachzuweisen, die sie sich über Dorpat gebildet hatte; nur war ich nun auch meinerseits so eifrig bei der Sache, daß ich sie bis zuletzt, wo ich mich verabschiedete, nicht zu Worte kommen ließ.

Die beiden Matwejews kamen später in der That mit eigenen Pferden nach Dorpat und der Sohn trat in die Universität ein; ich weiß freilich nicht, ob er viel von derselben profitiert hat. Etwas gleichfalls Russisches, so eine Art äußerlicher Tünche, ließ sich an diesem im übrigen wohldressierten und zugestutzten jungen Manne bemerken. Sein Vater aber verführte nachher irgend ein junges Mädchen in Moskau, entfloh mit ihr und einer größeren Geldsumme ins Ausland und kehrte von da nach zwölf Jahren ohne seine Dame und ohne Geld, aber mit einem Magenkrebs nach Petersburg zurück, wo ich ihn, der schwer krank in einem Hotel lag, besuchte. Sein Sohn war mit ihm auseinandergekommen und wollte nichts mehr von ihm wissen.

Jeder neue Besuch bei meinen Moskauschen Bekannten nährte jenen Widerspruchsgeist, von dem ich einmal erfaßt war, nur immer mehr und mehr. Alles erschien in meinen Augen als zurückgeblieben, fade und lächerlich.

So beschloß ich denn mir bisher noch unbekannte Personen zu besuchen.

Mein Kommilitone J. O. Schichowski hatte mich gebeten, doch nur ja einen seiner vertrautesten Freunde, einen Universitätsbeamten zu besuchen. Das that ich denn auch und erhielt darauf eine Einladung zu einer Abendgesellschaft. Hier nun erschien mir die ganze Gesellschaft und deren Geschwätz bereits bis zu dem Grade unerträglich, daß ich heimlich und ohne Abschied zu nehmen fortging.

Zunächst verwickelte mich die Frau des Professors Ternowski, bei welchem ich ein ganzes Jahr lang Vorlesungen über Osteologie und Syndesmologie gehört hatte, in eine Unterhaltung. Es war dies nicht der letzte in der Reihe jener Originale, die in der Moskauer Universität so sehr für unsre Unterhaltung gesorgt hatten. Schwindsüchtig, klapperdürr, brünett, starrend von dichten, dunklen, borstigen Haaren, mit tiefliegenden, gelblichbraunen Augen, dünnen Beinen,

mit enganliegenden Beinkleidern, die in den mit Trodden verzierten Stiefeln steckten, — so schwebte mir Ternowski immer noch vor Augen; im Winter pflegte er stets in einen ungeheueren braunen Bärenpelz gehüllt, der mit einem verschossenen und abgeriebenen Stoff bezogen war, und dabei in so schleichender, verstohlener Weise zu seinem Kolleg in der Universität zu erscheinen, als ob er gefürchtet hätte, jemand könne ihn wieder von dort fortjagen; mit seinem Dutzend Zuhörer verschwand er dann geradezu in dem ungeheueren, auf dreihundert bis vierhundert Plätze berechneten Amphitheater vollständig.

Indem er sich sodann argwöhnisch nach allen Seiten hin umsah, zog er aus seiner Brusttasche ganz geheimnisvoll ein Stirn- oder Schläfenbein oder sonst einen Knochen hervor, trat hüstelnd und ganz vorsichtig an einen jeden von uns heran, um jenen zu demonstrieren und machte von Zeit zu Zeit eine Anspielung darauf, wie schwer es ihm falle, die Knochen vom Lohderschen Prosektor zu bekommen.

Mit der Gattin eben dieses Herrn traf ich nun auf jener Abendgesellschaft zusammen und erfuhr von ihr, daß ihr Mann, Herr Ternowski — Namen und Vatersnamen habe ich schon vergessen — ein in ganz Europa bekannter Gelehrter sei.

Ich hatte Mühe mein Lachen zu verbeißen. Woher war sie nur auf den Gedanken gekommen? Hatte er sich selbst ihr in diesem Lichte dargestellt, oder hatte sie aus Liebe zu ihm sich diese Ansicht selbständig gebildet? Was sollte ich ihr nun darauf antworten? Um nicht eine Ungezogenheit zu sagen, brach ich lieber die Unterhaltung ganz ab; um indes mein Mißgeschick voll zu machen, mußte ich gleich darauf in dem Gesichtsausdruck eines sehr dicken Herrn, der gerade am Kartentisch saß, etwas bemerken, das mich wie etwas längst Bekanntes anmutete. Ich erkundigte mich, wer es sei und erkannte dann auch sofort in dem Herrn einen meiner Onkel mütterlicherseits, Nowikow, der zu Lebzeiten meines Vaters unser Haus öfter besucht, nach dessen Tode aber nicht verfehlt hatte, völlig zu vergessen, daß wir überhaupt existierten. Sobald diese Erinnerung in mir aufblitzte, retirierte ich sofort, um nicht mit meinem ehrenwerten Oheim zusammenzutreffen und von ihm dann in seine feisten Arme geschlossen zu werden.

Dieses war das Finale meines Aufenthalts in Moskau; es überzeugte mich endgültig von der Ueberlegenheit und Höhe des sittlichen und wissenschaftlichen Niveaus in Dorpat.

In Dorpat gibt es keine Professoren, welche astronomische Beobachtungen für eine leere Spielerei und schon längst in die Praxis

übergegangene chirurgische Operationen für unmöglich, alle ihre Amtsgenossen aber für Halunken halten; dort gibt's auch keine Damen, welche in jedem Studenten einen Jakobiner und in ihren Gatten europäische Berühmtheiten erblicken!

Vor meiner Abreise aus Moskau suchte ich noch die quälende Empfindung loszuwerden, welche die thörichten Streitigkeiten mit meiner Mutter in meiner Seele zurückgelassen hatten; aber erst nach meiner Ankunft in Dorpat bat ich in einem Brief an meine Mutter und meine Schwestern dieselben aufrichtig um Verzeihung. Zurück fuhr ich von Moskau aus mit der Post, und zwar erst in der zweiten Woche der großen Fasten.

* *
*

Mutter und Schwestern hatte ich in Moskau in etwas besseren Verhältnissen als früher angetroffen. Eine Schwester hatte eine Stelle als Aufseherin in einem Mädchenwaisenhause gefunden; die andre gab zu Hause Stunden; meiner Mutter hatte eine bekannte Dame eine kleine Pension ausgewirkt; mein Bruder, der lange Zeit hindurch eine von der Mutter entliehene Geldsumme durchaus nicht hatte bezahlen wollen, war zur Einsicht seines Unrechts gekommen und trug seine Schuld allmählich ab; einiges fügte auch ich von mir aus hinzu. Meine Mutter bewohnte zusammen mit der einen meiner Schwestern und zwei leibeigenen Dienerinnen eine kleine Wohnung von drei Zimmern.

Ich, der ich vier Jahre in den freien baltischen Landen verlebt hatte, konnte es natürlich nicht ruhig mit ansehen, daß diese zwei Wesen, eine Alte und eine Junge, uns wie die Sklavinnen dienten und ich drang meiner Mutter gegenüber darauf, daß man sie frei lasse.

„Ja, ich hätte sie selbst natürlich schon längst freigelassen," sagte mir meine Mutter, „wenn ich nicht gefürchtet hätte, es dann mit dem Gericht zu thun zu bekommen."

„Was, wie so denn?"

„Na, einfach deshalb, weil ich gar keine Dokumente darüber habe, daß sie mir leibeigen angehören. Weiß der Himmel, wo die Papiere geblieben sind, und woher ich mir dieselben jetzt noch verschaffen soll."

Und in der That hatten geschäftskundige Personen meiner Mutter geraten, die Angelegenheit lieber nicht aufzurühren, vielmehr alles der Zeit und Gott anheimzustellen. Das that sie denn auch. Die junge Leibeigene, ein ziemlich hübsches Mädchen, wäre beinahe einem Moskauschen Wüstling in die Hände geraten, heiratete später

aber doch glücklich, ohne daß weitere Dokumente dazu nötig gewesen wären. Die andre, eine schon alte Person, Proskowja Kirillowna, dieselbe, deren Märchen vom weißen, schwarzen und roten Männlein ich bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen habe, kam später, im Jahre 1840, mit meinen Schwestern zu mir nach Petersburg. Und erst hier gelang es mir, ihr, die uns so viele Jahre hindurch als Leibeigene gedient hatte, den Freibrief durch einen Polizeibeamten zu verschaffen, dem ich dafür fünfundzwanzig Rubel zum Präsent machte.

Dergestalt war das Leibeigenschaftsrecht, und selbst diejenigen, die den lebhaftesten Wunsch fühlten, ihm zu entsagen, konnten dies doch nur mit der größten Mühe bewerkstelligen.

In Dorpat.

56.

Im Jahre 1833 beendigte und verteidigte ich meine Doktordissertation, so daß mir nur noch erübrigte, auf die Entscheidung des Ministeriums über meine Reise ins Ausland zu warten.

Diese paar Monate waren die angenehmsten meines Lebens. Zudem lebten gerade um diese Zeit bei Moier oder richtiger gesagt bei Katharina Afanasjewna zwei junge Mädchen, ein Fräulein Lawrow und ein Fräulein Wojeikow. Woher die erste war, das weiß ich nicht, aber Katharina Afanasjewna interessierte sich für sie, las und arbeitete mit ihr weibliche Handarbeiten. Die Familie Moier und ich mit ihr lebte damals auf dem Lande in Sadjer, etwa zwölf Werst von der Stadt entfernt. Fräulein Lawrow, ein brünettes Mädchen von bräunlicher Gesichtsfarbe, hatte in dem Ausdruck ihrer schwarzen, im übrigen ganz hübschen Augen etwas Seltsames. In der That war sie denn auch ein etwas seltsames Wesen, das sich fast immer für irgend etwas begeisterte und von den allergewöhnlichsten Dingen mit ein wenig singender Stimme und in fröhlichem Ton zu reden pflegte. Sie ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil sie sich einmal mit mir geprügelt hat.

Damals lachte man vielfach über diese Scene, die im übrigen natürlich keine rohe Schlägerei, sondern eher der Kampf eines jungen Mannes mit einem hübschen jungen Mädchen war.

Die Sache war aus einer ganz nichtigen Veranlassung entstanden: wir hatten über irgend etwas zu streiten begonnen und ich hatte irgend etwas wie: „Aber das ist doch sehr dumm," gesagt, als Fräulein Lawrow sich plötzlich mit einem ganz eigenen, fast wahnsinnigen Ausdruck in ihren schwarzen Augen auf mich stürzte und in der offenen Absicht, mich zu Boden zu werfen, mich an den Schultern packte. Ich verteidige mich, fasse sie, da ich sehe, daß sie sich nicht beruhigen will, auch meinerseits an den Schultern und beginne, sie aus Leibeskräften zu schütteln, worauf sie in lautes Schluchzen ausbricht.

Man sucht sie irgendwie zu beruhigen, aber sie stürzt sich von neuem auf mich.

„Ich bin eine Dame," ruft sie laut, „ich bin eine Dame und Sie dürfen sich nicht so rücksichtslos gegen mich benehmen."

„Und ich bin ein Mann," rufe ich meinerseits nicht weniger laut aus, „benehmen Sie sich so, daß ich Rücksicht gegen Sie üben kann."

Hierauf beginnt ein neues Handgemenge und nun erst trennt man uns endgültig voneinander.

Am folgenden Tage verkehren wir wieder miteinander so, als ob zwischen uns gar nichts Besonderes vorgefallen wäre; aber Fräulein Lawrow begeht eine neue Dummheit, indem sie ins Vorzimmer läuft, um dem zu einem Abschiedsbesuch zu uns gekommenen Alexander Wittgenstein den Paletot zu reichen.

„Aber, liebes Kind, warum hast du das eigentlich gethan? Das kommt dir doch nicht zu," bemerkte ihr später Katharina Afanasjewna.

„Warum soll ich dem Sohne eines so berühmten Feldherrn wie der Fürst Wittgenstein nicht den Paletot reichen?" fragte Fräulein Lawrow darauf ganz exaltiert.

Die andre interessante Persönlichkeit, der gegenüber man unmöglich gleichgültig bleiben konnte, Katja Wojeikow, war eine Enkelin von Katharina Afanasjewna Protassow und Tochter des freilich nicht von gerade sehr anziehender Seite bekannten Dichters Wojeikow-Vulkan (Wojeikow war nämlich auch lahm), der seine bezaubernde Venus einem kriegerischen Mars abgetreten hatte.

Fräulein Wojeikow war, nachdem sie eben ihre Erziehung im Katharineninstitut abgeschlossen hatte, zu ihrer Großmutter nach Dorpat gezogen. Nicht schön, aber sehr nett und interessant, war sie immer heiter und zum Lachen aufgelegt.

Vor meiner Abreise ins Ausland hat sie meine Einbildungs-

kraft nicht selten beschäftigt, wenn sie auch keinen tiefen Eindruck auf mich hervorbrachte, da die Mängel ihrer Pensionserziehung und ihrer oberflächlichen Lebensanschauung durch anderweitige Vorzüge äußerer Natur nicht ausgeglichen werden konnten.

Nichtsdestoweniger suchten doch sowohl ich als auch viele andre dem interessanten und netten Mädchen zu gefallen und ihr, was wir nur konnten, zuliebe zu thun. So richteten wir z. B. ein Liebhabertheater ein und spielten den „Krautjunker“; ich gab den Mitrofanuschka und war sehr zufrieden, als ich durch mein Spiel Fräulein Wojeikow zum Beifallklatschen und Lachen brachte.

In andern Familien war ich nicht bekannt, weibliche Gesellschaft war mir fremd und deshalb mußte natürlich das Erscheinen jedes neuen weiblichen Gesichts in dem mir bekannten Hause notwendigerweise einen höchst angenehmen Eindruck auf mich machen.

In Dorpat herrschte damals unter den Studenten der Brauch, sich noch während der Studienzeit unter den Töchtern der Bürger, Beamten und Professoren eine Braut zu wählen. Das verlobte Paar pflegte dann mehrere Jahre auf seine Vereinigung zu warten. Einmal passierte es nun, daß ein solcher Bräutigam der Kronstipendiat war, nach Ablegung seiner ärztlichen Prüfung sich irgend wohin in ein elendes kaukasisches Städtchen begeben mußte. Er benachrichtigte von dort aus seine Braut über seinen nunmehrigen Aufenthaltsort, und das achtzehnjährige Mädchen, das vorher niemals über seine Vaterstadt hinausgekommen war, setzte sich, ohne die Gesellschaft zufälliger Reisegefährten, wie z. B. junger Offiziere oder Junker, zu fürchten, ruhig in den Postwagen und kam gesund und wohlbehalten in jenem öden Nest an, um sich daselbst mit ihrem Bräutigam trauen zu lassen.

Dafür passierte aber auch ein andres Mal folgende Geschichte.

Eine Braut, die schon lange gewartet hatte und gar nicht mehr wußte, wo sich ihr Bräutigam eigentlich befände, hielt es nicht länger aus und verlobte sich mit einem andern.

Da erscheint aber plötzlich der erste Bräutigam, vernimmt von der Untreue seiner Braut, gibt ihr, als er sie einmal auf einem Ball im Klub trifft, eine Ohrfeige und verschwindet.

Für uns Russen hatte dieser deutsche Brauch wenig Verlockendes. Allein Filmofitzki (Professor der Physiologie in Moskau) hat vor seiner Abreise ins Ausland geheiratet und zwar die von Jazykow besungene Marie Petrowna. Die Verse:

„Es lebe Maria Petrowna,
Ihr Händchen, ihr Füßchen auch,“

hörte man nicht selten sowohl auf der Straße, als auch in den geselligen Zusammenkünften der russischen Studenten als feierlichen Hymnus zu Ehren der russischen Schönheit absingen, und ich weiß nicht, wie Filmositzki bei folgenden Worten zu Mute gewesen sein mag:

„Selig, wer dereinst die Holde
Träumen darf zu nennen sein,
Sel'ger der Student, des Bild sie
Trägt im tiefsten Herzensschrein."

Ach ja, ich habe noch Stepan Kutorga vergessen, der sich in die Tochter eines Schuldirektors verliebte, in dessen Hause er wohnte. „Allein kann man auf der Erde nicht sein," pflegte Kutorga zu seiner Entschuldigung anzuführen.

Noch einer, mein alter Freund Zagorski (Zögling der Akademie der Wissenschaften) heiratete in Dorpat die Tochter einer Frau Exe, mit der er sehr lange und glücklich gelebt hat. Und so haben von uns dreiundzwanzig Russen (einundzwanzig aus dem Professoreninstitut und zwei Zöglingen der Akademie) drei in Dorpat geheiratet und nur zwei sind gestorben.

57.

Ich erinnere mich nicht, ob ich damals bei meiner Abreise von Dorpat ins Ausland meinen inneren Menschen vor mir selbst zu analysieren versucht habe; ein Tagebuch hatte ich damals schon über ein Jahr lange nicht mehr geführt, aber mein geistiges Leben um jene Zeit erscheint mir, ich weiß selbst nicht warum, sogar nach Verlauf ganzer achtundvierzig Jahre ungewöhnlich klar liegend.

Ich bin sogar überzeugt, daß meine Analyse jetzt, im Jahre 1881, richtiger und klarer als jene frühere sein wird, die vielleicht gar nicht einmal existiert hat. Jedenfalls wäre jene frühere Analyse nicht so unparteiisch ausgefallen wie die jetzige.

Ich will mit der Hauptsache, mit meiner damaligen Weltanschauung, beginnen.

Diese neigte sich ungeachtet des damals in der deutschen Wissenschaft und Weltanschauung noch merklich vorherrschenden Idealismus bereits entschieden dem Materialismus zu, und zwar infolge meiner groben Unkenntnis gerade der Materie einem Materialismus der

allergröbsten Art. Die rituell-religiöse Richtung, wie ich sie noch aus Moskau mit mir genommen, hatte in mir völliges Fiasko gemacht. Mit dem Geiste der christlichen Lehre war ich völlig unbekannt und infolgedessen kannte ich auch nicht oder wünschte ich gar nicht einmal die Grundlagen des Christentums kennen zu lernen, wie sie im Evangelium und den Briefen der Apostel uns überliefert sind; ich verwarf völlig die Möglichkeit eines jenseitigen Lebens als Vorurteil und auf keine Thatsache gegründete Illusion und des Gelehrten Religion durfte in meinen Augen nur der Stoicismus sein.

Inzwischen gab aber in Wirklichkeit dieser ganze religiöse Radikalismus meiner Seele keine Ruhe und Festigkeit. Wenngleich ich mir darüber nicht klar bewußt wurde, so fühlte ich es doch, daß das erste Unglück, die erste ernstliche Prüfung dieses mein ganzes Gebäude bis auf den Grund erschüttern müßte. Um diesen inneren Widerspruch in mir zu ersticken, mußte ich Selbstvergessenheit in meinen wissenschaftlichen Studien suchen, da mein Organismus für anderweitige, sinnliche Genüsse zu schwach und nervös war, somit keine Uebersättigung vertrug und jedes Uebermaß im Genuß nur mit Widerwillen aufnahm.

Mein an reizlose Kost gewöhnter Magen vertrug weder im Essen noch im Trinken ein Ueberschreiten der normalen Grenzen. Nur zweimal in meinem Leben bin ich wirklich betrunken gewesen und beide Male habe ich mehrere Tage lang ganz ernstlich zu leiden gehabt. Mein Vater konnte gleichfalls geistige Getränke nicht vertragen und bekam von einigen Glas Wein bereits heftiges Erbrechen. Außerdem begann ich in Dorpat an einem Darmkatarrh periodisch zu leiden, der sich nachher bei mir zu einer beständigen Krankheit gestaltet hat.

Und noch ein Umstand trug in Dorpat zur Entwickelung dieser meiner Krankheit bei. Ich hatte mich nämlich einmal erkältet und Inosemtzew glaubte mir gewisse bittere Pillen verschreiben zu müssen, die, soweit ich mich erinnern kann, noch eine Beimischung von irgend einem Metall in sich enthielten. Ich nahm diese Pillen ein halbes Jahr lang ein, bis ich endlich eines schönen Morgens einen schweren Druck im Magen fühlte, Widerwillen gegen jede Nahrung empfand und gelb wie eine Zitrone wurde. Es war gerade Winterszeit, ich fuhr aber zunächst doch noch fort auszugehen und im anatomischen Theater zu arbeiten. Schließlich wurde es mir aber doch zu arg, ich sah mich genötigt, zu Hause zu bleiben und begann in meiner Wohnung in der Klinik regelmäßig vor dem Schlafengehen warme Seifenbäder zu nehmen sowie Thee mit Moosbeerensaft zu

trinken, bis endlich meine Gelbsucht allmählich zu schwinden begann. Seit der Zeit fing mein Darmkatarrh an häufiger wiederzukehren und längere Zeit hindurch, zuweilen sogar einen ganzen Monat lang, zu dauern. Nun muß man wissen, daß in Dorpat der Bandwurm eine ganz gewöhnliche, epidemische Krankheit ist; bei Obduktionen findet sich selten eine Leiche, bei der man nicht in den Därmen ganze Knäuel desselben anträfe. Deshalb dachte ich anfangs, daß mein Katarrh daher käme; da ich aber niemals etwas gefunden, was diesen Verdacht hätte bestätigen können, so mußte ich diese anfängliche Vermutung wieder aufgeben. Uebrigens litt ich außer dem Darmkatarrh auch nicht selten noch an einem Bronchialkatarrh, vielleicht sogar an Tuberkeln; damals war ich wenigstens davon überzeugt, daß ich bereits an den ersten Stadien der Tuberkulose leide. Beim Husten, der bei mir bisweilen fünf bis sechs Wochen lang andauerte, verfolgte ich beständig vor dem Spiegel die Entwickelung eines roten Flecks auf meiner linken Wange, den ich für das Anzeichen eines zehrenden Fiebers hielt. Moier und diejenigen meiner Kommilitonen, welche meine Bedenken kannten, machten sich über mich lustig; aber mein Tagebuch von damals, welches eine Zeit lang von meiner Frau aufbewahrt wurde, bezeugt klar, daß meine bezüglichen Ueberzeugungen durchaus ernster Natur waren. Ich redete nämlich in demselben in meiner Melancholie von nichts andrem mehr, als wie ich noch mein Leben bis zum dreißigsten Jahre hinziehen könnte, um dann die müden Knochen zur ersehnten Ruhe auszustrecken.

Das war im Jahre 1831 geschrieben.

Dieses Tagebuch bezeugte ferner noch, daß nicht allein gastronomische Genüsse mir nicht bekamen; auch geschlechtliche erregten in mir nachher nur Widerwillen und Mißbehagen.

An einer Stelle meines Tagebuchs aus jener Zeit fand sich nach einem melancholischen Passus folgender Zusatz: omne animal post coitum triste. Endlich vertrug mein Organismus damals auch ein weiteres Mittel zur leichteren Selbstvergessenheit, den Tabak, noch nicht.

Da ich einen sehr stumpfen Geruchssinn hatte (ich vermag nur scharfe flüchtige Essenzen zu riechen), so empfand ich auch gar kein Bedürfnis, bei meinen Arbeiten an Leichen zu rauchen; erst in meinem einunddreißigsten Lebensjahr fühlte ich nach einer schweren Krankheit zum erstenmal den Wunsch, eine Zigarre zu rauchen; seit der Zeit habe ich denn mit dem Rauchen begonnen und es zuweilen in starkem Maße geübt.

Da ich somit von Natur keine Neigung zu sinnlichen Genüssen hatte und keine Uebersättigung vertrug, so mußte ich allein schon um deswillen mich ausschließlich wissenschaftlichen Studien widmen. Ein zweites Agens war zudem meine lebhaft entwickelte Wißbegier.

Meine schon früh in mir zur Entwickelung gekommene Liebe zur Wissenschaft hatte nur die gefährliche und schlimme Seite, daß sie meine Frühreife, Selbstgewißheit und Selbstüberhebung in hohem Maße förderte.

Als ich z. B. nach Dorpat kam, war ich auf dem Gebiet der Ophthalmologie noch völlig unbewandert, gleichwohl aber erlaubte ich mir, nachdem ich gleich anfangs einmal nur das Wellersche Handbuch durchgelesen hatte, mich mit Moier in der Klinik wegen eines Augenkranken in einen Streit einzulassen. Mir war es nämlich so, als ob man nach Weller die betreffende Krankheit anders nennen müsse, als dies Moier gethan. Später habe ich selbst tüchtig über mich lachen müssen. Ein andres Mal stellte mich mein Eigendünkel wirklich schon als reinen Narren hin, indem er mich einen Vorschlag, den ich gerade machen zu müssen glaubte, nicht ordentlich bedenken und überlegen ließ.

Der Vorfall ist mir noch jetzt erinnerlich und macht mich noch immer schamrot, wenn ich daran denke, was ich damals für einen Blödsinn im Kreise meiner Kameraden und im Beisein Moiers in Vorschlag gebracht habe.

Noch in Moskau hatte ich ganz flüchtig von irgend jemand gehört, daß man kranke Gelenke wegschneiden und künstliche wieder einsetzen könne. In völliger Unkenntnis der Chirurgie nach Dorpat gekommen, mache ich einmal, gleich in der ersten Zeit, wo ich noch nichts von Resektionen der Gelenke gelesen hatte, in der Klinik am Bette eines Kranken einem Kommilitonen gegenüber plötzlich den Vorschlag, man möge doch das Gelenk absägen und ein künstliches einsetzen.

„Was sagen Sie da?" fragt uns Moier, der unser halblaut geführtes Gespräch gehört hatte.

Mein Kommilitone teilte nun Moier mit, daß ich in Moskau gesehen oder gehört habe, daß man künstliche Gelenke aus Elfenbein an die Stelle amputierter setzen könne.

Moier schüttelte natürlich den Kopf und begann sich darüber lustig zu machen, daß ich einem solchen Unsinn habe Glauben schenken können. Nun hatte ich aber diesen Unsinn selbst erfunden und mußte mir daher auf die Zunge beißen und über meine eigene Albernheit lachen. Hier spielte die Hauptrolle nicht sowohl Unkenntnis und

grobe Unwissenheit als vielmehr meine Unüberlegtheit, eine Folge meines Eigendünkels, der mich nicht überlegen und allseitig bedenken ließ, was ich sagen oder thun wollte.

Nach fünfjährigem Aufenthalt in Dorpat konnte ich aber endlich ohne Selbstgefälligkeit und Eigendünkel mich für genügend vorbereitet zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung ansehen. Aus der Anatomie hatte ich einige Gebiete so gründlich bearbeitet, daß z. B. im Studium der Fascien kaum jemand mich an Erfahrung übertreffen mochte. Davon konnten sich auch später in Berlin die Professoren Schlemm und Johannes Müller überzeugen. Mit der Chirurgie hatte ich mich nach Monographien und zwar immer unter Hinzuziehung der chirurgischen Anatomie beschäftigt, die ich an Leichen studierte.

Der Mangel an Leichen in Dorpat war wenigstens insoweit von Nutzen, als er das vorhandene Material sorgfältigst zu utilisieren zwang. Kein Wunder, daß, wenn man einmal eine Leiche zur freien Verfügung erhielt, man sich auch Tag und Nacht mit ihr abgab, nichts unbenutzt liegen ließ und alles möglichst lange sich zu erhalten bestrebt war.

Meistenteils bekam man die Leichen aus Riga durch die Post, wobei sie im Winter fast immer ganz gefroren waren. Ich erinnere mich noch eines komischen Vorfalls, der hierbei einem meiner Kommilitonen passierte. Er präparierte nämlich gerade das Perinäum an einer halbgefrorenen Leiche, wobei er deren Schenkel an den Leib heranzog und die Beine nach oben streckte. Da es Nacht war, so hatte er einige Lichte in niedrigen Leuchtern der Leiche auf die Füße und auf den Leib gelegt. Ganz in seine Präparierarbeit vertieft, erhält er plötzlich von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige, die Lichte fallen zu Boden, verlöschen und im Zimmer wird es vollständig dunkel. Man kann sich die Verwunderung und den Schreck des jungen Anatomen vorstellen, der mit seiner schmerzenden Backe sich so ganz im Finstern sah. Er erhob ein Geschrei, der Bedienstete aus der Apotheke kam mit Licht herbeigeeilt und die Sache fand nun alsbald ihre Erklärung. Die halbgefrorene Leiche war aufgetaut, die nach oben gehobenen Beine, natürlich sogleich niedergesunken, hatten die Leuchter fallen lassen und dem zwischen ihnen mit nach unten gebeugtem Kopfe arbeitenden Anatomen eine Ohrfeige versetzt.

Reise ins Ausland.

58.

Im Mai des Jahres 1833 kam endlich die Entscheidung, daß wir ins Ausland abreisen sollten.

Alle Mediziner mußten nach Berlin, die Naturwissenschaftler nach Wien, alle übrigen, Juristen, Philologen und Historiker, gleichfalls nach Berlin gehen. Nach Frankreich und merkwürdigerweise auch nach England ließ man niemand von uns reisen.

Ich fuhr mit einem Dorpater Freunde, der später als Arzt am Moskauschen Findelhause angestellt war, Samson von Himmelstjerna und meinem Kommilitonen vom Professoreninstitut Kotelnikow nach Berlin ab.

Bei Kotelnikow muß ich etwas länger verweilen, da er mein Interesse immer in hohem Grade auf sich gezogen hat.

In unserm Professoreninstitut gab es zwei Schwindsüchtige im letzten Stadium dieser Krankheit: Schkljärewski und Kotelnikow. Der erstere, ein dem Anschein nach gesunder, voller Blondin mit gut gebauter Brust, der immer mit lauter Stimme zu sprechen pflegte, begann plötzlich Blut zu speien und starb an der galoppierenden Schwindsucht. Es war das ein Poet, dessen Seele ganz dem Schönen und Erhabenen zugewandt war. In seinen Gedichten trat ein gewisser mystischer Zug zu Tage; in einem derselben z. B., das zur Feier des Neujahrstages gedichtet war, wandte sich Schkljärewski mit folgenden Worten an die versammelten Freunde:

Einsam gingen wir vor Zeiten
Jeder einsam seine Bahn —
Dunkle Nebel uns zur Seiten
Und die Blicke himmelan!

Heute geht's auf gleichen Wegen,
Gleiche Arbeit ward uns Lust —
Deine Freundschaft bringt mir Segen
Und ich häng' an deiner Brust.

Wie indes später die Zeit gelehrt hat, waren weder unsre Herzen so geeint, noch die Wege, die wir jeder wandelten, so gleich, wie es dem begeisterten Jüngling wohl erscheinen mochte.

Andernfalls wäre es undenkbar, daß ich von einigen von uns nun schon an die dreißig Jahre rein gar nichts gehört haben sollte.

So habe ich z. B. gleich von Kotelnikow schon vierzig Jahre lang nichts vernommen. Uebrigens, nein, doch nicht; ich habe doch gehört, daß seine Tochter (er war nach mir das jüngste Mitglied des Professoreninstituts) Korguchtrotzki geheiratet hat, welcher mindestens sieben bis acht Jahre älter als Kotelnikow war. Außerdem weiß ich noch von diesen beiden, daß sie Professoren in Kasan waren und wenn ich mich nicht irre, so habe ich auch Kotelnikows Visitenkarte bei mir in Berlin gesehen.

Dieser junge Mann war damals, vor achtundvierzig Jahren, in meinen Augen eine Art Phänomen. Jetzt weiß ich aus Erfahrung, daß mit siebzehn- bis zwanzigjährigen jungen Leuten bisweilen geradezu unverständliche Veränderungen sowohl in physischer wie auch in sittlicher Beziehung vorzukommen pflegen; aber in den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts war Kotelnikow, der bis zum Skelett abgemagert, sich kaum noch auf den Beinen zu halten vermochte, ganze Monate lang an zehrendem Fieber litt und vor Blutspeien und in den Kavernen angesammeltem Schleime kaum zu Atem kommen konnte, und sodann später derselbe Kotelnikow, der zusammen mit uns in Riga zechte und in der Folge sich seines dolce far niente in Berlin erfreute — ich sage, für mich waren diese beiden Vorstellungen nicht in dem einen Bilde Kotelnikows zu vereinigen. Galt dieses von seiner physischen Natur, so stellte er auch in seiner geistigen zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten in sich dar.

Der eine Kotelnikow, ein kranker und schwächlicher Mensch, aber nach der Versicherung der Professoren Struve und Barthels und der Behauptung seiner eigenen Kommilitonen ein genialer Mathematiker, sitzt Tag und Nacht über seinen mathematischen Berechnungen und hat die gesamte Weisheit der Laplaceschen Himmelsmechanik ergründet; von ihm erwartet man allgemein, daß er in der Reihe der russischen Mathematiker noch über Ostrogradski hinaus dereinst den ersten Platz einnehmen werde; darauf macht wenigstens Struve selbst einige Anspielungen. Eins nur ist ein Elend, daß seine Gesundheit so zerrüttet ist. Aber ganz unerwarteterweise wird es damit besser, Kotelnikow aufersteht von den Toten und nach zwei Jahren ist er in sittlich geistiger Beziehung nicht mehr wiederzuerkennen.

Täglich konnte man Kotelnikow in den Konditoreien, außerhalb der Stadt belegenen Vergnügungsorten oder einfach auf den Straßen Berlins antreffen, wie er entweder irgend eine Zeitung las, oder, was am häufigsten vorkam, gar nichts that; um Bücher und Vorlesungen kümmerte er sich einfach nicht und ich erinnere mich noch, wie er mir einmal gestanden hat, er sei noch kein einziges Mal

in dem Kolleg eines Professors gewesen, der ein damals bekannter Mathematiker war.

Die Frauen begannen auf Kotelnikow, aber wie früher in ganz platonischer Weise, ihren Zauber zu üben, und Kotelnikow bummelte und schaute ihnen in die schönen Augen, ohne sich irgendwie etwas sittlich Anstößiges zu erlauben.

„Was ist mit dir eigentlich geschehen?" fragte ich ihn häufig, wenn er vor Langeweile zu mir kam.

„Mir liegt da etwas," sagte er, indem er auf seine Stirn wies, „so wie ein Stein, und zuweilen benimmt es mir sogar den Atem; nachts öffne ich manches Mal das Fenster und stelle mich im bloßen Hemde dem Winde entgegen oder laufe eiligst auf die Straße hinaus."

Uebrigens wollte über diesen Gegenstand zwischen uns nie ein rechtes Gespräch in Fluß kommen und wir pflegten bald auf Tagesereignisse überzugehen. So vergingen uns denn die zwei Jahre in Berlin. Ich hatte diesen äußerst gutmütigen und originellen Menschen sehr gern und bin mit ihm auch von Berlin nach Rußland zurückgekehrt.

Diese Reise will ich später beschreiben und hier zunächst nur die Bemerkung einflechten, daß ich mich in Riga, ungeachtet einer schweren Krankheit, die mich damals gerade befallen hatte, doch nicht des Lachens enthalten konnte, als ich Kotelnikows Koffer zu Gesichte bekam; ich erinnerte mich nämlich dabei der komischen Grimassen, die ich auf den Gesichtern der deutschen Postillone bemerkt hatte, wenn sie beim Hinüberschaffen dieses Koffers von einem Postwagen zum andern in demselben das Klappern irgend eines harten Gegenstandes vernahmen, der aus einer Ecke des Koffers in die andre hinüberrutschte. In Riga aber erfuhr ich, daß der Koffer nichts weiter enthielt als ein Paar alter abgetragener Stiefel von Kotelnikow.

Man kann sich vorstellen, wie angenehm mir die Reise von Dorpat nach Riga war. Rosige Hoffnungen für die Zukunft, die Aussicht auf ein neues Leben in den Pflanzstätten der Wissenschaft und Zivilisation, die Gesellschaft zweier mich ansprechender Kommilitonen und das schöne Frühlingswetter, alles erfreute und erheiterte meine junge Seele.

Zu meinen vielen damaligen Mängeln und Schwächen rechne ich auch noch den Fehler, daß ich über meine Ausgaben Buch zu führen weder Kraft noch Lust hatte. Ungeachtet meiner Armut, ungeachtet dessen, daß ich beim Zusammenleben mit meiner Familie doch den Wert des Geldes hätte kennen müssen, da ja dort keine

Kopeke ohne Grund verausgabt wurde, vermochte und wünschte ich doch nicht über meine Ausgaben ordentlich Rechnung zu führen, sobald dieselben in mein freies Verfügen gestellt waren.

Wenn ich am Anfang des Monats mein Gehalt bekommen hatte, so konnte ich doch nie mit demselben ganz auskommen und es ist mir in Dorpat nicht selten passiert, daß ich gegen Ende des Monats mir weder Zucker noch Thee kaufen konnte; dann traten an Stelle des Thees Kamillen, Pfefferminze und Salbei. Da man uns bei unsrer Abreise ins Ausland eine für uns ziemlich beträchtliche Summe im voraus zahlte — außer den Reisekosten bekamen wir noch unser ausländisches Gehalt (800 Thaler jährlich) auf ein halbes Jahr pränumerando ausgezahlt —, erging es diesem Gelde ganz ebenso, wie meinem Monatswechsel in Dorpat.

Als wir nach dem baltischen Eldorado, Riga, gekommen waren, empfanden wir alle eine Art unwiderstehlichen Bedürfnisses, uns etwas zu verlustieren und statt daß wir nun an unsern Bestimmungsort geeilt wären, schlug jemand von uns vor, wir sollten doch nach Berlin lieber auf dem Seewege über Kopenhagen, Hamburg und Lübeck fahren. Weder wir, noch unsre Universitätsobrigkeit, noch auch das Ministerium hatten gewußt, daß es höchst unökonomisch und unproduktiv ist, sich im Frühling zum Studium auf ausländische Universitäten zu begeben.

Das nach Ostern beginnende Sommersemester ist sehr kurz und unbequem und man sollte seine Studien erst im Herbst, in der Mitte des Oktober, daselbst anfangen.

Nachdem wir so unsre Reisezeit durch die Wahl des Seeweges über Kopenhagen noch mehr verlängert hatten, konnten wir erst gegen Ende Mai in Berlin anlangen, das Semester aber dauerte nur bis Mitte August und für die Vorlesungen mußten wir gleichwohl das volle Semesterhonorar erlegen. Ueber Kopenhagen nach Berlin fahren wollen hieß in damaligen Zeiten so viel wie auf eine Gelegenheit warten, d. h. ein Kauffahrteisegelschiff in Riga ausfindig machen müssen.

Dazu waren noch weitere zwei Tage nötig, was mit den zwei andern von uns bereits in allerlei, freilich durchaus nicht liederlichen Lustbarkeiten verbrachten nun schon vier Tage ausmachte, die nicht nur ohne Nutzen für uns, sondern sogar noch zum Schaden unsrer Beutel in den Strom der Ewigkeit versunken waren. Endlich fanden wir einen dänischen Segler, der, soweit ich mich erinnere, fast ohne Ladung nach Kopenhagen zurückging. Unser waren acht Mann und wir alle machten zum erstenmal in unsrem Leben eine Seereise.

Natürlich fing die Geschichte zunächst mit der Seekrankheit an. Am nächsten Tage lagen wir alle lang ausgestreckt da und verfluchten die Stunde, da wir uns zu dieser Fahrt entschlossen hatten. Am folgenden Tage wurde es noch ärger, denn es erhob sich ein Sturm und das Schiff begann dermaßen zu stampfen und zu schlingern, daß wir alle überzeugt waren, es müsse in jedem Augenblick bersten und in tausend Splitter zerschellen. Einer von uns kroch aufs Deck hinauf und flehte den Kapitän an, er möchte doch irgendwohin zurück ans Land fahren; wir andern mußten ungeachtet unsrer betrüblichen Lage zusammen mit dem Kapitän über diesen naiven Vorschlag unsres Kommilitonen laut auflachen. Dann kam eine dunkle stürmische Nacht und wir schwebten (ich glaube es war in der Nähe von Bornholm) in ernstlicher Gefahr, was auch der Kapitän selbst zugestand. Die Masten krachten ganz furchtbar, die Wellen spielten mit dem Fahrzeug wie mit einem Ball, der Regen floß in Strömen hernieder und in dem dichten Nebel konnte man nicht die Hand vor Augen sehn. Uns hatte man alle unten in einer großen Kajüte eingesperrt und erlaubte uns nicht auf Deck zu kommen.

Es war einfach fürchterlich! Zudem schien die Nacht gar kein Ende nehmen zu wollen und das Krachen des Mastenwerks, das Pfeifen und Heulen des Sturmes und das Gebrause der Wogen erschien in der Dunkelheit nur noch schrecklicher und unheimlicher. Ganze drei Tage lang dauerte der Sturm und hierauf trat für einen ganzen Tag Windstille ein, so daß wir erst nach einer Woche in Kopenhagen ankamen.

Zum erstenmal in meinem Leben befand ich mich in einer ausländischen Stadt. Was war nun mein erster Eindruck? Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß mir vor allem eine mir bis dahin ganz unbekannte Sauberkeit und sodann die große Anzahl hoher cylindrischer Pappeln aufgefallen ist, welche der Stadt ein mir gleichfalls ungewohntes Ansehen gaben. Ich machte mich sofort daran, die einzelnen Hospitäler und Kliniken zu besuchen, nachdem ich zuvor den betreffenden Direktoren meine Visite abgestattet hatte. Man empfing mich sehr liebenswürdig, denn offenbar hatten die dänischen Professoren noch nicht unter dem Zudrang wißbegieriger Ausländer zu leiden. Nur einer, der übrigens kein Professor, sondern ein in Kopenhagen damals bekannter Operateur (und zwar gerade Lithotomist) war, schien über meinen Besuch sichtlich erstaunt und erlaubte mir nicht bei seinen Operationen anwesend zu sein, indem er mir kurz und bündig erklärte, daß dieses nicht angängig wäre.

Schon damals trat der Haß der Dänen gegen die Deutschen deutlich zu Tage, und es gab auch offenbar im Gelehrtenstande zwei einander feindlich gegenüberstehende Lager. Einige dänische Doktoren und Prosektoren, die mir gegenüber die größte Liebenswürdigkeit bezeigten, ließen mich bei der ersten passenden Gelegenheit einen Einblick in ihre, von Haß gegen die Deutschen erfüllte Seele gewinnen: „Alle wollen wir freundlich empfangen, nur die Deutschen nicht, diese unsre schlimmsten Feinde.“

Dieser Worte mußte ich lebhaft gedenken, als ich im Jahre 1863 wieder in Berlin war.

Von Hamburg nach Berlin fuhr ich in einem Postwagen, in welchem ich Zeit fand, mich allen möglichen Gedanken hinzugeben. „Weswegen,“ so fragte ich mich z. B. unterwegs, „weswegen habe ich mir nun eigentlich so viel buntseidene Taschentücher in Hamburg gekauft? Sie gefallen mir ja sehr und außerdem braucht sie auch mein alter lieber Moier, aber er schnupft ja und kann deshalb keine weißen Taschentücher brauchen — was soll aber ich mit ihnen anfangen, der ich ja doch gar nicht schnupfe? Aber einerlei, was kann ich denn doch viel dabei ausgegeben haben? Indes — laß doch sehen, wie viel es im ganzen betragen mag!“ Und so machte ich mich denn wohl zum erstenmal in meinem Leben daran, meine Ausgaben den Einnahmen vergleichend gegenüberzustellen und sehe zu meinem Schrecken, daß ich am Ende gar nicht ein halbes Jahr mit dem werde auskommen können, was ich noch in meiner Tasche übrig habe. „Aber das kann doch eigentlich gar nicht möglich sein, da will ich doch lieber gleich einmal mein Geld ordentlich zusammenzählen, da ja glücklicherweise keine weiteren Passagiere im Wagen sind.“ So beginne ich denn aus der Seitentasche meines Rockes herauszuziehen, erstens — „na, was ist denn aber das? Aha, der dänische Paß! Solche Halunken, nehmen sie einem noch an die drei Thaler für den Paß ab, der einem weiß der Kuckuck was nützen soll! Höchstens zieht man sich mit ihm nur noch neue Scherereien zu. Es ist wirklich eine Frechheit, auf diese Weise den durchreisenden Fremden seine Pässe aufzuzwingen, nur um ihnen noch ein paar Thaler mehr abzuzwacken.“ Während ich so diesen meinen ärgerlichen Gedanken nachhänge, hält der Wagen plötzlich an, die Thür wird geöffnet und zu mir herein steigt ein Offizier. Nichts zu machen — bitte sehr! Meine Rechnung muß ich also bis auf weiteres aufschieben. Wollen wir mal zusehen, was es für eine Persönlichkeit ist! Auf beiden Seiten Schweigen, bis endlich die Frage an mein Ohr tönt: „Sie sind sicher ein Russe?“

„Ja, ich bin aus Rußland."

„Ich habe es gleich am Geruch erkannt."

„Was, rieche ich denn nach etwas?"

„Nein, nicht Sie, wohl aber Ihre Stiefel und die Brieftasche, die Sie da in der Hand halten."

Hier erst bemerke ich, daß ich meine Brieftasche noch in der Hand habe und stecke sie rasch wieder in die Tasche.

„Ich bin kürzlich mit vielen Russen aus den höchsten Kreisen bekannt geworden," fuhr der Offizier fort, indem er mich unverwandt anblickte, um sich den „Knalleffekt" nicht entgehen zu lassen, der seiner Meinung nach für einen Russen unbedingt eintreten müßte, wenn dieser von einem Deutschen von dessen Bekanntschaft mit den höchsten Kreisen höre.

„Ja, und ich habe auch mit Ihrer Kaiserin getanzt. Ihre Kaiserliche Majestät, die Tochter unsres Königs, war uns preußischen Offizieren gegenüber sehr gütig und sprach den Wunsch aus, mit jedem von uns zu tanzen."

Nachdem er das gesagt, hob der preußische Offizier seinen Kopf in ganz eigentümlicher Weise in die Höhe, richtete einen ausdrucksvollen Blick auf mich, bot mir sodann eine Zigarre an, steckte sich, als ich dankend ablehnte, selbst eine solche an und versank in tiefes Sinnen.

Ich aber begann, nachdem es mir also nicht gelungen war, den Inhalt meiner duftenden Brieftasche zusammenzuzählen, die Rechnung im Kopf zu machen, versah mich aber beständig, wurde schließlich ganz schläfrig und nickte ein.

In Berlin.

59.

In Berlin waren wir durch unsern Minister, Fürsten Lieven, der Obhut eines gelehrten Pietisten, des Professors Kranichfeld, anvertraut worden. Es war das ein Okulist, der eine Privataugenklinik hatte und gleichzeitig auch noch, wenn ich nicht irre, Professor der Hygieine oder etwas in der Art war. Das erste, was Kranichfeld that, war, daß er uns zu sich zum Thee einlud. Wir fanden bei ihm am Theetisch außer seiner Frau noch drei oder vier

Damen und zwei oder drei ältliche Herren vor. Hier erfuhren wir im Verlauf des Gesprächs, daß Kranichfeld ein Anhänger der Homöopathie war.

„Sehen Sie mal,“ sagte er uns unter anderm, „wie ganz zufällige Thatsachen und Beobachtungen zuweilen eine Bestätigung für Lehren geben, die in den Augen von Skeptikern und Freidenkern als wenig vertrauenswürdig erscheinen mögen. Neulich saßen wir abends im Garten unter einem blühenden Fliederstrauch und am folgenden Tage bekamen wir alle einen Schnupfen und kleinen Katarrh: similia similibus. Nach meiner Erfahrung gibt es kein verläßlicheres Mittel gegen Erkältungskatarrhe als Fliederblüte.“

Nachdem wir also miteinander geredet und Thee getrunken hatten, und zwar rein deutschen Thee (russischer Thee war damals noch eine Seltenheit in Berlin und war nur in einem russischen Laden neben Kaviar und süßen Erbsen zu recht hohen Preisen erhältlich), begannen wir auf Kranichfelds Vorschlag Psalmen zu singen; man verteilte einige Broschüren unter uns, eine der Damen setzte sich ans Klavier und wir andern begannen alle, wie ein jeder gerade konnte, zu singen.

Diese Beschäftigung dauerte mit einigen Pausen beinahe an die zwei Stunden und begann uns nachgerade recht langweilig zu werden; doch war ja nichts weiter dabei zu machen und wir mußten schon bis zu Ende ausharren; doch verabschiedeten wir uns mit der festen Absicht, Kranichfeld nie wieder zum Thee zu besuchen.

Alles, was er zur Zeit seines Inspektorats für uns gethan hat, bestand darin, daß er uns mit einigen Professoren bekannt machte. Der bedeutendste von diesen war der alte Hufeland, welcher mit unserm bekannten Stourdza in verwandtschaftliche Beziehung getreten war:

> Ich seh' mir an — Stourdza den biblischen
> Und dreh' mich um — Stourdza den monarchischen.
> (Puschkin.)

Alle diese Herren fielen gleich beim ersten Blick durch den Ausdruck einer gewissen feierlichen Ruhe auf; bei einigen kam das etwas gezwungen heraus und war eher ein künstliches Produkt, bei den andern aber war es wirklich natürlich. Zur Zahl der letzteren gehörte nun auch Hufeland. Von hohem Wuchs und etwas bleicher Gesichtsfarbe, mit grauem Haar, einen grünen Augenschirm über den Augen, machte er durch sein Kinn und seine über dem Augenschirm noch hoch emporragende Stirn einen imponierenden Eindruck. In

seiner feierlichen und gemessenen Sprache richtete er einige Fragen über Dorpat an uns. Hufeland hatte damals schon keine Klinik mehr, sondern hatte sich bereits zur Ruhe gesetzt und lebte ganz im Kreise seiner Familie.

Kranichfeld führte uns Mediziner auch zu Rust, dieser aber nahm uns nicht an, — wie wir später erfuhren, weil ihm Kranichfeld nicht recht sympathisch war. Frau Rust empfing uns übrigens und erklärte uns, ihr Mann liege nach einem Podagraanfall an Hysterie darnieder und könne uns daher nicht empfangen; wir aber hatten ihn gerade um die Erlaubnis bitten wollen, die Charité während der Morgen- und Abendbesuche ihrer leitenden Aerzte (Stabsärzte) besuchen zu dürfen, was sonst keinem Studierenden gestattet war.

Unser Kranichfeld zeichnete sich bald durch recht seltsame Dinge aus.

Erstens gab er im geheimen unsern Wirtsleuten die Anweisung, es sollten uns keine Hausthürschlüssel eingehändigt werden, wie das doch gewöhnlich der Fall war, sobald der Mieter abends ausging und nicht früh zurückzukehren gedachte. Ob alle unsre Wirtsleute von Kranichfeld dahin instruiert worden waren, weiß ich nicht, jedenfalls aber entdeckte die Geschichte einer von uns, Krjukow (später Professor der Philologie in Moskau), auf ganz zufällige Weise. Seine Wirtin erklärte ihm nämlich auf seine Forderung, ihm den Hausschlüssel für die Nacht zu geben, daß sie das eigentlich nicht thun dürfe.

„Warum denn nicht?“ fragte Krjukow.

„Nun, Professor Kranichfeld hat es mir verboten,“ antwortete sie lächelnd.

Das war Krjukow doch zu viel und er eilte zu Kranichfeld, um diesen um nähere Erklärungen zu bitten.

„Ich habe gehört,“ sagte ihm Kranichfeld, „daß Sie häufig nachts von Hause fortgehen,“ und als er dann auf Widerspruch stieß und ein Wort das andre gab, platzte er mit den Worten heraus: „Solche Leute wie Sie, Herr Krjukow, haben sich bis zum schrecklichsten Verbrechen, bis zum Fürstenmord, verstiegen.“

„Was, Fürstenmord?“ ruft Krjukow aus. „Wir Russen haben von solch einem Verbrechen niemals auch nur gehört.“

„Und der Tod von .....?“ *) erwiderte ihm Kranichfeld.

„Aber was sagen Sie nur da, Herr Professor,“ fährt Krjukow auf, „wie hätte das nur möglich sein können? Wir wissen davon nichts und haben nie etwas darüber gehört.“

---

*) Wohl Peter III. oder Paul. Schiemann.

Kranichfeld wurde ganz starr, als er sah, in welche Patsche er geraten war. Seit der Zeit ließ er Krjukow und uns alle in Ruhe.

Ich hatte gleichfalls befürchtet, in Kranichfeld einen zweiten Wassili Matwejewitsch Perewoschtschikow zu finden, aber ganz im Gegenteil konnte Kranichfeld meinen Eifer im Besuch der Hospitäler, des anatomischen Theaters und der Vorlesungen nicht genug rühmen.

Die Vorlesungen Kranichfelds galten selbst für jene Zeit als vorsündflutlich, wo doch noch in hohem Maße verschiedene philosophische Ungereimtheiten in den Köpfen der Leute ihr Wesen trieben. So erzählte man sich z. B. folgende Geschichte von ihm.

„Die Natur," so sollte er einmal im Kolleg gesagt haben, „zeigt uns überall den Ausdruck der drei christlichen Kardinaltugenden: des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. So dient z. B. die ganze Klasse der Säugetiere als Vertreter der ersten von ihnen, des Glaubens; die Amphibien verkörpern gleichsam die Hoffnung und die Vögel die Liebe."

Dieser mystische Blödsinn in Kranichfelds Kopf hinderte ihn indes nicht, ein für die damalige Zeit recht tüchtiger Okulist zu sein. Er nahm in sauberer und recht befriedigender Weise die Exstirpation der Krystalllinse, des Augensterns und dergleichen vor.

Kranichfelds Herrschaft über uns dauerte nicht lange. Nach der Verabschiedung des Fürsten Lieven und der Uebernahme des Ministeriums durch den Grafen S. S. Uwarow wurde auch Kranichfeld verabschiedet und an seine Stelle trat der General Manssurow; dieser verschaffte uns eine Erhöhung unsres Gehaltes und befreite uns vollständig von der früheren moralischen Vormundschaft.

60.

Während unsres Aufenthalts in Berlin kam auch Kaiser Nikolai einmal dorthin; er war beim Botschafter Ribeaupierre abgestiegen und ließ eines Tages alle Russen in die Botschaft kommen.

Ich war um diese Zeit gerade an einer Erkältung erkrankt und konnte daher nicht erscheinen.

Viele andre aber waren da gewesen, darunter auch einige Polen; auf einem von diesen blieb der Blick des Kaisers haften.

„Warum tragen Sie eigentlich einen Schnurrbart?" fragte er in strengem Ton, indem er dicht an den Betroffenen herantrat.

„Ich bin aus Wolhynien," antwortete jener kaum hörbar.

„Aus Wolhynien oder nicht, das ist ganz einerlei; Sie sind ein Russe und müssen wissen, daß es in Rußland nur Militärpersonen erlaubt ist, einen Schnurrbart zu tragen," erklärte der Kaiser mit lauter und eindringlicher Stimme.

Dann wandte er sich an Ribeaupierre und rief, indem er mit der Hand auf den unglücklichen Wolhynier wies: „Rasieren!"

Man bat den armen Kerl sofort ins Nebenzimmer und rasierte ihm dort seinen Schnurrbart ab. —

In Berlin mußte ich mich nun vor allem häuslich einzurichten suchen. Geld glaubte ich ungeachtet des unnützen Einkaufs der seidenen Taschentücher in Hamburg bis zum Ende des Semesters, d. h. bis zu der Zeit, wo wir wieder unser Gehalt bekamen, genug zu haben. Eine Wohnung mietete ich mir bei der Witwe eines kleinen Beamten in der Charitéstraße. Sie bestand aus einem freilich sehr geräumigen Zimmer, welches durch eine fest verschlossene Thür von der Wohnung meiner Wirtin getrennt war. Die Familie der Witwe bestand aus zwei halbwüchsigen Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, der ein rechter Berliner Straßenjunge war und begründete Hoffnung bot, mit der Zeit auch ein rechter Berliner Louis zu werden.

Die Ausstattung meiner Wohnung bestand aus einem Bett, einem Sofa, fünf bis sechs Stühlen, einem Schrank, einem Tisch und einer Kommode, die sich nur leider, wie sich in der Folge herausstellte, nicht ordentlich verschließen ließ. In diese unglückliche Kommode legte ich außer meinen sonstigen Sachen auch meine Brieftasche mit preußischen Assignaten, die ich vorher mehreremal durchgezählt hatte. Was nun Speise und Trank betrifft, so erwies es sich als bei weitem leichter, ein Obdach zu finden als eine einigermaßen erträgliche Art der Ernährung.

In Dorpat hatte ich mich bei der einfachen und nahrhaften Kost an Moiers Tische ganz des Wirtshausessens entwöhnt und schon die Erinnerung an Reisbrei mit Magermilch, die wässerige Suppe und den harten zähen Braten, wie sie uns im ersten Semester unsres Dorpater Aufenthalts in drei irdenen Einsatzschüsseln aus dem Höchstetterschen Gasthause in unsre Wohnung gebracht wurden — ich sage, schon die Erinnerung an diese kulinarischen Genüsse erregte in mir Uebligkeit und Widerwillen gegen jede Speise, und ich war daher froh, von meiner Wirtin zu hören, daß sie mir gern mein Mittagessen bereiten wolle.

Indes stellte es sich bald genug heraus, daß Höchstetter in Dorpat wenigstens in der Beziehung gewissenhafter gewesen war, daß er die geringe Nährkraft seiner unverdaulichen Speisen durch eine in Wahrheit ungeheure Menge von Material zu ersetzen suchte, meine Berliner Wirtin aber brachte es fertig, indem sie mir für mein Mittagessen stellte 1. eine Suppe, die noch wässeriger als die Höchstettersche war, 2. gekochtes und gebratenes Fleisch, das noch weniger genießbar und 3. Pfannkuchen, die einfach gar nicht genießbar waren und bisweilen durch ein Stück Aal von höchst zweifelhafter Qualität ersetzt wurden — sie brachte es fertig, gleichzeitig damit die Menge des Gebotenen auch nicht über die engsten Grenzen dessen hinausgehen zu lassen, was man einigermaßen verlangen durfte.

Nachdem ich mich so ungefähr zwei Wochen mit dem Essen bei meiner Wirtin gequält hatte, wobei ich das Defizit in meiner Ernährung unter doppelten Kosten mit allem, was mir gerade in den Wurf kam, auszufüllen suchte, entschloß ich mich endlich auf den Rat einiger meiner Kommilitonen zu einem Monatsabonnement in einem Restaurant. Nun war es aber sehr schwierig, die rechte Wahl zu treffen. In einem dieser ausschließlich für den Bruder Studio bestimmten Restaurants konnte man für drei Thaler monatlich abonnieren, so daß also das Mittagessen auf drei Silbergroschen zu stehen kam. In einem andern, Unter den Linden gelegenen Restaurant kostete das Abonnement fünf Thaler, das einzelne Mittagessen also fünf Silbergroschen; in beiden Restaurants hatte der Abonnent das Recht, sich nach der Karte drei Speisen zu wählen. Nach vielem Schwanken wählte ich das Abonnement Unter den Linden.

Der Wassersuppe entging ich aber auch hier nicht, nur daß sie unter der französischen Bezeichnung „bouillon clair“ auf den Tisch kam. Und so bildeten im Verlauf von mehr als einem Monat ein Teller dieses reinen Wasseraufgusses, ein Stück boeuf à la mode oder Rinderbrust au naturel und eine Portion Mehlspeise mit Kompott meine Mittagsmahlzeit.

Da ich immer von hagerer Konstitution gewesen bin, so weiß ich nicht, ob man infolge dieser ungenügenden Ernährung eine durch sie ganz erklärliche Abmagerung an mir hätte wahrnehmen können; jedenfalls empfand ich aber täglich gegen Abend, nachdem ich mich auf meinen Gängen vom alten anatomischen Theater hinter der Garnisonskirche zur Charité und von dort zur Ziegelstraße ordentlich müde gelaufen, ein unwiderstehliches Verlangen zu essen, welches ich durch alles mögliche Zeug, wie Limburger Käse, Wurst und dergleichen zu stillen suchte, um meinem Beutel möglichst wenig Wunden

zu schlagen. So hoffte ich mich bis zum Ende des Semesters durchzuklopfen. Doch es sollte anders kommen.

Einmal trete ich an meine Kommode, um mir Geld zu holen und will meinen Augen kaum trauen, als ich meine Brieftasche herausziehe; das Häuflein preußischer Fünfthaler-Assignaten, das mir noch neulich als ziemlich stattlich vorgekommen war und so meine Hoffnungen auf Auskommen einigermaßen begründet hatte, erschien mir jetzt ungewöhnlich mager. Ich machte mich sofort daran, mein Geld zu zählen und — Herr du meines Himmels! was stellte sich dabei heraus? Mit dem, was ich hatte, konnte ich nicht einmal zwei Monate auskommen, bis Ende August waren es aber noch drei Monate und außerdem mußte ich für ein Privatissimum bei Professor Schlemm Kollegiengeld zahlen. Wie hatte ich mich nur so in meiner Berechnung irren können? Hatte ich denn aber auch jeden Tag wirklich meine Ausgaben zusammengerechnet und mit dem Kassenbestande in meiner Brieftasche verglichen? Hatte ich überhaupt in auch nur einigermaßen befriedigender Weise über meine Einnahmen und Ausgaben Buch geführt? Nein, und abermals nein. Inzwischen aber wußte, oder richtiger gesagt, fühlte ich mit Gewißheit, daß ich bestohlen sei.

Zu wiederholten Malen hatte ich nämlich bei plötzlichem Eintreten in mein Zimmer bemerkt, wie der zukünftige Berliner Louis sich in demselben, ohne daß er da etwas zu suchen gehabt hätte, umherdrückte und sich namentlich in der Nähe der Kommode zu schaffen machte. Bei näherer Besichtigung erwies es sich nun auch, daß sie nicht ordentlich verschlossen war. Ich rief meine Wirtin und teilte ihr mit, mir sei Geld abhanden gekommen.

Sie geriet in große Aufregung, ließ einmal aufs andre ein „Kreuzdonnerwetter" hören und wies jeden auch nur geringsten Verdacht wider ihr Söhnlein entschieden zurück. Nun wurde die Polizei benachrichtigt. Aber wo waren die Beweise, daß mir das Geld wirklich abhanden gekommen war? So kam man denn über Hin- und Herreden, Zanken und Schreien nicht hinaus. Doch was war weiter dabei zu thun? Ich ward recht nachdenklich gestimmt, begann den Rest meines Geldes immer bei mir zu tragen und suchte meine kleinen Ausgaben noch mehr einzuschränken, sah aber doch klar ein, daß meine Mittel trotz alledem nicht bis zu Ende des Semesters reichen könnten.

Als ich nun in dieser Stimmung einmal zur Garnisonskirche ins alte anatomische Theater ging, um, solange ich noch einiges Geld hatte, das Kollegiengeld für Professor Schlemms Privatissimum

(chirurgische Operationen an Leichen) zu bezahlen, da sah ich plötzlich daselbst eine mir ganz bekannt vorkommende Persönlichkeit, die auch mich erkannte.

Es war das ein Student der Dorpater Universität, der Sohn eines reichen Petersburger Apothekers, des alten Strauch.

Der junge Strauch*) hatte, ohne sein Studium (er war Mediziner) abschließen zu können, die Universität verlassen und ins Ausland fliehen müssen, weil er in einem Pistolenduell jenen Studenten gefährlich verwundet hatte, von dessen Halswunde ich bereits früher berichtet habe. So hatte er denn Rußland und seine Braut verlassen müssen und war zur Beendigung seines Studiums nach Berlin gekommen, woselbst er von seinem Vater einen sehr reichlichen Wechsel erhielt.

„Das trifft sich ja sehr gelegen," sagte mir Strauch. „Wissen Sie, ich habe schon lange mit jemand zusammen leben und arbeiten wollen, der mir bei meinen Arbeiten behilflich sein könnte. Würden Sie nun nicht darauf eingehen? Ich biete Ihnen ein besonderes Zimmer in meiner Wohnung, Kost und Unterhalt, sowie die Vergnügungen und Zerstreuungen an, die ich mir selbst erlaube, und verlange von Ihnen dafür nichts weiter, als daß Sie mir mit Ihrem Rat oder Ihren Erklärungen dort aushelfen, wo meine eigenen Kräfte nicht reichen."

Ich gab natürlich mit Freuden und von ganzem Herzen meine Zustimmung.

An die Vorsehung glaubte ich damals, zum Schaden für mich selbst, nicht und hielt die Begegnung mit Strauch für einen glücklichen Zufall. Gleich am folgenden Tage zog ich zu ihm um und war ihm aufrichtig dankbar für seinen Vorschlag.

Wir lebten, glaube ich, über ein Jahr zusammen und hielten beide unser Wort. Er ließ es mir an nichts fehlen und nahm mich auch z. B. jeden Sonntag mit sich ins Theater. Damals waren noch die klassischen Stücke Shakespeares, Schillers, Lessings und Goethes beim Publikum in Gunst; Strauch war aber auch ein erklärter Melomane. Gewöhnlich nahmen wir eine Uebersetzung Shakespeares mit uns ins Theater und verfolgten nach derselben den Vortrag der Schauspieler, von denen Lemm, Roth und Krelinger die Lieblinge des Berliner Publikums waren.

Auch meine Nahrung war jetzt etwas besser und ich pflegte täglich mit Strauch Bier zu trinken, von dem jener ein großer Lieb-

*) Der später berühmt gewordene Zoolog und Petersburger Akademiker.
Schiemann.

haber war. Wenngleich wir am häufigsten in einem rein studentischen Restaurant zu drei Thaler im Abonnement speisten, so wählten wir doch etwas bessere Speisen aus, für die wir eine kleine Zuschlagszahlung entrichteten, und gingen außerdem nicht selten des Abends ins Wirtshaus, um noch irgend etwas zu essen.

In diesem Restaurant gab es wirklich, wie ausgesucht, nur Studentenspeisen, unter denen Schweinefleisch mit Erbsenpurée die Hauptrolle spielte. Dieses Gericht wurde von den Studenten in wirklich ungeheuerlichen Massen gegessen und dazu das Berliner sogenannte „Weißbier" oder die „Blonde" getrunken; eine wichtige Rolle, aber schon als Delikatesse, spielte auch der Selleriesalat.

Diese Delikatesse ist mir auch daher noch in Erinnerung geblieben, weil sie einmal in meiner Gegenwart von einem Jüdchen als leichte und nahrhafte Kost für eine Kranke in Vorschlag gebracht wurde.

Die Geschichte, an die ich auch jetzt noch nicht ohne Lachen zurückdenken kann, passierte in der Gräfeschen Klinik.

Der berühmte Professor hatte die Gewohnheit, die Praktikanten in seiner Klinik nach der für diesen oder jenen Patienten notwendigen Diät zu befragen, wobei er mitunter auch die Aufstellung eines ziemlich eingehenden Speisezettels für manche Fälle aus der Privatpraxis von seinen Praktikanten verlangte. Im vorliegenden Falle handelte es sich um die Diät für eine schwächliche und blutarme Dame.

„Welche leichte und gleichzeitig nahrhafte Speise würden Sie wohl für diese Dame unter Berücksichtigung der schwächlichen und zarten Konstitution derselben in Vorschlag bringen?" fragte Gräfe den erwähnten jüdischen Praktikanten, mit welchem ich schon vorher des öfteren in unserm Restaurant zusammengetroffen war.

„Selleriesalat," antwortete dieser in der aufrichtigsten Ueberzeugung, daß niemand für seine Patientin eine angemessenere Speise werde vorschlagen können.

Ich meinerseits half Strauch nach bestem Wissen und Gewissen bei seinen Arbeiten, demonstrierte ihm aus der chirurgischen Anatomie und operativen Chirurgie vor, las und repetierte mit ihm, kurz that, was nur in meinen Kräften stand. Nach zwei Jahren bestand Strauch in Dorpat sein Doktorexamen und ich hatte bei meiner Rückkehr nach Dorpat noch das Vergnügen, auf seinem Doktorschmaus die Gäste mit einer Schildkrötensuppe zu bewirten, die mich in der Erinnerung an die Einzelheiten des Vorgangs nicht weniger herzlich lachen läßt, als die Geschichte mit dem Selleriesalat.

Ich kannte Strauchs Schwachheit, mit irgend etwas brillieren zu wollen, und eine große Gesellschaft auf einem festlichen Essen in Dorpat mit wirklicher Schildkrötensuppe zu bewirten — das wollte doch schon etwas besagen.

Zufällig hatte man gerade um diese Zeit dem anatomischen Theater aus Hamburg eine ungeheure Seeschildkröte zugeschickt, welche natürlich schon längst selig entschlafen war; bei der Oeffnung der Kiste machte sich ein ziemlich penetranter Geruch bemerkbar und der Prosektor beeilte sich so schnell als möglich das Fleisch von den Knochen zu entfernen, die als Skelett aufbewahrt werden sollten. Das Fleisch sollte schon als unbrauchbar verscharrt werden, da gab plötzlich der Gedanke an die Möglichkeit, aus demselben eine Suppe für das Doktorbankett herzustellen, diesem Material eine höhere Bestimmung.

Der Koch im Paschkowschen Restaurant verstand es nun, den mythologischen Ueberresten der Schildkröte einen so ungewöhnlichen Geschmack zu verleihen, daß alle Teilnehmer des Banketts und vor allen natürlich Strauch selbst über die bis dahin in Dorpat unerhörte Delikatesse ganz entzückt waren. Ich aber und der Prosektor Schulz, die wußten, in welchem Stadium der Zersetzung sich die Schildkröte befunden hatte, aus der die Suppe bereitet war, wir sahen einander nur von Zeit zu Zeit an und wunderten uns darüber, wie die Gäste und wir mit ihnen ein so scheußliches Zeug schmackhaft finden konnten.

61.

1. Oktober 1881. Bogen 1 bis 79, d. h. mein Universitätsleben in Moskau und Dorpat habe ich vom 12. September bis zum 1. Oktober in leidensvollen Tagen niedergeschrieben: Dies irae, dies illa. . . .

Ich danke Gott, daß die Leiden mich nicht der Fähigkeit beraubt haben, mich der alten Tage noch lebhaft zu erinnern, zu denken und zu schreiben.

Dein heiliger Wille geschehe!

Ob ich's noch bis zu meinem Geburtstage (13. November) machen werde? Ich muß mich mit meinem Tagebuch beeilen.

* * *

Die Wissenschaft befand sich in den dreißiger Jahren in Berlin in einem Uebergangsstadium. Nach Hegels Tode vermochte die deutsche Philosophie nicht mehr einen ihm ähnlichen Führer zu finden, der wie er einen bedeutenden Teil der zivilisierten Gesellschaft Europas veranlaßt hätte, die Welt nur durch die von ihm erfundene Brille anzusehen. Jetzt kann man sich nur noch schwer vorstellen, bis zu welchem Grade man sowohl in Deutschland als auch bei uns an die Hegelsche Philosophie glaubte — ich brauche das Wort „glauben" mit voller Absicht.

Wider den hinreißenden Zauber des Hegelianismus half nichts, weder die Stimme so genialer Männer wie Humboldt, welcher die herrschende Einseitigkeit nicht gutheißen mochte, noch das Beispiel der Engländer und Franzosen, die einer rein realen Richtung in der Wissenschaft huldigten.

Die Medizin stand damals in Deutschland am Scheidewege.

Das eigentliche Wesen dieser Wissenschaft gestattete ihr nicht, sich ganz der Hegelschen Philosophie in die Arme zu werfen, gleichwohl aber erlaubte gerade diese philosophische Richtung aller Wissenschaften der damaligen Zeit andrerseits der Medizin auch nicht, ruhig und unbeirrt den Weg der reinen experimentellen Beobachtung zu verfolgen.

Der Transcendentalismus war eben noch allzusehr in der Mode. Sogar in Frankreich, und in einer solchen Wissenschaft wie die Chirurgie es ist, rief Lyssefranc es laut in alle Welt hinaus, bei ihm könne man finden „cette chirurgie suprême et transcendentale!"

Die Zeit meines Berliner Aufenthalts war gerade die Zeit des Uebergangs — und zwar eines sehr schnellen Uebergangs — der deutschen Medizin zum Realismus; damals begann gerade ihr Einschwenken in die Reihe der exakten Wissenschaften, welches von den Fanatikern des Realismus noch bis auf den heutigen Tag so gefeiert wird.

Ich aber fand in Berlin die praktische Medizin von ihren hauptsächlichsten realen Grundlagen, der Anatomie und der Physiologie, noch fast gänzlich isoliert vor und jene beiden Wissenschaften gingen völlig ihre eigenen Wege, um die sich die Medizin nicht im geringsten kümmerte. Ja sogar die Chirurgie hatte nichts mit der Anatomie gemein, welche Rust ebensowohl wie Gräfe und Dieffenbach ganz unbekannt war.

Als Rust einmal in einer klinischen Vorlesung von einer Operation Choparts sprach, sagte er in ganz naiver Weise: „Ich habe

ganz vergessen, wie diese zwei Knochen der Fußwurzel heißen: einer ist konvex wie eine Faust und der andre im Gelenk nach innen gebogen; na, also von diesen beiden Knochen wird denn nun der vordere Teil des Fußes abgenommen."

Gräfe zog zu größeren Operationen immer den Professor der Anatomie, Schlemm, hinzu und erkundigte sich bei der Vornahme der Operation beständig bei diesem, ob an der betreffenden Stelle nicht gerade ein Arterienstamm oder eine Verästelung sei.

Dieffenbach ignorierte die Anatomie einfach und machte sich darüber lustig, wenn man die Lage der verschiedenen Arterien berücksichtigen zu müssen glaubte. Die Befürchtung, bei Brüchen die Baucharterie zu verletzen, hielt er für eine müßige Düftelei. „Das ist ein Hirngespinst!" pflegte er seinen Schülern gegenüber von der Art. epigastrica zu sagen.

Doch nicht genug damit, hatte Dieffenbach so wenig auch nur der alleroberflächlichsten Vorstellungen von der Anatomie, daß er einmal Johannes Müller ein von ihm aus der Zunge eines Stotternden ausgeschnittenes Stück mit der Bitte übersandte, Müller möge ihm diesen Muskel bestimmen.

Von den Professoren der Therapie und Pathologie und der klinischen Behandlung der inneren Krankheiten will ich schon gar nicht weiter reden.

Die Therapeuten kannten fast gar nicht die objektive Untersuchung am Krankenbett, und Perkussion und Auskultation fanden mehr als Dekorum ihre Anwendung.

Obduktionen von Leichen nahmen die Professoren selbst nicht vor, waren bei denselben auch nicht anwesend; hätte ja doch ihre Anwesenheit daselbst bei ihrer völligen Unkenntnis der pathologischen Anatomie auch weiter gar keinen Zweck gehabt!

Einmal sah ich bei einem Studenten, welcher gerade eine Leiche sezierte, ein ziemlich bemerkenswertes Exemplar von Aneurisma der Lungenarterie, welches übrigens ziemlich ungeschickt aus der Leiche herausgeschnitten war; ich machte den Studenten auf die Seltenheit des Falles aufmerksam und riet ihm, das Präparat dem Professor der Therapie, Horn, zuzustellen, in dessen Klinik sich der Kranke vor seinem Tode befunden hatte.

„Was versteht denn unser Horn davon!" antwortete mir der Student ganz naiv.

Unter allen denen, die mit dem Stethoskop arbeiteten, kündigte nur der junge Dr. Philipps ein Privatissimum an; Liebhaber dafür aber fanden sich gar nicht.

Die pathologische Anatomie in dem modernen Sinne dieses Wortes, ja auch nur im Sinn der damaligen französischen Schule, existierte von allen deutschen Universitäten nur auf der Wiener. An allen übrigen Universitäten begnügten sich die Professoren der pathologischen Anatomie mit der Darlegung und Klassifikation verschiedener Arten von Mißgeburten und selbst Johannes Müller in Berlin that dieses in der ersten Zeit, wo er pathologische Anatomie las.

Uebrigens fand ich auch schon Froriep in Berlin vor, der vor kurzem dahin berufen worden war. Bei solch einer wissenschaftlichen Richtung konnte von exakter und regelrechter Diagnose natürlich gar keine Rede sein. Die Deutschen sahen damals mit Geringschätzung auf die französischen Aerzte herab, von denen sie sagten, sie seien gar keine Aerzte, sondern bloß Diagnosten.

Man muß gestehen, daß in diesem Vorwurf ein gut Teil Wahrheit steckt.

Die Deutschen sahen aber nicht vorher, daß eben dieser Vorwurf nach einigen Jahren auch sie selbst werde treffen können.

Um diese Zeit nun traten auf: Johannes Müller in Berlin, die Brüder Weber in Leipzig, Schönlein, der aus politischen Gründen von Bayern nach Berlin flüchten mußte, und Rokitansky in Wien.

Johannes Müller gab der Physiologie eine neue oder doch wenigstens nach Haller vergessene Richtung, und durch ihn wurden die mikroskopischen Untersuchungen und die Entwickelungsgeschichte, das exakte physische Experiment und die chemische Analyse der deutschen Physiologie zu Grunde gelegt.

Die an glänzenden Resultaten so reiche Herrschaft Müllers in der Physiologie zerfiel nachher, wie das Reich Alexanders des Großen, in mehrere Einzelgebiete, die von seinen Heerführern regiert wurden. Das konnte auch anders gar nicht sein, doch gab es eine Zeit, wo Johannes Müllers Herrschaft auf diesem Wissensgebiete fast unbestritten war und nur von den Brüdern Weber geteilt wurde.

Die Schönleinsche Klinik in Zürich verdankte ihren durch ganz Deutschland verbreiteten Ruhm ihrem genialen Leiter, der es verstand, die reale Richtung mit kühnen Theorien zu verbinden, wie sie nicht umsonst so lange in den Köpfen der hervorragendsten Aerzte die herrschende Rolle gespielt hatten. Es gingen daher nicht zwei Jahre hin, bis Schönlein von Zürich nach Berlin berufen wurde. Nicht viele der führenden Männer dieser Wissenschaft haben sich solch einen Namen wie Schönlein gemacht, ohne auch nur ein einziges Werk hinterlassen zu haben, wenn man natürlich von den

durch seine Schüler ziemlich nachlässig zusammengestellten Vorlesungen absehen will.

Die Brüder Weber in Leipzig hatten sich in ganz selbständiger Weise denselben Weg wie Müller erwählt, doch übertreffen ihre Arbeiten an Exaktheit der Resultate wohl selbst diejenigen Müllers. Besonders genial war der Physiker Weber, welcher hernach Professor der Physik in Göttingen wurde. Niemals habe ich einen Menschen gesehen, bei dem ein hochbedeutender Geist und so ungewöhnliche wissenschaftliche Begabung in einem so unansehnlichen Körper gewohnt hätten, wie bei diesem Manne. Endlich war Wien in den dreißiger Jahren die einzige deutsche Universität, an welcher unter Leitung eines erfahrenen Lehrers (Rokitanskys) die pathologische Anatomie auch wirklich, d. h. unter beständigem Sezieren von Leichen, getrieben wurde. Doch davon wußte, oder richtiger gesagt, dafür interessierte man sich in Deutschland wenig, und nur Ausländer gingen zum Studium der pathologischen Anatomie nach Wien.

Gleich im ersten Semester belegte ich bei Schlemm Uebungen an Leichen (privatim) und Uebungen in chirurgischen Operationen an Leichen (Privatissimum), sowie eine klinische Vorlesung bei Rust in der Charité; bei Gräfe wollte ich als Praktikant in dessen Klinik in der Ziegelstraße und in der Augenklinik in der Charité arbeiten; endlich gedachte ich bei Dieffenbach ein Privatissimum in der operativen Chirurgie zu hören. Einige von diesen Vorlesungen, wie z. B. Dieffenbachs Privatissimum, verschob ich bis zum nächsten (Winter-) Semester. In derselben Weise arbeitete ich nun auch die übrigen Semester während meines Berliner Aufenthalts und nur zuweilen sparte ich mir eine Stunde ab, um auch in andern Vorlesungen zu hospitieren.

Gleich von vornherein gewannen wir beide, ich junger Kerl von dreiundzwanzig Jahren und der schon ziemlich bejahrte Professor Schlemm, einander lieb. Er sah in mir den Ausländer, welcher seine Lieblingsbeschäftigungen lieb hatte, und außerdem vieles aus jenen Gebieten der Anatomie kannte, mit denen er selbst sich nur wenig beschäftigen konnte. Er lobte meine Arbeiten über die Becken- und Leistenfaszien, die Arterienwandungen u. s. w. in hohem Grade.

Schlemms Technik war eine glänzende und seine feinen anatomischen Präparate (von Gefäßen und Nerven) zeichneten sich durch Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit der Ausführung aus. Er erzählte mir auch von seinem berühmten Streit mit Arnold. Er hatte nämlich an die Arnoldsche Entdeckung des Gehörnervenknotens (Gangl.

oticum) nicht glauben wollen und hielt den letzteren für ein einfaches Zellengewebe. Nun schickte ihm Arnold sein Präparat mit dem Gehörnerven zu. Bei der Untersuchung dieses Apparats entdeckte aber Schlemm mit seinen, wenn auch schielenden, so doch scharfen Augen an der Stelle des Knotens einen feinen Seidenfaden, der denselben mit einem Nervenzweige verband. Nun ging der Streit los und es gelang erst Johannes Müller, der sich hoher Achtung bei Schlemm erfreute, denselben dadurch beizulegen, daß er Schlemm mit dem Mikroskop nachwies, daß es wirklich ein Nervenknoten war und Arnold den Seidenfaden nur gebraucht hätte, um einen zufällig vom Knoten losgelösten Nervenzweig wieder zu befestigen.

Schlemm war nicht nur ein vortrefflicher Techniker auf dem Gebiet der Anatomie, sondern auch ein ganz ausgezeichneter Operateur. Doch operierte er nie am lebenden Körper, sondern nur an der Leiche, wahrscheinlich nach dem Hallerschen Ausspruch: „ne nocuerim veritus“. Um seines gleichmäßigen, immer ruhigen und positiven Wesens willen war Schlemm sehr beliebt. Man hätte ihn für sein ruhiges und freundliches: „Sehen Sie wohl,“ küssen mögen, womit er jede Rede begann. „Sehen Sie wohl, meine Herrn,“ klingt mir auch jetzt noch in der Erinnerung angenehm in meinem Ohr nach.

Ungeachtet dessen, daß ich mit Schlemm nahe bekannt war und täglich einige Stunden mit ihm verbrachte, habe ich ihn doch niemals erregt oder zornig gesehen.

Ich war einmal ganz verwundert darüber, mit welch unnachahmlichem Phlegma er einen jungen Federfuchser, den Sohn eines ziemlich wohlhabenden Weinhändlers, abfahren ließ, welcher mit einem Briefe seines Vaters aus der Provinz zu Schlemm gekommen war. Schlemm las den Brief durch und gab ihm dann, ohne sich im geringsten zu genieren, im ruhigsten Tone folgende Antwort: „Sehen Sie wohl, ich bin bereit zu thun, worum Ihr Vater mich bittet. Er bittet mich, ich möchte Sie ohne Honorar zum Besuche meiner Vorlesungen zulassen und außerdem auch noch meine Kollegen ersuchen, Ihnen gleichfalls zu gestatten, ihre Vorlesungen unentgeltlich zu hören. Gut, ich will darauf eingehen, doch möchte ich in dem Falle auch Ihren Herrn Vater bitten, mir den Wein aus seinen Kellereien umsonst zu liefern und ebenso seine Geschäftsfreunde um das gleiche zu ersuchen.“

Schlemm und Müller arbeiteten in demselben Gebäude (dem alten anatomischen Theater), welches für seine Zwecke gänzlich ungeeignet war und in der Folge durch das neue anatomische Theater

unter der Leitung meines guten Freundes Reichardt ersetzt worden ist. Dort habe ich häufig Müller und den ihn umgebenden Kreis berühmter Männer gesehen, wie z. B. Hähnle, Svan und andre.

Den Kursus der Physiologie habe ich bei Müller nicht hören können, da die Stunden mit denen meiner klinischen Beschäftigungen zusammenfielen, von denen ich nichts opfern mochte. Uebrigens wäre vor allem der Besuch der Vorlesungen notwendig gewesen, an denen Müller Demonstrationsübungen an Tieren (vornehmlich an Fröschen) und mit dem Mikroskop anstellte; alles übrige hätte man auch später in seiner Physiologie nachlesen können.

Von seinen Versuchen mit Fröschen machte um jene Zeit derjenige am meisten Aufsehen, welcher die von Ch. Bayle entdeckten verschiedenen Funktionen der zwei Nervenstämme (des vorderen und des hinteren) in unbestreitbarer Weise bestätigte. Nach Müllers Meinung vermochte kein Experiment an einem Warmblüter (wie das auch andre schon vor ihm gethan hatten) so klar die zwei verschiedenen Funktionen (der sensiblen und der motorischen) der Rückennervenstämme nachzuweisen, wie das Experiment am Frosch. Und in der That hatte vor Müller wenigstens in Deutschland niemand positiv an die berühmte Entdeckung Ch. Bayles geglaubt.

Müller war in seinen Vorlesungen sehr berechnend: er ließ niemand zum Besuch derselben zu, der das für die damaligen Zeiten recht beträchtliche Honorar nicht erlegt hatte und beobachtete während der Vorlesung jeden in den Hörsaal Eintretenden mit der größten Aufmerksamkeit. Einmal stand er z. B. plötzlich vom Katheder auf und trat mit der Frage an einen eben eingetretenen Hörer heran: „Haben Sie eine Eintrittskarte?“ Eine solche fand sich bei jenem nicht vor und er mußte sich entfernen, während der am Eingang stehende Diener, der die Karten abzunehmen hatte, seiner Stellung entsetzt wurde.

Schlemms und Müllers Gesichtszüge deuteten gleich beim ersten Blick auf sie zwei ganz verschiedene Charaktere an, verschieden voneinander wie Mond und Sonne. Das runde, breite und ruhige Gesicht Schlemms sah einen wie der Vollmond an, während Johannes Müller durch sein klassisches Profil, seine hohe Stirne und zwei Falten zwischen den Augenbrauen imponierte, welche seinem Blick etwas Finsteres gaben, obschon seine ausdrucksvollen Augen im Grunde nur fest und durchdringend in die Welt blickten. Einem Neuling war es ebensoschwer, Müller gerade ins Auge zu sehen, wie der Sonne.

Die klinischen Vorlesungen Rusts in der Charité galten damals unter den jungen deutschen Aerzten als mustergültig für ganz Deutschland. Und in der That war Rust in gewissem Sinne der größte Realist unter den damaligen Aerzten. Er wollte seine Diagnose ausschließlich nur auf die objektiven Krankheitsanzeichen gründen und verlangte deshalb in seiner Klinik von seinen Praktikanten, sie sollten, bevor sie den Kranken nach der Analyse und subjektiven Symptomen befragten, zunächst das beachten, was sie mit den eigenen Sinnen sehen und fühlen könnten. Ein vortreffliches Prinzip. Befragungen und Auseinandersetzungen von Patienten, besonders von ungebildeten, dienen nicht selten dazu, die Wahrheit zu verdunkeln, statt sie zu enthüllen. Doch verfügt die Medizin noch nicht einmal jetzt (von Rusts Zeiten ganz zu schweigen) über einen solchen Vorrat von verläßlichen, physischen oder organischen, d. h. objektiven Symptomen, daß man auf denselben weiter bauen dürfte, ohne zu Befragungen des Patienten seine Zuflucht zu nehmen und mit auf Grund der Aussagen desselben seine Diagnose zu stellen. So mußte denn Rust in seinem Selbstvertrauen bei dem geringen Vorrat an sicheren physischen Krankheitsanzeichen, ob er wollte oder nicht, eine ganze Menge von imaginären zulassen.

Da er bei dem damaligen Zustande der pathologischen Anatomie keinen sicheren organischen Boden unter den Füßen hatte, so führte er in die Diagnose höchst zweifelhafte Krankheitsanzeichen und Unterscheidungsmerkmale nach Dyskrasien und Mischungen nach Dyskrasien ein. „Rheumatischer, arthritischer, skrofulöser Natur" — diese Bezeichnungen hörte man in Rusts Klinik beständig bei der Bestimmung von Krankheiten. Nicht genug damit, griff Rust nach seinem Prinzip: „pro majore (non Dei, sed Rusti) gloria" in seiner Klinik auch zum Charlatanismus. Seine Stabsärzte mußten ihm vor seiner klinischen Vorlesung über die Krankheiten der neueingetretenen Patienten berichten und er stellte dann vor seinen Zuhörern scheinbar nach ausschließlich objektiven Merkmalen seine Diagnosen. Mitunter geriet er dabei aber in arge Verlegenheit. So berichtete ihm einmal ein Stabsarzt über zwei Patienten, von denen der eine mit einem Bruch des Schlüsselbeins, der andre mit einer infolge eines Blitzschlages entstandenen Schulterlähmung in die Charité gekommen war. Man brachte beide in den Hörsaal.

„Was ist das?" fragte Rust einen Praktikanten, indem er auf einen der Patienten hinweist, welcher den Ellbogen des einen Armes mit der andern Hand festhielt.

Der Praktikant will die Untersuchung beginnen.

„Das ist gar nicht nötig," ruft Rust aus, „hier kann man auf den ersten Blick par distance den Thatbestand richtig bestimmen."

Alle hörten und sahen mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Das ist unzweifelhaft ein Bruch des Schlüsselbeins," behauptet Rust, „was man schon aus der Körperhaltung erkennen kann . . ."

In diesem Augenblick tritt sein Stabsarzt leise an ihn heran und flüstert ihm etwas ins Ohr.

„Hm, hm," erklärte nun Rust rasch gefaßt, „das ist nämlich der andre Kranke da; dieser hier ist durch einen Blitzschlag gelähmt."

Wenn es damals den Zuhörern erlaubt gewesen wäre, die Patienten in den Krankenhäusern der Charité selbst zu besuchen, so hätten sich sicher solche diagnostische Versehen noch bei weitem häufiger herausgestellt; so aber war die Einrichtung getroffen, daß der neueintretende Patient in den klinischen Hörsaal kam; hier bestimmte man die Krankheit sowie die Art ihrer Behandlung, brachte dann den Kranken fort und ließ später nichts weiter von ihm hören.

Aber ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln kam es doch gleichwohl nicht allzuselten vor, daß eine von Rust nach allen Regeln seiner berühmten Helkologie, d. h. nach allen objektiven Merkmalen als unzweifelhaft arthritisch bezeichnete Wunde (ulcus arthriticum) sich nach der Befragung des Patienten als ohne alle anderweitigen arthritischen Kennzeichen herausstellte. Dies hinderte ihn indes nicht, ein solches Wundgeschwür als arthritisch auf Grund dessen zu bestimmen und zu behandeln, daß andre Anfälle von Podagra noch in der Folge auftreten könnten.

Unter anderm erzählte man sich noch ein komisches, aber vermutlich erfundenes (ben trovato) qui pro quo aus Rusts Klinik.

Rusts Sohn, ein junger, bis zur Dummheit beschränkter Doktorand, welcher sich als Praktikant hatte einschreiben lassen, sollte nämlich zur Bestimmung der betreffenden Krankheit einen eben erst in die Charité gekommenen alten Mann zugewiesen erhalten haben, welcher an einem großen blutenden (wahrscheinlich varikosen) Wundgeschwür am Beine litt.

Nach der Rustschen Helkologie mußte dasselbe unbedingt hämorrhoidaler Natur sein, doch zerbricht sich der junge Rust vergebens darüber den Kopf. Der Alte will seinen Sohn aus der Verlegenheit ziehen und sucht ihm durch verschiedene Andeutungen in der Diagnose zu Hilfe zu kommen. Da aber gar nichts verfangen will, so sagt der Alte endlich zum Sohn: „So erinnere dich doch, woran dein Vater so häufig im Leben gelitten hat! Nach seiner gewöhnlichen Krankheit benenne eben auch diese Wunde hier am Bein."

„Ulcus syphiliticum!“ platzte plötzlich der edle Sprosse heraus.

„Schafskopf!“ brummte der Alte zwischen den Zähnen hervor und rief einen andern Praktikanten auf.

Ungeachtet aller dieser Mängel übte aber die Rustsche Methode der Diagnose durch ihre anscheinend so positive Exaktheit damals auf alle eine solche Anziehung aus, daß sie auch von andern Klinikern angenommen wurde. Ich selbst habe mich, wie ich gern gestehen will, in den ersten Jahren meiner klinischen Thätigkeit in Dorpat zu dieser Methode gehalten und in der studierenden Jugend durch sie ein lebhaftes Interesse geweckt, und jetzt, wo der Objektivismus in der Medizin bei weitem exakter und verläßlicher geworden ist, halte ich auch noch die vorherige Diagnose nach ausschließlich objektiven Merkmalen und vor der Befragung des Patienten für sicherer; ich möchte indes keinem jungen Arzt raten, sich allein auf diese vorläufige Krankheitsdiagnose zu verlassen, da ich es für unumgänglich notwendig halte, nach der Befragung und den Auseinandersetzungen des Patienten die objektive Diagnose zu wiederholen, welche nicht selten nach der Befragung noch eine neue Untersuchung erforderlich macht.

Rust hatte sich zum Gehilfen in der Charité Dieffenbach auserwählt und diesem den operativen Teil übertragen. Schwerlich ist Rust selbst jemals ein guter Operateur gewesen; vielleicht hat es ihm nicht an Kühnheit, jedenfalls aber an Gewandtheit und anatomischen Kenntnissen gefehlt. Zu meiner Zeit operierte er schon nicht mehr; nur einmal kam es in Dieffenbachs Abwesenheit vor, daß er zum Messer greifen mußte, um einen großen eingeklemmten Bruch zu operieren.

„Ich will Ihnen einmal zeigen,“ sagte er seinen Zuhörern, „wie der alte Rust operiert,“ — und mit diesen Worten that er einen kühnen Schnitt in den Bruchsack.

Ob er nun eine Nekrose des Darmes vermutet hatte oder denselben zugleich mit dem Bruchsack hatte aufschneiden wollen, das weiß ich nicht; es wußte das auch niemand von uns allen, die wir der ganzen Prozedur von ferne zusahen; das aber ist eine Thatsache, daß gleich nach Rusts kühnem Schnitt dem Kranken unter Pfeifen Winde entfuhren, und ein wahrer Strom von Exkrementen sich aus dem Darm ergoß. Wie gewöhnlich hörte man dann gar nichts weiter von demselben.

Das Ansehen Dieffenbachs, der sich zu der Zeit mit Rust noch nicht überworfen hatte, wuchs immer mehr und seine plastischen Operationen hatten ihm schon damals einen großen Namen gemacht.

Und in der That war er in plastischen Operationen geradezu ein Originalgenie. Dieffenbachs Erfindungsgabe in dieser chirurgischen Spezialität war unbegrenzt.

Eine jede seiner plastischen Operationen zeichnete sich durch irgend etwas Neues, Improvisiertes aus. Und diese ungewöhnliche technische Fertigkeit hatte er sich bei höchst beschränkten wissenschaftlichen Kenntnissen und trotz völliger Unkenntnis der Physiologie und Anatomie erworben! Außer seinen plastischen Operationen führte Dieffenbach auch Bruchschnitte in tüchtiger und gelungener Weise aus; in andern Operationen aber zeigte er sich nichts weniger denn als Meister. Man erzählte sich, daß Dieffenbach seine große Gewandtheit im Zunähen der Wunden erworben habe, da er lange Zeit sogenannter „Flicker" bei den Studentenduellen in Königsberg gewesen sei; eben dort habe er auch in der Reitschule praktiziert. Dieffenbach war ein ausgezeichneter Reiter.

Von Ansehen war es ein untersetzter, breitschulteriger Mann von etwa vierzig Jahren, mit klugem, hübschem Gesicht, hoher Stirn, römischer Nase, kleinen, von unten blickenden klugen Augen, aber einer dünnen und schwachen Stimme, die zu seiner breitgebauten Brust in keinem Verhältnis stand. Dieffenbachs Privatissimum, welches sehr teuer war (jeder von seinen sieben Zuhörern hatte vier große Friedrichsdor zu zahlen), war mir nur insofern von Nutzen, als es mir Gelegenheit gab, einige bemerkenswerte und damals noch neue plastische Operationen zu sehen; alles andre, was Dieffenbach uns auf diesem Privatissimum auseinandersetzte, war keinen Heller wert. Er zeigte uns einige seiner plastischen Operationen an der Leiche, wobei er nach seiner Gewohnheit sehr undeutlich sprach und die einzelnen Worte gleichsam widerstrebend hervorbrachte. Zum Redner taugte er nicht und man mußte ihn nicht hören, sondern in seiner Spezialität als Operateur sehen.

Mit Gräfe und später auch mit Rust lebte Dieffenbach in ausgesprochener Feindschaft.

Mit Gräfe deshalb, weil jener eine ganz anders geartete Natur war, und mit Rust, weil dieser ihn in der Charité nicht recht neben sich aufkommen ließ, und außerdem einmal auf einer Konsultation bei einem Baron von Altenstein, welcher an einer Karbunkel litt, ohne sich weiter mit den andern Aerzten ins Benehmen zu setzen, eigenmächtig das Heilverfahren abgeändert hatte, wobei er Dieffenbach gleichsam zur Entschuldigung seiner Unhöflichkeit sagte: „Sie sind doch einer von meinen Leuten," worauf Dieffenbach erwidert hatte: „Ich bin kein Leibeigener."

Nach diesem Streit wetterte Dieffenbach zuweilen in unsrer Gegenwart aufs fürchterlichste gegen die Charité: „Das ist eine reine Mordgrube," so pflegte er wohl zu sagen, und er hatte recht damit.

Die Charité war, solange ich in Berlin weilte, ein reines Reservoir von Hospitalbrand und Blutvergiftung.

Ja auch noch lange nachher, im Jahre 1864, als ich die Klinik des Professors Jungken in der Charité besuchte, war der Hospitalbrand aus derselben nicht verschwunden und Jungken pflegte, um denselben zu verhüten, nach seinen Operationen die noch frischen Wunden mit dem glühenden Eisen auszubrennen. So brannte er z. B. in meiner Gegenwart nach Entfernung eines großen Sequesters aus dem Hüftknochen die gesamte Wundöffnung aus Vorsicht mit dem glühenden Eisen aus.

Auch Rust selbst bekam damals so manches von Dieffenbach ab, und der letztere genierte sich nicht, sich vor aller Welt und wo er nur konnte über Rust lustig zu machen.

In der That hatte Rusts Aeußeres für viele nichts gerade sehr Einnehmendes. Er war ein alter Podagriker von kleinem und gedrungenem Wuchs, mit langen, dichten, grauen Haaren, die sich scharf von dem feuerroten Fond seines breiten, groben Gesichts abhoben; nur die Augen hatten ihren Glanz nicht verloren, sondern schauten klug und lebhaft unter den überhängenden grauen Augenbrauen und der großen silbernen Brille hervor; seinen Kopf bedeckte eine grüne Tuchmütze, welche er auch in seinem klinischen Hörsaal aufbehielt. Er trug nicht selten Plüschstiefel und mußte unter den Füßen immer einen Teppich haben.

Kein Wunder, daß dieses originelle Aeußere seinen Feinden Stoff zu mancherlei bissigen Sarkasmen gab. So bemerkte z. B. Dieffenbach einmal in einer vielbesuchten Abendgesellschaft, wo viel von alten Zeiten die Rede war, auf die Aeußerung eines Professors, Rust sei vor gar nicht so langer Zeit noch „Gelbschnabel" genannt worden, — die Bezeichnung „Blauschnabel" wäre für Rust bei weitem passender.

Uebrigens machte nicht allein Dieffenbach Rust zur Zielscheibe seiner Spöttereien. Selbst der Kronprinz, welcher Rust mochte und ihn zu seinem Leibarzt ernannt hatte, fertigte einmal eine sehr komische Karikatur von Rust an, welche dann lange Zeit in den Schaufenstern der Läden Unter den Linden ausgestellt zu sehen war.

Rust trat nämlich für die Landsperre während der Cholera ein und hatte dadurch die ganze Bevölkerung wider sich aufgebracht. Aus dieser Veranlassung erschien nun die Karikatur, welche einen,

in einen Käfig eingesperrten großen Sperling, aber mit Rusts Gesichtszügen, darstellte und folgende Unterschrift trug:

„Passer rusticus.“

„Der gemeine Landsperling.“

Dieffenbach machte während unsres Berliner Aufenthalts eine Reise nach Paris, wo er in der Lyssefrancschen Klinik vor einer Pariser Zuhörerschaft mit seiner Blepharoplastik (künstliche Bildung des unteren Augenlides) debütierte. Er fühlte sich durch den freundlichen Empfang, den er bei den Franzosen gefunden hatte, sichtlich geschmeichelt, und erzählte uns nach seiner Rückkehr öfters, wie liebenswürdig Lyssefranc und andre sich gegen ihn benommen und wie das ganze Auditorium ihm für die bisher noch nirgends gesehene Operation Beifall geklatscht habe.

Dafür hatten aber Dieffenbach die Engländer und Velpeau sehr wenig gefallen.

„Velpeau,“ so sagte er uns einmal, „das ist so eine Art anatomicus chirurgicus,“ — nach Dieffenbachs Anschauung war das die allerschlechteste Empfehlung für einen Chirurgen — „und die Engländer, das sind ja die reinen Beefsteaks. Stellen Sie sich vor,“ so fuhr er fort, „der alte Astley Cooper, den ich gerade auf seiner Durchreise in Paris traf, vermutete in mir einen französischen Arzt aus dem Hospital St. Louis; er hatte also vorher nie etwas von mir gehört und behandelte mich nun auch dem entsprechend.“

Velpeau blieb übrigens Dieffenbach nichts schuldig. Als ich ihn während meiner Anwesenheit in Paris im Jahre 1837 besuchte, da äußerte er sich folgendermaßen über das Berliner Genie: „Kennen Sie die Bedeutung unsrer Worte Gascon und Gasconade?“

„Gewiß.“

„Nun, dann kann ich Ihnen nur sagen, daß mir Herr Dieffenbach wie ein Gascon und seine verschiedenen Heldenthaten wie Gasconaden vorgekommen sind.“

Man muß gestehen, daß in dieser Bemerkung Velpeaus ein gut Teil Wahrheit steckt.

Professor Jungken, Okulist und Kliniker in der Charité, gehörte gleichfalls zu Rusts Anhängern, und wenn ich mich nicht irre, so ist er es auch bis zu Ende geblieben. Es war das ein rechter Doktrinär vom reinsten Wasser. Er stellte sowohl seinen Schülern als auch, wie ich glaube, sich selbst die moderne Lehre, d. h. das, wozu er selbst und Rust gelangt waren, als etwas Abgeschlossenes und keinem Zweifel Unterliegendes vor, und ein Fortschritt war seiner Meinung nach nur noch in derselben Richtung möglich. So mußte

man wenigstens nach seinen klinischen Vorlesungen annehmen. Nicht der geringste Zweifel ward zugelassen und alles war deutlich und klar wie das Einmaleins. Blennorrhöen des Auges durften z. B. nur antiphlogistisch behandelt werden.

Als Jungken einmal vor uns einen Fall von sehr starker Augenblennorrhöe behandelte, verordnete er sein gewöhnliches Heilverfahren: Blutegel und Eisumschläge, und erklärte uns mit ungewöhnlichem Selbstvertrauen: „Ich breche den Stab über den Kopf desjenigen Arztes, der nicht im stande ist, eine solche Blennorrhöe zu kurieren.“

Nach drei Tagen erwiesen sich beide Augen infolge eiteriger Verschwärung der Hornhaut als verloren, und Jungken konnte nur noch an dem Bette des unglücklichen Blinden stehen und schweigend die Achseln zucken. Da er aber ein ehrlicher und gewissenhafter Arzt war, so verheimlichte er diesen unglücklichen Fall vor uns nicht, obgleich er das ebenso leicht wie die andern hätte thun können. —

Die Nationalität Gräfes ließ sich nach seinem Aeußeren kaum feststellen; dieses letztere deutete ebensowohl auf deutsche, wie auch auf slavische Abkunft. Seine Gegner hatten sogar das Gerücht verbreitet, er sei semitischer Abstammung.

Unzweifelhaft ist nur eins, was auch Gräfe selbst zugestand, — nämlich daß er aus Polen gebürtig war und daselbst seine Jugend verbracht hatte.

Bei weitem charakteristischer als Gräfes Physiognomie war seine Haartracht, die in ihrer Art ein Unikum darstellte: die langen, fast schwarzen, stellenweise ergrauten Haare pflegte er sich nämlich ganz glatt anzustreichen und in der Weise von rechts nach links zu kämmen, daß sie einen beträchtlichen Teil der Stirn fast bis zu den dichten, schwarzen Augenbrauen bedeckten. Seinem vollen, runden Gesichte gab diese Haartracht ein seltsames, puppenähnliches Ansehen.

Gräfes charakteristischer Zug war eine ausgesuchte Höflichkeit jedermann gegenüber. An seine Zuhörer wandte er sich nie anders als mit der Anrede: „Meine hochgeschätzten, verehrten Herren,“ und Kranke aus den unteren Klassen redete er mit: „Mein liebster Freund“ an.

Wenn aber etwas nicht nach seinem Sinne war, so verlor er leicht die Fassung, und man konnte daraus ersehen, daß seine Höflichkeit und scheinbar unverwüstliche Ruhe nichts ihm Natürliches waren.

Es war ein durchaus guterzogener Mann, der sowohl darin wie in allem übrigen einen völligen Kontrast zu Rust bildete, woraus es denn auch erklärlich erschien, daß sie wie Hund und Katze mit-

einander lebten. Immer aufs sauberste frisiert, immer elegant gekleidet oder in seine enge blaue Uniform mit breiten Epauletten gesteckt, trat Gräfe leise und in dem trippelnden Gange eines Tabetikers in den Hörsaal, verbeugte sich nach allen Seiten und begann, indem er den ganzen Hörsaal mit seinem Blick überflog, in flötendem Tone: „Meine hochgeschätzten Herren."

Rust dagegen pflegte in seiner alten grünen Mütze, mit seinen unter ihr hervortretenden, bis auf die Schultern herabhängenden wirren grauen Haaren und einem Rohrstock zu erscheinen, den er nicht aus den Händen ließ und mit dem er während der ganzen Vorlesung zu gestikulieren gewohnt war. „Was ist das für eine Geschwulst? Was ist das für eine Röte?" pflegte Rust zu fragen, indem er von ferne mit diesem Stock auf die kranke Stelle des Patienten hinwies.

Statt süßen Flötens und feinen, rücksichtsvollen Benehmens kamen hier Dinge vor wie: „Donnerwetter, sind Sie toll!" u. s. w.

Rusts Klinik besuchten alle, um die Orakelaussprüche eines originellen Arztes zu vernehmen. Von den Operationen, welche in der Charité vorgenommen wurden, sagten die allerunerfahrensten Studenten, daß man dort lernen könne, wie man Operationen nicht machen müsse. Rust hatte seine fanatischsten Anhänger unter jungen Aerzten und Zuhörern.

Gräfes Klinik besuchte man, um einen wahren Meister und virtuosen Operateur zu sehen. Seine Operationen imponierten allgemein durch ihre Gewandtheit und Akkuratesse, sowie durch die Sauberkeit und ungewöhnliche Schnelligkeit der Ausführung. Gräfes Assistenten und speziell sein Hauptassistent, Dr. Angelstein, ein bereits älterer und erfahrener Praktiker, der auch in der Stadt seine eigene bedeutende Praxis hatte, kannten alle Anforderungen und alle chirurgischen Gewohnheiten und Handgriffe ihres berühmten Meisters auswendig.

Angelstein hatte überall um sich die Gräfeschen Instrumente umherliegen, und man brauchte ihm während der Operation nicht zu sagen, daß er das eine oder das andre thun solle, vielmehr geschah alles wie von selbst und ohne weitere Rede und Anweisung. Gräfe hatte sich für jede Operation eine Menge der verschiedenartigsten Instrumente ausgedacht, die jetzt schon fast in Vergessenheit geraten sind, von denen aber damals viel Aufhebens gemacht wurde und die der Erfinder selbst immer benutzte. Uebrigens verstand auch nur er selbst ordentlich mit ihnen umzugehen. In Gräfes Klinik verdiente besondere Anerkennung, daß alle Praktikanten die Kranken

und Operierten immer im Auge behalten durften und auch selbst zur Vornahme von Operationen zugelassen wurden, freilich nur nach Gräfescher Methode und mit den Instrumenten seiner Erfindung.

Ich als Praktikant bekam auch drei Operationen zu machen, nämlich zwei Fettgeschwülste auszuschneiden und einen Daumen aus dem Gelenk herauszunehmen. Gräfe war mit mir zufrieden, obgleich er nicht wußte, daß ich diese Operationen zehnmal besser gemacht hätte, wenn ich nicht so ungeschickte und für mich so wenig bequeme Instrumente gehabt hätte.

Gräfe war unzweifelhaft von Natur aus sehr geschickt und gewandt, denn sonst hätte er ohne jede Kenntnis der Anatomie und ohne Uebungen an der Leiche (Gräfe meinte, daß solche Uebungen von gar keinem Wert für Operationen am lebenden Körper wären) sicherlich kein so wahrhaft bedeutender Virtuose in der Chirurgie werden können.

Uebrigens ließen seine fleischigen, runden und kurzen Finger durchaus keine besondere Gewandtheit erwarten.

Jährlich an Gräfes Geburtstag veranstalteten seine Zuhörer und Praktikanten, die größtenteils Ausländer waren, eine Kollekte, kauften einen Becher oder einen andern passenden Gegenstand und brachten denselben, nachdem sie ihn mit einer entsprechenden Inschrift hatten versehen lassen, ihrem Maestro zum Geschenke dar.

Dies war wohl auch die einzige Art, wie seine Zuhörer ihm ihre Dankbarkeit und Hochachtung bezeigten. Einer herzlicheren Sympathie seitens seiner Schüler, und zwar gerade seiner einheimischen, erfreute sich der Meister nicht. Gewöhnlich gab er an seinem Geburtstage ein Festessen, auf welchem er seine Gäste mit verschiedenen Delikatessen und Weinen bewirtete, was diese ihm mit schmeichelhaften Toasten vergalten, in welchen sie ihn „unsern deutschen Dupuytren" und dergleichen mehr nannten.

Einmal bat mich Gräfe nach einem solchen Festessen zu sich in sein Arbeitszimmer, wo er mich unter vier Augen fragte, ob ich nicht einen Okulisten in St. Petersburg kenne, der sich eine solche Berühmtheit erworben habe, daß ihn Kaiser Nikolai angelegentlich dem Könige für den Kronprinzen von Hannover empfohlen hätte. Man muß nämlich wissen, daß zu der Zeit, wo Kaiser Nikolai Pawlowitsch in Berlin war, auch der Kronprinz von Hannover einer Augenkrankheit wegen nach Berlin zur Konsultation und Behandlung gekommen war. Gräfe als Leibmedikus oder Leibchirurg des Königs von Preußen schlug eine Operation und Einsetzung eines künstlichen Augapfels vor, unternahm dann die Operation, wenn ich nicht irre,

zweimal, aber ohne Erfolg, und wollte sie später nach einigen Jahren zum drittenmal vornehmen, reiste zu dem Zweck auch nach Hannover, erkrankte aber unterwegs am Typhus und starb.

Ich war sehr erstaunt von Gräfe zu hören, daß unser Kaiser so angelegentlich einen seiner treuen Unterthanen als Konkurrenten des Meister Gräfe in Vorschlag gebracht hatte. In dem Falle mußte der getreue Unterthan wirklich schon eine Berühmtheit sein. Ich hörte aber davon zum erstenmal und konnte mir gar nicht denken, wer das eigentlich sein sollte. Schließlich erfuhr ich, daß diese vom Kaiser Nikolai dem Könige von Preußen empfohlene Berühmtheit niemand anders war als der Petersburger Kleinbürger Oreschnikow.

Dieser Mann hatte in St. Petersburg auf Wassili-Ostrow mit Erlaubnis der Regierung eine ambulatorische Augenklinik eröffnet. Allem zuvor hatte sich Oreschnikow ein riesiges Vergrößerungsglas mit langem Handgriff angeschafft und sich zum entschiedenen Gegner des damals in Petersburg sehr bekannten Augenarztes Wassili Wassiljewitsch Lerche erklärt. Indem er nun die Patienten mit dem Vergrößerungsglase in der Hand ärztlich untersuchte, fragte Oreschnikow einen jeden von ihnen, ob er nicht in der Mochowajastraße bei Lerche gewesen sei, und wenn dann der Kranke bejahte, so erkundigte sich Oreschnikow, als was denn Dr. Lerche die Krankheit bestimmt habe. „Nun, er hat gesagt, es sei eine Verzinnung,“ antwortete ihm z. B. etwa der Patient. Auf solch eine Antwort schüttelte Oreschnikow den Kopf, brachte sein Vergrößerungsglas wieder vor das Auge des Patienten, begann dann von neuem mißtrauisch den Kopf zu schütteln und erklärte laut: „Ehe, Wassili Wassiljewitsch, also wieder einmal einen Bock geschossen! Wie soll denn das eine Verzinnung sein? Es ist einfach ein Staar; aber seien Sie nur ruhig, lieber Freund, Sie sollen Ihre Sehkraft behalten! Da haben Sie mein Augenwasser.“

Gräfe schien mir durch die dringende Empfehlung eines wie aus der Erde emporgewachsenen Konkurrenten seitens einer solchen Persönlichkeit wie der Kaiser von Rußland ein wenig alteriert, beruhigte sich aber hernach, als er erfuhr, daß Oreschnikow kein Operateur sei; man wußte aber in Deutschland schon längst allgemein, daß des Prinzen Sehkraft sich nur durch eine Operation wiederherstellen ließ.

So nützlich und belehrend auch für mich die Arbeiten bei Schlemm und in den Kliniken von Gräfe, Rust und Jungken waren, so war doch der Nutzen für mich am fühlbarsten, den mir Uebungen in der operativen Chirurgie an Leichen in der Charité brachten.

Einmal erfuhr ich von einigen Studenten, daß man in der Charité bisweilen bei der Obduktion von Leichen zugegen sein könne, und man zeigte mir auch die Stelle, wo sie vor sich zu gehen pflegte. Ich ging dorthin und wollte beim Anblick dessen, was ich sah, kaum meinen Augen trauen.

In einem kleinen Zimmer standen zwei Tische, auf deren jedem zwei oder drei Leichen lagen, und an einem dieser Tische sah ich eine hagere Frau stehen, welche eine Haube, eine Wachstuchschürze und desgleichen Ueberärmel trug und mit der größten Gewandtheit und Schnelligkeit eine Leiche nach der andern obduzierte. Damals war es noch ganz unerhört, daß Frauen sich anatomischen Studien widmeten; da ich sah, daß man mir nicht die Thür wies, und da außer mir von Studenten niemand anwesend war, so näherte ich mich der interessanten Dame und machte ihr eine sehr höfliche Verbeugung.

„Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte sie mich.

„Ja, ich möchte gern öfter bei Obduktionen zugegen sein,“ antwortete ich.

„Nun schön, kommen Sie meinetwegen jeden Tag; außer mir hat bisher noch niemand hier obduziert. Erst neulich ist Professor Froriep damit beauftragt worden.“

„Und die andern klinischen Professoren der Charité?“

„Ih, wo denken Sie denn hin! Verstehen denn die etwas davon? Noch gestern hat mir niemand glauben wollen, daß ich bei der Obduktion einer Leiche ein gewaltiges Aeskudat in deren Brust finden würde, während doch schon auf eine Meile zu erkennen war, daß die eine Hälfte der Brust ganz aufgetrieben war. Erst als ich es ihnen zeigte, da haben sie es mir endlich geglaubt.“

„Darf ich vielleicht Ihren Namen erfahren?“

„Ich heiße Madame Vogelsang.“

„Nun also, Madame Vogelsang, könnten Sie mir nicht Gelegenheit verschaffen, Uebungen an Leichen anzustellen?“

„Oh ja, warum nicht? Es sind schon öfter Ausländer zu mir gekommen, denen ich die Operationen an der Leiche gezeigt habe. Zu dem Zwecke habe ich auch chirurgische Instrumente zur Hand.“

„Wollen Sie mir dann recht Ihre Bedingungen nennen,“ bat ich etwas zögernd.

„Ich habe den Preis von einem Thaler für eine ganze Leiche festgesetzt; dann können Sie jede beliebige Operation mit ihr vornehmen. Fünfzehn Silbergroschen sind für Abbindung von Arterien an den Extremitäten und für das Ablösen einzelner Glieder aus

den Gelenken zu zahlen, unter der Bedingung indes, daß an dem so losgelösten Gliede nicht weiter herumgeschnitten werde."

Wir trafen nun unsre Verabredung und ich gab Frau Vogelsang drei Thaler Handgeld. Tag und Stunde sollte jedesmal von ihr am Abend vorher angesagt werden, indem sie mir entweder einen besonderen Boten schickte oder selbst die betreffende Mitteilung in Rusts Klinik machte.

Diese interessante Madame Vogelsang war ursprünglich Hebamme gewesen und hatte sich erst nachher aus Liebe zur Kunst, wie sie versicherte, der Anatomie gewidmet, in der sie praktisch sehr bewandert war. Ein Gelenk nach allen Regeln der Kunst loszulösen oder eine Arterie an der Leiche zu finden, war Madame Vogelsang etwas Leichtes.

Damals war Berlin das Examinationsrendezvous für alle Aerzte des ganzen Königreichs Preußen und ein jeder von ihnen mußte auf dem sogenannten Staatsexamen vor den Examinatoren die inneren Teile der Brust und des Magens in situ demonstrieren.

Eben dieses Examen in situ ließ die Examinanden ihre Zuflucht zu den anatomischen Kenntnissen der Frau Vogelsang nehmen.

Sie hat in der That in der Erläuterung und anschaulichen Bestimmung der Lage innerer Brust- und Magenteile und ebenso auch der Teile des Gehirns und Schädels geradezu eine gewisse Vollendung erreicht.

Niemand besuchte mich so häufig, wie Madame Vogelsang. Früh morgens sowohl wie spät abends erschien sie entweder mit irgend einem Präparat oder der Mitteilung bei mir, es stehe am nächsten Tage in der Charité eine Uebung an der Leiche bevor.

Ich habe keine Frau gekannt, deren Gesicht weniger hübsch und dabei doch origineller als das der Frau Vogelsang gewesen wäre. Schon über vierzig Jahre alt, mit Haaren auf dem Kopf, die an Werg erinnerten, einem dürren, von tiefen Furchen durchzogenen, aber ungewöhnlich beweglichen Gesicht, sah Madame Vogelsang einem flinken, behenden Affen sehr ähnlich.

Doch hat sie mir so manches Hundert Leichen zu Uebungszwecken verschafft, und ich habe sie deshalb immer wert gehalten.

Gleichzeitig mit uns kamen einige Russen aus Moskau und Petersburg nach Berlin, welche später in verschiedenen Residenzkrankenhäusern Oberärzte geworden sind. Von ihnen ist mir Wl. Af. Karawajew (aus Wjätka gebürtig) am nächsten getreten.

Karawajew hatte sein Studium an der Universität Kasan beendigt. Daselbst hatte er die Chirurgie nur vom Hörensagen kennen

gelernt (der damalige Professor der Chirurgie in Kasan, irre ich mich nicht, Vogel, hatte von irgend einer Krankheit ganz krumm zusammengezogene Finger und konnte deshalb überhaupt kein Messer in der Hand halten); gleichwohl begab er sich nach Petersburg, wo er zum Arzt im Marienkrankenhause ernannt wurde und zum erstenmal in seinem Leben einige von Bujalski ausgeführte Operationen sah.

Ungeachtet dieser kläglichen Vorbereitung fühlte Karawajew doch eine besondere Neigung zur Chirurgie in sich. Da ich dieses gleich bei unsrer ersten Bekanntschaft bemerkte, so riet ich ihm, sich unverweilt dem Studium der Anatomie hinzugeben und sich dieserhalb an Madame Vogelsang zu wenden.

Ein ganzes Jahr lang war er nun mein ständiger Gefährte bei meinen Uebungen an der Leiche, und dann begab er sich, gleichfalls auf meinen Rat, zu Langenbeck nach Göttingen.

Im Jahre 1837 erschien Karawajew in Dorpat, ließ sich — es war dies noch vor meiner in eben diesem Jahre erfolgten Abreise nach Paris — bei mir examinieren und stellte dann gemeinsam mit mir Versuche an Tieren in einer Frage an, die mich damals sehr beschäftigte und die Symptome der Entwickelung der Blutvergiftung betraf.

Diese Frage riet ich auch Karawajew zum Gegenstand seiner Doktordissertation zu machen. Ich darf Karawajew mit vollem Recht als meinen Schüler ansehen, denn ich habe seine ersten Schritte in der Chirurgie geleitet und sie in die von mir bereits erwählte Richtung im Studium der Chirurgie gelenkt.

62.

Die Sommerferien des Jahres 1834 gedachte ich zu einem Besuche Göttingens zu benutzen; um aber daselbst noch die Vorlesungen hören zu können, verließ ich Berlin noch lange vor Beendigung des Semesters.

In Göttingen interessierte mich natürlich am meisten Langenbeck. Schüler von ihm, die zuweilen nach Berlin kamen, sprachen mit dem ungeheucheltsten Enthusiasmus von ihrem berühmten Lehrer. Langenbeck war damals der einzige Chirurg in ganz Deutschland, dessen Kenntnisse in der Anatomie ebenso umfassend waren wie die in der Chirurgie.

Außer diesen beiden Kategorien von Chirurgen, nämlich den Anatomen und den Technikern (welche Lyssefranc in Paris sehr treffend chirurgiens-menuisiers genannt hatte), konnte man in den dreißiger Jahren auch noch zwei Kategorien unterscheiden, welche damals eine nicht weniger wichtige Bedeutung hatten. Damals waren nämlich das Anästhesieren und Anästhetica noch nicht in die Chirurgie eingeführt worden, und es war deshalb die Frage für die leidende Menschheit von der größten Wichtigkeit, inwieweit man die Leiden des Patienten bei der Vornahme von Operationen mildern könne. Kam es doch bisweilen vor, daß operierte Personen infolge des unerträglichen Schmerzes bald nach der Operation, ja beinahe urplötzlich verstarben.

Die Operation, wie auch jeder andre ärztliche Eingriff konnte bei übermäßig reizbaren Personen schon infolge des Schmerzes allein einen tödlichen Schok hervorbringen. So war es denn erklärlich, daß eine beträchtliche Anzahl von Chirurgen es sich zur Aufgabe machte, nach Kräften für schnelle Vornahme der Operationen zu sorgen. Da aber eine Vervollkommnung der chirurgischen Technik in dieser Richtung (d. h. in der Absicht, die Leiden der Patienten durch rasche Vornahme der Operationen zu verkürzen) höchst schwierig, für viele sogar unmöglich ist, und außerdem die Schnelligkeit der Vornahme die Operation nicht selten unsicher, ungewiß und gefährlich machen kann, so wird es verständlich werden, warum viele Chirurgen auf das entschiedenste wider jede Eile in der Vornahme der Operation sich aussprachen und einige sogar soweit gingen, daß sie sich zu Verteidigern des entgegengesetzten Prinzips erklärten, indem sie behaupteten, daß eine Operation um so mehr Aussicht auf Erfolg gebe, je langsamer sie vor sich gehe.

Der französische Chirurg Roux beschuldigte alle englischen Chirurgen einer nutzlosen und für den Patienten qualvollen Langsamkeit in der Vornahme ihrer Operationen.

In Deutschland konnte man zur Kategorie der Chirurgen, welche prinzipiell für rasches Operieren waren, gerade zwei Koryphäen rechnen — Gräfe und Langenbeck. Der erstere erreichte es dank seiner angeborenen Gewandtheit und verschiedener technischer Handgriffe; der zweite vermöge seiner genauen Kenntnis der anatomischen Lage der einzelnen Körperteile und der auf diese Kenntnis gegründeten von ihm erfundenen Operationsmethoden.

Wenn ich Langenbeck und Gräfe zu einer Kategorie zähle, so habe ich nur eine Seite ihrer Kunst im Auge; in der Vornahme der Operationen selbst aber bestand zwischen ihnen ein ungeheurer

Unterschied und das konnte auch gar nicht anders sein, da es nicht leicht zwei Menschen geben möchte, die einander weniger ähnlich wären.

Gräfe operierte ungewöhnlich schnell, gewandt und glatt. Langenbeck operierte schnell, wissenschaftlich und originell.

Gräfe hatte eine von Natur aus geschickte Hand; aber weder die Bildung seiner Hand, noch der Bau seines ganzen Körpers ließen diese angeborene Gewandtheit vermuten.

Langenbeck hingegen war von Natur so organisiert, daß er unmöglich anders als gewandt und beweglich sein konnte. Ein Athlet an Wuchs und Entwickelung des Knochengerüsts und Knochenbaues, war er gleichzeitig ungewöhnlich ebenmäßig geformt. Bei keinem Menschen habe ich so gut gebaute und dabei so riesige Hände gesehen. Langenbeck placierte bei seinen anatomischen Demonstrationen das ganze Gehirn auf seiner Handfläche, indem er seine langen Finger ausbreitete; die Hand diente ihm so gut wie ein Teller und er spaltete dann auf ihr mit unnachahmlicher Gewandtheit das Gehirn mit dem Messer. Er war in Wahrheit der Gigant unter den Chirurgen. Indem er nach seiner oval-konischen Methode einmal einen Oberschenkel in seinem oberen Drittel amputierte, umfaßte Langenbeck denselben mit der einen Hand, drehte sich dabei „mit der Gewandtheit eines Militärs"*) auf einem Fuß herum und wußte seinen ganzen ungeheuren Körper der Bewegung und der augenblicklichen Thätigkeit seiner Hände anzupassen.

Auf seinem privatissimum sah ich zum erstenmal diese seine bemerkenswerte Kunst bei Operationen, die Bewegungen seiner Füße und seines ganzen Rumpfes, der jedesmaligen Thätigkeit der gerade operierenden Hand anzupassen; und das geschah nicht zufällig und wie es gerade der Augenblick mit sich brachte, sondern nach bestimmten, aus der Erfahrung gewonnenen Regeln.

In der Folge haben mir meine eigenen Uebungen an Leichen die große praktische Wichtigkeit dieser Handgriffe gezeigt.

Uebrigens war Langenbeck gar nicht abgeneigt, sich seiner Kraft und Gewandtheit selbst zu rühmen. Es war das aber nicht die Ruhmsucht und lächerliche Eitelkeit eines Gecken.

Langenbeck stand Eigenlob, möchte ich sagen, gewissermaßen zu Gesicht; so erzählte er mir z. B. einmal in seiner abgerissenen Weise, indem er jedes einzelne Wort betonte, wie er einmal während des französischen Feldzuges einen englischen Arzt in Erstaunen gesetzt

*) Citat aus Gogol. Anmerk. d. Uebers.

habe. Der Sohn Albions hatte nämlich Langenbeck gar nicht glauben wollen, daß dieser nach seiner Methode nur drei Minuten brauche, um einen Arm aus dem Schultergelenk loszulösen; nun bot sich gerade nach irgend einer Schlacht Langenbeck die geeignete Gelegenheit, den Beweis für seine Behauptung zu erbringen: Es galt nämlich, wenn ich nicht irre, einen verwundeten Franzosen zu operieren. Der Man wird auf den Stuhl gesetzt und der Engländer beginnt sich ordentlich zur Beobachtung vorzubereiten und sich die Brille auf die Nase zu setzen; in diesem Augenblick fliegt aber schon etwas an ihm vorbei und schlägt ihm die Brille aus der Hand; dieses Etwas war der bereits von Langenbeck amputierte und direkt auf den ungläubigen Thomas zu fortgeschleuderte Arm.

Alles, was uns Langenbeck in seinen Vorlesungen und Gesprächen mitteilte, war interessant und originell.

Mit vielem mochte man vielleicht nicht einverstanden sein, aber selbst in diesem Falle drängte sich einem unwillkürlich die Bewunderung für den sowohl seinem Aeußeren als auch seiner ganz eigenartigen Geistesrichtung, als auch endlich seiner ganzen Sachkenntnis nach bemerkenswerten Mann auf. Langenbeck war sicherlich in seiner Jugend ein schöner Mensch gewesen, so angenehm, ausdrucksvoll und frisch war noch sein ganzes Aeußere. Schon eine Werst weit konnte man seine laute und klangvolle Stimme vernehmen.

Zur Charakteristik Langenbecks als Chirurgen gehört noch ein höchst wichtiger und origineller Zug. Er hatte bei der Vornahme chirurgischer Operationen es zum Prinzip erhoben, jeden Druck der Hand auf die Säge oder das Messer zu vermeiden.

Das Messer sollte in der Hand des echten Chirurgen wie ein Bogen sein.

„Kein Druck, nur Zug!“

Und das waren keine leeren Worte.

Langenbeck hat mich gelehrt, das Messer nicht mit der ganzen Hand, mit der Faust zu halten und auf dasselbe zu drücken, sondern dasselbe wie einen Bogen über ein zu durchschneidendes Gewebe zu führen und ich habe diese Regel während meiner ganzen chirurgischen Praxis überall, wo es nur irgend möglich war, streng zu befolgen gesucht. Langenbecks Amputationsmesser war von ihm gerade zu diesem Zweck erfunden worden, um auf dasselbe nicht drücken zu müssen, sondern mit der haarscharfen und bogenförmig ausgebauchten Schneide über den betreffenden Körperteil hingleiten zu können.

Einmal passierte indes mit diesem Messer auf unserm privatissi-

mum ein Mißgeschick, welches Langenbeck offenbar recht ärgerlich sein mußte, da eben gerade ein Ausländer zugegen war, der außerdem auch noch aus Berlin zu ihm nach Göttingen gekommen. Langenbeck, der fleischfarbene Sommerbeinkleider, Schuhe und Strümpfe anhatte, nahm nämlich gerade in unsrer Gegenwart seine Schenkelamputation an der Leiche vor, wobei er nach seiner Gewohnheit mit lauter und eindringlicher Stimme sein „nur Zug, kein Druck!" wiederholentlich vorbrachte, als er plötzlich mit voller Kraft die Spitze seines Messers sich dergestalt in die Wade stieß, daß das Blut auf seinen fleischfarbenen Beinkleidern erschien und ihm auf den Strumpf und auf die Diele strömte. Die Wunde war ziemlich tief, heilte indes ohne weitere schlimme Folgen zu. Sicherlich hat Langenbeck unsre Gedanken aus Anlaß dieses Vorfalles erraten.

Natürlich mußten wir uns sagen, daß, wenn schon dem Meister selbst mit seinem Messer solche Geschichten passierten, die Sache dann doch offenbar ihre Bedenken haben müsse. Und in der That haben sowohl Langenbeck als auch Gräfe in einer allen Menschen eigenen Schwäche keine geringe Anzahl solcher chirurgischen Instrumente und Prozeduren erfunden, welche nur in ihren eigenen Händen gebräuchlich und praktisch anwendbar geblieben sind. Aber natürlich haben weder Gräfe noch Langenbeck ihre eigenen Erfindungen aufgegeben, sondern vielmehr fortgefahren, ihnen vor andern den Vorzug zu geben.

63.

Das Leben in einer kleinen deutschen Provinzialuniversität war damals ziemlich, zuweilen sogar sehr patriarchalisch. Die Annäherung an die Professoren war bei weitem leichter, als in der hauptstädtischen Universität und daher war es kein Wunder, daß ich bald und leicht mit der Lebensgeschichte, den Weltanschauungen und sogar den Wunderlichkeiten einiger göttingenschen Professoren bekannt wurde.

Ueber Langenbeck selbst ließ sich unschwer in Erfahrung bringen, daß er sehr früh aufzustehen pflegte und fast den ganzen langen Tag bald im anatomischen Theater, bald in der Klinik, bald bei sich zu Hause arbeitete. Ein Student aus Kurland, der nicht weit von Langenbeck wohnte, erzählte mir auch, daß seiner Beobachtung nach Langenbeck besonders dann in heiterer Stimmung zu sein pflege, wenn ein jüdischer Wechsler, der in der Regel des Morgens

bei dem Professor erschien, längere Zeit bei ihm in der Wohnung verweile.

Den jungen Leuten, die sich um ihn zu versammeln pflegten, liebte Langenbeck von dem Ungemach, den Schwierigkeiten und den Hindernissen zu erzählen, die er im Leben angetroffen und mit Thatkraft und gesundem Menschenverstande überwunden habe. „Frisch ins Leben hinein, frisch ins Leben hinein!“ war sein Lieblingsspruch und „keinen Leichtsinn, aber einen leichten Sinn!“ — war seine Lebensregel.

Von andern, schon etwas alt gewordenen Professoren erzählte man sich die verschiedensten Legenden. So sagte man z. B. von dem bekannten Blumenbach, der es damals schon, wenn ich nicht irre, bis über die Neunzig gebracht, er könne ohne Schaden für seinen Organismus nicht zu lesen aufhören und verrichte diese für ihn bereits zur organischen gewordene Funktion mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit; er komme in der Hörsaal, setze sich aufs Katheder, ziehe sein Heft hervor und lese bedächtig und mit den entsprechenden Pausen. Die Zuhörer, die nicht weniger als der Professor sich an dessen Vorlesungen gewöhnt hätten, seien indes nicht selten durch eine gewisse Art von Anmerkungen seitens des bejahrten Gelehrten überrascht worden, welche dieser mit seiner gewohnten Langsamkeit und Gemächlichkeit vorbringe, nämlich durch Bemerkungen, wie die folgende: „Hier muß ich einen Witz machen.“ Anfangs konnte niemand recht verstehen, was diese abgerissenen aphoristischen Bemerkungen eigentlich zu bedeuten hätten. Schließlich klärte sich die Sache auf. Des Professors Hefte stammten noch aus jener längst vergangenen Zeit, als der berühmte Gelehrte in der Blüte seiner Jahre und voller Humor auf seinen Vorlesungen noch Witze machte, zu welchem Zwecke er sich vorher auf dem Rande seiner Hefte anmerkte, wo und in welchem Falle ein Witz ihm am Platze schien. Nun aber war das Alter gekommen und der Inhalt der Witze dem Gedächtnis entschwunden, während der Hinweis auf den Witz noch am Rande des Heftes nachgeblieben war und vom gewissenhaften Professor seinen Zuhörern nicht vorenthalten wurde.

Während meines Göttinger Aufenthalts wurde ich auch mit Langenbecks Neffen bekannt, der damals noch ein junger Doktorand und Assistent bei seinem Onkel war, später aber Gräfes und Dieffenbachs Nachfolger in Berlin wurde.

Der junge Langenbeck ist mir nicht nur, weil ich ihn beständig bei seinem Onkel gesehen, sondern auch von manchen Einzelheiten her erinnerlich geblieben.

Einmal brachte man in den Operationssaal zum alten Langenbeck einen Patienten mit einer Nekrose der Hüfte; der Professor begann nach dem Sequester zu suchen und gab seinem Neffen ein Zeichen, daß jener ihm etwas reichen solle (vermutlich irgend eine Sonde oder Kornzange oder dergl.) und plötzlich sehe ich zu meiner Verwunderung, wie der junge Langenbeck seinem Onkel das Amputationsmesser reicht. „Noch zu früh!" bemerkte ihm aber der letztere.

Die zweite Erinnerung an den jungen Langenbeck fällt mit der an eine heftige Bräune zusammen, an der ich damals in Göttingen erkrankte und die in ein Geschwür überging. Aber bevor dieses letztere noch aufging, sollte es — freilich wider meinen Willen — noch mit einem Chirurgen zu thun bekommen. Die Geschwulst war sehr stark und ich, der ich schon mehrmals sowohl in Dorpat als auch besonders in Berlin die Bräune durch ein Brechmittel hatte heilen sehen, wollte schon eins einnehmen, als mein Bekannter, der junge Kurländer, der für mich fürchten mochte, Langenbeck von meiner Krankheit in Kenntnis setzte. Beide, Onkel sowohl als Neffe, waren so liebenswürdig, daß sie sofort zu mir in meine Wohnung kamen.

Nachdem der alte Langenbeck mir in den Rachen gesehen hatte, ergriff er alsbald ein Skalpell und führte es fast einen Zoll tief in die Geschwulst ein, worauf sich einiges Blut, aber kein Eiter zeigte. In der nächsten Nacht ging das Geschwür von selbst auf und ich wurde bald wieder gesund.

Als ich im Jahre 1864 nach Verlauf von dreißig Jahren meinen alten Bekannten, Langenbeck-Neffen, zum erstenmal in Berlin wiedersah, da brachte er selbst seltsamerweise das Gespräch sofort auf meine Krankheit und versicherte mir dabei mit großer Hartnäckigkeit, daß er mir das Geschwür aufgeschnitten und den Eiter herausgelassen habe. Ich glaube, ich darf aber in diesem Falle mehr meinem eigenen als einem fremden Gedächtnisse trauen. Die Erinnerung an den mir nutzloserweise zugefügten Schmerz und an die Scheltworte, mit denen ich innerlich die beiden Langenbecks und meinen Bekannten, den Kurländer, für ihre ungebetene Einmischung überschüttete, hat sich zu lebhaft in mir erhalten, und ich habe, nachdem ich so an mir selbst den Fehler eines Chirurgen erprobt, mich, soweit ich konnte, bemüht, andre Leute vor Uebereiltheiten meinerseits zu bewahren.

Seit der Zeit hat mir das Brechmittel bei weitem häufiger als das Messer zum Oeffnen von Geschwüren nach der Bräune gedient. Von den durch Langenbeck empfohlenen Operationsmethoden

haben sich in der modernen Chirurgie nur noch sehr wenige erhalten. Die Gerechtigkeit erfordert noch die Bemerkung, daß Langenbecks Operationen nicht nur durch ihre Schnelligkeit, sondern auch durch eine ungewöhnliche und für die damalige Zeit noch ganz unerhörte Wahrscheinlichkeit des Erfolges und Genauigkeit der Ausführung allgemeines Staunen erregten. Moier sagte mir einmal, daß sein Lehrer, der alte Ant. Scarpa, als er von einer durch Langenbeck glücklich ohne Verletzung des Bauchfells ausgeführten Ablösung der Gebärmutter gehört, sich folgendermaßen geäußert habe: „Wenn das wahr ist, so bin ich bereit, auf den Knieen nach Göttingen zu Langenbeck zu kriechen."

Zur zweiten Kategorie der deutschen Chirurgen, d. h. zu den Verfechtern einer prinzipiell langsamen Vornahme der Operationen, hat man vornehmlich Textor in Würzburg zu rechnen.

Bei Textor war das Prinzip der Langsamkeit bis zu den extremsten Dimensionen durchgeführt, und seine Zuhörerschaft konnte sich nicht selten an einem Schauspiel, wie das folgende, ergötzen. Liegt da der Kranke zur Abnahme des Schenkels bereit auf dem Operationstisch. Der Professor, bewaffnet mit einem langen Skalpell, stößt dasselbe so zögernd und langsam als nur möglich von vorn her durch die Muskeln des Schenkels. Das so hineingesteckte Messer bleibt nun in dieser Stellung und der Professor beginnt seinen Zuhörern zu erklären, welche Richtung er dem Messer zu geben, wie weit er es einzustoßen gedenke u. s. w. u. s. w.

Nachdem er hierauf einen Lappen herausgeschnitten, ganz nach Maß und so langsam als möglich, beginnt er aufs neue seine Erörterungen über die Bildung eines zweiten Lappens. Dabei wendet er sich mehreremal mit der Mahnung an sein Auditorium: „So muß man operieren, meine Herren!"

Und das alles geschah ohne Anwendung anästhesierender Mittel und unter dem Jammergeschrei der Märtyrer der Wissenschaft oder, richtiger gesagt, des hirnlosen Doktrinarismus!

Was mich betrifft, so haben mein Temperament sowohl als auch die Sicherheit meiner Hand, wie ich sie mir durch lange Uebung an Leichen erworben hatte, mir diese empörende prinzipielle Langsamkeit geradezu zuwider gemacht.

Und auch als in der Folge die Anwendung anästhesierender Mittel das Celsussche Cito scheinbar überflüssig gemacht hatte, bin ich doch noch der Meinung geblieben, daß eine künstlich erstrebte Langsamkeit sich wegen der längeren Dauer der Anästhesie und des Traumatismus als schädlich erweisen müsse.

Aber nicht nur das Mechanische in der Vornahme der Operationen, nicht nur der technische Teil der Chirurgie ließ die Kliniken der Hauptvertreter der deutschen Chirurgie sich scharf voneinander unterscheiden.

Wir hatten in diesen Kliniken auch Gelegenheit, die verschiedene Methode der Heilung von Wunden zu beobachten. Und zwar rechneten grade die eigentlichen Operateure Langenbeck, Gräfe und Dieffenbach sich eben diese Methoden zu ihrem Hauptverdienst an.

Langenbeck konnte es nicht leiden, wenn ausländische und andre Aerzte, die seine Klinik besuchten, ihm in der Meinung, ihm etwas Angenehmes zu sagen, erklärten, sie seien von weitem hergekommen, um seine Operationen zu sehen. Dann wartete er absichtlich und that nichts.

„Die Kerls wollen," so pflegte er später wohl zu sagen, „daß er schneide. Er schneidet aber nicht."

Zu meiner Zeit wurden in der Langenbeckschen Klinik fast alle Wunden, auch solche nach großen Amputationen, mit Eiterung geheilt, und wenn dann die ganze Wundhöhlung bereits mit Fleischwärzchen bedeckt war, so wurden die Wundränder einander genähert und durch zähe Pflaster miteinander verbunden.

Bei Dieffenbach konnte man öfter als sonstwo ausgezeichnete Beispiele von Wundenheilungen per primam intentionem ohne Eiterung sehen. Niemand von Dieffenbachs Zeitgenossen verstand diese Methode praktisch so ausgezeichnet durchzuführen. Dieffenbach hatte eine besondere Art von Nähten eingeführt und verstand es meisterhaft, Vorsichtsmaßregeln gegen ein allzu starkes Anziehen der einzelnen Wundteile zu ergreifen. Dabei wurde die Wunde selbst weder durch Pflaster noch durch Binden geschlossen.

In der Gräfeschen Klinik, die sich vor der Rustschen durch glückliche Heilungsergebnisse nach großen Operationen auszeichnete, wurden die Wunden nach solchen Operationen auf ganz eigenartige Weise behandelt. Mit Ausnahme der englischen Chirurgen hat das von Gräfes Zeitgenossen in Deutschland und Frankreich schwerlich jemand in derselben Weise gethan. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß Gräfe der modernen hermetischen Methode der Heilung großer Wunden am nächsten gekommen ist. Er unterband bei der Operation sorgfältig alle Blutgefäße, vereinigte eben so sorgfältig bald durch eine Naht, bald durch eine Menge luftdicht abschließender Pflaster die Wundränder, legte sodann auf die bereits geschlossene Wunde Charpie und der Breite nach kleine Kreuze und befestigte dann alles in sorgfältiger Weise durch mehrere Verbände.

Die Verbände blieben in der Regel einige Tage liegen und wurden niemals ohne Not abgenommen, bevor Eiterung eingetreten war.

Gräfes Assistent, Doktor Angelstein zeichnete sich durch seine Kunstfertigkeit im Anlegen von Verbänden aus. Er wachte mit peinlicher Genauigkeit darüber, daß der Eiter nicht durch den Verband durchsickere.

Die Krankenwärterinnen, zwei Vollblut-Deutsche, wußten das sehr wohl, gerieten aber doch, da sie nicht gerade sehr ordentlich und eifrig waren, nicht selten arg in die Klemme.

„Komm, Grete, her," so konnte man so manches Mal die eine rufen hören, „Angelstein macht Spektakel."

Und in der That gab es dann einen gehörigen Spektakel, denn Angelstein visitierte die Patienten und wechselte die Verbände, wobei er mit lauter Stimme auf die ganz verdutzten Krankenwärterinnen loswetterte.

„Eine Sau bist du!" schimpfte er wohl unter Vermeidung des Maskulinums „Schwein", da er es hier mit Damen zu thun hatte.

Die Ergebnisse dieser Wundbehandlung in der Gräfeschen Klinik waren wirklich höchst günstige.

Die sorgfältige Zudeckung und Schleißung der großen und tiefen Wunden, verbunden mit methodisch geübtem Druck auf die umliegenden Teile, galt als höchst wichtige Bedingung für die entschiedene Förderung der Heilung. Der Fall mit dem damals bekannten Schauspieler (von dem Königstädtischen Theater) Beckmann bewies die Vorzüge dieser Wundbehandlung und ärgerte dadurch Dieffenbach nicht wenig.

Dieffenbach hatte nämlich eine ungeheure Geschwulst an Beckmanns Schenkel für ein bösartiges Fleischgewächs genommen, war aber vor einer Operation zurückgeschreckt, da er aus Erfahrung wußte, mit welchen Gefahren und Leiden für den Patienten in der Regel die Heilung tiefer Wunden zwischen den Muskeln verknüpft ist. Gräfe aber war anderer Meinung; er bestimmte die Geschwulst als Lipomosteatom, schnitt sie aus und deckte sofort nach der Operation die tiefe Wunde sorgfältig zu, indem er die ad hoc vorbereiteten Umschläge in methodischer Weise über dieselbe legte.

Das Ergebnis war ein glänzendes und Beckmann, der Liebling des Berliner Publikums, genas alsbald wieder.

Man kann sich jetzt nur schwer eine Vorstellung davon machen, in welch geringem Grade die deutschen Aerzte und Chirurgen von damals mit den allereinfachsten pathologischen Vorgängen bekannt

waren, ja, was das Schlimmste ist, wie wenig sie Interesse zeigten, sich damit bekannt zu machen.

Inzwischen waren aber damals in dem benachbarten Frankreich und England die bemerkenswerten Resultate der anatomisch-pathologischen Untersuchungen von Cruveilhier, Tessier, Bright, Bouillot und andern bereits bekannt.

So war z. B. der allergefährlichste und für Verwundete und Operierte geradezu mörderische pathologische Prozeß der Blutvergiftung, welcher noch bis jetzt einen beträchtlichen Teil dieser Kranken dahinrafft, den deutschen Chirurgen der damaligen Zeit fast gänzlich unbekannt. Während meines ganzen Berliner Aufenthalts habe ich in keiner Klinik auch nur ein Wort von der Blutvergiftung gehört und zum erstenmal in meinem Leben aus einer Abhandlung Cruveilhiers etwas davon erfahren.

Erst aus dieser Schrift sowie aus Velpeaus Buch über operative Chirurgie habe ich von dem Mechanismus der Bildung metastatischer Geschwüre nach Operationen und bei Knochenverletzungen einen Begriff bekommen. Freilich, Fricke in Hamburg hatte seine Abhandlung über das traumatische bösartige intermittierende Fieber (febris intermittens perniciosa traumatica) bereits veröffentlicht, das eigentliche Wesen dieser Krankheit hatte er aber nicht erklärt, sondern die eigentlich traumatischen Paroxysmen mit den pyämischen vermengt.

64.

Von Göttingen ging ich zu Fuß durch den Harz nach Berlin; ich war auch auf dem Brocken, der indes keinen besonderen Eindruck auf mich gemacht hat. Bei weitem origineller erschienen und bei weitem mehr gefielen mir die Roßtrappe und die Tropfstein-Baumannshöhle; die Vegetation auf der Roßtrappe frappiert einen im Herbst geradezu durch die Vereinigung aller nur möglichen Farben, beginnend vom hellsten Rot bis zu den dunkelsten Schattierungen.

Mit meiner Gesundheit ging es, nachdem ich die Bräune in Göttingen überstanden hatte, rasch bergauf, aber die Anzeichen von Blutarmut waren an mir noch so deutlich bemerkbar, daß mein Führer, ein sehr gesprächiger alter Mann, mir gegenüber zu wiederholten Malen äußerte: „Herr, Sie haben eine schwache Konstitution.“

Er sagte das jedesmal, wenn wir uns niedersetzten, wenngleich auch durchaus nicht ich, sondern er selbst solche Rasten vorschlug und ich ihn jedesmal beim Auf- und Abstieg überholte.

Ich glaube, der Alte sprach mir nur deshalb von meiner schwachen Gesundheit, um mir zu zeigen, daß er ein Fremdwort kenne, welches er nun auf die verschiedenste Weise aussprach, aber ohne je das Richtige zu treffen. Bald „Konstation", bald „Konstution".

Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich die Reise von Halberstadt nach Berlin zu Fuß oder zu Wagen gemacht habe; ich weiß nur, daß ich ohne einen Groschen Geld zurückkehrte, da ich mir über meine Reiseausgaben natürlich wie immer keinen ordentlichen Ueberschlag gemacht hatte.

In Berlin hegte das Publikum damals, wie es schien, ebenso wie der König für Rußland (d. h. nicht für das Volk, sondern für den russischen Kaiser) Sympathie. Des letzteren, von Kröger verfertigtes Bildnis, welches den Kaiser und sein ganzes Gefolge hoch zu Roß in Lebensgröße darstellte, lockte auf seiner Ausstellung immer eine große Menge von Beschauern an, aus deren Mitte man rühmende Aeußerungen über des Kaisers stattliche Haltung, seine männliche Festigkeit, häuslichen Tugenden u. s. w. hören konnte.

Von ihrer Regierung waren die Berliner, wenigstens das junge Geschlecht, nicht gerade sehr entzückt; im übrigen rühmten die einen das schlichte Leben des alten Königs und seines Hofes, während die andern auf den Kronprinzen ihre Hoffnungen setzten.

Der Kronprinz, spätere König, ein Romantiker und Gelehrter, traktierte zuweilen seine zukünftigen Unterthanen mit Witzen, die denen ähnlich waren, mit welchen uns einstmals einer unsrer verstorbenen Großfürsten erfreut hat. Einen von diesen Witzen des Kronprinzen habe ich noch behalten, weil er indirekt auch auf uns Russen Bezug hatte.

Als einmal einige preußische Offiziere, die aus Anlaß irgend einer Feierlichkeit nach St. Petersburg eingeladen waren, mit Orden und besonders mit dem damals modernen Stanislaus-Orden geschmückt nach Berlin zurückkehrten, da legte der Kronprinz seiner Umgebung folgende Frage vor: „Worin unterscheiden sich jetzt die Gardeoffiziere von den gemeinen Soldaten?" und fuhr, als ihm niemand darauf zu antworten vermochte, fort: „Nun, dann will ich's Ihnen sagen. Der gemeine Soldat hat gewöhnliche Läuse, aber die Gardeoffiziere haben jetzt Stanisläuse."

In Witzen aber blieben zuweilen auch die preußischen Unterthanen nichts schuldig.

Ich erinnere mich, wie einmal ein Laden Unter den Linden ein neues Bild ausstellte, welches die übrigens ganz unmotivierte Bezeichnung „Der Lügner und sein Sohn" trug. Nachdem es ein paar Tage im Schaufenster ausgelegen, wurde es durch einige neue Kupferstiche ersetzt. Es wurden nämlich nunmehr zwei neue Bildnisse des Königs und des Kronprinzen ausgestellt, dabei aber dergestalt placiert, daß sie beide das frühere Bild bedeckten und nur die Unterschrift „Der Lügner und sein Sohn" frei ließen, welche jetzt unter den Bildnissen des Königs und des Kronprinzen prangte. Diese Bezeichnung legte man ihnen deshalb bei, weil die im Befreiungskriege versprochene Konstitution dem Volke noch immer nicht verliehen worden war.

Wir Russen hatten damals, weiß der Himmel eigentlich warum, keine sehr hohe Meinung von der preußischen Regierung. Sogar unsre Livländer, Esthländer und Kurländer nannten sich, wenn sie nach Deutschland kamen, nicht Deutsche, sondern immer nur Russen, worunter sie natürlich ihre russische Unterthanenschaft verstanden. Nicht selten habe ich auch gehört, wie aus Deutschland nach Dorpat gekommene Professoren, nachdem sie sich einigermaßen daselbst eingelebt, die russische Regierung und russische Armee „unsre Regierung" und „unsre Armee" nannten; handelte es sich aber um Wissenschaft, Manufakturen oder dergleichen, so bedeutete „unsre Wissenschaft", „unsre Fabriken" bei diesen Herrn deutsche Wissenschaft und deutsche Fabriken.

Wie auch die damals in Berlin Lebenden von der preußischen Regierung dachten, das mag man aus folgendem Falle ersehen.

Mein von Petersburg aus ins Ausland entsandter Kommilitione Gr. Jw. Ssokolski bekam lange nach seiner Ankunft in Berlin immer noch nicht sein Gehalt aus Moskau; in seiner Not wandte er sich natürlich zunächst an Kranichfeld; dieser hielt ihm einige Moralpredigten, half ihm aber nicht.

Nun hatte Ssokolski von einem Deutschen gehört, daß man sich an den König einfach in einem durch die Stadtpost zu befördernden Briefe wenden könne und ohne sich lange zu bedenken, richtete er an Se. Majestät ein Schreiben, in welchem er um Berücksichtigung seiner mißlichen Lage bat. Freilich war nun Gr. Jw. Ssokolski ein Original, aber auch er hätte sicherlich in Rußland nicht einmal daran zu denken gewagt, sich in einer Privatangelegenheit mit einem Briefe an das Staatsoberhaupt zu wenden.

Ich hatte Ssokolski davon abgeraten und war daher höchlichst erstaunt, als ich erfuhr, daß er gleich am andern Tage durch den

Staatssekretär die Antwort des Königs erhalten habe, in der ihm geraten wurde, sich an den russischen Gesandten zu wenden, was er übrigens schon längst, freilich ohne Erfolg, gethan hatte.

Wenn ich das damalige preußische Regime mit dem unsrigen, z. B. vom Anfang der sechziger Jahre, vergleiche, so finde ich, daß das unsrige in einer Beziehung bei weitem höher stand als das preußische der Jahre 1833 und 1834, in einer andern aber weit hinter ihm zurückblieb.

So versicherten in den Jahren 1833 und 1834 die Regierungsorgane allen Preußen, daß der „beschränkte Unterthanenverstand" von den Zwecken und Absichten der Regierung kein rechtes Verständnis haben könne und deshalb auch über diese Dinge nicht urteilen dürfe.

Bei uns aber war es doch im Anfang der sechziger Jahre, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade und innerhalb gewisser Grenzen, gestattet, über Regierungsprojekte zu sprechen und über sie zu urteilen. Dafür war zur selben Zeit bei uns noch keine einzige jener lokalen Freiheitsbeschränkungen aufgehoben, welche ich mit Stecknadelstichen vergleichen möchte; in Berlin aber war es in den Jahren 1833 und 1834 niemand verwehrt, Kinn- und Backenbart zu tragen, auf der Straße zu rauchen und bei sich zu Hause ohne polizeiliche Aufsicht zu leben.

Nicht unerwähnt darf ich auch den für mich unerhörten Kredit lassen, den wir Russen damals bei den deutschen Kaufleuten und Handwerkern genossen. Mich überlief z. B. ein Schneider, welcher allen meinen Landsleuten neue Kleider im Betrage von einigen tausend Thalern auf Kredit gearbeitet hatte. Dieser Schneider, der zugleich auch einen Laden besaß, wollte durchaus, ich sollte bei ihm Kleider auf Borg bestellen und wäre es auch für ein paar hundert Thaler. Ein Buchhändler borgte mir auch an verschiedenen Büchern und Journalen einige hundert Thaler.

Der Termin für die Abzahlung der Schuld pflegte gar nicht abgemacht und Wechsel oder sonstige Garantien gar nicht gefordert zu werden.

65.

Unser Aufenthalt im Auslande näherte sich seinem Ende. Ich habe, glaube ich, zu erwähnen vergessen, daß mit uns Mitgliedern des Professoreninstituts auch einige Juristen von Speranski nach Berlin geschickt waren, die alle ehemalige Seminaristen waren; zu diesen Speranskischen Juristen kamen dann übrigens auch noch zwei von uns: Kalmykow und Redkin, beide Nichtseminaristen.

Wir waren im ganzen einundzwanzig, aber nur drei von uns: Ssokolski, Skandowski und Filomafitski waren aus dem geistlichen Stande hervorgegangen, diese hatten indes durch ihre Universitätsbildung schon einigen Schliff erhalten, während die Speranskischen Juristen mit Ausnahme von Kalmykow und Redkin alles lauter vollblütige Burssaki*) waren; von ihnen war meiner Ansicht nach die hervorragendste Persönlichkeit Nikolai Iwanowitsch Krylow. Ich liebte die eckige Orginalität dieses Menschen, von dem ich bei Gelegenheit noch einiges zu erzählen gedenke.

Einige Zeit vor unsrer Abreise richtete man aus dem Ministerium Uwarow die Anfrage an uns, an welcher Universität ein jeder von uns einen Lehrstuhl erhalten möchte. Ich antwortete natürlich ohne Zögern — in Moskau, in meiner Heimat, benachrichtigte auch meine Mutter davon, damit sie sich noch rechtzeitig mit der Wohnung u. s. w. einrichten könne.

* *
*

Im Mai 1835 setzten wir beide, Kotelnikow und ich, uns in die preußische Postdiligence, welche nach Königsberg und Memel fuhr. Auf dem Posthofe trat ein höchst anständig aussehender Herr mit einem jungen Mädchen an uns heran und wandte sich, als er erfahren hatte, daß wir Russen seien, direkt mit der Bitte an mich, ich möchte doch die junge Dame, eine Schweizerin aus Grenoble, welche in Königsberg eine Stelle als Gouvernante angenommen habe, auf der Reise bis dahin unter meine Obhut nehmen.

Ich nahm den Vorschlag mit Vergnügen an. Das junge Mädchen verstand kein Deutsch und war fast noch ein Kind, etwa sechzehn Jahre alt, dabei äußerst naiv und gesprächig.

---

*) Zöglinge eines geistlichen Seminars. Anmerk. d. Uebers.

Während der ganzen Reise unterhielt sie uns durch ihre Erzählungen, und sie hätte mir sicher noch mehr gefallen, wenn ich nicht unterwegs erkrankt wäre.

Bereits ein paar Tage vor meiner Abreise aus Berlin hatte ich mich nicht ganz wohl gefühlt und deshalb ein warmes Bad genommen.

In der Erwartung, daß die Reise (wie mir das schon öfters so gegangen war) eine wohlthätige Wirkung auf mich ausüben werde, setzte ich mich nun ohne weitere Befürchtungen in die Diligence.

Aber die eingeschlossene und dumpfe Luft in der Diligence, in welcher im ganzen sechs Personen saßen, wirkte höchst nachteilig auf mich ein, so daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte und mich gänzlich erschöpft fühlte; zudem quälte mich ein heftiger Durst und ich konnte es nur mit genauer Not noch eine Nacht in der Diligence aushalten; am Morgen darauf aber war ich schließlich völlig außer stande, die Reise fortzusetzen. Man setzte mich daher in irgend einem Städtchen, dessen ich mich nicht mehr erinnern kann, auf der Poststation aus und alle Passagiere bezeugten, daß ich unterwegs erkrankt sei, was notwendig war, um das Recht auf freie Fahrt bis zum Bestimmungsorte, d. h. für die von mir in Berlin bezahlte Strecke zu behalten. Kotelnikow stieg, da er mich nicht allein lassen wollte, auch aus. Auf der Station bat ich zur Stillung meines Durstes mir möglichst schnell Thee zu geben, und halb bewußtlos vor Ermattung und der schlaflos verbrachten Nacht harrte ich voll Ungeduld des Augenblicks, wo ich mir die trockene Kehle mit einer Tasse Thee würde anfeuchten können.

Schließlich brachte man mir den Theekessel, ich goß mir hastig eine Tasse ein und begann den Thee mit Gier zu trinken, hatte aber die Tasse noch nicht bis zur Hälfte geleert, als ich Uebelkeit und einen widerwärtigen Geschmack im Munde verspürte.

Man hatte mir nämlich, wie sich nunmehr herausstellte, statt eigentlichen Thees ein Gebräu vorgesetzt, welches aus verschiedenen Kräutern gekocht und unter dem Namen Apothekerthee bekannt war.

Die Frau des Stationshalters, welche in ihrem ganzen Leben noch keinmal einem Passagier hatte Thee vorsetzen müssen und überhaupt nur unklare Vorstellungen vom Thee als einem Getränk hatte, vermochte sich natürlich nicht zu denken, daß ein kranker Passagier andern Thee als gerade Apothekerthee verlangen könne. Gerne bereit, ihrem Mitmenschen zu helfen, hatte die gute Frau sofort, nachdem sie meinen Wunsch vernommen, in die Apotheke nach dem Thee geschickt. Nach dem widerwärtigen Geschmack und der ekelerregenden

Wirkung zu urteilen, war es ein Gemisch von Kamillen, Flieder, Lindenblüte, Lakritzen und andern Ingredienzien, die ich nicht weiter herauserkennen konnte.

Nachdem ich dieses Gebräu verflucht und es, soweit mir's meine Mittel und die Umstände erlaubten, durch warme Limonade ersetzt hatte, beruhigte ich mich endlich einigermaßen und versank nach den zwei schlaflos verbrachten Nächten in festen Schlummer. Der Schlaf stellte meine Kräfte wieder etwas her, so daß ich schon am folgenden Tage in der die Station passierenden Postdiligence meine Reise fortzusetzen beschloß.

Plätze für mich und Kotelnikow fanden sich und wir gelangten so bis Memel, ruhten dort noch einmal aus und mieteten uns dann einen Wagen bis nach Riga.

Die Reise dorthin vertrug ich verhältnismäßig gut, bekam aber leider unterwegs einen schlimmen Husten. An einem Morgen früh nämlich merkte ich ein ganz unerträgliches Jucken an einer ganz begrenzten Stelle des Rachens und Hustenreiz. Seit der Zeit begann nun der Husten ohne Aufhören mich Tag und Nacht zu quälen, zumal da er unerträglich trocken war. In solchem Zustande kam ich nach Riga.

Wir stiegen in irgend einem Gasthause jenseits der Düna (Brücke) ab. Vor Schwäche konnte ich mich kaum weiterschleppen, wobei der Puls übrigens nicht fieberhaft war. Ich fühlte, daß ich nicht weiterreisen könnte, dabei waren aber sowohl meine wie Kotelnikows Mittel völlig auf die Neige gegangen. Unvorhergesehene Umstände werden ja bekanntlich in der Jugend entweder gar nicht oder doch nur in Worten berücksichtigt. Indes in Riga lebte ja der Kurator der Dorpater Universität, der zu gleicher Zeit auch Generalgouverneur der Ostseeprovinzen war. Ihm schreibe ich einen Brief, den Kotelnikow selbst abgeben soll. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich darin gesagt habe, aber nach dem Ergebnis zu urteilen, muß ich die Farben recht stark aufgetragen haben. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Medizinalinspektor Dr. Lewy mit dem Befehl vom Generalgouverneur zu mir geeilt kam, alle Maßnahmen zur Erleichterung meines Loses zu treffen.

Dr. Lewy brachte mir auch Geld mit und schickte sofort nach einem geschlossenen Wagen, um mich nach dem großen, außerhalb der Stadt belegenen Militärkrankenhause überführen zu lassen. Hier sollte mir eine ganz besondere Abteilung angewiesen und ein besonderer Heilgehilfe und eigene Bedienung beigegeben werden. Dr. Lewy war jüdischen Ursprungs und gehörte zu jenem hoch-

klassischen Typus von Juden, welcher Lionardo da Vinci die Muster zur Darstellung der elf treuen Jünger des Herrn in seinem „Abendmahl" geboten hat.

Es war das ein Mensch, wie er unter Christen sowohl wie unter Juden nur selten vorkommt. Unverheiratet und schon ziemlich bejahrt, widmete Dr. Lewy sein ganzes Leben dem Guten und suchte allen und jedem zu helfen. Wer, wenn auch nur einmal, diesen Schädel gesehen hat, der glatt war wie Marmor, und die durch angeborene Seelengüte in ihn eingegrabenen Züge treu und fest wie Marmor bewahrte, der hat ihn sicher nie wieder vergessen können.

Selbst der Baronet Villiers, der den Dr. Lewy einmal beim Besuch des Militärkrankenhauses sah, an welchem Lewy als Oberarzt fungierte, konnte sich nicht enthalten, unwillkürlich mit der Hand über den glattpolierten und wie die Sonne glänzenden Schädel des Doktors zu fahren. Etwas mit der Hand zu streicheln und nicht zu schlagen, war beim groben Baronet ein Anzeichen von Wohlgefallen und Wohlwollen, und wahrscheinlich haben damals die übrigen Aerzte den klassischen Schädel etwas beneidet.

Man brachte mich in der Beletage des ungeheuren Krankenhauses in einem geräumigen, hellen und gut ventilierten Zimmer unter, wo alsbald auch Aerzte, Heilgehilfen und Dienerschaft erschienen. Wenn ich nur gewollt hätte, so hätte man mir, glaub' ich, ein ganzes Hundert von Rezepten verschrieben und sich nicht einmal an den Hospitalkatalog gehalten. Ich bat aber nur, man möge mich in Ruhe lassen und mir nur etwas Beruhigendes, etwa Mandelmilch und Kirschlorbeertropfen wider meinen quälenden, trockenen Husten geben.

Woran war ich denn nun eigentlich in Riga krank?

Auf diese Frage vermag ich ebensowenig etwas Positives zu antworten, wie auch auf die, woran ich später in Petersburg, Kiew und im Auslande litt.

Ein trockener, heftiger, spasmatischer Husten, verbunden mit quälendem Jucken in der Kehle; nicht das geringste Fieber, große Schwäche, völliger Mangel an Appetit, ja sogar Widerwille gegen Speise und Trank, in der Nacht absolute Schlaflosigkeit, die einige Wochen der Reihe nach anhielt und eine ganze Woche lang andauernde Verstopfung — das waren die Krankheitsanfälle. Etwa zwei Monate lag ich so krank darnieder und die Besserung begann damit, daß mein Husten etwas an seiner Trockenheit verlor, dafür sich aber in den Füßen unerträgliche Schmerzen einstellten, so daß selbst die geringste Bewegung mir die heftigsten Schmerzen in der

Sohle verursachte; hierauf bekam ich Appetit nach Milch und dann kamen endlich feste Ausleerungen nach Klystieren, die früher gar nicht gewirkt hatten. Mit jedem Tage wuchs mein Appetit nach Milch immer mehr und es kam schließlich dahin, daß ich des Nachts mehreremal aufstand und Milch trank; die für die Apotheke pfundweise verschriebene Milch reichte nicht mehr aus, so daß alle Bewohner des Krankenhauses, Aerzte, Aufseher und Kommissare mich mit Milch zu versorgen begannen; später fügte ich dazu gleichfalls instinktiv Mandelkonfekt, welches ich bisweilen zu ganzen Pfunden mit meiner Milch verzehrte. Schließlich kam die Reihe auch an Fleisch und man begann, mir das Essen aus einem städtischen Restaurant zu bringen.

Einmal, als ich schon auf den Beinen war, aber noch (mit Schleimauswurf) hustete, besuchte mich der Generalgouverneur. Ich sprach ihm meinen aufrichtigsten Dank aus und er beruhigte mich durch die Versicherung, er habe sich meinetwegen schon mit dem Minister ins Benehmen gesetzt und ich möge mich daher mit meiner Abreise gar nicht beeilen; zu allem dem fügte er noch, was die Hauptsache war, eine Anweisung auf Empfang des Gehalts, welches für uns alle bis zum Antritt unsrer Professorenstellungen ausgeworfen war.

Mein Kotelnikow war unterdes schon längst fortgereist und hatte auch die Fahrgelder bekommen, ich aber schrieb vom Krankenhause aus meiner verehrten Katharina Afanasjewna Protassow nach Dorpat, daß ich krank wie ein Hund darniederliege (warum ich eigentlich diesen Ausdruck gebraucht, weiß ich nicht). Die gute Katharina Afanasjewna mußte nun sicherlich gedacht haben, daß ich im Krankenhause wie ein Hund liege, denn sie schickte mir alsbald fünfzig Rubel an Geld sowie Wäsche.

Als es mit mir wieder besser zu gehen begann, erschien eines schönen Morgens ein nasenloser Barbier bei mir mit der Bitte, ich möchte nunmehr mein ihm gegebenes Versprechen einlösen. Als ich ihn voll Verwunderung fragte, was ich ihm denn eigentlich versprochen habe, da brachte mir der Barbier in Erinnerung, daß ich ihm eine Nase zu machen versprochen hätte. Es hatte mir nämlich irgend jemand im Krankenhause empfohlen, mir aus der Stadt einen Mann kommen zu lassen, der im Setzen von Klystieren eine außerordentliche Gewandtheit habe.

Bei meiner krankhaften Reizbarkeit konnte in der That nicht jeder es mir in einem so kitzligen Geschäft recht machen, und ich duldete lieber ganze Wochen lang, als daß ich mich entschlossen hätte, die Heilgehilfen aus dem Krankenhause dazu heranzuziehen.

Der aus der Stadt geholte Barbier erwies sich nun in der That als ein Mann, welcher sich seiner Aufgabe nach Celsus „tuto cito et jucunde“ entledigte.

Nach seiner Versicherung nun hatte ich, nachdem er einmal seine Sache ganz ausgezeichnet gemacht, versprochen, ich würde ihm, wenn ich wieder gesund geworden sei, eine neue Nase ansetzen.

Meine allgemeine Schwäche aber hatte offenbar auch auf mein Gedächtnis dermaßen eingewirkt, daß ich mein Versprechen sowohl wie die Physiognomie des Mannes gänzlich vergessen hatte.

„Nun, habe ich's versprochen, so muß ich es auch ausführen.“

Die Nase fehlte ihm gänzlich, aber die Stirn war vortrefflich, glatt und wie aus Marmor gehauen, der Mann selbst stämmig gebaut, gesund, etwa vierzig Jahre alt und Familienvater.

Mir war nun nicht ganz klar, was einen verheirateten und nicht mehr ganz jungen Mann hatte bewegen können, die im Scherz und leichthin gesprochenen Worte eines unbekannten Kranken gleich so ernst zu nehmen.

Vielleicht ein richtiges Vorgefühl, wahrscheinlicher aber der Umstand, daß dieser nasenlose Bartscherer gleichzeitig auch Inhaber eines öffentlichen Hauses war. Eine fehlende Nase ist aber bei einer solchen Persönlichkeit keine Empfehlung, sondern eher ein eindringliches memento mori für die Gäste.

Aus der schönen Stirn kam eine schöne Nase heraus und eine Abbildung dieser meiner ersten und allergelungensten Nase habe ich mir noch lange Zeit nachher aufbewahrt.

Die zweite Nase, die ich bald nach der ersten und gleichfalls in Riga einer Dame ansetzte, war bei weitem weniger gelungen und verdeckte den Defekt nur zum Teil. Hierauf folgten die Operationen eine der andern: Lithotomien und Ausschneiden von Geschwulsten, unter denen ein Fall — die Ablösung einer ungeheueren verhärteten (steatomatischen) Fettgeschwulst — in der Stadt große Sensation hervorrief.

Die an dieser Geschwulst leidende Dame war vielen in der Stadt bekannt. Die Geschwulst war schon viele Jahre lang immer weiter gewachsen, bis sich endlich vor einigen Jahren ein einheimischer Chirurg zur Vornahme der Operation entschlossen hatte; am Ende aber war ihm die Sache doch ein wenig bedenklich geworden, er hatte seine ursprüngliche Absicht fahren lassen, nur einen Teil der Geschwulst etwa in der Mitte abgebunden und das so abgebundene Stück weggeschnitten.

Mir stellte sich nun die veraltete Krankheit schon in ganz andrer Form dar. Die einige Absätze hohe Geschwulst der ungeheuerlich dick gewordenen Frau hatte die Größe eines gewaltigen Kürbisses erreicht und nahm die ganze Partie des Oberschenkels und des Perinäums auf der rechten Seite ein, ging aber offenbar weit in das Becken zwischen Mastdarm, Scheide und Gebärmutter hinein, während die Wundnarbe nach der nur zur Hälfte vorgenommenen Operation Haut und Muskeln rings herum nur noch fester gemacht hatte. Für einen Neuling war die Aufgabe ein guter Prüfstein und keine einzige Operation hat mir solche Freude gemacht wie gerade diese.

Bei Beginn derselben war ich wegen der mir im Wege stehenden tiefen Narbe recht besorgt; noch mehr aber fürchtete ich die Mitte der Geschwulst tief im Becken und Bauchfell. Alles lief aber so glücklich wie nur möglich ab.

Fast die Hälfte der Geschwulst, gleichfalls von der Größe etwa eines guten Kürbisses, mußte ich aus dem Becken hervorlangen. Die ungeheuer große und tiefe Wunde heilte aber noch lange vor meiner Abreise aus Riga zu.

Im Militärkrankenhause gab es gleichfalls keinen Operateur. Während meiner Anwesenheit daselbst kamen zwei Fälle vor: einer mit einem Blasenstein und ein andrer, der die Amputation des Schenkels im oberen Drittel notwendig machte. In beiden Fällen wollte sich niemand im Krankenhause zur Vornahme der Operation verstehen und diese blieb mir überlassen.

Nachdem die Krankenhausärzte erst mit mir bekannt geworden waren, begannen sie mich zu bitten, ich möchte ihnen einige Operationen an Leichen zeigen und einige Vorlesungen aus der chirurgischen Anatomie und operativen Chirurgie halten. Einer von den älteren Aerzten, ein Deutscher, welcher in Jena studiert hatte, machte mir für diese meine Vorträge folgendes Kompliment, welches damals meiner Eigenliebe, ich weiß eigentlich selbst nicht warum, sehr geschmeichelt hat und mir deshalb erinnerlich geblieben ist:

„Sie haben uns Dinge gelehrt, die selbst unsre Lehrer nicht gewußt haben."

Im September 1835 machte ich mich endlich auf den Weg.

Der gute Dr. Lewy, der während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Riga mein guter Engel gewesen war, wollte mich auch jetzt nicht ohne warme Kleidung abreisen lassen, da die Abende schon sehr kühl geworden waren; er schleppte daher seinen Schuppenpelz zu mir ins Zimmer, der, wenngleich auch schon alt, so doch

auch für die Residenz noch recht anständig war, und verlangte von mir, ich sollte ihn auf jeden Fall nehmen und ihn nicht dadurch kränken, daß ich ihm denselben aus Petersburg wieder zurückschickte.

Indem er also auf mich einredete, wurde Lewy so hitzig und lief er so unvorsichtig mir im Zimmer überall hin nach, daß er schließlich mit dem Fuß an etwas stieß und der Länge nach vor mir auf den Boden fiel. Es war dies so komisch und gleichzeitig so rührend, daß ich auf ihn zueilte, ihn aufhob, umarmte und küßte. So schieden wir denn beide mit Thränen in den Augen.

Nach Petersburg fuhr ich, zwar auch mit der Post, doch ohne besondere Eile, da ich in den Stationshäusern nächtigte und auch auf einige Tage in Dorpat einkehrte.

Dort wollte ich meiner verehrten Katharina Afanasjewna Protassow danken und Moier sowie meine sonstigen Bekannten wiedersehen.

Die erste Neuigkeit, die ich in Dorpat hörte, war, daß ich zunächst noch außer Etat geblieben sei und meine Stelle in Moskau verpaßt habe. Der Kurator der Moskauer Universität, Stroganow, hatte es nämlich beim Minister durchgesetzt, daß Inosemtzew auf den Lehrstuhl der Chirurgie nach Moskau berufen wurde.

Mein erster Eindruck beim Empfang dieser Neuigkeit war, soweit ich mich erinnern kann, ein sehr niederdrückender. Nicht ohne Grund hatte ich mich also zu meinem Kollegen niemals besonders hingezogen gefühlt. Nicht ohne Grund hatte ich mich in meinem Tagebuche in verschiedenen Klagen und Vorwürfen wider ihn ergangen und ihn gleichzeitig dabei beneidet.

Also er sollte mir meine schönen Träume zerstören und mich, meine arme Mutter und die armen Schwestern des ersten Glückes im Leben berauben! Wie viel Glück hatte es sowohl ihnen wie mir gewährt, an jenen Tag zu denken, da ich endlich vor ihnen erscheinen würde, um nunmehr mit ihnen zu leben und ihnen für alle ihre Sorgen um mich in jener schweren Zeit meinen Dank abzutragen, da wir verwaist und arm im Leben dastanden! Und plötzlich waren alle Hoffnungen, alle glücklichen Träume, war alles vernichtet!

Worin war denn aber Inosemtzew bei dieser ganzen Sache schuld?

Ja, kannte er denn meine Absichten und Hoffnungen nicht, hatte er denn von mir nicht gehört, daß meine alte Mutter und meine zwei Schwestern mit Ungeduld mich in Moskau erwarteten? War ihm nicht bekannt, was ich aus Berlin auf die letzte Anfrage von Moskau geantwortet hatte?

Vielleicht hatte er aber dem entschiedenen Wunsche Stroganows nicht widerstehen können? — Aber erstens war dem sicherlich nicht so: Inosemtzew verstand sich bei andern beliebt und angenehm zu machen und war von der Natur mit den entsprechenden Mitteln dazu ausgestattet worden, und zweitens, forderten nicht Gewissen und Ehre von einem Kollegen, einer Sache zu entsagen, auf die ein andrer bei weitem mehr Rechte hatte?

Und was soll man zu dieser freundlichen Fürsorge der vorgesetzten Behörde sagen?

Sie selbst wählt einen aus und bestimmt einen für eine Stelle, veranlaßt selbst die Aeußerung darüber, daß man gerade an der Universität wirken wolle, wo man seine Bildung erhalten und unter seinen Kommilitonen zur weiteren Ausbildung ausgewählt worden, — und als schließlich Unglück und Krankheit über einen kommen, da vergißt sie und ersetzt einen durch eine andre Persönlichkeit! — Ja, diese andre Persönlichkeit hat eben Seiner Erlaucht zu gefallen das Glück gehabt, und wer weiß, ob ich ihm noch gefallen hätte. Unter Umständen hätte die Sache noch schlimmer werden können, wenn ich nämlich ganz gesund nach Petersburg gekommen wäre und der einflußreiche Graf mir auch dann noch meinen Kollegen vorgezogen hätte.

„Gott sei Dank, daß das wenigstens nicht geschehen ist. Mag jetzt kommen, was da will.“

„In allem waltet ein blindes Ungefähr und nirgends darfst du Trost gewärtigen außer in dir selbst. An diese Quelle wende dich daher.“

So philosophierte ich damals. Eine Vorsehung gab es für mich damals ebensowenig wie das Ideal des Gottesmenschen, welcher durch seine Fleischwerdung allen menschlichen Kummer und alles Elend überwunden hat.

So blieb mir denn natürlich nur eine Zuflucht — das eigene Ich. Ein Glück noch, daß dieses Ich, Gott sei es gedankt, kein gewöhnliches, allzu hochmütiges war, sondern sich in seinen Ansprüchen zu bescheiden wußte.

Ich brauchte also jetzt mich nicht zu beeilen. Ein Akt auf der Bühne des Lebens war zu Ende und der Vorhang herabgelassen; erholen wir uns von der durchlebten Aufregung und warten wir geduldig auf den zweiten.

66.

Ich stieg in der Wohnung meines alten Kollegen, des Prosektorgehilfen Schulz, ab, welcher mir bei meinen Versuchen an Tieren immer assistiert hatte.

Moier war um diese Zeit Rektor, kam aber gar nicht recht mit den Studenten aus. Diese hatten ihm sogar einmal aus irgend einer Veranlassung mit einem Ziegelstein ein Fenster eingeschlagen und dadurch die alte Katharina Afanasjewna sehr erschreckt.

Aus allem war zu erkennen, daß Moier mit Ungeduld den Ablauf seiner fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit erwartete, um Dorpat zu verlassen und auf sein, im Gouvernement Orel belegenes Gut überzusiedeln; die Klinik besuchte er nicht, da er durch seine Rektoratsgeschäfte daran behindert war, und ließ in ihr seinem Assistenten, dem jungen Struwe, nachmaligen Professor in Charkow, fast völlig freie Hand.

Nun begann ich die Klinik zu besuchen und fand in ihr wie ausgesucht für mich vier interessante Fälle gerade in dieser Zeit vor, nämlich einen Knaben mit einem Blasenstein, was eine große Seltenheit in Dorpat war; einen ungeheuren sarkomatösen Polypen, der die ganze Nasen- und Rachenhöhlung einnahm; eine Skorbutgeschwulst der Kinnbackendrüse, etwa eine Faust groß, und einen trockenen Brand infolge von Brandwunden am ganzen Oberarm, bei einem Epileptiker.

Moier trug mir auf, diese Patienten nach meinem Gutdünken zu behandeln, während er selbst sich zu einer Lithotomie an einem sehr dicken alten Pastor entschließen mußte, der auch zu ihm in die Klinik gekommen war. — Die Operation ging nicht besser als die von mir schon früher erwähnte des reichen Dorpatensers Schulz. Der Pastor war noch dicker als Schulz und schrie beständig: „Wenn ich nur harnen könnte."

Das Scarpasche Gorgeret, mit welchem Moier noch immer wie früher operierte, erwies sich als zu kurz für das Perinäum, welches so dick war wie eine ganze Hand. Während der Operation ging man, um ein andres Instrument zu suchen, fand aber keines; schließlich gelang es, das Gorgeret einigermaßen in die Blase einzuführen und drei Steine (Urate) zu entfernen.

Nach einigen Tagen sollte meine Operation (Lithotomie) an dem Knaben stattfinden. Strauch, mein Berliner Stubenkamerad, der noch vor dem Mai nach Dorpat gekommen war, um dort seine

Prüfung abzuhalten, sie auch bereits bestanden hatte und schon an seiner Dissertation schrieb, hatte bereits von unsern Heldenthaten zu Berlin und unter anderm auch von der ungewöhnlichen Schnelligkeit erzählt, mit welcher ich die Lithotomie an Leichen ausführe. Infolgedessen hatten sich eine Menge Zuschauer versammelt, welche sehen wollten, wie und wie schnell ich die Lithotomie an einer lebenden Person machen würde. Ich aber hatte in Nachahmung des berühmten Gräfe und seines Assistenten Angelstein in Berlin meinen Assistenten angewiesen, jedes Instrument der Reihe nach zwischen den Fingern bereit zu halten. Auch die Zuschauer hatten sich in Bereitschaft gesetzt und viele von ihnen die Uhren gezogen. Eins, zwei, drei war der Stein in nicht ganz zwei Minuten entfernt.

Alle, Moier nicht ausgenommen, der mir gleichfalls zusah, waren sichtlich erstaunt.

„In zwei Minuten, in nicht einmal zwei Minuten, das ist wunderbar!" hörte ich von allen Seiten sagen.

Ich machte die Operation mit dem Lithotom (lithotome caché) und zwar mit demselben (damals in Dorpat einzigen), welchen ich Moier aus Moskau mitgebracht hatte. Doch war die Schnelligkeit der Operation weder durch dieses Instrument noch durch sonst etwas andres als nur durch die Form und die Lage des Steines in der Blase bedingt. Es war das ein Urophosphat in Gestalt eines länglichen Zäpfchens, welches mit seinem einen Ende gerade im Blasenhalse lag; der Stein geriet nun sogleich seiner ganzen Länge nach zwischen die Backen der Zange und ließ sich somit leicht entfernen.

Nicht weniger effektvoll war für die Besucher der Klinik, die schon lange keine ernstlichere Operation gesehen hatten, die Entfernung eines riesigen Polypen samt Knochen (Nasenmuscheln und obere Mundhöhlenwandung) vermittelst eines großen Nasenschnittes. Die hierauf von mir angewandte Dieffenbachsche Insektennaht war gleichfalls eine Neuigkeit.

Seit der Zeit begannen fast täglich operative Fälle in der Klinik vorzukommen; sie kamen alle an mich und die Klinik gewann nach Aeußerungen von Studenten neues Leben. Nach einigen Tagen lud mich Moier zu sich ein und machte mir einen Vorschlag, an den ich nie auch nur mit einem Gedanken gedacht hatte und der mich deshalb auch ganz außerordentlich überraschte.

„Wollen Sie nicht," so wandte er sich an mich, „wollen Sie nicht meinen Lehrstuhl in Dorpat einnehmen?"

Ich war starr vor Erstaunen.

„Ja, wie ist denn das nur möglich? Das ist ja ganz undenkbar, das ist doch nicht möglich" — dies oder etwas dem Aehnliches war das einzige, was ich hervorzubringen vermochte.

„Ich will nur wissen, ob Sie wollen," wiederholte Moier.

„Nun," antwortete ich, nachdem ich mich etwas gesammelt, „der Lehrstuhl in Moskau ist für mich doch schon verloren, so daß es mir jetzt ganz einerlei ist, wo ich Professor sein werde."

„Nun, dann ist die Sache abgemacht. Heute noch schlage ich Sie der Fakultät vor, dann setze ich den Minister in Kenntnis, und habe ich erfahren, wie der die Sache ansieht, so geht der Vorschlag an den Senat. Sie können unterdes hier in Dorpat bleiben und mögen dann später nach Petersburg reisen, um dort die endgültige Entscheidung abzuwarten."

Damals war das Moiersche Haus für einen jungen Menschen sehr anziehend. Seine zwei Nichten (Enkelinnen von Frau K. A. Protassow), Katharina und Alexandra Wojeikow, und einige verheiratete russische jüngere Damen, Maria Nikolajewna Reitz, geb. Dirin, Katharina Nikolajewna Berjozin (meine zukünftige Schwiegermutter) und andre bildeten unter der Aegide der in ehrwürdigem Alter stehenden, aber außerordentlich liebenswürdigen, klugen und interessanten Katharina Afanasjewna eine sehr angenehme und anziehende Gesellschaft, in der die Abende und Nachmittage zu verbringen ein wahres Vergnügen war. Es verkehrten dort auch andre Russen und einige Deutsche, so daß die Zeit so angenehm dahinging, wie man es sich nur wünschen konnte.

Ich schrieb meiner Mutter und suchte sie über das zu trösten, was mir passiert war, bekam aber selbst von keinem Menschen einen Brief, rein als ob ich gar nicht existierte und kein Hahn mehr nach mir krähte. Mein Gehalt wurde mir indes doch ausgezahlt, wenngleich auch nicht pünktlich.

Schließlich erfuhr ich, daß auf Moiers Vorschlag die Fakultät mich einstimmig zum außerordentlichen Professor gewählt habe.

Dann kam die Benachrichtigung seitens des Ministers der Volksaufklärung, daß er nichts gegen meine Wahl zum außerordentlichen Professor der Chirurgie in Dorpat einzuwenden habe.

Nun mußte ich mich nach St. Petersburg begeben, um mich dort dem Minister vorzustellen und die endgültige Entscheidung über meine Wahl durch den Senat der Universität abzuwarten.

In Dorpat bestellte ich mir für die Reise eine etwas phantastische warme Mütze, deren ich mich auch als Kissen zu bedienen gedachte. Es war das eine Art von wattiertem und mit Seide

gefüttertem Tuchballon, mit einem langen und weichen, gleichfalls tuchenen Schirm und zwei Ohrklappen, die so eingerichtet waren, daß man sie ad libitum sowohl nach unten auf die Ohren als auch nach oben hinaufklappen konnte.

Ich verbreite mich über diese Mütze so ausführlich, weil ihre Erfindung, wie ich jetzt glaube (früher hätte ich wahrscheinlich mir selber das nicht eingestehen mögen), durch die grüne Mütze veranlaßt worden ist, welche beständig auf Rusts Haupt prangte und, weiß der Himmel eigentlich warum, mein Wohlgefallen erregt hatte; jetzt, wo mir die Ernennung zum Professor an einer russisch-deutschen Universität bevorstand, jetzt mochte ich mir wohl sagen, daß eine der Rustschen ähnliche Mütze sich auch auf meinem Kopfe sehr gut werde ausnehmen müssen. Und die Farbe meiner Mütze war gleichfalls grün.

Uebrigens ist das nur eine Annahme, die vielleicht nicht einmal ganz wahrscheinlich ist, aber mir will, ich weiß selbst nicht recht warum, scheinen, daß eine dieser ähnliche Annahme sich damals in mir hätte nachweisen lassen müssen.

67.

Es war schon ganz ordentliche Schlittenbahn, als ich von Dorpat nach St. Petersburg fuhr. Da ich nachts ankam, so wußte ich gar nicht, wo ich eigentlich bleiben sollte. Mein Kutscher führte mich mehrere Stunden lang von einem Gasthause zum andern, ohne daß wir irgendwo eine unbesetzte Nummer fanden. Ich geriet schon in Verzweiflung, als wir endlich in irgend einem öden Winkel des Petersburger Stadtteiles ein Zimmer mit einem nur mit einer Matte bedeckten Bette fanden; kaum war ich in dies Loch eingetreten, als ich mich auch schon, ohne mich auszukleiden, in Lewys Schuppenpelz und meiner originellen grünen Mütze aufs Bett warf, um auf der Stelle einzuschlafen. Am andern Tage machte ich mit Dr. Strauchs Hilfe mir eine Stube mit einem kleinen Vorzimmer im dritten Stockwerke des Warwarinschen Hauses an der Kasanschen Kathedrale ausfindig. Die Wohnung war sonst ganz anständig, nur der Eingang von der Straße war skandalös, die Treppe eng, schmutzig, mit gefrorenem Spülwasser übergossen und in der Nacht unbeleuchtet.

Der Minister Uwarow empfing mich an einem Morgen allein in seinem Kabinett, ohne mich lange warten zu lassen. Er war schon völlig angekleidet, nur daß er statt des Fracks noch einen seidenen Schlafrock anhatte. Um jene Zeit bilden zwei Ereignisse den Gegenstand der allgemeinen Gespräche und Klatschereien in St. Petersburg.

Erstens war Scheremetjew todkrank und es gingen einige Puschkinsche Verse von Hand zu Hand, bei deren Lektüre jedermann in dem sterbenden Lucullus Scheremetjew und in dem gierigen Erben, der Holz stielt und die ganze Erbschaft versiegelt — S. S. Uwarow erkannte.

Das zweite Ereignis bildete Uwarows Verkehr im Van der Flietschen Hause und seine daraus entstandenen Beziehungen zu der schönen Tochter dieses Hauses. Möglich nun, daß ich mich täusche, möglicherweise aber auch aus diesem Grunde erschien mir der Minister etwas besorgt und gleichsam zerstreut. Wenigstens waren seine an mich gerichteten Reden etwas zusammenhanglos. Ohne auch nur mit einem Worte dessen zu erwähnen, weswegen ich, ein ehemaliger Student der Moskauer Universität, der auf des Ministers eigene Veranlassung seinen Wunsch nach einer Professur in Moskau geäußert hatte, nun doch außer Etat gekommen war, begann der Minister mich zu loben, indem er erklärte, er habe von den verschiedensten Seiten günstige Urteile über mich gehört. Warum hätte er nun in dem Falle nicht lieber warten können, anstatt die für mich bestimmte Stelle einem andern zu geben? Hierauf begann Uwarow über die Dorpater Studenten zu schelten und die Professoren zu rühmen.

Später erfuhr ich den Grund für jenen Tadel sowie für dieses Lob. Uwarow hatte sich, nachdem er des Fürsten Lieven Nachfolger geworden war, allem zuvor, wenn ich mich recht erinnere, nach Dorpat begeben, dort den Deutschenfreund gespielt und erklärt, daß sowohl die Universität als auch die alte Bibliothek, ja überhaupt alles in Dorpat ihn an jene unvergeßliche Zeit gemahne, da er an der Göttinger Universität die Klassiker studiert habe. Wahrscheinlich wäre seines Entzückens kein Ende gewesen und er wäre in dieser Stimmung auch wieder nach Petersburg zurückgereist, wenn ihm nicht noch am Abend desselben Tages einige Studenten einen Streich gespielt hätten, der im übrigen höchst unschuldiger Natur war.

Uwarow war in einer am Markt belegenen Wohnung abgestiegen, die für den damals noch nicht anwesenden Kurator bestimmt war. In der Nacht konnte der Minister nicht recht schlafen und trat des-

halb, als er beim Morgengrauen Lärm auf der Straße vernahm, auf den Balkon hinaus. Um diese Zeit gingen einige von einem Kommers etwas angeheitert zurückkehrende Studenten gerade über den Marktplatz und zwei von ihnen zogen, als sie auf dem Balkon einen Herrn im Nachtkostüm und mit einer Lorgnette in der Hand bemerkten, ihre Hausthürschlüssel aus der Tasche, richteten sie wie eine Lorgnette auf jenen Herrn und begannen, sich den Balkon durch den Schlüsselring anzusehen. Dies hatte nun Uwarow höchlichst mißfallen, zumal er durch seinen Besuch und seine verschwenderischen Lobeserhebungen die Herzen aller Dorpatenser sich gewonnen zu haben vermeinte.

Das ist der Grund, weshalb gerade die Studenten Uwarow nicht gefielen.

Weswegen er aber die Professoren so in sein Herz geschlossen, darüber hat mir in der Folge (im Jahre 1838) Moier folgendes erzählt.

Der Astronom Struve, der nicht nur wegen seiner Beobachtungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie, sondern auch wegen der großen Gewandtheit und des feinen Taktes bekannt war, welche er in den Dingen des gewöhnlichen Lebens an den Tag zu legen pflegte, suchte in der ersten Zeit nach Uwarows Ernennung zum Minister einige Wünsche betreffs des Observatoriums zu Pulkowa durchzusetzen. Um nun zu dem Zweck Uwarow sich günstig zu stimmen (was um jeden Preis nötig war), benutzte Struve des Ministers Anwesenheit in Dorpat. Uwarow sollte nämlich eines Morgens auf Struves Einladung das Dorpater Observatorium besuchen, wobei natürlich der damals berühmte Refraktor desselben die Hauptsache bildete.

„Leider,“ sagte ihm Struve, „haben wir die ganze Zeit über schlechtes Wetter gehabt und ich habe es deshalb nicht gewagt, Ihnen die Unbequemlichkeit einer Besichtigung unsres Refraktors bei Nacht zuzumuten; jetzt kann man freilich allenfalls nur noch deshalb durch ihn sehen, um sich von seiner außerordentlichen Empfindlichkeit auch für die geringste Bewegung einen Begriff zu machen.“

Uwarow blieb stehen und sah hinein.

„Aber erlauben Sie,“ sagte er plötzlich, „ich sehe da etwas, wie mir scheint, einen Stern.“

„Unmöglich, Hohe Exzellenz,“ ruft Struve aus.

„Nun, dann sehen Sie selbst,“ erwidert ihm Uwarow.

Struve sieht auch seinerseits hinein, sagt aber zunächst kein Wort, sieht dann noch einmal hinein und erklärt endlich, indem er

den Ausdruck des Erstaunens und Entzückens annimmt, mit lauter Stimme: „Erlauben Sie mir, Hohe Excellenz, Ihnen zu gratulieren: Sie haben eine Entdeckung gemacht. Es ist ganz ungewöhnlich und unbegreiflich, wie es eigentlich hat geschehen können, daß Sie zum erstenmal hier einen noch unbekannten Fixstern erblickt haben; von heute ab wird er in die Liste der neuentdeckten Fixsterne eingereiht werden."

Und noch am selben Abend hielt Struve vor einer Reihe von Professoren in einer gelehrten Gesellschaft, zu der auch der Minister eingeladen war, einen Vortrag über den von Seiner Excellenz neuentdeckten Fixstern.

Ich weiß nicht, ob Struve ihn nach Uwarow benannt hat, wie das mit einem Mineral der Fall gewesen ist (Uwarowit), oder ob der neue Stern unbenannt geblieben. Uwarow war natürlich im siebenten Himmel und ahnte nicht oder wollte wohl gar nicht einmal ahnen, daß er durchaus nicht der zufällige Entdecker des Sternes, dieser vielmehr schon früher von dem feinen diplomatischen Genius Struves bemerkt worden war.

Nach verschiedenen Andeutungen über die Notwendigkeit der Hebung des sittlichen Niveaus der Dorpater Studenten — die in letzter Zeit als Muster der Sittlichkeit für die andern russischen Studenten gegolten hatten — richtete Uwarow zum Abschiede ganz unvermittelt folgende Mahnung an mich: „Und nun mögen Sie, junger Mann, bei Ihrem Eintritt in eine neue Laufbahn wissen, daß in Rußland Minister der Volksaufklärung nicht Ssergei Ssemjonowitsch Uwarow ist, sondern Kaiser Nikolai Pawlowitsch. Behalten Sie das wohl im Gedächtnis — und nun auf Wiedersehen!"

Also so — nicht er, sondern der Kaiser ist Minister der Volksaufklärung! Was soll das aber nur zu bedeuten haben und wozu redet er mir nur das vor?

* * *

Indes ohne Arbeit in Petersburg sitzen zu müssen, war doch gar zu langweilig, zumal da es vermutlich noch recht lange dauern mußte, bis ich die endgültige Entscheidung erhielt. So machte ich mich denn daran, die Petersburger Krankenhäuser zu besuchen.

Am meisten hatte ich vom Obuchow-Krankenhause gehört.

Daher nahm ich eine Droschke, um zunächst dorthin zu fahren.

Plötzlich merke ich beim Passieren des Heuplatzes, wie mir jemand einen ganz gehörigen Faustschlag auf den Kopf, d. h. auf meine ballonförmige grüne Mütze à la Rust gibt. Ich hatte den

Kragen des Lewyschen Schuppenpelzes hochgeschlagen und war ganz in ihn eingesunken. Unwillkürlich schreie ich auf und sehe mich um, erblicke aber auch schon im selben Moment, und zwar bereits ziemlich weit von mir, einen Handwerksburschen, der in abgetragenem Rock und ohne Mütze springend und hüpfend den Bürgersteig entlang läuft und bei seinen Kapriolen die Passanten in ernstliche Mitleidenschaft zieht. Was hat nun eigentlich, so frage ich mich, diesen Galgenstrick veranlaßt, einem ihm ganz unbekannten Menschen einen recht derben Schlag auf den Kopf zu versetzen? Dasselbe, glaube ich, was einst den Baronet Villiers veranlaßt hatte, die in der Sonne glänzende und rundlich sich wölbende Glatze des Doktors und Staatsrats Lewy zu streicheln. Das äußere Aussehen, die Rundung, die Farbe, der Glanz der Glatze und dem Aehnliches hatten das Auge des Baronets auf dieselbe gelenkt und vom Auge war unwillkürlich und unbewußt die Reflexbewegung auch auf die Hand übergegangen. Und da nun Sittenregeln, wie „Halte deine Hände im Zaum", das Lohdersche „Oculis, non manibus" oder das Gladstonesche „Hände weg" dem Baronet unbekannt waren, so berührte die vom Reflex getroffene Hand auch in der That die verführerische Glatze.

Dasselbe war wohl auch der Grund für den mir versetzten Faustschlag. Stürzt da so ein Bursche aus seiner Handwerksstube hinaus, wie ein Tier aus seinem Käfig bricht, kommt, wie er meint, in Freiheit, empfindet aber im Grunde nur die Einwirkung der Straßen- und dazu noch Petersburger Straßenfreiheit, fängt an zu brüllen und zu rennen, sieht dann plötzlich im Lauf auf dem Kopf eines Vorüberfahrenden einen grünen Ballon, ballt ganz unwillkürlich und reflektorisch die Faust und läßt sie auf jenen Ballon niedersausen. Das „Halte deine Hände im Zaum" war dem Handwerksburschen natürlich ebensowenig bekannt wie dem Baronet.

* * *

Im Obuchow-Krankenhause wurde ich von den Aerzten, namentlich aber von den ehemaligen Dorpater Studenten freundlich empfangen. Von ihnen trat mir besonders der Dr. Göthe nahe, welcher damals eine schon ziemlich bedeutende Praxis hatte und in der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses beschäftigt war. Er machte mich auch mit dem Oberarzt, Karl Antonowitsch Mayer (semitischer Abstammung) und hierauf mit dem Oberkonsultanten des Krankenhauses N. F. Arendt bekannt.

Mit jedem Tage machte ich unter den Aerzten und Professoren neue Bekanntschaften. Erstens mußte ich ex officio die Bekannt-

schaft von Iwan Timofejewitsch Spaßki machen, der beim Minister Uwarow bereits eine gewisse Rolle spielte und später Ministerialkommissar im Medizinalrate war. Es war das ein sehr gutmütiger Mensch, der mich schätzte und mir wohlgeneigt war, aber keine festen Ueberzeugungen hatte und an Zerstreutheit litt. Ich werde auf ihn noch später zurückkommen müssen.

Die Medizin und Chirurgie hatten damals in St. Petersburg sehr tüchtige Vertreter und Busch, Arendt, Salomon, Bujalski, Seidlitz, Rauch und Spaßki genossen sowohl im Publikum als auch unter den damaligen Aerzten eines wohlverdienten Rufes.

Natürlich, im vollen Sinne des Wortes wissenschaftliche, d. h. mit der modernen medizinischen Litteratur und der modernen Richtung in der Wissenschaft bekannte Aerzte waren nur sehr wenige von ihnen. Aber freilich — damals der modernen Richtung in der Wissenschaft zu folgen, war gar nicht so leicht, nicht nur bei uns, sondern auch im Westen. Ich habe schon erwähnt, wie zurückgeblieben die Medizin damals selbst in Deutschland war. Daher war ich lebhaft erstaunt, als ich erfuhr, daß nach Petersburg an den Hof Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Helene Pawlowna ein Professor einer kleinen deutschen Universität, der Dr. Mandt, berufen worden war.

Nun muß man wissen, daß vor einem Jahre der Professor Schlemm in Berlin zu mir in meine Wohnung in der Dorotheenstraße einen mir unbekannten großen und mageren Herrn gebracht hatte, welchen er mir als den Professor Mandt mit der Erklärung vorstellte, daß dieser Herr eine Aufforderung nach Rußland erhalten habe und daher meine Bekanntschaft zu machen wünsche, um mich zu bitten, ihm über Rußland einige Auskünfte zu geben.

Ich war damals gerade mit irgend einem anatomischen Präparat beschäftigt, entschuldigte mich vor dem Unbekannten, wusch mir die Hände und stellte mich dann zu seiner Verfügung. Nun zog Mandt ein Notizbuch aus der Tasche und begann sich zunächst nach den Rangverhältnissen in Rußland zu erkundigen. Ich konnte ihm nun freilich nur einige Rangklassen nennen, sowie über deren Bedeutung Aufschluß geben, aber Mandt schrieb sich doch alles auf, was ich erwähnte.

„Man trägt mir den Rang eines Hofrates an," erklärte er hierauf, „hat er in Rußland irgend welche Bedeutung?"

„Ja, wenn Sie wollen —" antwortete ich, „natürlich ist ein Staatsrat mehr und ehrenvoller."

„Nun, und wie steht's mit dem Gehalt?"

„Das Leben in Petersburg ist mir ganz unbekannt und ich kann Ihnen daher nichts Positives darüber mitteilen.“

Nachdem er mir dann noch einiges über seine chirurgische Thätigkeit in Greifswald mitgeteilt hatte, verabschiedete sich Mandt von mir und ging.

Nun war seitdem noch kein Jahr vergangen, als ich Mandt ganz unerwartet auf einer Mittagsgesellschaft beim Apotheker Strauch (dem Bruder des Doktors) traf. Mandt war bereits zum Leibarzt der Großfürstin Helene Pawlowna ernannt worden; er machte mich mit seiner hübschen Frau bekannt, hatte aber beim Mittagessen, wo er neben mir saß, die Schamlosigkeit, laut zu erklären, die Aerzte in Rußland seien titelsüchtig; sein Notizbuch hatte er bereits ganz vergessen und unsrer Bekanntschaft von der Dorotheenstraße her erwähnte er mit keinem Wort.

„Denken Sie sich,“ so perorierte er, „heute komme ich zum Dr. Arendt und frage den Portier, ob er zu Hause sei; da antwortet mir der Mann: ‚Nein, der General ist nicht zu Hause.‘ Ha, ha, ha! der General!“

Bald nachher erfuhr ganz Petersburg von Mandts Heldenthaten. Ich werde noch des öfteren auf diese, im übrigen nicht ganz gewöhnliche, Persönlichkeit zu sprechen kommen müssen.

N. F. Arendt war ein Mann von ganz andrer Art. Seine Bildung war durchaus nicht von weitem her, da er außer der medico-chirurgischen Akademie (noch zu Kaiser Pauls Zeiten) keine andre höhere wissenschaftlich-medizinische Anstalt besucht hatte; der bescheiden auftretende, aber als Deutscher (eigentlich Finnländer) beim hitzköpfigen Baronet Villiers nicht beliebte junge Arendt mußte sich selbst seinen Weg in der militär-medizinischen Laufbahn während der Napoleonischen Kämpfe in Rußland in den Jahren 1812 bis 1814 bahnen. In seiner Jugend und im mittleren Mannesalter war er ein unternehmender und kühner Chirurg gewesen, seine Kunst vermochte aber, da sie nicht auf sicheren anatomischen Kenntnissen fußte, den Kampf mit der Zeit nicht auszuhalten.

Noch lange vor Eintritt des Alters hatten in ihm Bestrebungen nicht wissenschaftlicher Natur die Oberhand gewonnen, und als ich in Petersburg war, da konnte man N. F. Arendt nichts weniger als einen Mann der Wissenschaft nennen, vielmehr war er ein sehr beschäftigter Praktiker, der alles im Fluge abmachte und wegen seiner Gutmütigkeit beliebt war. Was mich betrifft, so habe ich weder damals, noch auch nachher je von Arendt einen wissenschaftlich-verständigen Vorschlag am Krankenbette gehört.

Aus allem war ersichtlich, daß Arendt keine ernstere wissenschaftliche Bildung erhalten hatte und sein Denken immer an der Oberfläche haften blieb. Wenn man sah, was er zuweilen am Krankenbette that, oder einige von seinen Meinungen anhörte, so mußte einem unwillkürlich der Gedanke kommen, daß Arendt ein Vertreter des ärztlichen Leichtsinns sei.

Als ich ihm zum erstenmal im Obuchow-Krankenhause vorgestellt wurde, genoß er noch das Vertrauen des Kaisers als Leibarzt.

Bekanntlich hatte sich Arendt dieses Vertrauen durch einen Aderlaß gewonnen. Er war aber nicht schlau und verschlagen genug, um sich seinen moralischen Einfluß bis zuletzt zu sichern. Mandt hat allen Leibmedici gezeigt, wie sie zu verfahren haben, um sich einen festen und mächtigen Einfluß auf ihre gekrönten Patienten und deren Umgebung zu sichern.

68.

In Petersburg äußerten die Krankenhausärzte ebenso wie in Riga gleich bei der ersten Bekanntschaft mit mir den Wunsch, bei mir einen Kursus der chirurgischen Anatomie zu hören. Diese Wissenschaft war bei uns ebenso wie in Deutschland noch so neu, daß viele Aerzte sie nicht einmal ihrem Namen nach kannten.

„Was ist denn das eigentlich: chirurgische Anatomie?" fragte z. B. ein alter Professor der medico-chirurgischen Akademie einen seiner Amtsgenossen. „Ich weiß nicht, was das ist, habe auch nie davon etwas gehört."

In Rußland konnte man aber nicht einmal einen Kursus der Anatomie in einem Krankenhause lesen, ohne dies zur Kenntnis des Staatsoberhauptes gebracht zu haben und N. F. Arendt erbot sich, die Genehmigung des Kaisers dazu einzuholen.

Dieselbe ward denn auch unter der Bedingung erteilt, daß zu Demonstrationszwecken die Leichen nur solcher Kranken benutzt werden sollten, die zu ihren Lebzeiten von keinem Verwandten im Krankenhause besucht worden wären. Dieses verstand sich indes natürlich von selbst.

Meine Vorlesungen dauerten etwa sechs Wochen.

Zuhörer waren außer den Aerzten des Obuchow-Krankenhauses noch N. F. Arendt selbst, der zu meiner Verwunderung buch-

stäblich keinen einzigen Vortrag versäumte, der Professor der medico-chirurgischen Akademie Salomon und viele praktische Aerzte. Die Ausstattung war höchst kläglich.

Die Leichenkammer des Obuchow-Krankenhauses bestand aus einem kleinen Zimmer, welches schlecht ventiliert und ziemlich schmutzig war. Die Beleuchtung bildeten einige Talglichte. An Zuhörern versammelte sich immer eine Anzahl von über zwanzig Personen. Tags stellte ich gewöhnlich die Präparate an mehreren Leichen her, demonstrierte an ihnen die Lage der Teile irgend eines Gebietes und nahm eben dort an einer andern Leiche und unter Beobachtung aller von der chirurgischen Anatomie geforderten Regeln alle Operationen vor, die in diesem Gebiet vorzukommen pflegen. Diese anschauliche Methode interessierte besonders die Zuhörer und war ihnen allen neu, obgleich sie fast alle auch im Auslande studiert hatten.

Von rein russischen Aerzten besuchte niemand meinen Kursus, so daß ich ihn deshalb in deutscher Sprache las. Konnte man ja doch damals in den Petersburger Krankenhäusern nur selten einen Russen unter den Aerzten derselben finden, die eben fast alle Deutsche entweder aus Petersburg oder aus den Ostseeprovinzen waren. Woher hätten denn auch die Russen kommen sollen? Die russischen Studenten der medico-chirurgischen Akademie damaliger Zeit (der einzigen höheren medizinischen Lehranstalt, wie übrigens auch jetzt noch) waren fast alles Kronstipendiaten, arme Teufel und Popensöhne; nach Beendigung ihrer Studien traten sie sofort in den praktischen Dienst, in ihre verschiedenen Regimenter, Kreisstädte u. s. w. über. In Petersburg aber blieben nur die Söhne von Petersburger Einwohnern, und von den Petersburger Einwohnern schickten nur die Deutschen ihre Söhne auf die Akademie studieren; das waren aber alles Kinder von Doktoren, Beamten, Lehrern und Handwerkern, überhaupt Leute aus den zivilisierteren Gesellschaftsklassen.

Auch unter den praktischen Aerzten Petersburgs hätte sich damals nicht über ein Dutzend russischer Namen zusammenbringen lassen, selbst einige Professoren der medico-chirurgischen Akademie mit eingerechnet.

Meine ganze Zeit ging mit dem Besuch der Krankenhäuser und der Vorbereitung zu meinen Vorlesungen hin. Nicht wenig Operationen habe ich in dieser Zeit im Obuchow- und im Maria-Magdalenen-Krankenhause vorgenommen und ich war — wie das bei jungen Chirurgen immer der Fall ist — ein allzu eifriger

Operateur, um in zweifelhaften und hoffnungslosen Fällen von einer Operation Abstand zu nehmen. Mich, wie auch jeden andern jungen Operateur interessierte nicht sowohl der Fall, d. h. der Patient selbst, als vielmehr der Vorgang der Operation als solcher, ein Vorgang, der zweifellos dem Patienten eine thätige und energische Hilfeleistung bieten sollte, aber sich doch von seinen Folgen allzu losgetrennt erwies.

Mir erschien es damals ungerecht und für den wissenschaftlichen Fortschritt schädlich, über den Wert von Operationen und Chirurgen bloß nach der Zahl der günstigen Ausgänge und glücklichen Resultate zu urteilen.

Was will man aber thun, wenn die Ansichten junger Leute von denen des reiferen und Greisenalters eben einmal ganz verschieden sind!

Ungeachtet meiner angestrengten Thätigkeit vom frühen Morgen bis zur späten Nacht beschwerte mich dieses Leben nicht — lebte ich doch frei und unbehindert in meinem Element! Den ganzen Morgen hatte ich in den Krankenhäusern mit Operieren und Verbinden von Operierten und hierauf in der Leichenkammer des Obuchow-Krankenhauses mit der Herstellung der Präparate für meine abendlichen Vorlesungen zu thun.

Sobald es dunkel wurde (was in Petersburg im Winter zwischen drei und vier Uhr zu geschehen pflegt), lief ich in eine Gastwirtschaft an einer Ecke des Heuplatzes, um dort Fleischpasteten mit Sauce zu essen. Abends um sieben ging ich dann wieder in die Leichenkammer, wo ich bis neun blieb; von da ging ich dann zu irgend jemandem zum Thee und blieb dort bis Mitternacht. So ging es Tag für Tag.

Einmal forderte mich einer der Aerzte (ich glaube, es war Sadler) zu einem Besuch im großen Militär-Krankenhause im Wyborgschen Stadtteile auf. Dieses Krankenhaus nun, besonders aber der dasselbe leitende Oberarzt, kam mir wie eine phantastische Erscheinung aus Tausend und einer Nacht vor.

Das alte Krankenhausgebäude erschien mir wie eine ganze Stadt; dort gab es sowohl ungeheure steinerne Bauten als auch hölzerne Häuser und Häuschen, welche ganze Straßen bildeten, und alles das war angefüllt von Patienten, Heilgehilfen und Krankenwärtern; in den Korridoren der steinernen Gebäude und aus einem Hause in das andre eilte ohne Aufhören dieses zahlreiche Personal aneinander vorüber, trug die verschiedensten Sachen hinaus und hinein, lärmte und zankte miteinander.

Aber das Hauptkuriosum war der Oberarzt selbst. Woher man eigentlich bei uns solch ein vorsündflutliches, — nein, nicht vorsündflutliches, sondern überhaupt unmögliches Wesen ausgegraben, als welches sich mir der Dr. Florio darstellte, — das wird sich schwerlich jemals auf dem Wege historischer Forschung nachweisen lassen.

Mir war nur bekannt, daß Florio, ein geborener Italiener, wahrscheinlich noch in den Jahren 1812 bis 1813 in russische Dienste getreten, ein Liebling des Baronet Villiers und wirklicher Staatsrat und Ritter war.

Fremde Personen, welche während eines ärztlichen Besuchs in einen der ungeheuren Krankensäle des Militärhospitals traten, konnten nicht selten folgende Scene erleben.

Zwischen den einzelnen Reihen von Pritschen mit den auf ihnen gebetteten Kranken geht ein Heilgehilfe rückwärts gewandt einher, bleibt vor jeder Pritsche ein wenig stehen und rapportiert sehr rasch in singendem Tonfall über Krankheit und Heilmittel etwa in folgender Weise: „Pleuritis — Tartarus emeticus gr. jjj; Jnfus . . . . unc. sex; Febris catarrhalis — Sles ammoniaci drach. unam, Decocti altheae unc. sex . . .“ u. s. w. in dem Genre.

Mit dem Gesicht dem Heilgehilfen zugewandt, der, wie schon gesagt, rückwärts geht, schreitet der Oberarzt einher; in der Hand hält er einen Stock, auf welchen er seine Uniformsmütze gesetzt hat, dreht den Stock, so daß sich mit ihm auch die Mütze dreht, stampft mit den Füßen im Takt den Boden und singt dazu mit lauter Stimme und italienischer Aussprache: „Jch säe, wehe, Katharina! säe, wehe, Katharina!“

Sobald er Aerzten oder fremden Personen begegnet, beginnt er ihnen in seinem gebrochenen Russisch alle möglichen anstößigen Geschichten zu erzählen, wobei er ein derbes russisches Wort beständig wiederholt.

Uns neuen Besuchern gegenüber war Dr. Florio in seiner Weise sehr liebenswürdig und suchte uns beständig seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu zeigen: „C'est une fièvre, une inflammation de la membrane gastrointestinale.“ Diese inflammation, welche andeuten sollte, daß Dr. Florio sich zu den Anhängern Broussais' rechnete, wiederholte sich auf Schritt und Tritt, ebenso wie die Verordnung: „venaesectio . . . ad libram unam, zehn Blutegel.“

Plötzlich geht ein alter Abteilungsarzt in Uniform vorüber, der aber, wie mir sofort auffiel, keine Nase hatte.

„Halt!" ruft ihm Florio zu. „Hier, meine Herren," mit diesen Worten wendet er sich an uns, „stelle ich Ihnen den Staatsrat Ssim . . . vor; er gedenkt noch zu heiraten und ist davon ganz überzeugt, daß er gleich in der ersten Nacht seiner ehelichen Pflicht genügen werde; indes kann ich Ihnen versichern, daß er sich darin irrt. A propos! Da ist gleich ein andrer und wie Sie sehen, junger und hübscher Mann, der Herr K . . . .; dieser kennt kein größeres Vergnügen, als seine ganze freie Zeit in der Großen Meschtschanskaja*) bei dem schönen Geschlecht zuzubringen."

Alles das bringt Florio sehr rasch in seinem gebrochenen Russisch hervor.

Hierauf kommt er in die Frauenabteilung und geht geradeswegs auf eine der Patientinnen, die Frau eines Soldaten, zu: „Na, noch immer nicht gesund?" Hierauf wendet er sich mit der Frage an den Krankenwärter vom Dienst, einen Unteroffizier: „Warum schläfst du denn nachts nicht bei ihr? Dann würde sie gleich gesund werden."

Da ich sicher nie etwas Aehnliches mehr erleben werde und auch nur einmal im Leben gesehen habe, so glaubte ich die Erinnerung an jenes Meerwunder von Arzt in meinem Tagebuche festhalten zu müssen.

* *
*

Das Petersburger Klima und meine anstrengende Thätigkeit verfehlten nicht, ihre Wirkung auf meinen Organismus zu äußern. Ich erkrankte wiederum, aber Gott sei dank nicht auf lange Zeit und an einer andern Krankheit, als die in Riga gewesen war. Es war das sicher ein latentes intermittierendes Fieber, das mich ein paar Tage das Bett zu hüten zwang.

J. T. Spaßki, der mich ebenso wie die andern Aerzte während meiner Krankheit öfters besuchte, teilte mir in dieser Zeit eine Verfügung des Ministeriums mit, der zufolge ich nach einer Woche in der Akademie der Wissenschaften eine Probevorlesung halten sollte, zu welcher ich mir selbst das Thema zu wählen hätte. Ich wählte die Rhinoplastik, kaufte mir bei einem Friseur einen alten Perückenstock aus papier mâché, schnitt ihm die Nase ab, überzog die Stirn mit einem Stück von einem alten Gummischuh und begab mich mit diesem wertvollen Schatz in den Saal der Akademie, um daselbst die Rhinoplastik nach indischer, durch Dieffenbach modifizierter Methode zu demonstrieren.

*) Straße in St. Petersburg.

Die künstliche Nase schnitt ich aus dem Gummi auf der Stirn lege artis heraus und nähte sie ebenso wieder an. Dabei citierte ich meine Fälle in Riga und Dorpat und berief mich auf Dieffenbach.

Der durch diese Vorlesung auf die jungen und alten Besucher derselben hervorgebrachte Eindruck war offenbar ein ganz verschieden artiger. Die Jungen äußerten sich über dieselbe rühmend und sehr sympathisch, während einige von den Aelteren sich den von mir angeführten Thatsachen gegenüber, wie mir schien, mißtrauisch verhielten.

Inzwischen erhielt ich aus Dorpat noch immer keine Entscheidung über meine Wahl durch den Senat, so daß ich endlich die Geduld zu verlieren begann und Moier in dieser Sache einen Brief schrieb. Lange Zeit antwortete er mir gar nicht darauf und erklärte mir dann mit seinem gewöhnlichen Phlegma: „Gut Ding will gute Weile haben," unter dem Hinzufügen, daß er selbst bald nach St. Petersburg kommen wolle. Das geschah denn nun auch wirklich bald, freilich ohne daß meine Sache dadurch irgendwie beschleunigt wurde.

Mit Uwarow war Moier sehr unzufrieden und fand seltsamerweise viel größeres Gefallen an Schirinski-Schichmatow, welcher damals Departementsdirektor im Ministerium der Volksaufklärung war.

Später hörte ich, daß auch Kaiser Nikolai Pawlowitsch mit Schirinski-Schichmatows Richtung sehr zufrieden gewesen wäre und ihn deswegen zum Minister gemacht habe.

Moier sagte mir einmal in Petersburg: „Uwarow ist ein Katzenschwanz, man kann sich nicht auf ihn verlassen." Von Schirinski aber meinte er: „Das ist ein positiver Mann, der ist reell."

Es vergingen nun noch zwei Monate und ich begann Moier schon wieder mit Briefen zu bombardieren, wobei ich ihm schließlich erklärte, ich ginge mit der Absicht um, eine mir unter Arendts Vermittelung durch den Kurator Grafen Golowkin angetragene Professur in Charkow anzunehmen.

* * *

Um diese Zeit (es war gerade in der Fastnachtswoche) ereignete sich in Petersburg die bekannte Katastrophe in der Lehmannschen Schaubude; ich eilte in das Obuchow-Krankenhaus, wohin man bereits an die 150 größtenteils bereits verkohlte Leichen gebracht hatte, die man zur Rekognition der Verwandten der Verunglückten

in den Totenkammern und auf dem Hofe des Krankenhauses ausstellte. Die noch lebendig ins Krankenhaus Gebrachten waren in einem schrecklichen Zustande. Weder vorher noch nachher habe ich an lebenden Menschen so entsetzliche Brandwunden gesehen. Einige lebten mit vom Feuer gänzlich verkohltem Kopfe noch ganze Wochen lang. Bei einigen bildete der ganze Kopf bis an den Hals ein riesiges Stück Kohle, von welchem man ganze Schichten verkohlter Gewebe abnehmen konnte und es war unheimlich, eine Stimme und Worte zu hören, die aus einem Stück Kohle hervorkamen.

* * *

Inzwischen drangen Gerüchte zu mir aus Dorpat hinüber, daß meine Wahl im Senat einen Sturm im Wasserglase erregt habe.

Wider mich waren vornehmlich die Theologen gewesen, die erklärt haten, daß einige Dorpater Theologen irgend ein Gesetz Gustav Adolfs von Schweden, des Gründers der Dorpater Universität aufgefunden hätten, wonach nur Protestanten an dieser Universität Professoren werden dürften.

Ob nun solch ein Gesetz bestanden hat oder nicht, das mag der Himmel wissen, jedenfalls aber konnte man sich zu Kaiser Nikolais Zeiten, nicht füglich auf dasselbe berufen. Das haben wohl auch die Dorpater Theologen eingesehen.

Nichtsdestoweniger war aber der Zankapfel nun in den Senat geworfen und die Streitigkeiten im Schoße desselben dauerten bis Ende Februar 1836. Schließlich bekam ich im März die Nachricht, ich sei zum außerordentlichen Professor erwählt worden.

Meine Mutter und meine Schwestern aus Moskau zu mir nach Dorpat zu nehmen, konnte ich mich indes nicht entschließen, denn mir schien, daß ein solcher Uebergang in der Folge für sie unangenehm werden müßte. Sowohl die Sprache als auch die Sitten und der ganze Lebenszuschnitt waren von dem ihnen bisher Gewohnten allzu abweichend und sie waren zu alt und, was die Hauptsache ist, allzu eingefleischte Moskauerinnen, als daß sie sich in die fremde Weise hätten schicken und einleben können.

69.

Ostern 1836 verbrachte ich bereits in Dorpat. Nicht lange vor meiner Ankunft war auch der neuernannte Kurator, Generalmajor der Garde Kraftström, von Petersburg dort angekommen. Dieser Sohn des Mars empfing mich, als ich mich ihm vorstellte, sehr liebenswürdig und begrüßte in mir den ersten Russen, der von der Universität zum Professor einer rein wissenschaftlichen Disziplin gewählt worden war. Bis dahin waren russische Professoren in Dorpat ausschließlich nur für die russische Sprache gewählt worden und auch das nur aus Mangel an Deutschen, die mit der russischen Litteratur genügend vertraut gewesen wären.

Darum, daß ich der erste Russe sei, und daß diese erste Wahl eines solchen mit seiner, Kraftströms, Ernennung zum Kurator zusammenfalle, drehte sich unser ganzes Gespräch im Verlauf einer guten halben Stunde. Mehr hatte man aber auch nicht nötig, um zu erkennen, wes Geistes Kind der neue Dorpater Kurator war.

Durch und durch Soldat, erwies sich der Kurator Kraftström im allgemeinen als nicht schlechter Mensch; jedenfalls hätte eine solche Persönlichkeit, wie er, noch bei weitem schlimmer sein können, wenn man bedenkt, daß sie unmittelbar vom Sattel weg in diese Stellung gekommen war.

Er war der Gegenstand beständiger Spöttereien, die in Gestalt humoristischer Anekdoten auf seine Kosten von Studenten und zum Teil auch von Professoren in Umlauf gesetzt wurden. Kraftströms Weltanschauung war in der That eine ganz unglaubliche. Seiner Ansicht nach gab es drei Arten von Wissenschaften: eine bis zu einem gewissem Grade nützliche, eine schädliche, die, wenn man sie nicht im Zaum halte, unter Umständen sogar sehr schädlich werden könne, sowie endlich eine brauchbare und zum Zeitvertreib und Vergnügen von bemittelten Leuten sogar notwendige.

Folgendermaßen äußerte sich z. B. Kraftström einmal unter vier Augen über die Astronomie. Es war das auf einer Reise von Dorpat nach Petersburg, die Kraftström zusammen mit dem Professor der russischen Sprache, Roßberg, machte, zu welchem er damals ein besonderes Zutrauen hatte. Es war gerade eine schöne mondhelle Nacht, Roßberg betrachtete sich den Mond, erinnerte sich des von ihm durch den Refraktor im Dorpater Observatorium Gesehenen und begann Kraftström von den Bergen und Abgründen zu erzählen, die er auf dem Monde gesehen.

Lange Zeit hört ihm Kraftström zu, endlich aber sagt er ihm: „Hören Sie mal, lieber Freund, glauben Sie denn wirklich an alle diese Dummheiten?“

„Wie,“ ruft Roßberg erstaunt aus, „das sind ja doch alles lauter unbestreitbare, von der Wissenschaft konstatierte Thatsachen!“

„Ich bitte Sie,“ sucht Kraftström ihn zu beruhigen, „was können denn das für Thatsachen sein, wo doch noch niemand im Himmel gewesen ist und man daher auch nichts darüber wissen kann!“

Roßberg sah ein, daß man Kraftström gegenüber mit der Wissenschaft nichts ausrichten könne und versuchte ihm daher von einer andern Seite beizukommen.

„Wie würde denn aber, Excellenz, der Kaiser selbst sich für den Bau des Observatoriums in Pulkowo so interessieren und so gewaltige Summen dafür auswerfen, wenn er nicht davon überzeugt wäre, daß die Astronomen wirklich außerordentlich wichtige Entdeckungen machten?“

„Ih, mein Lieber,“ bemerkte ihm hierauf Kraftström, „wissen Sie denn nicht, daß die Fürsten, wie auch wir alle, ihre Liebhabereien haben? Wir haben kleine, unsern Mitteln angemessene und die Fürsten natürlich kostspielige, wie wir sie uns nicht erlauben können. Warum sollte denn nun unser Kaiser sich nicht mit einem riesigen und teuren Observatorium einmal ein Vergnügen machen?“

Meine Einrichtung in Dorpat beanspruchte nicht viel Zeit und kam mir nicht teuer zu stehen: zweihundert Rubel jährlich für eine Wohnung von vier Zimmern und zehn bis zwölf Rubel monatlich für Beköstigung. Für letztere konnte man unter Umständen auch mehr aufwenden und ich that das auch öfter, aber für den erhöhten Preis stieg nur die Menge, nicht aber die Güte der Speisen, die dafür gestellt wurden. Als Bedienung kam wieder meine gute Lettin Lene zu mir, die mir ganze fünf Jahre gedient hat.

So war ich denn schließlich Professor der Chirurgie und zwar sowohl der theoretischen als auch der operativen und klinischen. Außer mir gab es keinen andern Professor.

Das wollte so viel sagen, daß ich allein folgendes thun mußte: 1. wenigstens zweieinhalb bis drei Stunden täglich Klinik und Poliklinik abhalten; 2. einen vollständigen Kursus der theoretischen Chirurgie lesen — eine Stunde täglich; 3. desgleichen operative Chirurgie und Uebungen an Leichen — eine Stunde täglich; endlich 4. Ophthalmologie und Augenklinik — eine Stunde täglich: in Summa also sechs Stunden täglich.

Diese sechs Stunden reichten aber fast nie aus; die Klinik

und Poliklinik nahmen mir viel mehr Zeit und so gingen denn täglich ganze acht Stundeu drauf. Wenn ich nun ebenso viele Stunden auf die notwendige Erholung rechnete, so blieben mir täglich noch acht Stunden übrig und diese acht Stunden brauchte ich zur Vorbereitung auf meine Vorlesungen, zu Versuchen an Tieren, zu anatomischen Untersuchungen für eine Monographie, die ich zu schreiben gedachte, sowie endlich zu meiner kleinen chirurgischen Praxis in der Stadt.

* *
*

Während der fünf Jahre meiner Professorenthätigkeit in Dorpat habe ich veröffentlicht:

1. Chirurgische Anatomie der Arterienstämme und Fascien (in lateinischer und deutscher Sprache).

2. Zwei Bände klinischer Annalen (in deutscher Sprache).

3. Eine Monographie über die Durchschneidung der Achillessehne (in deutscher Sprache).

Außerdem hat eine ganze Reihe entweder von mir selbst oder unter meiner Leitung unternommener Versuche an lebenden Tieren ein reiches Material für einige Dissertationen geliefert, welche während meiner Professur veröffentlicht wurden, nämlich:

1. Ueber das Abbinden der Arterien.

2. Ueber Wunden in den Därmen.

3. Ueber das Uebertragen tierischer Gewebe in die Höhlen seröser Säcke.

4. Ueber den Eintritt der Luft in das Venensystem; endlich

5. Ueber Verletzungen und Wunden am Kopf.

Die Dissertationen über die beiden letzten Themen waren zu meiner Zeit noch nicht zu Ende geführt.

Die Gerechtigkeit erfordert es, hier zu bemerken, daß die ebengenannten Veröffentlichungen eigentlich nicht in fünf, sondern nur in vier Jahren fertiggestellt worden sind, weil ich ganze neun Monate (im Jahre 1837 auf 1838) in Paris und später in Moskau gewesen bin und ganze drei Monate mich ohne jede ernstliche Beschäftigung umhergetrieben habe.

Und so existieren denn unstreitig Beweise meiner wissenschaftlichen Thätigkeit gleich vom Beginn meiner Laufbahn als praktischer Universitätslehrer.

Eine andere Frage aber ist, ob ich damals wirklich war, was ich schien oder, richtiger gesagt, was ich sein sollte, d. h. ob ich ein wirklicher, eigentlicher, nicht bloß nomineller Professor der Chirurgie war.

Bei uns in Rußland kommen eigentlich nur zwei Arten von Gelehrten als Kandidaten für eine solche Professur in Betracht: 1. emeritierte Professoren, d. h. größtenteils alte oder doch schon ziemlich bejahrte Leute und 2. junge Leute, die eben erst ihr Studium beendigt haben. Solche Leute, die sich ziemlich lange Zeit für die Besetzung eines Lehrstuhls vorbereitet haben, gibt es bei uns entweder gar nicht oder aber sie sind so selten, daß sie fast niemals als Konkurrenten bei der Besetzung von Lehrstühlen erscheinen.

Ueber die erste Klasse von Kandidaten brauche ich mich hier nicht weiter zu verbreiten; in neun Fällen unter zehn thut der emeritierte Professor, welcher auf weitere fünf Jahre in seiner Stellung verbleibt, dieses durchaus nicht aus Liebe und Anhänglichkeit zur Wissenschaft, sondern um das doppelte Gehalt zu bekommen. Die andre Klasse von Kandidaten aber, zu der auch meine Wenigkeit bei Antritt der Professorenstellung in Dorpat gehörte, entspricht wirklich nicht, ja kann überhaupt nicht einmal den Forderungen entsprechen, die ihr Beruf an sie stellt.

Woher sollte denn auch die Erfahrung kommen, welche für einen klinischen Lehrer der Chirurgie unumgänglich ist? Ich hatte freilich schon viere Jahre vor Antritt meiner Professur den chirurgischen Rubicon überschritten, indem ich meine beiden ersten Operationen, die Amputation eines Armes und die Unterbindung einer Hüftarterie (beides zu derselben Zeit) in Moiers Klinik machte. Aber eine gewandt ausgeführte chirurgische Operation gibt einem noch nicht das Recht, sich einen erfahrenen Kliniker zu nennen, was doch ein jeder Professor der Chirurgie sein muß. Ganz abgesehen davon, daß ein junger Mann, wie begabt er auch sein mag, keine genügenden Kenntnisse haben kann, fällt es ihm noch schwerer, sich seine Erfahrung in gewissenhafter Weise zu sammeln.

Die Jugend, und gerade die begabte noch mehr als die mittelmäßige, leidet an Ueberhebung, Selbstliebe und noch häufiger an Eitelkeit.

Beim Eintritt in das praktische Leben ist sie am allermeisten auf ihren Ruf bedacht (und so weit wäre das ja noch natürlich und sogar löblich), nur daß sie dies nicht in der rechten Weise thut und sich Namen und Ansehen nicht durch ihre eigentlichen inneren Vorzüge, sondern auf rein äußerliche Weise zu erwerben sucht: ihr gilt nicht als die Hauptsache, wofür man sie lobe und weswegen man sie anstaune, sondern daß dieses nur überhaupt geschehe.

Eben dieser Kitzel der Ruhmsucht und Eitelkeit verdirbt alles bei der Jugend.

Der Wissenschaft, überhaupt jeder Wissenschaft dienen, heißt nichts andres als der Wahrheit dienen, aber bei den angewandten Wissenschaften ist das gar nicht so leicht.

Hier ist der Zugang zur Wahrheit nicht allein durch wissenschaftliche Hindernisse, d. h. durch solche für uns erschwert, welche auch mit Hilfe der Wissenschaft entfernt werden können. Nein, in der angewandten Wissenschaft wirken außer diesen Hindernissen auch noch menschliche Leidenschaften, Vorurteile und Schwächen von verschiedenen Seiten mit, um uns die Wahrheit nicht selten gar gänzlich unzugänglich zu machen.

Für die Wahrheit mit den Vorurteilen, Leidenschaften und Schwächen der Leute direkt zu kämpfen ist unmöglich: hier kann man nur lavieren; aber nicht weniger schwierig ist es, auch mit seinen eigenen Leidenschaften und Schwächen zu kämpfen, wenn nicht schon in der Jugend und von Kindheit an die Fähigkeit der Selbstbeherrschung in uns entwickelt ist, welche ihrerseits wieder nur durch die Selbsterkenntnis ermöglicht wird.

Und so ist denn für einen Lehrer einer angewandten Wissenschaft, wie die Medizin, welche es unmittelbar mit allen Attributen der menschlichen Natur (wie des eigenen so auch des Ichs von andern, fremden Leuten) zu thun hat, — ich sage, für den Lehrer einer solchen Wissenschaft ist außer wissenschaftlichen Kenntnissen und Erfahrung auch noch die Gewissenhaftigkeit ein unumgängliches Erfordernis, wie sie sich nur durch die schwierige Kunst der Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung und Kenntnis der menschlichen Natur erwerben läßt.

Ist das nun aber Sache der Jugend? „Chirurgus debet esse adolescens,“ sagt Celsus.

Natürlich macht das Alter, welches die Sinne abstumpft, den Chirurgen zu seinem Werk untauglich.

Nichts hindert junge Leute Chirurgen zu sein, wohl aber Lehrer der Chirurgie. Das ist nicht ein und dasselbe und es ist ein Irrtum anzunehmen, daß jeder gewandte und geschickte Chirurg auch ein guter Lehrer der Chirurgie sein müsse.

Die Liebe hat ihre Zeit ebenso wie die Weisheit die ihre.

Als der Fakir der Selbsterkenntnis, der ich immer gewesen bin, mußte ich natürlich wohl einsehen und empfinden, wieviel mir noch an Kenntnissen, Erfahrung und Selbstbeherrschung fehle, um ein rechter Lehrer der Chirurgie zu sein. Mir fehlte es aber nicht so sehr an Gewissenhaftigkeit, als daß ich nicht hätte einsehen sollen, welch eine ungeheure Verantwortung vor der Gesellschaft und vor

sich selbst (Gott und Christus existierten damals für mich nicht) derjenige auf sich nehme, welcher, nachdem er durch das ärztliche Diplom ein gewisses Recht über Leben und Tod anderer erhalten hat, nun auch noch die Verpflichtung erhält, dieses Recht andern zu übertragen.

Aber die Jugend entfernt leicht moralische Hindernisse und versöhnt ebenso leicht die Widersprüche in sich.

Ich war mir meiner Mängel wohl bewußt, wenngleich das nicht in dem Maße möglich war wie jetzt, wo ich sie und alle ihre Folgen bereits im praktischen Leben erfahren habe.

Und auch jetzt noch muß ich bei meiner Selbstanalyse zugestehen, wie schwierig die Entscheidung darüber ist, was in dem einen oder dem andern Falle das Hauptmotiv meiner Handlungen gewesen: die Eitelkeit oder der aufrichtige Wunsch, meinem Mitmenschen zu helfen und ihm seine Leiden zu erleichtern.

Ach wie schwer ist diese Entscheidung für einen seiner Kunst mit ganzer Seele ergebenen Mann, wenn der ganze Zweck dieser Kunst in der Heilung und Erleichterung der Leiden seiner Mitmenschen besteht!

Wie wenig wahrscheinlich auch der Erfolg einer Operation, wie lebensgefährlich auch ihre Vornahme sein möge, wenn sie als Kunst interessiert, so kann man nicht mehr völlig unparteiisch die einzelnen Möglichkeiten abwägen und bestimmen, was im gegebenen Falle wahrscheinlicher ist: Erfolg oder Verderben.

Und je jünger man ist, je eifriger und seiner Kunst ergebener, um so leichter läßt man den Zweck der Kunst aus dem Auge und um so eher ist man geneigt, die Kunst nur um der Kunst willen auszuüben.

Ja, das „ne nocuerim veritus“ Hallers, welches ihn, den wohlerfahrenen Anatomen und Physiologen, keine Operationen an lebenden Menschen vornehmen ließ, ist der klarste Ausdruck des sittlichen Gefühls.

Jeder Chirurg müßte mit seinem „ne nocuerim veritus“ zu Operationen schreiten.

Das bedeutet aber die völlige Unterordnung der Interessen der Wissenschaft und der Kunst unter eine höhere sittliche Empfindung.

Ja, so müßte es auch sein, nur treten hier andere Erwägungen auf, welche die Entscheidung der Frage unmöglich machen, wie man in einem zweifelhaften Falle zu verfahren habe. Solche Fälle kommen aber nicht zu zehn, sondern zu hunderten vor.

Der alte Rühl war ganz in seinem Recht, als er von den Chirurgen des Krankenhauses verlangte, sie sollten etwaige Opera-

tionen nur unter Zustimmung der Patienten selbst vornehmen. Er hat mich einmal dadurch sehr geärgert, daß er grade in dem Augenblick, wo ich die Operation einer Pulsadergeschwulst vornehmen wollte, im Obuchow-Krankenhause erschien und den Patienten fragte, ob er die Operation wünsche.

„Nein," antwortete jener.

„In dem Falle," entschied Rühl, „darf man ihn wider seinen Willen nicht operieren."

Wir jungen Aerzte lachten alle über Rühls Puritanismus, nannten ihn Ziegenmelker, Caprimulgus europaeensis, dem er übrigens wirklich ähnlich sah, und Hosentrompeter, sagten ihm auch nach, daß er sich sein Ansehen in der Petersburger medizinischen Welt nur durch seine Geschicklichkeit im Setzen von Klystieren erworben habe, — und all dieses Gerede und Geschwätz nur darum, weil der alte abgängige Mann es wagte, sich in die Angelegenheiten unsrer Wissenschaft und Kunst zu mischen und somit den wissenschaftlichen Interessen zu schaden.

„Wenn es so weiter geht," sagten wir einander, „dann wird es schließlich noch dahin kommen, daß wir die Patienten in den Krankenhäusern werden um Erlaubnis bitten müssen, wenn wir sie zur Ader lassen oder ihnen spanische Fliegen oder Schröpfköpfe setzen lassen wollen."

Dabei waren wir indes alle darin einverstanden, daß es keinem von uns recht wäre, wenn man ihn ohne sein Einverständnis irgend einer gefährlichen Procedur unterzöge und wäre es auch zu dem Zweck, ihm dadurch das Leben zu retten. Andrerseits aber, — wäre irgend jemand wirklich damit unzufrieden, daß man ihm, auch ohne vorher seine Erlaubnis dazu eingeholt zu haben, das Leben durch eine immerhin gefährliche Operation gerettet?

Ich sehe z. B. voraus, daß der Kranke unbedingt, wenn nicht heute so doch morgen bei seiner Pulsadererweiterung an Blutungen zu Grunde gehen muß, unterwerfe ihn daher, ohne ihn um seine Zustimmung zu befragen, einer Operation und rette ihn.

Das war denn auch mein Gedankengang, als ich mich an die Operation machte, deren Ausführung Rühl mir nicht gestattete, weil ich den Patienten nicht vorher um seine Zustimmung befragt hatte.

Wer hat hier nun recht und wer unrecht?

In solchen Fällen kann nur die Stimme des eigenen Gewissens für jeden die Frage entscheiden und sie wird dies natürlich für jeden in besonderer Weise thun.

Rühl war unzweifelhaft im Recht, denn er handelte unzweifelhaft in der festen Ueberzeugung so, daß niemand ein größeres Recht auf die Gesundheit des Patienten habe, als dieser selbst.

Ich hatte vielleicht auch recht. Ich sage vielleicht, denn ich weiß jetzt nicht mehr, ob ich damals davon überzeugt war, daß dem Patienten infolge der Blutung unbedingte Lebensgefahr drohe und daß ferner diese Gefahr die Gefahren einer Operation überwiege.

Ja, das eigene Gewissen — ein anderes Mittel gibt es nicht — muß für den wirklich ehrlichen Chirurgen die Frage der Operation entscheiden, wenn die mit dieser verknüpfte Lebensgefahr ihm ebenso bedeutend erscheint, wie die seitens der Krankheit drohende, gegen welche er die Operation anwenden will. Aber auch auf sein eigenes Gewissen kann sich der Chirurg in diesem Falle nicht immer verlassen.

Seine wissenschaftlichen Studien, die mit der Sittlichkeit nichts gemein haben, sowie seine Neigung und Vorliebe für seine Kunst wirken auch auf sein Gewissen ein, indem sie es sozusagen zu ihren Gunsten beeinflussen. Und das Gewissen stellt sich in solchem Fall, indem es die Frage nach dem Grade der Gefahr entscheidet, auf die Seite des wissenschaftlichen Vorurteils. Das Gewissen spielt hier die Rolle eines Richters oder Geschworenen, welcher sein Urteil auf die Meinung eines Sachverständigen stützt, den in diesem Falle die wissenschaftlichen Kenntnisse grade derselben Person darstellen, deren Gewissen zum Richter berufen ist. Hier stehen nun dem Vorurteil die verschiedensten Wege offen.

Einerseits dringt das Vorurtheil leicht auch in das Gebiet unsrer Kenntnisse ein und andrerseits wird eben dadurch auch das Gewissen selbst leicht voreingenommen.

Die moderne Wissenschaft hat nun angeblich ein verläßlicheres Mittel wider diese Voreingenommenheit in der praktischen Medizin gefunden, nämlich die ziffernmäßig begründete medizinische Statistik, und dem Gewissen des Chirurgen ist es angeblich dadurch leichter gemacht worden, seine Entscheidungen ohne vorgefaßte Meinungen zu treffen.

Auf der einen Seite die Krankheit, an der nach Ausweis der Statistik sechzig vom Hundert sterben; auf der andern Seite die die Krankheit behebende Operation, an welcher nur fünfzig vom Hundert sterben.

Dem Gewissen kann es also nicht schwer fallen, nach bestem Gewissen zu entscheiden, was gefährlicher ist: die Krankheit sich selbst zu überlassen oder eine Operation vorzunehmen.

So weit wäre ja das alles ganz schön.

Nun kommt aber der mißliche Umstand, daß 1. diese Statistik noch nicht etwas völlig Bestimmtes ist, das keinem Zweifel oder Schwanken unterläge; und 2. woran soll ich denn erkennen, daß im gegebenen Falle mein Patient grade zur Zahl der sechzig vom Hundert gehört, welche sterben müssen und nicht zu den vierzig, welche am Leben bleiben? Und wer hat mir gesagt, daß im Falle der Operation mein Patient zu den fünfzig Gesundenden und nicht zu den fünfzig Sterbenden gehören werde?

Am Ende läßt sich leicht einsehen, daß auch diese anscheinend so sichere Ziffer nur dann eine wichtige praktische Bedeutung bekommen werde, wenn ihr zu Hilfe die Individualisierung kommt, ein noch neues und unbebautes Gebiet des Wissens.

Wenn das Studium der menschlichen Individuen so weit gefördert sein wird, daß man jedes Individuum nach verläßlichen Anzeichen zu der einen oder der andern scharf bestimmten Kategorie rechnen kann und andrerseits die Eigenschaften bekannt sein werden, die eine jede Kategorie zum Widerstande wider äußere und organische (innere) Einflüsse befähigen — dann wird auch diese Statistik mit ihren ziffernmäßigen Daten eine ganz andere Bedeutung bekommen.

Konnte nun ich junger, wenig erfahrener Mann ein rechter Lehrer der Chirurgie sein?

Natürlich nicht, das fühlte ich selbst.

Was hätte ich denn aber thun sollen, nachdem ich einmal vom Schicksal in diese Laufbahn gebracht worden war?

Ihr etwa entsagen? Aber dazu war ich denn doch zu jung und besaß ich zu viel Eigenliebe und Selbstvertrauen.

Ich wählte daher ein andres Mittel, um mich jener idealen Vorstellung möglichst zu nähern, die ich mir von den Pflichten eines Professors der Chirurgie gebildet hatte.

Während meines Aufenthalts im Auslande hatte ich mich zur Genüge davon überzeugen können, daß die wissenschaftliche Wahrheit bei weitem nicht der Hauptzweck selbst berühmter Kliniker und Chirurgen ist.

Ich hatte mich hinlänglich davon überzeugt, daß in berühmten klinischen Anstalten gar oft Maßregeln nicht zur Enthüllung, sondern zur Verdeckung der wissenschaftlichen Wahrheit getroffen wurden.

Ueberall war das Streben bemerkbar, seine Ware von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Das wäre natürlich noch nicht so schlimm gewesen. Aber gleichzeitig damit suchte man auch seine

schlechte und minderwertige Ware als gute zu verkaufen, und zwar wem zu verkaufen? Der Jugend, der unerfahrenen, mit der Sache unbekannten, aber doch instinktiv die wissenschaftliche Wahrheit suchenden Jugend.

Nachdem ich alles das gesehen hatte, machte ich es mir zur festen Regel, gleich bei Antritt meiner Lehrthätigkeit nichts vor meinen Schülern zu verbergen und wenn auch nicht sofort, so doch nachher und ohne Zögern jeden von mir begangenen Fehler vor ihnen zu enthüllen, möge er nun in der Diagnose oder in der Krankheitsbehandlung liegen.

In diesem Geiste begann ich denn meine klinischen Annalen zu schreiben, mit deren Herausgabe ich mich absichtlich beeilte, um meinen Schülern keine Veranlassung zu dem Vorwurfe zu geben, ich hätte zur Verhüllung der Wahrheit Zeit zu gewinnen gesucht.

Bei der ausführlichen Beschreibung aller von mir am Krankenbett begangenen Fehler und Versehen ging ich gegen mich selbst schonungslos vor, so daß ich natürlich annehmen durfte, es würden sich nicht Leute finden, welche diese von mir selbst geschaffene Situation benutzen und in kritischen Analysen mir meine von mir selbst schon erwähnten Sünden aufmutzen möchten. Indes fanden sich solche Leute doch. Mein guter Petersburger Freund, Doktor Sadler, schrieb z. B. in einem deutschen Journal wider mich einen gewaltigen kritischen Artikel, in welchem sich eine für mich nützliche Bemerkung fand, nämlich ein russisches Sprichwort am Ende desselben, an welches mich der alte Chelius im Jahre 1862 erinnerte und welches von Sadler also ins Deutsche übersetzt war: „Geduld, Kosak, wirst Ataman werden."

Nach einem Jahre, bald nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen meiner chirurgischen Anatomie, wurde ich bereits zum ordentlichen Professor gewählt.

Zur Herausgabe dieses meines Werkes hatte ich einen Verleger, einen Künstler, der nach der Natur zu zeichnen verstand, und einen guten Lithographen nötig.

Damals in Dorpat solche drei Persönlichkeiten zu finden war nicht leicht.

Zum Glück erschien gerade wie ausgesucht für mich um diese Zeit ein höchst, ja sogar allzu unternehmender Mann in Dorpat, der denn nachher auch Bankerott gemacht hat, der Buchhändler Kluge. Ihm überließ ich (natürlich umsonst) das ganze Recht der Herausgabe, nur unter der Bedingung, daß die Zeichnungen gerade so sein sollten, wie ich es wünschte. Der Künstler war

derselbe Herr Schlater, den ich schon früher, und zwar ganz zufällig, ausfindig gemacht und dem ich die Zeichnungen für meine mit der goldenen Medaille belohnte Dissertation übertragen hatte. Es war das gerade kein Genie, aber doch ein fleißiger und gewissenhafter Zeichner. Auch hatte er sich auf autodidaktischem Wege und unter unermüdlicher, selbstverleugnender Arbeit zu einem sehr tüchtigen Lithographen herangebildet. Für damalige Zeiten war das aber durchaus keine Kleinigkeit. Damals gab es auch in Petersburg nur einen Lithographen, und auch der war gar nichts Besonderes. Schlaters erste Versuche im Lithographieren waren eben die Zeichnungen zu meiner chirurgischen Anatomie, welche ihm auch vollständig gelangen.

70.

Mit dem Kurator Krafftström, der mir anfangs sehr wohlgesinnt war, geriet ich, übrigens ohne mein Verschulden, bald auseinander.

Es war das gerade die Zeit der periodischen Duelle in Dorpat, deren Häufigkeit bald zu-, bald abnahm, letzteres aber wohl kaum dann, wenn man mit Repressivmaßregeln gegen dieselben vorging.

Krafftström und dem Rektor kamen diese Duelle natürlich höchst ungelegen, besonders zwei, die sich bald nacheinander ereigneten und von denen das eine nur fingiert war, während das andre wirklich stattgefunden hatte.

Der russische Student Chitrowo, ein großer Tollkopf, hatte sich in eine zugereiste verheiratete Dame sinnlos verliebt. In dem Wunsche, die Aufmerksamkeit dieser Dame um jeden Preis auf sich zu lenken, kam er nun auf einem Konzert, auf welchem auch der Gegenstand seiner Liebe anwesend war, zu dem tollen Entschluß, sich mit der Meldung Hals über Kopf zum Rektor zu stürzen, daß er in einem von ihm näher bezeichneten Walde einen Studenten im Duell erschlagen habe und sich freiwillig der Gerechtigkeit stelle.

Der Rektor schickte Chitrowo ins Karzer und begab sich selbst mit Laternen, Pedellen und Polizei in den Wald, um den Leichnam des Getöteten aufzusuchen.

Man suchte die ganze Nacht nach ihm, fand aber nichts.

Am folgenden Tage stellte es sich heraus, daß der halbverrückte, verliebte Student sich die ganze Geschichte ausgedacht hatte.

Das andre wirkliche Duell machte aber Krafftström viel Not und Ungelegenheiten.

Man fand nämlich im Walde den Leichnam eines Studenten vor, der wirklich und unzweifelhaft in einem Pistolenduell gefallen war. Trotz der eifrigsten Nachforschungen ließ sich aber die ganze Angelegenheit in keiner Weise aufklären.

Gerade um diese Zeit passierte auf einer Reise ins Ausland der Kaiser Nikolai Pawlowitsch Dorpat. Man kann sich vorstellen, wie unbehaglich Krafftström dabei zu Mute war. Er erschien vor dem Kaiser mit dem Rapport auf der Poststation; der Kaiser verließ seinen Wagen gar nicht und erklärte, als Krafftström seinen Bericht erstattet hatte, kurzweg: „Nun was — so jage die Fakultät!"

Schöne Geschichte das — die Fakultät jagen! Ja, welche denn aber — waren ihrer doch vier — und wie? Da war denn guter Rat sehr teuer.

Und nun mußte gerade in dieser mißlichen Zeit noch ein Hieberduell zwischen zwei Studenten stattfinden.

Der eine von ihnen hatte eine gefährliche Wunde in der Brust davongetragen. Man berief mich am dritten Tage zu ihm, als sich bereits eine heftige Brustfellentzündung entwickelt hatte. Ein paar Tage besuchte ich den Verwundeten, dann starb er.

Nun bat man mich zu Krafftström.

„Sie haben einen im Duell verwundeten Studenten behandelt?" fragte er mich.

„Ja."

„Sie haben gewußt, daß er im Duell verwundet war?"

„Ich könnte Ihnen antworten, daß ich's nicht gewußt, da mir niemand beweisen kann, daß ich's gewußt habe; ich möchte aber nicht lügen und antworte daher — ja."

„Und wenn Sie es gewußt, warum haben Sie dann nicht pflichtgemäß Anzeige erstattet? Sie werden sich zu verantworten haben und zwar vor einem Kriminal-, nicht vor einem internen Universitätsgericht. Adieu."

In der That wurde ich bald darauf vor dieses Gericht geladen. Ich erklärte daselbst ganz ebenso, daß mir niemand beweisen könne, daß ich vom Duell etwas gewußt; indes gestehe ich, daß das letztere der Fall gewesen; Anzeige hätte ich deshalb nicht erstattet, weil ich erstens fest davon überzeugt gewesen sei, daß in dieser Sache so wie so schon eine Denunziation stattgefunden habe, und zweitens, weil meiner Ansicht nach ein gerichtliches Verhör für den Verwundeten schädlich gewesen wäre; hätte ich aber meine Anzeige

noch zu Lebzeiten des in großer Gefahr schwebenden Kranken gemacht, so wäre jenes unvermeidlich geworden; nach dem Tode desselben hätte ich aber in der That der zuständigen Stelle über den an Brustfellentzündung infolge einer Brustwunde erfolgten Tod berichtet.

Und so brachte mich denn dies Duell mit Krafftström dermaßen auseinander, daß ich meine Besuche bei ihm einstellte und wir bei Begegnungen auf der Straße einander nicht mehr grüßten. Schließlich erhielt ich durch den Senat einen Verweis vom Minister.

Einige Monate lebte ich so mit dem Kurator in gespannten Beziehungen.

* * *

Das Erscheinen des ersten Teils meiner klinischen Annalen war für mich fast gleichzeitig von zwei Folgen begleitet, einem mir sehr wohlthuenden Ereignis und einer für mich vorteilhaften Entscheidung. Außerordentlich angenehm und wohlthuend war für mich eine freundschaftliche und herzliche Begegnung mit dem Professor Engelhardt.

Engelhardt, Professor der Mineralogie, Censor und eifriger Pietist, erschien nämlich eines Tages ganz unerwartet bei mir, zog einen Bogen meiner Annalen aus der Tasche und las mit erregter Stimme und Thränen in den Augen ein freimütiges Bekenntnis von mir daraus vor, worin ich zugestand, in einem Falle, der mit dem Tode des Patienten geendet hatte, mich aufs allergröblichste in der Diagnose geirrt zu haben und hierauf mich selbst der Eitelkeit und Selbstüberhebung anklagte. Nachdem Engelhardt mir diese Stelle vorgelesen hatte, drückte er mir die Hand, umarmte mich und verließ dann mein Zimmer in höchster Rührung.

Diese Scene werde ich nie vergessen — war sie doch zu erquicklich für mein Empfinden.

Der mir durch meine Annalen gebrachte Vorteil ging von einer andern, fast könnte ich sagen, von der entgegengesetzten Seite aus.

Damals, als ich meine Annalen schrieb, war in Dorpat sowohl unter den Studierenden als auch unter der bürgerlichen Jugend die Syphilis in bedeutendem Maße verbreitet.

Sanitätspolizeiliche Vorschriften gab es gar keine und ich bestand daher in einem Artikel über die Syphilis auf der sofortigen Einführung von solchen, da, wenn man schwache Kinder nicht vor dem Fallen behüten könne, man sich doch bemühen müsse, den Fall für sie möglichst wenig schädlich zu machen.

Natürlich begann man vielfach über die Sache zu reden, und unter anderem hörte ich auch, daß Krafftström diesen meinen Artikel einigen einflußreichen Bürgern Dorpats vorgelesen und mich wegen meiner Wahrheitsliebe und Freimütigkeit gerühmt habe.

Dieses ereignete sich gerade um die Zeit, als ich ein von der Universität zu verleihendes, für gelehrte Zwecke bestimmtes Reisestipendium zu erhalten hoffte, um nach Paris zu reisen und die dortigen Krankenhäuser zu besuchen. Die Angelegenheit mußte durch die Hände des Kurators gehen, und da die Gerüchte über seine versöhnliche und wohlwollende Stimmung mir gegenüber mir nun wieder einiges Zutrauen zu ihm gaben, so entschloß ich mich zu einem Besuch bei ihm.

Krafftström empfing mich wirklich sehr freundlich und versprach mein Gesuch beim Ministerium lebhaft befürworten zu wollen.

Wirklich bekam ich denn auch von der Universität eine Summe zur Deckung der Reiseunkosten, und machte mich im Januar 1837 auf den Weg nach Paris.

71.

Dreizehn Tage und Nächte fuhr ich, ohne mich nur einmal zu erholen, von Dorpat über Polangen, Frankfurt am Main, Saarbrücken und Metz nach Paris. Und ungeachtet dieser dreizehn im Postwagen zugebrachten Nächte ging ich doch sofort nach meiner Ankunft in Paris die Stadt besichtigen.

In chirurgischer Beziehung hat Paris damals keinen besonders angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Die Krankenhäuser sahen alle wenig freundlich aus und die Sterblichkeit in denselben war eine beträchtliche.

Den angenehmsten Eindruck von allen Pariser Chirurgen machte Velpeau auf mich. Vielleicht gefiel er mir aber auch nur deshalb, weil er gleich anfangs meiner Autoren-Eigenliebe lebhaft schmeichelte. Als ich nämlich das erste Mal zu ihm kam, traf ich ihn gerade beim Lesen der beiden ersten Lieferungen meiner chirurgischen Anatomie der Arterien und Fascien. Als ich mich ihm ziemlich unbestimmt mit den Worten: „Je suis un médecin russe“ vorstellte, da fragte er mich sofort, ob ich nicht mit „le professeur de Dorpat Mr. Pirogow“ bekannt sei, und als ich ihm erklärte,

daß ich eben dieser Pirogow wäre, da begann Velpeau meine Richtung in der Chirurgie sowie meine Forschungen über die Fascien, endlich die Zeichnungen u. s. w. zu rühmen und machte mich gleich bei der Gelegenheit mit einem englischen Spezialisten auf dem Gebiet der Fascienkunde bekannt, der seiner Meinung nach auf diesem Gebiet höchst kompetent war. Es war das ein gewisser Tomson, der an den Karlistenverschwörungen teilgenommen hatte und von England nach Paris geflüchtet war.

Er erwies sich in der That als sehr tüchtiger Anatom (er nannte sich nach seiner Spezialität Fascia-Tom), aber dabei als höchst wunderlicher Heiliger. Sein ganzes Leben in Paris widmete er zwei Spezialitäten: Forschungen über die Fascien, wobei er ausgezeichnete Präparate herstellte, und Angriffen gegen die Professoren. Für diesen letzteren Zweck hatte er die Veröffentlichung von verschiedenen Broschüren ins Werk gesetzt, die fast täglich in Steindruck erschienen. Diese Broschüren wurden von Tomson selbst und einigen lustigen Studenten verfaßt und von ihnen selbst unter ihren Bekannten verbreitet.

Mir gab er einen ganzen Haufen von ihnen, eine gepfefferter als die andre: „L'art d'engraisser les professeurs", „Soi pour soi et chacun pour soi" u. s. w. u. s. w. Eine jede von ihnen enthielt eine Sammlung von skandalösen Geschichten, die sich mit Professoren ereignet hatten. Hier figurierten besonders Brethardt, der Anatom Brechet, der junge Chasseignac, der einmal eine Ohrfeige von Tomson bekommen und ihn deshalb vor der police correctionnelle belangt hatte.

Nach Velpeau konnten einige junge Chirurgen, Schüler von Dupuytren, als eigentliche Vertreter der modernen Chirurgie gelten: Blondin im Hôtel-Dieu, Jobert im Hôpital St. Louis und Robert. Die Spezialisten auf dem Gebiete der Lithotripsie Amussat, Suvial und Leroy d'Etiolles bildeten den wahren Ruhm der damaligen französischen Chirurgie (Houtereloup figurierte damals in London). Amussat lud mich zu den in seinem Hause stattfindenden chirurgischen Gesellschaften ein, welche höchst interessant waren, aber ganz nach französischer Weise, wie alle wissenschaftlichen Kurse in Paris: anziehend, aber phrasenreich und nicht selten inhaltleer.

Als ich auf einer dieser Gesellschaften, zu denen Amussat alle nach Paris gekommenen ausländischen Aerzte (unter andern auch Astley Cooper und Dieffenbach) einzuladen pflegte, — als ich da einmal hörte, daß Amussat noch immer an seiner irrigen Ansicht

von der völlig geraden Richtung der Harnröhre (beim Manne) festhalte, da teilte ich ihm die Resultate meiner bezüglichen Forschungen an gefrorenen Leichen mit, welche seiner Ansicht schnurstracks zuwiderliefen. Als er dies hierauf glattweg in Abrede stellte, schlug ich ihm eine Disputation für die folgende Vorlesung vor, für die ich mich auch zur Herstellung von Präparaten anheischig machte, welche die Richtigkeit meiner Ueberzeugung beweisen sollten. Zum folgenden Mal nahm ich denn auch einige Beckendurchschnitte mit, durch die ich ihm die Unhaltbarkeit seiner Anschauung vom Verhältnis der Harnröhre zur Vorsteherdrüse nachzuweisen suchte.

Natürlich ließ sich Amussat ungeachtet all der Anschaulichkeit meiner Beweisgründe nicht überzeugen. Leute mit vorgefaßten Meinungen, besonders Gelehrte, und hier wieder vornehmlich die eitlen Franzosen, werden niemals ihre Versehen und Irrtümer zugeben wollen. Ich ließ mir aber auch schon daran genügen, daß meine Forschungsmethode für Amussat, wie ich bemerkte, völlig neu war. Auch damit war ich ferner noch zufrieden, daß die übrigen bei diesem Disput anwesenden jungen Aerzte nicht auf seiner Seite waren.

Einen unerfreulichen Eindruck brachten auf mich auch zwei andre chirurgische Berühmtheiten hervor — Roux und Lyssefranc.

Lyssefranc war als Professor ein im vollen Sinne des Wortes unverfrorener französischer Blagueur. Hochgewachsen und breitschulterig, besaß er dabei eine Stimme, die man eine Werst weit hören konnte. Er zog auch nur dadurch Zuhörer in seine klinischen Vorlesungen, daß er in den gröbsten Ausdrücken und aus vollem Halse gegen alle seine Kollegen loszog.

„Ces perroquets de la médecine“ — diese Worte konnte man beständig in seinem Hörsaal vernehmen, wenn er nicht von sich, sondern von andern sprach. „Ce brigand du bord de l'eau“ — das war eine Bezeichnung, die er einstmals Dupuytren gegeben hatte. „Ce chirurgien menuisier“ — das war Roux. Velpeau hieß in Lyssefrancs Sprache „vil peau“ u. s. w.

Ungeachtet alles dessen war aber Lyssefranc wirklich für seine Zeit ein bemerkenswerter Chirurg und Kliniker, wenngleich er auch öfter seine Versehen und Fehler zu bemänteln suchte.

Was nun Roux betrifft, so war die ihm von Lyssefranc gegebene Bezeichnung „Tischler“ eine, offen gestanden, sehr zutreffende. Seine ungeheure, über ein halbes Jahrhundert sich erstreckende Praxis vermochte dem berühmten Operateur gar keine streng wissenschaftliche Autorität zu geben.

Bei weitem höher stand damals die wissenschaftliche Thätigkeit der französischen Diagnosten und Kliniker auf dem Gebiet der inneren Krankheiten, und Männer wie Andral, Louis, Chomel, Roustin, Cruveilhier und sogar der höchst einseitige Bouillot waren wahrhafte Vertreter der wissenschaftlichen Medizin damaliger Zeit.

Alle privatissima, die ich bei Pariser Spezialisten hörte, waren keinen Pfifferling wert und das Geld, das ich dafür ausgegeben habe, war einfach fortgeworfen.

Die Personen, welche diese privatissima lasen, größtenteils agrégés (außerordentliche Professoren), hatten gar kein Recht, ihren Zuhörern verschiedene demonstrative Hilfsmittel zu bieten, wie sie Leichen, Präparate und klinische Fälle darstellen, und ihre ganze Vorlesung beschränkte sich darauf, daß sie ausschließlich nur redeten oder ziemlich witzlose Uebungen an irgend einem improvisierten Phantom anstellten, wie das z. B. beim Lithotritisten Labut mit einer trockenen Ochsenblase der Fall war, in die ein Stück Kreide gethan wurde; einer von diesen Herren (Mr. Beaux) las mir sogar sein privatissimum über Stethoskopie ganz gemütlich in seiner Wohnung vor dem brennenden Kamin. Ich hörte kein einziges privatissimum zu Ende und meine Geduld reichte nur bis zur Hälfte der von mir in Aussicht genommenen Zahl von Vorlesungen.

Meine Beschäftigungen in Paris bestanden ausschließlich im Besuch der Krankenhäuser, des anatomischen Theaters und des Schlachthauses zum Zweck von Vivisektionen an kranken Tieren (Pferden).

Es war das Amussats einziges privatissimum mit Demonstrationen an lebenden Tieren. Amussat selbst erschien aber selten in der Abdeckerei. Um nun diese bei uns seltene Gelegenheit zu Vivisektionen an kranken Tieren zu benützen, gründeten wir, d. h. ich und einige junge amerikanische Aerzte eine kleine Gesellschaft zu dem Zwecke, auf gemeinsame Kosten in der Abdeckerei Vivisektionen vorzunehmen.

Hier hatte ich nun Gelegenheit, zum erstenmal in meinem Leben verschiedene uns unbekannte und fremde Eigentümlichkeiten der Amerikaner näher zu beobachten.

So fuhren wir z. B. einmal zusammen auf dem Wege zur Abdeckerei an irgend einem Schlächterladen vorbei. „Halt!" riefen die Amerikaner dem Droschkenkutscher zu und sprangen aus dem Wagen, um sich die derweiligen Fleischpreise anzusehen und mit dem Schlächter ein Gefeilsche und Streiten anzufangen. Als wir dann

am Schlachthause angekommen waren, begannen sie wieder mit dem Kutscher um den Fahrpreis zu rechten und wollten mir auf keinen Fall erlauben, demselben etwas über die Taxe zu zahlen, um nur den Mann einmal los zu werden.

Einmal aber begann ein Amerikaner sogar mit mir einen großen Streit wegen eines Blutflecks, welchen ich ihm unversehens auf den Aermel seines Friesjackets gespritzt hatte. Ich konnte den über meine Unvorsichtigkeit geradezu in Wut geratenen Yankee nur mit Mühe durch die ernstliche Versicherung besänftigen, daß ich nicht die geringste Absicht ihn zu beleidigen oder zu schädigen gehabt habe und bereit sei, ihn sofort schadlos zu halten; dabei nannte ich „Schaden" den Blutfleck auf dem Aermel des abgetragenen dunkelbraunen Friesjackets.

* * *

Außer meiner Reise nach Paris habe ich von Dorpat aus noch einigemal Reisen unternommen und zwar nach Moskau (dreimal), nach Riga und Reval.

In Moskau hatte ich Gelegenheit, mein Dorpater Leben mit dem meiner alten Kommilitonen zu vergleichen.

Natürlich interessierte mich am meisten das Leben und Treiben meines Kollegen in der Chirurgie, Inosemzew, und zwar um so mehr, als es ihm beschieden gewesen war, die für mich bestimmte Stelle einzunehmen. Es erwies sich, daß es Inosemzew in der Praxis sehr gut ging, und daß er einer der ersten praktischen Aerzte Moskaus geworden war. Später erzählte man sich, daß er in der Nikitskaja, wo er wohnte, eine Vereinigung junger Aerzte gegründet habe, die sich mit ihm in die städtische Praxis geteilt hätten; bei der Gelegenheit erzählte man mir auch, wie sich das Publikum des Gostinnyi-Dwor und des Ochotnyi-Rjäd zu dieser Vereinigung verhalten habe. Ein Kaufmann nämlich, der an einem sehr hartnäckigen Wundgeschwür am Bein gelitten, sei schließlich in die Klinik des Professors Ower gekommen und habe auf dessen Frage, wo und wie er bisher behandelt worden sei, die höchst charakteristische Antwort gegeben: „Einmal sind bei mir so ein paar von den jungen Leuten von der Nikitskaja gewesen und nachher ist auch der Prinzipal selbst gekommen."

Inosemzew war kein wissenschaftlich rationeller Arzt in der modernen Bedeutung dieses Wortes, wenngleich er auch beständig von rationellem Verfahren, denkenden Aerzten u. s. w. sprach.

Inosemzew war aber von Natur aus ein guter Praktiker,

welcher feinen Takt und Spürsinn sowie ein entschiedenes Gefühl für das Richtige hatte. Inosemtzew war ein therapeutischer Diagnost; ich will später einmal erklären, was ich unter dieser Bezeichnung verstehe.

Besonders ein wirklich bemerkenswerter Fall hob Inosemtzew in den Augen der praktisch medizinischen Welt. Es handelte sich um eine allen bekannte Person, die schon von allen Petersburger und dem größeren Teil der Moskauer Aerzte behandelt worden war. Der Kranke litt an Bluterbrechen, das mit Schmerzen unter der Herzgrube und allgemeiner Schwäche verbunden war.

Professor Busch und andre Petersburger Aerzte hatten die Krankheit für Magenkrebs gehalten; Inosemtzew aber stellte eine sorgfältige Analyse an, aus der er erfuhr, daß der Patient früher an Schwellungen und Schmerzen der großen Zehe gelitten habe, faßte nun die Krankheit als Arthritis auf, setzte ihm ein Spanisch-Fliegenpflaster auf die Zehe, die ihn früher geschmerzt hatte, und — das chronische Erbrechen hörte auf und der Kranke genas.

Ein zweiter Fall, der Inosemtzews Fähigkeit bewies, die richtigen Indizien zur Anwendung der einen oder andern Heilbehandlung zu finden, kam in seiner Klinik vor und ist in mehreren Zeitschriften beschrieben worden.

Es war das ein ungeheures medullares Sarkom des Auges, welches bei innerem Gebrauch von Amygdalin im Verlauf mehrerer Monate allmählich atrophierte. Einen Gipsabdruck davon habe ich gesehen, als ich Inosemtzews Klinik besuchte.

In der ersten Zeit seiner Professur in Moskau war Inosemtzew nicht glücklich. Zwei Jahre, nachdem er Professor geworden, berührte er auf einer Reise ins Ausland Petersburg, wo wir uns trafen; er erschien mir damals so gedrückt und niedergeschlagen, daß ich ihn aufrichtig bedauerte, wenngleich ich mir im stillen unwillkürlich sagte: „Es geschieht dir schon ganz recht — warum hast du mir meine Stelle vorweggenommen und dich in dieselbe gedrängt?"

Mir kam es damals wirklich so vor, als ob Inosemtzew nicht mehr bei Sinnen wäre, dermaßen seltsam waren seine Erzählungen von den Intriguen, mit denen man ihn verfolge: die operierten Patienten sollten nach seiner Behauptung in seiner Klinik infolgedessen öfter sterben, daß seine Assistenten deren Wunden absichtlich schlecht behandelten, die Patienten vergifteten u. s. w. u. s. w. Später verschwand diese Monomanie spurlos, aber er blieb, was er schon früher gewesen war — ein Fanatiker der verschiedensten Hypothesen, und diesen Fanatismus hielt er für medizinischen Rationa-

lismus. Dieser fanatische Nationalismus ließ Inosemzew periodisch Anhänger der verschiedensten Heilmethoden werden. So war er eine Zeit lang entzückt von lapis haemostriticus als Heilmittel wider alle möglichen Blutungen, ein andres Mal wurde Amygdalin seine Panacee gegen Krebs; schließlich machte er während einer Choleraepidemie Tropfen ausfindig, die jetzt noch unter dem Namen der „Inosemzewschen" bekannt sind und mit denen er seiner Meinung nach alle Kranken rettete, wofern es ihm nur gelang, noch rechtzeitig in die Krankheit einzugreifen.

Mit diesen berühmten Tropfen versah er mich auch bei unsrer letzten Begegnung in Moskau im Jahre 1854.

Ich besuchte damals auf meiner Reise nach Sewastopol Inosemzew in Moskau und blieb bei ihm zu Mittag; nach dem Mittagessen verspürte ich ein Magengrimmen und bekam infolgedessen die kostbare Panacee nebst Vorschriften darüber mit auf den Weg, wie ich sie wider die Cholera anzuwenden hätte. Seit der Zeit habe ich Inosemzew kein einziges Mal mehr gesehen, das Fläschchen mit seinen Tropfen aber brachte ich wieder unberührt von Sewastopol mit mir nach Hause.

Während eines meiner Besuche in Moskau rieten mir meine Kollegen dem Kurator Stroganow einen Besuch zu machen, indem sie mir versicherten, daß ihm dies sehr angenehm sein werde. Ich entschloß mich auch dazu, aber Stroganow empfing mich, den Professor einer andern Universität, so, als ob er vor mir auf der Höhe eines Thrones stände, und forderte mich nicht einmal zum Sitzen auf; dafür stellte ich mich aber auch auf die Hinterbeine, gab ihm nur abgerissene Antworten, brach dann fast mitten im Gespräche ab, verabschiedete mich und ging.

Hatte doch unser Dorpater Kurator Krafftström, wenn er auch ein ungehobelter Soldat war, uns an derartigen Empfang nicht gewöhnt.

Von meinen jährlichen Ferienausflügen nach Riga und Reval muß ich sagen, daß sie in mir viele und mannigfaltige Erinnerungen zurückgelassen haben. Einer meiner Freunde nannte diese Reisen wegen der Menge Bluts, die dabei floß, Dschingischans Einfälle. Aber die in meinem Gedächtnis zurückgebliebenen Erinnerungen sind durchaus nicht blutiger Natur (solche fanden ihren Platz in meinen chirurgischen Annalen), sondern vielmehr friedlicher und angenehmer.

Eine Reise nach Riga hätte mir übrigens leicht für mein ganzes Leben erinnerlich werden können; freilich — Gott allein weiß, ob diese Erinnerung auch eine friedliche und freudige gewesen wäre.

Ich hätte nämlich im Jahre 1837 in Riga um ein Haar einem jungen Mädchen einen Heiratsantrag gemacht, obgleich ich noch keineswegs geneigt war, mich so früh zu verheiraten. Gleich nach meiner Ankunft in Riga wurde ich mit der Familie des Oberarztes vom Militärkrankenhause, eines geborenen Serben, bekannt. Sie bestand aus der Frau des Doktors, einer sehr klugen und gebildeten Deutschen, und drei Töchtern.

Nachdem ich einmal auf einem von den rigaschen Aerzten mir gegebenen Mittagessen den Weinen alle Ehre angethan hatte, begab ich mich mit dem erwähnten Oberarzt zu ihm ins Hospital; durch den Champagner gesprächig gestimmt, richtete ich plötzlich an meinen Begleiter die Frage, ob er wohl glaube, daß ich recht thue, wenn ich um eine mir bekannte junge Dame anhalte, die auch er kenne.

Natürlich mußte er merken, um wen es sich handle. Doch antwortete er höchst ausweichend, etwa in dem Sinne, daß es so etwa in einem Jahre, wenn ich wieder nach Riga käme, doch wohl gelegener sein werde.

Ich biß mir auf die Zunge und änderte sofort das Gespräch. Seit der Zeit war von meinem Antrag keine Rede mehr.

Als ich im folgenden Jahre auf meiner Reise nach Paris wiederum Riga berührte, besuchte ich auch diese Familie, und der alte Doktor machte ersichtlich die verschiedensten Manöver, um in mir wieder den Wunsch nach der Erneuerung meines Antrags zu erwecken. Doch nun war es zu spät, ich gab mir den Anschein, als ob ich nichts merkte, speiste bei ihm zu Mittag, verabschiedete mich dann und fuhr fort. Weiß der Himmel, wer von uns beiden thörichter gewesen ist: der Vater des jungen Mädchens oder ich.

* * *

Meine Sommerreisen nach Reval setzte ich auch nach meiner Uebersiedelung von Dorpat nach Petersburg immer noch fort. Ich hatte Reval gern, denn nach meiner angestrengten Thätigkeit in Dorpat und später in Petersburg erholte ich mich daselbst sowohl körperlich als auch geistig.

Ganze dreißig Jahre lang habe ich, fast ohne einen Sommer auszulassen, anfangs in der Ostsee, dann im Schwarzen und schließlich im Mittelländischen Meere Seebäder genommen und mich nach denselben immer gestärkt und erfrischt gefühlt. Nur in Sorrento bei Neapel haben die Seebäder eine ungünstige Wirkung auf mich geübt und meinen Darmkatarrh nur noch gereizt, vielleicht deshalb, weil sie mit ungewohnter Diät verbunden waren (hitzenden Weinen und

mit Provenceröl und verschiedenen italienischen Zuthaten bereiteten Speisen).

Aber abgesehen von den Seebädern hat Reval noch deshalb für mein ganzes Leben angenehme Erinnerungen in mir hinterlassen, weil ich in ihm eine Zeit lang vor meiner ersten Heirat als Bräutigam mit meiner Braut und nach meiner zweiten Heirat mit meiner jungen Frau und meinen Kindern gelebt habe.

In Reval wohnte auch die Familie meines guten Universitätsfreundes Dr. Ehrenbusch. Wir verbrachten zusammen angenehm unsre Zeit in dessen vor der Stadt belegenem Hause in Katharinenthal; in Reval wurde ich auch jährlich mit interessanten Persönlichkeiten bekannt, die aus Petersburg dorthin kamen.

So machte ich z. B. einmal in Reval die Bekanntschaft der Dichterin Gräfin Rostoptschin, bei der ich auch den Fürsten Wjäsemski und Tolstoi getroffen habe.

Es war das ein durch den Konflux verschiedener Petersburger Berühmtheiten bemerkenswertes Jahr; unter anderm war da ein reicher, schrecklich häßlicher Branntweinpächter mit fettem, glänzendem, widerwärtigem Gesicht und ein Herr Sch., Direktor oder Inspektor einer Militäranstalt und Liebling Rostowzews, der gleichfalls in jenem Jahr nach Reval gekommen war.

Die Gräfin Rostoptschin setzte mich durch ihre Gewohnheit, Papier zu kauen, in höchstes Erstaunen. Man mußte ihr immer eine Schachtel mit langen Streifen dünnen Schreibpapiers auf den Tisch stellen und die Gräfin führte, ohne sich auch nur im geringsten durch irgend etwas oder irgend jemand darin stören zu lassen, einen dieser Papierstreifen nach dem andern zum Munde. Wir kamen bei Tisch auf diese seltsame Leidenschaft zu sprechen und jeder begann ein Mittel wider sie vorzuschlagen.

„Ich will Ihnen ein ganz sicheres nennen," bemerkte Tolstoi, „bitten Sie den Branntweinpächter N. N., er möge sich mit Ihrem Papier das Gesicht abreiben und ich bin überzeugt, Sie werden sofort von Ihrer Leidenschaft lassen."

Sch. kam mit dem Branntweinpächter nicht recht aus und später klärte sich die Veranlassung dazu dahin auf, daß beide sehr mißgestaltet waren: beide zusammengenommen hätten einen gehörigen Kaliban ergeben.

Sch., der im Kaukasus geboren war, hatte von dort her die Gewohnheit zärtlicher Beziehungen zu Knaben übernommen und liebte deshalb das weibliche Geschlecht nicht. Der Branntweinpächter dagegen, der wie ein Mastkalb in vollem Behagen lebte, schwatzte

beständig von Frauen und erlaubte sich alle möglichen Frivolitäten. Ihm mußte jene Abneigung gegen die Frauen seltsam erscheinen und er erriet sicherlich den Grund dafür; dieses aber war wieder andrerseits Sch. natürlich sehr ärgerlich.

Hätte ich nun, der ich mich täglich in der Gesellschaft dieser beiden Herren befand und mit Sch. ganze Stunden auf Spaziergängen zubrachte, hätte ich je ahnen können, daß dieser kluge, talentvolle und höchst gebildete, wenngleich auch außergewöhnlich häßliche Mensch nach einigen Monaten des allerunsittlichsten Kriminalverbrechens überführt werden würde?

Er, der Liebling Rostowzews und des Großfürsten Michael Pawlowitsch, wurde eines schönen Morgens au flagrant délit ertappt und von seinen Zöglingen selbst systematisch organisierter geschlechtlicher Beziehungen zu ihnen überführt.

Und so erfuhren denn die Eltern der zukünftigen Jünger des Mars eines schönen Morgens, daß der erste Pädagoge der Militäranstalten und Liebling der Gewaltigen dieser Welt im Laufe vieler Jahre ganze Generationen seiner Zöglinge in die Mysterien der griechischen Liebe eingeweiht habe.

Und wie bezaubernd, geistreich und liebenswürdig war er in Gesellschaft, nur nicht in der von Damen; über jedes beliebige Thema und die allererhabensten Gegenstände wußte dieser bemerkenswerte Rhachitiker mit der größten Klugheit, Klarheit und Wärme zu reden. Abgesehen von einer Verkrümmung der Kniee trugen auch Sch.s Kopf und Wirbelsäule deutliche Spuren der englischen Krankheit an sich.

Sch.s Geschichte, die anfangs viel Staub aufgewirbelt hatte, war bald wieder vergessen . . .

Unter Kaiser Nikolai Pawlowitsch liebte man es nicht, sich lange bei Skandalgeschichten aufzuhalten, in die Personen von der Regierung mit verwickelt waren. Lange nachher mußte ich aber noch daran zurückdenken, wie geheimnisvoll cynisch der Branntweinpächter damals in Reval gelächelt und mit den Augen gezwinkert, wenn er Sch.s ansichtig wurde, und wie dieser sich darüber erbost hatte.

Da ich gerade auf meine Revaler Bekanntschaften zu sprechen gekommen bin, so will ich hier, wenngleich meiner Erzählung vorgreifend, auch derjenigen Erwähnung thun, die ich nachher gemacht habe, als ich von Petersburg aus nach Reval kam. Zu diesen rechne ich die interessante Bekanntschaft mit der Familie Moller und Glasenapp.

Feodor Moller (ein Sohn des ehemaligen Marineministers), anfangs Militär (Adjutant von Paskewitsch), hernach Künstler

(Maler), war für mich um deswillen bemerkenswert, weil seine rechte Hand, welche den Pinsel so vortrefflich zu führen wußte, schon lange mit einem Knochenauswuchs (Osteitis) behaftet war, welcher das ganze Gebiet der Handwurzel einnahm. Außerdem hatte sich Moller, der im übrigen dem Aussehen nach ein kräftiger, gesunder und schöner Mann war, auf seiner Reise von Italien nach dem Norden eine heftige Ischias geholt; ich half ihm mit kalten Douchen, nachdem er eine Menge andrer Mittel ohne Erfolg versucht hatte.

Bei der Gelegenheit wurde ich auch mit Mollers Schwester, Emilie Amossowna Glasenapp, bekannt. In diesem Jahr war der alte Minister Moller gestorben und Emilie Amossowna, die ihren Vater sehr geliebt hatte, verfiel in einen nervös-hysterischen Zustand, der sie alle Augenblicke ohne ersichtliche Ursache in Thränen ausbrechen ließ; überdies war das eine schon von Natur aus ungewöhnlich leicht erregbare, unglaublich leidenschaftliche und sehr zerstreute Persönlichkeit. Beispiele für ihre Leidenschaftlichkeit und Zerstreutheit ließen sich auf Schritt und Tritt finden. Bald sprang sie plötzlich bei der allergewöhnlichsten Unterhaltung von ihrem Platz auf und rief laut: „Nein, nein, c'est impossible, c'est plus qu'impossible," bald geriet sie ebenso unerwartet über irgend einen Ausdruck in Entzücken.

Frau E. A. Glasenapp liebte leidenschaftlich die Musik, spielte und sang auch selbst, legte aber in ihrer Leidenschaftlichkeit so viel Empfindung in ihren Gesang, daß ihre Kunst Fremden gemacht, unnatürlich und outriert erschien.

So war es in allem. Ihr Bruder erzählte mir, daß Emilie Amossowna einmal auf einem großen Konzert, das in ihrem Hause stattgefunden habe, hinter dem Stuhl des Pianisten stehend sich dermaßen von der Harmonie der Töne habe fortreißen lassen, daß sie alles um sich her vergessend, mit den Fingern auf dem Kopfe des Künstlers hin und her zu fahren begonnen habe; dann sei sie mit einem Häkchen ihres Kleides in dessen lange Haare geraten, habe ihm seine Perücke vom Kopf gezogen und so zum Entsetzen aller Anwesenden ihnen seinen kahlen Kopf gezeigt.

Emilie Amossowna war mit ihrem noch kranken Bruder nach Reval gekommen, um sich von ihrer unerträglichen hysterischen Unruhe zu befreien; ihr Mann, der Kapitänlieutenant Bogdan Alexandrowitsch Glasenapp, war mit seinem Schiff irgendwo in ausländischen Gewässern. Ich riet ihr zu Seebädern und möglichst viel Bewegung in reiner Luft. Unter den Badegästen galt ich als Kenner der Revaler Spaziergänge, hatte auch wirklich die ganze

nähere Umgebung der Stadt zu Fuß durchwandert und kannte alle nur einigermaßen malerischen Plätze. So bildeten wir denn täglich ein Trio (E. A. Glasenapp, Feodor Moller und ich) zu Spaziergängen außerhalb der Stadt. Zu uns gesellte sich zuweilen auch der Dr. N. F. Zdeckauer.

Die Spaziergänge erwiesen sich von offenbarem Nutzen, die hysterischen Anfälle und die trübe Gemütsstimmung hörten auf, aber die Revaler und Petersburger Klatschbasen machten sich über unsre Spaziergänge lustig und nannten sie zum Spott botanische Exkursionen des Dr. Pirogow und der Madame Glasenapp. Dieses dumme Gewäsch drang auch bis zum Hofe. Um die Zeit passierte eine von den Großfürstinnen Reval; sie traf mit Bogdan Alexandrowitsch auf einem Dampfer zusammen und wandte sich mit spöttischem Lächeln und der Frage an ihn, ob er schon gehört habe, daß seine Frau sich mit dem Dr. Pirogow botanischen Exkursionen hingebe. Ein Glück noch, daß Bogdan Alexandrowitsch Charakter und Sinnesart seiner Frau sehr wohl kannte und deshalb, ohne auch nur im geringsten verlegen zu werden, auf jene Frage eine scherzhafte Antwort geben durfte.

Die Familie Glasenapp (Mann und Frau) ist uns die ganze Zeit hindurch befreundet geblieben, die wir in Petersburg gelebt haben; später trennte uns die räumliche Entfernung voneinander. Archangelsk (wo Glasenapp Gouverneur war) und Odessa oder Kiew (wo ich Kurator war), später Deutschland, wo ich vier Jahre gelebt habe, und Nikolajew, wo Glasenapp Militärgouverneur war; endlich das Gouvernement Podolien, in dem mein Gut belegen ist, und Petersburg, wo Glasenapp auch jetzt noch (Oktober 1881) dient, — alles das bedeutet so weite Entfernungen, daß wir uns nun schon lange, an die fünfzehn Jahre, nicht mehr gesehen haben.

In Reval erneuerte ich endlich die Bekanntschaft mit einem alten Berliner Kameraden und machte die neue einer nicht weniger als jener interessanten, aber äußerst verdächtigen Persönlichkeit.

Ganz unerwartet treffe ich am Strande ein fremdes Gesicht, sehe genauer hin und erkenne N. Iw. Krylow, Professor des römischen Rechts an der Moskauer Universität.

„Was das, wie kommst du denn hierher?“ frage ich ihn.

„Auf der Reise von Petersburg, will hier 'mal ein Seebad versuchen. Das Wasser ist hier bei euch gewiß sehr kalt — was?“ Dieses „Was“ fügte Krylow jeder Frage hinzu.

Darauf mache ich ihn mit meinem Freunde, dem Oberbadearzt Dr. Ehrenbusch, bekannt.

„Sehr angenehm.“

„Nun, Ehrenbusch,“ so wende ich mich an diesen letzteren, indem ich ihm einen leisen Wink gebe, „ist das Wasser in der See heute kalt?“

„O nein!“ antwortet Ehrenbusch, „heute ist es sehr angenehm, gerade recht.“

Wir entkleiden uns und gehen, Krylow voran, ins Wasser; kaum ist dieser aber einmal untergetaucht, als er auch schon sofort mit lautem Geschrei, am ganzen Körper zitternd und blau vor Kälte zurückläuft und mit bebender Stimme ausruft: „Dieses gemeine Volk, die Deutschen!“

Wir lachten über seine Aufregung, daß wir umfallen wollten. Das war ganz russisch und speziell ganz moskauisch gedacht und gesagt. Warum war denn auch nur das Wasser kalt? Da sind natürlich gleich die Deutschen oder die Juden oder ist gar die ganze Welt schuld, wenn ich thöricht, unvorsichtig und leichtgläubig gewesen bin.

Wir hatten noch eine ganze Stunde nachher mit der Sache unsern Spaß.

In Krylows Gesellschaft hatte man aber auch immer zu lachen. Unter anderm begann er uns auch z. B. von einem Abenteuer mit dem General Dubbelt zu erzählen. Krylow war Zensor und hatte in jenem Jahr gerade einen Roman zu zensieren gehabt, der schließlich vielen Staub aufwirbelte. Von der Oberzensurverwaltung wurde er dann endlich verboten und Krylow zum Gendarmeriechef Orlow nach Petersburg berufen. Nun hieß es sich rechtfertigen. Krylow kam natürlich in der allerdüstersten Gemütsstimmung nach Petersburg und ging allem zuvor zu Dubbelt, um dann mit diesem zu Orlow zu fahren. Das Wetter war feucht, kalt und trübe.

„Als wir nun so,“ so erzählte Krylow, „am Denkmal Peters des Großen vorbei über den Isaaksplatz fahren, da sagt Dubbelt, der in seinen Mantel gehüllt sich ganz in eine Ecke des Wagens gedrückt hatte, wie für sich hin: „Wer Ruten verdient hätte, das ist Peter der Große, und zwar für seinen dummen Einfall, Petersburg auf einem Sumpf zu erbauen.“

Krylow hört ihm zu und denkt in seinem Sinn: „Ich weiß sehr wohl, mein Lieber, worauf du hinauswillst, aber mich sollst du nicht herumkriegen: ich antworte dir kein Wort.“

Noch ein paarmal suchte Dubbelt das Gespräch unterwegs zu erneuern, aber Krylow blieb stumm wie ein Fisch. Endlich kamen die beiden bei Orlow an, welcher sie sehr liebenswürdig empfing.

Nach einiger Zeit läßt Dubbelt Krylow unter vier Augen mit Orlow allein.

„Entschuldigen Sie, Herr Krylow," sagt ihm der Gendarmeriechef, „daß wir Sie beinahe grundloserweise inkommodiert haben. Setzen Sie sich, bitte, und lassen Sie uns über die Sache reden."

„Ich aber," so erzählte uns Krylow, „stehe halb tot da und denke in meinem Sinn: was nun thun — mich nicht setzen, geht nicht, wenn er mich selbst dazu auffordert, und setze ich mich beim Gendarmeriechef, so bekomme ich noch am Ende dafür was ab. Schließlich nötigte mich Orlow wieder zum Sitzen, indem er auf einen neben ihm stehenden Sessel wies.

„So setzte ich mich denn ganz leise und vorsichtig auf den äußersten Rand des Sessels. Mir war dabei so bänglich zu Mute, daß ich jeden Augenblick erwartete, der Sitz unter mir werde nachgeben und dann — na, Sie wissen schon, was . . . Auch muß Orlow das sicher bemerkt haben, denn er lächelte leise und versicherte mir, daß ich vollständig ruhig sein könne, da ich an jenem Versehen nicht schuld sei. Was er mir da alles eigentlich gesagt hat, das habe ich vor lauter Furcht und Schrecken vergessen. Gott sei Dank indes, daß die Sache damit aus ist. Im übrigen aber hole der Teufel die ganze Zensorstelle, denn das ist die reine Hölle."

* *
*

An demselben Tage machte mich mein Freund Ehrenbusch mit noch zwei andern Persönlichkeiten bekannt, die mir bis jetzt erinnerlich geblieben sind. Und warum?

Eine dieser Persönlichkeiten, von deutscher Herkunft, verdankt es einer Erbse, daß ich mich ihrer noch erinnere, wenngleich andre, die sich mehr für Klassicismus und Höflingswirtschaft interessieren, des Professors Dr. Grimm um seiner einst bei uns sehr bekannten Lehrthätigkeit willen gedenken, die er bei Hofe ausübte. Grimm war Lehrer des Großfürsten Konstantin Nikolajewisch gewesen, nachher auch des Großfürsten-Thronfolgers Nikolai Alexandrowitsch; dieser Kenner der alten Sprachen und Biograph der verstorbenen Kaiserin Alexandra Feodorowna, der, wie er selbst glaubte, von Geburt auf einem Ohre taub war, kam im Gefolge der Kaiserin nach Reval und wandte sich an Dr. Ehrenbusch, da er fürchtete, auch auf dem andern Ohre taub zu werden.

Wie groß aber war das Erstaunen bei Grimm sowohl als auch bei uns andern allen, da nach einigen Ausspritzungen mit warmem Wasser aus dem tauben Ohre eine Erbse herausfiel. Mit

dem Erscheinen der Erbse erinnerte sich aber auch Grimm sofort, wie er einmal als dummer kleiner Junge mit Erbsen gespielt und sich dabei eine Erbse ins Ohr gesteckt habe.

Eine andre, ebenso, wenngleich auch in andrer Art, mehr oder weniger pathologisch interessante Persönlichkeit war der Graf Gurowski, der auf Verfügung des Gendarmeriechefs von St. Petersburg nach Reval geschickt war, was wir indes damals noch nicht wußten. Gurowski stürzte sich, man kann wohl sagen, mit Gier auf uns und begann, teils auf französisch, teils in gebrochenem Russisch, eine schier endlos lange Litanei über Rußlands Macht, die durch seinen Landsmann Tengoborski entdeckten Reichtümer dieses Landes u. s. w. u. s. w.

Dabei behauptete er, daß unsre Regierung eine allzu intime Annäherung der russischen Jugend an die polnische nicht zulassen dürfte. In der Folge haben mich so manche Ereignisse wieder an diesen Ausspruch Gurowskis gemahnt.

Nach dieser einige Stunden der Reihe nach anhaltenden Worteruption trennten wir uns, und das erste, was mir und Krylow in den Sinn kam, war, daß wir mit Gurowski vorsichtig sein müßten. Nur ein Umstand fiel uns auf, wie nämlich der in die revolutionäre Propaganda verwickelte Pole Gurowski zu unsrem russischen Spion hatte werden können.

Später klärte sich auch das auf; Gurowski hatte nämlich eine Verwandte (irre ich mich nicht, gar eine Schwester), die an den Stallmeister Friedrichs verheiratet war, der Kaiserin Alexandra Feodorowna sehr nahe stand und von dieser sehr geliebt wurde.

Reval diente statt oder unter dem Anschein einer Verbannung Gurowski als Dienstort für einen Dienst, der auf weitgehendem Vertrauen zu den treuunterthänigen Gefühlen und dem Patriotismus des ihn Ausübenden fußte. Nach seiner polnischen Weise nahm sich daher Gurowski denn auch zuweilen recht viel heraus.

Mir und Krylow erklärte er z. B. geradeswegs, er habe über uns an die zuständige Stelle nach Petersburg berichtet und freue sich sehr, in uns politisch völlig zuverlässige Leute gefunden zu haben.

„So ein Halunke," dachte ich bei mir, „ist selbst eben erst mit genauer Not dem Galgen entronnen und wagt es doch, sich zum Richter über andre Personen aufzuwerfen, die sich nichts vor der Regierung haben zu Schulden kommen lassen."

Am Ende bekam Gurowski zu meiner Verwunderung eine ellenlange Epistel von einem der Hauptspione, in welcher Gurowski der Dank des letzteren sowie verschiedene im väterlichen Tone gehaltene

Vorsichtsmaßregeln übermittelt wurden. Diesen Brief zeigte mir Gurowski, so daß ich nicht weiter daran zweifeln durfte, daß nach dem Willen des Schicksals dieser einäugige, seine blaue Brille nie ablegende polnische Aristokrat und Revolutionär (in der Folge auch, wenn ich mich nicht irre, Verwandter der spanischen Königsfamilie) zur Gattung der Spione unsres weiten Reiches gehöre.

Graf Gurowski schloß seinen Aufenthalt in Reval damit ab, daß er auf Bürgschaft von Dr. Ehrenbusch hin alle möglichen Dinge aus verschiedenen Läden entnahm und eines schönen Morgens spurlos mit ihnen verschwand.

Wie man später hörte, trat dann dieser hochgeborene Abenteurer in Spanien auf.

Während meines letzten Aufenthalts in Reval erkrankte ich plötzlich an einer mir damals noch unverständlichen Krankheit.

Als ich einmal in Katharinenthal am Mittagstisch saß, fühlte ich plötzlich einen ganz furchtbaren, früher nie gekannten Schmerz in der linken Unterleibsgegend. Anfangs war das eher eine Art Unbehagen als Schmerz, was ich da bei Bewegungen des ganzen Körpers verspürte; dieses unangenehme Gefühl wurde dann immer stärker und stärker und ging endlich in einen unerträglichen Schmerz über, der mich ganz zusammengekrümmt hielt; nur mit einiger Anstrengung vermochte ich vom Tisch aufzustehen und in Ehrenbuschs Begleitung nach dessen Wohnung zu fahren; unterwegs fuhren wir zum Kurhause, wo ich mir Schröpfköpfe setzen und heiße Kompressen auf die kranke Stelle legen ließ.

In Ehrenbuschs Wohnung wurde mir übel und ich bekam Erbrechen; ich nahm darauf Ricinusöl ein, legte mir einen warmen Umschlag um, schlief ein und stand völlig gesund wieder auf.

Nach meiner Rückkehr nach Dorpat aber begann der Schmerz von Zeit zu Zeit wiederzukommen und gab mir insofern keine Ruhe, als ich niemals dessen ganz sicher sein konnte, daß ich ihn nicht plötzlich wieder empfinden und genötigt sein werde, nach Hause zu eilen. Dies störte mich mehrere Monate lang in meinen Arbeiten, bis ich mich endlich vor zu großer Schwäche ganz zu Bett legen mußte.

Einmal nachts wache ich aber plötzlich mit der Empfindung auf, daß der Schmerz vorbei war, und gleichzeitig hiermit fand sich auch das corpus delicti, ein außerordentlich scharfer, etwa gerstenkorngroßer Nierenstein, wie die Analyse erwies, reines Oxalat.

Seine Bildung schrieb ich dem Umstande zu, daß ich damals beständig ganz schlechten, gefälschten französischen Wein trank. Das Wasser des Embach vertrug mein Magen ebensowenig wie das Brunnenwasser, und an Bier hatte ich mich niemals gewöhnen können, so daß ich denn nolens volens den säuerlichen billigen Wein trank.

Noch wären keine zwei Monate nach meiner Gesundung vergangen, als ein andres Leiden sich einstellte, nämlich mein früherer Darmkatarrh, der mich einige Jahre ganz in Ruhe gelassen hatte. Ob es nun daher kam, daß ich aus Furcht vor dem Wein wieder Wasser zu trinken begonnen hatte, oder ob es aus dem pathologischen Zusammenhang der Leiden zweier Organe (der Nieren und des Darmkanals) zu erklären ist, — jedenfalls war eine Magenverstimmung bei mir noch nie mit solcher Heftigkeit und Hartnäckigkeit wie damals nach meinem Nierenleiden aufgetreten . . . Schließlich hörte ich auf, mich zu kurieren und Diät zu halten.

72.

Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen nahmen inzwischen ihren weiteren Fortgang, doch sollten sie eine andre Richtung und andre Ausdehnungen annehmen.

Die entferntere Veranlassung dazu war ein Ereignis, welches sich in der St. Petersburger medico-chirurgischen Akademie abgespielt und eine völlige Umwälzung in derselben hervorgebracht hatte.

Die Stellung dieser in Petersburg einzigen höheren medizinischen Lehranstalt war eine höchst seltsame: sie gehörte zum Ressort des Ministeriums des Inneren, ihr Präsident war der Ober-Militärmedizinalinspektor, Baronet Villiers, und ihre Aufgabe bestand vornehmlich in der Ausbildung von Militärärzten. Im Hinblick auf diese ihre Aufgabe hielt Villiers sogar die Einrichtung einer Frauen- und geburtshilflichen Klinik für unnütz.

„Soldaten werden nicht schwanger und gebären nicht," pflegte er zu sagen, „und deshalb brauchen auch Militärärzte sich nicht mit praktischer Geburtshilfe zu befassen."

Alle Professoren der medico-chirurgischen Akademie waren ehemalige Zöglinge derselben, ein Umstand, der natürlich die Entwickelung des Nepotismus unter den Professoren begünstigen mußte.

Wie das häufig so geschieht, ging dieser Nepotismus so weit, daß schließlich nur Kleinrussen und Seminaristen aus einem bestimmten Gouvernement zu Professoren gewählt wurden.

Einige wenige Professoren ausgenommen, die sich in der russischen Wissenschaft einen ehrenvollen Namen gemacht haben, überragte der übrige größere Teil weder in wissenschaftlicher noch in sittlicher Hinsicht irgendwie die gewöhnliche Mittelmäßigkeit.

In der letzten Zeit hatte indes die kleine deutsche Partei der medico-chirurgischen Akademie, von einigen Russen unterstützt, einen Deutschen zum Professor der therapeutischen Klinik gewählt, nämlich den leitenden Arzt des Marinehospitals Dr. Seidlitz, einen Zögling der Dorpater Universität und ehemaligen Assistenten Moiers. Seidlitz hatte sich bereits durch eine höchst tüchtige Beschreibung der ersten Cholera in Astrachan und eine Monographie über eine skorbutartige Entzündung in der Herzbeutelgegend einen wissenschaftlichen Namen gemacht und war im Petersburger medizinischen Publikum durch seine weitreichenden praktischen Kenntnisse bekannt. Seidlitz war auch der erste gewesen, der in Rußland die Perkussion und Auskultation in der Krankenhaus- und Privatpraxis anzuwenden begonnen hatte.

Aber eine und wohl auch ein paar Schwalben machen noch keinen Sommer.

Das wissenschaftliche und moralische Niveau der Petersburger medico-chirurgischen Akademie befand sich am Ende der dreißiger Jahre offenbar im Sinken, und ein erschütterndes Ereignis mußte zunächst Aufsehen und Aufregung hervorrufen, um schließlich eine Wendung zum Bessern herbeizuführen.

Irgend ein polnischer Pharmaceut nämlich, der bei einer Prüfung durchgefallen war und sein Mißgeschick im Examen den Chikanen eines Professors zuschrieb, nahm Gift oder betrank sich nach einer andern Version, stürzte dann mit einem Federmesser in der Hand in die Konferenzsitzung und brachte einem der Professoren eine Wunde in den Leib bei.

Es begann eine gerichtliche Untersuchung und das Urteil lautete: alle Professoren und Studenten der medico-chirurgischen Akademie zu versammeln, in ihrem Beisein den Schuldigen Spießruten laufen zu lassen und zur Herstellung der gestörten Ordnung die Leitung der Akademie dem General du jour Kleinmichel zu übertragen.

Dieser General und für die damalige Zeit allmächtige Großvezier nun gedachte die Akademie nach seiner Weise umzugestalten.

Als Schüler und ehemaliger Genosse Araktschejews liebte

es Kleinmichel nicht, die Verwirklichung seiner Absichten auf die lange Bank zu schieben oder lange zu beratschlagen und herumzutüfteln.

Dessenungeachtet war jedoch ein Gedanke im Kleinmichelschen Reformplan sehr verständig. Er wollte nämlich ein neues und bisher noch unbekanntes Element in den Lehrkörper der Akademie einführen und alle erledigten oder neu zu eröffnenden Lehrstühle mit Professoren besetzen, die ihre Bildung auf Universitäten erhalten hätten.

Ob nun jemand andres Kleinmichel die Anregung dazu gegeben oder ob dieser Gedanke wie Minerva dem Haupte Jupiters in voller Rüstung dem Haupte des allmächtigen Veziers entsprungen, das ist mir unbekannt geblieben. Jedenfalls erschienen alsbald in der Konferenz statt des einen Professors mit Universitätsbildung deren ganze acht, und dieses halte ich für ein bedeutendes Verdienst Kleinmichels.

Ohne sein Dazwischentreten hätte die Akademie vielleicht bis jetzt noch den Eintritt fremder Elemente in ihren Lehrkörper für schädlich gehalten.

Aber zu den verständigen Vorstellungen mußten sich bei dem Chef einer Lehranstalt, wie es Kleinmichel einer war, unvermeidlicherweise auch thörichte gesellen. So erklärte denn Kleinmichel z. B., daß die Akademie sich erst dann zu rechter Blüte entwickeln werde, wenn er alle Studenten zu Kronstipendiaten gemacht habe, so daß es keine Studenten mehr in der Akademie gebe, die auf ihre eigenen Kosten studierten. Nachdem er einmal diesen Gedanken gefaßt hatte, schickte er an alle Seminare des Reichs die Aufforderung, alle Seminaristen, die es wünschen sollten, auf Kronskosten nach Petersburg abzukommandieren, wo sie sich an der Akademie einer Probeprüfung unterziehen müßten; diejenigen, welche sie nicht beständen, sollten dann auf Kosten der Akademie wieder zurückgeschickt werden.

Man kann sich leicht vorstellen, aus was für Elementen dies Material von Kronstipendiaten bestand. Alles Schlechte, was sie nur in ihren Seminaren hatten, suchten die Mönche und Popen dank den Kronsfahr- und Diätengeldern an die Akademie loszuwerden. Doch das war noch nicht alles. Als die Leitung der Akademie, so schlaff sie auch war, sich doch schließlich davon überzeugte, daß aus diesem Konflux von Seminarabfällen nichts Vernünftiges herauskommen werde, wenn man sie nicht wenigstens einigermaßen zu Menschen zu machen suche, da ward der Beschluß

gefaßt, an der Akademie eine Vorbereitungsklasse zum Unterricht der neueintretenden Seminaristen in Grammatik, Rechnen und, irre ich mich nicht, sogar Religion zu begründen.

Für solch einen neuen Kurator wie Kleinmichel war natürlich auch ein andrer Präsident nötig. Der frühere Vizepräsident, Professor Busch, nahm seinen Abschied und an seine Stelle trat, wenngleich auch nicht mit dem Titel Präsident (diesen führte Villiers), der vom Kaiser selbst dazu ernannte J. B. Schlegel. Auf den Lehrstuhl der Chirurgie aber, der nach Professor Buschs Verabschiedung frei geworden war, sollte nach Seidlitz' Vorschlag ich berufen werden.

Ich wollte aber den Lehrstuhl der Chirurgie nicht ohne eine chirurgische Klinik haben, welche übrigens nicht von Busch, sondern vom Professor Salomon geleitet wurde. Gleichzeitig mit meiner abschlägigen Antwort brachte ich indes eine neue Kombination in Vorschlag, bei deren Verwirklichung ich eine meinen Wünschen entsprechende Stellung an der Akademie bekommen konnte. Diese Kombination schlug ich in Form eines Projekts Kleinmichel selbst vor.

Ich wies nämlich auf die Unumgänglichkeit der Errichtung eines neuen Lehrstuhls für Hospitalchirurgie an der Akademie hin. Die jungen Aerzte, so führte ich in meinem Projekte aus, welche unsre Lehranstalten verlassen, haben fast gar keine praktische medizinische Bildung, da unsre Kliniken verpflichtet sind, ihnen nur die hauptsächlichsten und grundlegenden Begriffe über Diagnose, Gang und Heilung der Krankheiten beizubringen. Deshalb geraten unsre jungen Aerzte, wenn sie in den Dienst treten und am Krankenbett, in Krankenhäusern, Militärlazaretten und der Privatpraxis zu selbständigem Handeln gezwungen sind, in die größte Verlegenheit und bringen den von ihnen erwarteten Nutzen ebensowenig wie sie ihre Bestimmung erfüllen. In der Absicht, diese wichtige Lücke in unsern medizinischen Lehranstalten auszufüllen, schlug ich eben die Einrichtung von Hospitalkliniken neben den gewöhnlichen früheren vor.

Für Kronstipendiaten, die später in Militärdienste treten mußten, hielt ich die Einrichtung von Hospitalkliniken für völlig unumgänglich.

Für die Petersburger medico-chirurgische Akademie war diese Neuerung meiner Ansicht nach leicht sofort zu verwirklichen, da an derselben und zudem fast an derselben Stelle sich das zweite Landheerkrankenhaus befinde und beide Anstalten zum Militärressort gehörten. Das ganze Hospital mit seinen zweitausend Betten konnte auf diese Weise in Hospitalkliniken verwandelt werden: eine thera-

peutische, eine chirurgische, eine für Hautkrankheiten, für Syphilitische u. s. w.

Mein Projekt wurde, wie man mir mitteilte, von Kleinmichel angenommen.

Inzwischen waren die Weihnachtsferien herangekommen und ich beschloß, sie zu einer Reise nach Petersburg und einem Besuch bei meiner Mutter in Moskau zu benutzen.

In Petersburg machte ich zunächst dem neuen Präsidenten der Akademie, Schlegel, meine Aufwartung.

Iwan Bogdanowitsch Schlegel war von deutscher Herkunft und zur Zeit der Napoleonischen Kriege in russische Kriegsdienste getreten. Als ich in Riga war, konnte man im russischen Militärkrankenhause noch vielfach der energischen Thätigkeit Iwan Bogdanowitschs gedenken hören. In Moskau, wohin er aus Riga versetzt worden war, wiederholte sich dasselbe und er hinterließ in den Moskauer Krankenhäusern das beste Andenken. Dort hätte er nun auch Oberarzt am großen Militärkrankenhause bleiben sollen, denn das war sein eigentlicher Beruf.

Schlegel war früher bei den Söhnen Wittgensteins (Alexei und Nikolai) Arzt und Gouverneur gewesen und hatte sie beide und Tutolmin nach Dorpat gebracht, als wir dort im Professoreninstitut waren.

Zum Unglück für sich selbst wechselte J. B. Schlegel seinen Beruf und geriet in den Sumpf der militärisch-pädagogischen gelehrten Thätigkeit. Der ordentlichste aller ordentlichen Deutschen, hielt sich Schlegel, der übrigens, nebenbei gesagt, schlecht russisch sprach, immer außerordentlich stramm. So früh man auch zu ihm kommen mochte, immer fand man ihn in seiner fest zugeknöpften militärischen Interimsuniform und mit dem Wladimir-Orden am Halse. So traf auch ich ihn an. Am meisten Eindruck machte auf mich seine rein äußere Originalität und seine militärisch stramme Haltung, sowie das sorgfältig frisierte, noch wenig ergraute Haar, die ungeheure Nase und die mehr beobachtenden als sprechenden Augen.

Schlegel war mir gegenüber ziemlich zurückhaltend und riet mir, mich unbedingt Kleinmichel vorzustellen, was ich denn auch that.

Kleinmichel war mir gegenüber sehr, ja sogar allzu liebenswürdig, was zu seiner sonstigen Erscheinung gar nicht so recht passen wollte; trotz des freundlichen Lächelns auf dem Gesicht konnte man es seinen gläsernen Augen förmlich ansehen, wie er einem innerlich sagte: „Aufgepaßt und zugesehen, daß du dich nicht vergißt!“

Kleinmichel bat mich in sein Schreibzimmer, nötigte mich zum Sitzen und sprach sich sehr rühmend über mein Projekt aus. Sodann erklärte er mir geradeswegs, alles solle gethan werden und ein Hindernis ließe sich nur im Ministerium Uwarow denken, doch hoffe er auch hier die Angelegenheit zu ordnen.

Ich verabschiedete mich sehr zufrieden von Kleinmichel und fuhr von ihm zu Iwan Timofejewitsch Spaßki, der um jene Zeit eine besondere Vertrauensstellung bei S. S. Uwarow einnahm.

Von Spaßki erfuhr ich, daß meine Pläne im Ministerium der Volksaufklärung bereits bekannt seien, Uwarow mich aber um keinen Preis gehen lassen wolle. Ich bat nun Iwan Timofejewitsch, meinen Plan zu unterstützen, erklärte ihm meine hauptsächlichsten Motive und glaubte ihn schließlich auch hinlänglich überzeugt zu haben, mußte aber später doch erfahren, daß diese Ueberzeugung gleichwohl keine recht fest gegründete gewesen. Inzwischen machte mir Spaßki, als er hörte, daß ich am folgenden Tage nach Moskau abreisen wolle, den Vorschlag, von dort auf ein Gut im Tulaschen Gouvernement zu fahren, — die nähere Adresse wollte er mir noch mitteilen, — wo ich eine Operation an einem kleinen Mädchen vornehmen sollte. Ich erklärte mich einverstanden und wir verabredeten dann das Nähere über Zeit und Reise dahin.

73.

Nach etwa neun- bis zehntägigem Aufenthalt in Moskau begab ich mich in einem Privatfuhrwerk auf jenes Gut, dessen Besitzers ich mich jetzt nicht mehr recht erinnern kann; entweder war es ein Natzepin oder ein Jeropin oder ein Poluechtow, jedenfalls einer von altem Adel; das Gut befand sich auf der Grenze des Tulaschen und Orelschen Gouvernements. Nach verschiedenen Dummheiten meiner Kutscher kam ich am Abend des folgenden Tages auf der gewaltigen herrschaftlichen Besitzlichkeit an.

Ein prachtvolles altes Schloß, in einem ungeheuren Park gelegen. In dem Gebäude, wo man mich unterbrachte, waren allein hundertundfünfzig Nummern, in jeder von ihnen mindestens zwei Zimmer, davon eins mit einem riesigen, zweischläfrigen, mit goldenen Ornamenten geschmückten Bett aus Mahagoniholz.

Ueber dem Bett ein breiter Musselin-Betthimmel, in rosen-

roter und grünlicher Färbung gehalten, am Kopf- und Fußende des Bettes statt der Holzteile je ein großer Spiegel.

Das sich zu Bett legende Pärchen konnte sich in den verschiedensten Stellungen in den Spiegeln und zwar noch unter grüner und rosenroter Beleuchtung erblicken.

Man kann sich leicht vorstellen, was alles zu jenen Zeiten in diesen einhundertfünfzig Nummern sich abspielen mochte, da die allerverschiedensten Pärchen hier zu Jagd und adligen Orgien zusammenkamen. Jetzt, d. h. nicht jetzt, wo ich dies niederschreibe, sondern damals, als ich jenes Haus besuchte, waren nur noch die Nummern und Betten da, keine verliebten Pärchen mehr. Nachdem ich eine Nacht in dieser mir so ungewohnten Umgebung verbracht, war es mir am nächsten Morgen nicht grade sehr angenehm, überall mein Spiegelbild zu sehen, wie es mir aus den beiden Spiegeln entgegentrat.

* * *

Am selben Tage unternahm ich an einem achtjährigen Mädchen die Operation, die in dem Ausschneiden von Mandeldrüsen bestand, und blieb dann noch eine Nacht bei N. N.s.

Abends am Theetisch waren unsrer nur drei: der Hausherr, ein noch ziemlich rüstiger Mann, die Hausfrau, eine sehr nette und liebenswürdige Dame von etwa vierzig Jahren und ich. Wir kamen bald auf alte Zeiten zu sprechen, darauf, was einmal gewesen und nun auf immer geschwunden. Bei der Gelegenheit hörte ich vom Hausherrn zwei Geschichten, die mir noch bis auf den heutigen Tag erinnerlich sind, so ungewöhnlich waren damals für mich die Ereignisse, von denen in ihnen die Rede war.

In beiden war der Erzähler selbst die handelnde Person gewesen und ich mußte ihm deshalb aufs Wort glauben, was ich auch that.

„Ich habe keinen treueren Freund gehabt," so erzählte mir mein Wirt, „und niemand wird einen treueren Freund haben, als es mir Tolstoi (der Amerikaner) gewesen ist. Einmal geriet ich auf einem Diner, bei dem es sehr hoch herging, mit einem Kameraden, welcher als Duellist und Händelmacher bekannt war, in einen Streit, der mit einer Forderung endete. Tolstoi erbot sich, frühmorgens am folgenden Tage mein Sekundant zu sein.

„Ich hatte fast die ganze Nacht nicht geschlafen, wachte noch vor Morgengrauen auf, ging etwas spazieren und begab mich dann zur festgesetzten Stunde nach Verabredung zu Tolstoi.

„Zu meiner Verwunderung finde ich Fensterläden und Thür seiner Wohnung verschlossen; ich klopfe, trete ein und suche meinen Sekundanten aufzuwecken, was mir nur mit einiger Mühe gelingt.

„‚Was willst du eigentlich?‘

„‚Wie — hast du denn das Duell ganz vergessen?‘

„‚Ach was, Unsinn,‘ antwortet Tolstoi, ‚konnte ich denn als anständiger Mensch und Hausherr es zulassen, daß du dich mit diesem Rauf- und Trunkenbold schlägst? Gleich nachdem du weggegangen warst, habe ich selbst ihn gefordert und wir haben uns dann sofort noch gestern abend geschlagen. Nun ist die Sache abgemacht.‘

„Mit diesen Worten drehte sich Tolstoi auf die andere Seite, um weiter zu schlafen.

„Solcher Leute wie Tolstoi gibt's nicht viele auf der Welt.“

Hierauf folgte, ich weiß schon nicht mehr à propos de quoi, die zweite Erzählung.

„Wir standen in Persien und langweilten uns fürchterlich. Da wir aber viel Geld hatten, so suchten wir uns alle möglichen Vergnügungen zu machen. Ich lebte gerade bei einem Perser, einem verheirateten Mann und, da ich gehört hatte, daß er eine erwachsene Tochter habe, so kam ich auf den Gedanken, nach ihr zu freien. Anfangs wollte der Vater natürlich nichts von der Sache hören, aber als er durch einen Armenier in Erfahrung gebracht hatte, daß ich der Besitzer eines ganzen Haufens von Dukaten sei, da begann er allmählich nachzugeben und mit sich handeln zu lassen.

„Schließlich einigten wir uns dahin, daß die Trauung ganz formell nach russischem Ritus und im Beisein von Zeugen vor sich gehen und die Braut vor der Zeremonie ihren Schleier abnehmen sollte. Auf diesem letzteren Umstande bestand ich besonders in der Absicht, aus der ganzen Geschichte nichts werden zu lassen, falls sie häßlich sein sollte. Zur Hochzeit lud ich alle meine Regimentskameraden ein, unter denen sich auch ein falscher Pope und falscher Küster bereit finden ließen. Als die Braut den Schleier abnahm, da bot sich unsern Augen eine solche orientalische Schönheit dar, wie sie noch keiner von den Anwesenden je gesehen hatte. Alle waren starr vor Staunen. Nach dieser improvisierten Hochzeit richtete ich mich mit meiner schönen Frau im Hause meines Schwiegervaters ein, wo wir über ein Jahr lebten, auch einen Sohn bekamen. Dann ging es aber wieder in den Krieg. Meine Frau gedachte mit mir zu ziehen, da sie um keinen Preis bei ihrem Vater bleiben wollte. Aber ich und meine Regimentskameraden und Bekannten begannen ihr so eindringliche Vorstellungen zu machen, daß sie sich endlich

entschloß, zu Hause zu bleiben und dort so lange zu warten, bis ich selbst sie wieder abholen werde."

Hier blickte ich unwillkürlich auf die Dame des Hauses und Frau des Erzählers hin, konnte aber in ihrem rein russischen Typus durchaus nichts Persisches entdecken. Der Erzähler bemerkte meinen aufmerksamen Blick und wandte sich sofort mit der Erklärung an mich: „Ach nein, sie ist es nicht; jene ist weit, weiß der Himmel, wo, und seit jener Zeit habe ich auch nichts mehr von ihr gehört."

Die Dame des Hauses aber fuhr inzwischen ruhig in der Ausübung ihrer Hausfrauenpflichten am Theetische fort . . .

74.

Am folgenden Tage war ich bereits auf dem Moierschen Gute im Gouvernement Orel. Schon lange hatte ich den Gedanken mit mir herumgetragen, daß ich die Tochter meines verehrten Lehrers heiraten müßte; ich hatte sie noch als kleines Mädchen gekannt und war im Hause ihres Vaters immer wie ein naher Verwandter aufgenommen worden; jetzt aber war meine Stellung eine ziemlich gesicherte — warum sollte ich daher meinen Antrag nicht vorbringen?

Auf Moiers Besitzlichkeit brachte ich ungefähr zehn Tage zu. Katharina Iwanowna (Moiers Tochter) fand ich schon als erwachsenes junges Mädchen vor und beschloß nach meiner Rückkehr nach Moskau mich von dort aus schriftlich mit meinem Antrage an Katharina Afanasjewna zu wenden, die sich mir immer als wohlgesinnt gezeigt hatte. Beim Abschiede bat mich sowohl Katharina Afanasjewna als auch die ganze Moiersche Familie, in Moskau ihre Nichte, Frau Jelagin zu besuchen.

In Moskau angekommen, ging ich mit einem langen, sentimentalen und, wie mir jetzt scheinen will, ziemlich dummen Brief an Katharina Afanasjewna zu Frau Jelagin, deren Haus dem gesamten gebildeten Moskau bekannt war. Man empfing mich sehr liebenswürdig und es begannen bald gegenseitige Erkundigungen und Berichte über die Moiersche Familie, Frau Bunin, Wojeikows und Shukowski. Bei der Gelegenheit hörte ich denn auch von Frau Jelagin selbst folgende wunderbare Geschichte darüber, wie sie Moiers Frau zum letztenmal gesehen habe. Beide, Frau Jelagin und Frau Moier (eine geborne Protassow, Tochter von Katharina Afanas-

jewna) waren Jugendfreundinnen gewesen, die einander außerordentlich zugethan waren. Beide hatten fast gleichzeitig geheiratet. Nun hatte Frau Jelagin einmal gerade ihr kleines Kind genährt und es eben der Wärterin übergeben, als sie plötzlich Frau Moier bei sich eintreten sah. Mit ausgebreiteten Armen eilte sie auf dieselbe zu, fühlte aber auch in demselben Augenblick schon, wie sie in Ohnmacht falle. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, erfuhr sie, daß niemand ins Haus oder zu ihr ins Zimmer gekommen sei; nach einigen Tagen aber erhielt sie die Mitteilung, daß Frau Moier vor kurzem gestorben wäre und zwar, wie sich nach den von Shukowski angestellten Ermittelungen erwies, grade an dem Tage und zu der Stunde, wo Frau Jelagin sie bei sich gesehen hatte.

Beim Abschied bat ich Frau Jelagin, eine Minute mit ihr allein ohne Zeugen sprechen zu dürfen und händigte ihr meinen Brief an Katharina Afanasjewna ein, wobei ich sie auch über dessen Inhalt aufklärte. Beim Empfang des Briefes lächelte Frau Jelagin ein wenig, wie ich wohl bemerken konnte, und dieses Lächeln erschien mir gleich etwas verdächtig.

Nach einem Monat erhielt ich von Katharina Afanasjewna und von Moier selbst eine Antwort, worin sie beide lebhaft bedauerten, mich abschlägig bescheiden zu müssen, da ihre Katja schon lange an einen Sohn der Frau Jelagin versprochen sei; sprächen doch alle Umstände und die verwandtschaftlichen Beziehungen durchaus für diesen Ehebund.

Nun fiel mir Frau Jelagins Lächeln wieder ein.

Ein Jahr nachher erzählte eine von mir hochgeachtete Dame (Katharina Nikolajewna D a g o n o w s k a j a), die niemals die Unwahrheit sprach, von einem Gespräch, das sie mit Katharina Iwanowna Moier auf dem Dampfschiff bei deren Abreise ins Ausland (zusammen mit Frau Jelagin) gehabt hatte: „Pirogows Frau," so hatte K. J. Moier gesagt, „wird gewärtigen müssen, daß er mit ihr Experimente anstellt."

Als sie das sagte, konnte sie natürlich nicht wissen, daß sie nach einem Jahre in schmeichelhaften Ausdrücken ein Glückwunschschreiben an ihre Jugendfreundin, Katharina Dmitrijewna B e r j o s i n werde richten müssen, die sich nicht vor dem Quäler der Dorpater Hunde und Katzen fürchtete, sondern ihn ruhig zu heiraten gedachte.

75.

Es vergingen nun an die zehn Monate in Schreibereien zwischen dem Ministerium der Volksaufklärung, dem Kriegsministerium und den einzelnen Departements desselben, Schreibereien, welche meine Ueberführung und die Einrichtung einer neuen Stelle am Militärhospital betrafen.

Inzwischen hatte ich einen Briefwechsel mit dem Minister Uwarow und dem Direktor Spaßki begonnen, bis endlich der Sieg sich auf unsre Seite neigte und Uwarow Kleinmichel nachgeben mußte.

In der Zeit kam auch noch eine Umgestaltung im Ministerium des Innern und in dem der Volksaufklärung zu stande.

In dem ersteren nämlich wurde die Medizinalbehörde reorganisiert, und in dem letzteren eine besondere Kommission für die Angelegenheiten der medizinischen Fakultäten geschaffen. Die frühere Medizinalbehörde des Ministerium des Innern war eine dermaßen seltsame Institution gewesen, daß die Mitglieder z. B. das Recht hatten, sich gegenseitig und ebenso auch andre Personen, die ihnen gerade gefielen, ohne jedes weitere Examen einfach zu Doktoren der Medizin zu machen.

Man erzählt sich, daß, nachdem es dem Präsidenten dieser Behörde einmal gelungen war, der Versammlung noch weitere Rechte auszuwirken, es auf einer Plenarsitzung zu folgendem naiven Gedankenaustausch zwischen zwei Mitgliedern gekommen sei: „Wassili Wassiljewitsch, ich habe die Ehre, Ihnen meine Glückwünsche zur Erlangung der Doktorwürde darzubringen!“

„Und wäre Ihnen, Feodor Feodorowitsch, nicht der Grad eines Medico-Chirurgen erwünscht?“

„Nein, wenn es Eurer Excellenz beliebte, mir etwa eine kleine Besitzlichkeit auszuwirken, so zöge ich diese Belohnung der Verleihung eines gelehrten Grades vor“ u. s. w. u. s. w.

Im Anfang der vierziger Jahre erfuhr nun dies alles unter unsrer Aegide eine durchgreifende Veränderung.

Der Leibmedikus der Kaiserin (Merc. Alex. Markus) wurde Vorsitzender der Medizinalbehörde, diese aber verlor ihr früheres Recht, gelehrte Grade ohne Examen zu verleihen, und wurde zu einer rein administrativ- und gerichtlich-medizinischen Institution.

Um diese Zeit wurde denn auch ich zum Mitglied der Medizinalbehörde gewählt.

Die Medizinalkommission im Ministerium der Volksaufklärung

bestand, gleichfalls unter dem Vorsitz von Markus, aus vier Mitgliedern: Spaßki, dem Leibmedikus Rauch, dem Professor Seidlitz und mir.

Alle Angelegenheiten und sogar die Wahlen der medizinischen Fakultäten aller russischen Universitäten gingen durch unsre Hände. Insonderheit fanden alle Wahlen für die damals neugeschaffene medizinische Fakultät der St. Wladimir-Universität zu Kiew fast ausschließlich in unsrer Kommission statt. Endlich war das wichtigste Werk unsrer Kommission die Revision der Prüfungsordnung für Mediziner.

In der alten Prüfungsordnung waren sechs Grade vorgesehen: drei ärztliche Grade (Arzt I., II. und III. Klasse), sodann „Doktor der Medizin", „Doktor der Medizin und Chirurgie", sowie endlich „Medico-Chirurg".

Ich schlug eine Herabsetzung auf zwei Grade vor: Arzt und Doktor der Medizin. Mein Vorschlag ging aber nicht durch und statt der zwei Grade wurden deren drei angenommen: Arzt, Doktor der Medizin und Doktor der Medizin und Chirurgie.

Ich bestand sodann darauf, daß bei den Fakultätsprüfungen statt verschiedener Brüche und Abstufungen in der Beurteilung, wie z. B. „befriedigend", „mittelmäßig", „gut", „ausgezeichnet" u. s. w. nur zwei Zensuren für jeden Gegenstand eingeführt würden, nämlich die Antworten „ja" oder „nein" auf die Frage, ob der Prüfling der Erlangung des betreffenden Grades würdig sei oder nicht.

Einstimmige Annahme fand auch mein Vorschlag, für die Anatomie, Therapie und Chirurgie demonstrative Prüfungen einzuführen.

Die Gründung eines neuen Lehrstuhls für Hospitalchirurgie und Therapie, welcher nach meinem Vorschlag in der Petersburger medico-chirurgischen Akademie geschaffen wurde, fand auch bei unsrer Kommission Billigung und wurde vom Ministerium der Volksaufklärung an allen russischen Universitäten durchgeführt.

Das sind meine Verdienste in der Medizinalkommission des Ministeriums der Volksaufklärung.

76.

Die Zeit meiner Uebersiedelung von Dorpat nach Petersburg ist mir noch sehr wohl erinnerlich.

Ich kann mich nicht gerade ängstlich nennen, es gibt aber Veranlassungen, und dabei allem Anschein nach von ganz geringfügiger Natur, welche im stande sind, meine Nerven in dermaßen heftige Erregung zu bringen, daß eine mir selbst ganz unerklärliche Furcht vor irgend etwas sich meiner zu bemächtigen beginnt. Im allgemeinen ist mir das selten so gegangen, zweier Fälle aber erinnere ich mich noch lebhaft.

Einer von ihnen bezieht sich auf jene Zeit in Dorpat. Als ich mich nämlich bereits ganz fertig zur Reise gemacht und alle bewegliche Habe aus meiner Wohnung (vier Zimmer) hatte fortschaffen lassen, da begann ich, völlig allein wie ich war, vor Langerweile in den paar letzten Tagen die Hoffmannschen Romane zu lesen. Kaum kam nun der Abend heran, so bemächtigte sich meiner eine unsägliche Furcht, so daß ich mich nicht einmal überwinden konnte, in das anstoßende Zimmer zu gehen. Ich hatte immer die Empfindung, als sitze oder stehe dort irgend jemand. Dabei hatte ich aber die Hoffmannschen Romane und sonstige Erzählungen derselben Gattung schon öfters gelesen, ohne je eine derartige Wirkung verspürt zu haben.

Das andre Mal bemerkte ich an mir dieselbe unerklärliche Furcht auf einer Reise in die Schweiz, als ich mich einmal um etwa zehn Uhr nachts auf der Wanderung nach Interlaken befand.

Es war eine wundervolle stille Mondnacht. Auf der Chaussee, auf welcher ich gerade ging, begegnete mir kein Mensch. Alles war still und einsam und es ließ sich nur das Rauschen der Blätter und das Murmeln der Bäche hören. Anfangs ging ich munter und rüstig einher, aber allmählich begann mich ein Gefühl der Furcht und die Empfindung zu überkommen, als gehe jemand in einer gewissen Entfernung hinter mir her. Diese Empfindung war dermaßen lebhaft, daß ich unwillkürlich zuweilen stehen blieb und mich umsah. Schließlich konnte ich es vor Angst nicht mehr aushalten, setzte mich in eiligen Lauf und kam atemlos und schweißbedeckt in Interlaken an.

77.

Nach den Feiertagen (1841) kam ich in Petersburg an, und mußte mich diesmal, nunmehr als Untergebener, Kleinmichel vorstellen. Jetzt hielt er sich nicht mehr für berechtigt, mir gegenüber wie früher liebenswürdig zu sein und empfing mich daher auch nicht mehr in seinem Arbeitszimmer, sondern mit vielen andern Personen im allgemeinen Empfangszimmer. Seine gläsernen Augen zeigten auch einen andern Ausdruck, und als ich die Thorheit beging, ihn daran zu erinnern, daß er mir eine Amtswohnung in Aussicht gestellt hatte, da sahen sie mich erst recht nicht mehr wie früher an. Seitdem habe ich diese gläsernen Augen meines Chefs kein einziges Mal mehr gesehen, was ich natürlich keineswegs bedaure.

Der mir übersandten Instruktion entsprechend wurde ich zum selbständigen Leiter der gesamten chirurgischen Abteilung des zweiten Landheerhospitals mit dem Titel eines Oberarztes der chirurgischen Abteilung ernannt.

Meine ärztliche sowie meine Lehrthätigkeit in dieser Abteilung des Krankenhauses, welche ungefähr eintausend Betten enthielt, war von der Krankenhausdirektion völlig unabhängig, und nur in Verwaltungsangelegenheiten mußte ich mich mit dem Oberarzt des Krankenhauses ins Benehmen setzen.

Gleichzeitig hiermit wurde ich zum Professor der Hospitalchirurgie und angewandten Anatomie an der medico-chirurgischen Akademie ernannt.

Bei der Besichtigung der chirurgischen Abteilung überzeugte ich mich bald von den wahrhaft entsetzlichen Zuständen, die daselbst herrschten.

Alle Ventilationsvorrichtungen der ungeheuren Krankensäle (zu sechzig bis hundert Betten) im großen steinernen Gebäude mündeten auf einen langen Korridor, an welchen wiederum die Retiraden stießen. Und in der That roch es denn auch im Korridor beständig nach den Klosetts.

Die andern Abteilungen des Krankenhauses, die in gewisser Beziehung noch besser waren, befanden sich in einzelnstehenden Holzgebäuden mit siebzig und mehr Betten in jedem. Künstliche Ventilationsvorrichtungen und Korridore gab es da nicht und die Feuchtigkeit in ihnen war durch kein Mittel zu beseitigen. In der Abteilung für Gangränöse, die noch Kranke enthielt, welche Dr. Florio mit massenhaften Quecksilbereinreibungen behandelt hatte, blutete

einem das Herz beim Anblick der jungen, gesund aussehenden Gardesoldaten mit gangränösen Bubonen, die ihnen die ganze Bauchwandung zerstört hatten. Die Säle des Krankenhauses waren von Patienten überfüllt, die an rosenartigen Entzündungen, eiternden Wassergeschwülsten und Blutvergiftung litten.

Für Operationszwecke gab es keinen einzigen, wenn auch noch so schlechten Raum.

Die Lappen für Umschläge und Kompressen brachten die Heilgehilfen ohne jede Gewissensbisse von den Wunden des einen Kranken auf die des andern. Die von der Krankenhausapotheke gelieferten Arzneien waren eher allem andern als Arzneien ähnlich. Statt des Chinins wurde z. B. ganz gewöhnlich Ochsengalle ausgegeben und statt Fischleberthran irgend ein fremdländisches Oel. Brot und überhaupt alle den Kranken ausgereichten Lebensmittel waren unter aller Kritik.

Gestohlen wurde am hellen lichten Tage, und die Inspektoren und Kommissare verloren täglich beim Kartenspiel Hunderte von Rubeln aneinander. Der Fleischlieferant brachte täglich vor aller Augen den einzelnen Mitgliedern des Krankenhauskontors ihre Fleischvorräte ins Haus. Der Apotheker verkaufte an dritte seine Vorräte an Essig, verschiedenen Kräutern u. s. w. u. s. w. In der letzten Zeit war es sogar so weit gekommen, daß die Hospitalleitung gebrauchte und von den Wunden abgenommene Charpie, Binden, Kompressen und dergleichen zu verkaufen begonnen hatte und für diese Handelsoperationen die übelriechenden, von den Wunden abgenommenen Lappen in besonderen Kammern aufsammeln ließ, welche neben den Krankensälen gelegen waren.

Oberarzt des Krankenhauses war der Staatsrat Lossijewski, der von seinen Kollegen Bucephalus genannt wurde. Das bekannte französische Sprichwort „grande tête, grande bête" steht zwar mit den Lehren der Physiologie nicht in Einklang, aber es gibt keine Regel ohne Ausnahme, auch keine physiologische. Was Lossijewskis Kopf betraf, so behielt die Physiologie wirklich nicht recht, wie sich in der Folge zeigen wird.

Da das Krankenhaus infolge der vielen Neueinrichtungen jetzt mit Bezug auf Lehrzwecke auch der medico-chirurgischen Akademie unterstellt war, so sah sich Lossijewski nunmehr zwei unmittelbaren Vorgesetzten gegenüber: dem Präsidenten der medico-chirurgischen Akademie Schlegel und dem Direktor des Militär-Medizinaldepartements, Dimitri Klementjewitsch Tarassow.

* *
*

Bei der Besichtigung des Krankenhauses fand ich eine Menge von Patienten vor, welche verschiedene Operationen, besonders Amputationen und Resektionen, Ausschneiden von tiefliegenden Fisteln, Entfernungen von Sequestern und dergleichen erforderlich machten. Es waren das lauter veraltete, durch die schlimmen Zustände im Krankenhause begründete Fälle, und die Patienten litten bereits an Blutvergiftung oder infolge der schlechten Nahrung an Skorbut...

Hier beging ich nun ein sehr schlimmes Versehen und einen großen Fehler, der sich später noch an meiner praktischen Thätigkeit lebhaft rächen sollte. Aerger noch als das Versehen war aber ein damit im Zusammenhang stehendes moralisches Vergehen. Versehen sowohl wie Vergehen bestanden in der Art, wie ich mich in einer großen Anzahl von Fällen, die ich weder vom wissenschaftlichen noch vom moralischen Standpunkt aus genügend untersucht oder analysiert hatte, zu energischen chirurgischen Eingriffen und Operationen hinreißen ließ.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus war es ein großer Fehler, daß ich mit ganz deutschem Eifer an die Behandlung dieser Kranken ging, ohne die in der gesamten Einrichtung des Krankenhauses begründeten ungünstigen Umstände zu bedenken, unter denen ich jene Operationen vornahm.

Vom moralischen Standpunkt aus betrachtet bestand mein Vergehen darin, daß ich . . .*).

78.

22. Oktober (1881). Ach rascher, rascher! Es steht schlimm mit mir, sehr schlimm! So werde ich am Ende nicht einmal mit der Beschreibung auch nur der Hälfte meines Petersburger Lebens fertig.

* * *

Ich will mit einer Dummheit des Bucephalus beginnen, wenngleich das auch die chronologische Ordnung meiner Erzählung etwas stört.

---

*) Diese Worte sind vom Verfasser durchstrichen und der Satz somit nicht zu Ende geführt. Im übrigen hätten wir eigentlich die beiden letzten Absätze ganz fortlassen sollen, da sie dem Grundgedanken des Verfassers keinen genügend klaren Ausdruck geben. Seine Hospitalpraxis in der Akademie hat er in seinen sonstigen medizinischen Schriften geschildert.
A. d. R. d. R. St.

Es waren schon ein paar Jahre seit dem Beginn meiner Hospitalthätigkeit vergangen, als plötzlich einmal Lossijewski meinen Assistenten, den Krankenhausarzt Nemmert, zu sich beruft und ihn darüber befragt, ob er in meinem Benehmen nichts Auffallendes bemerkt habe.

Nemmert verneint diese Frage.

„Warum verschreibt er denn aber narkotische Mittel in so großen Dosen? Einmal hat er zum Beispiel Extract. Hyosciami bis zu fünf Gran pro dosi verschrieben."

„Das weiß ich nicht," antwortet Nemmert, „da müssen Sie den Herrn Professor selber fragen."

Hierauf beruft Lossijewski Nemmert in das Krankenhauskontor und erteilt ihm als Untergebenen den Befehl, über den Empfang eines versiegelten Schreibens mit der Aufschrift: „Geheim, sub Nr. . . ." zu quittieren.

Nemmert empfängt das Schreiben, dessen Inhalt folgendermaßen lautet: „Da ich im Benehmen des Herrn Pirogow gewisse Dinge bemerkt habe, welche auf dessen Geistesgestörtheit schließen lassen, so schreibe ich Ihnen hiermit vor, denselben zu beobachten und mir über das Ergebnis Ihrer Beobachtungen Bericht zu erstatten. Oberarzt Lossijewski."

Noch vor dieser ganzen Geschichte hatte ich aber einmal von Lossijewski folgendes Schreiben erhalten: „Da ich bemerkt habe, daß in Ihrer Abteilung eine ungeheure Quantität von Jodtinktur verbraucht wird, mit der Sie ganz unnützerweise die Gesichts- und Kopfrose behandeln, so schreibe ich Ihnen hiermit vor, den Gebrauch eines so teuren Arzneimittels einzustellen und es durch billigere zu ersetzen. Lossijewski."

Ich nahm das Papier und schickte es Lossijewski mit folgender Erklärung wieder zurück: „Auf das Schreiben Ew. Hochwohlgeboren sub Nr. . . . habe ich die Ehre zu erwidern, daß Sie nicht berechtigt sind, mir über mein Verhalten am Krankenbett irgend welche Vorschriften zu geben.

„Wenn Sie aber finden sollten, daß ich die Heilmittel nicht nach dem Krankenhauskataloge verabfolgen lasse, so haben Sie sich mit der entsprechenden Meldung an unsern gemeinsamen Vorgesetzten, den Herrn Präsidenten der medico-chirurgischen Akademie zu wenden."

Dieses mein Schreiben nun hatte Lossijewski so toll gemacht, daß er Nemmert den erwähnten geheimen Befehl zugehen ließ. Bezüglich des Extractum Hyosciami hatte ich ihm noch gesagt: „So

lassen Sie doch Ihre Extrakte wirklich aus narkotischen Mitteln und nicht aus der Asche verschiedener Vegetabilien herstellen."

Als Nemmert jenes Schreiben erhalten hatte, zeigte er es mir mit der Frage, was er denn nun eigentlich thun solle. Ich antwortete ihm, er solle zum Präsidenten Schlegel gehen und den danach fragen.

Später sagte mir Nemmert, Schlegel habe ihn lächelnd gefragt: „Sie haben doch nichts Derartiges bemerkt? — Na schön, dann behalten Sie also das Papier ruhig bei sich und zeigen Sie es niemandem."

Als ich das gehört hatte, bat ich Nemmert, mir das Papier auf eine Stunde zu geben, wobei ich ihm das Versprechen gab, daß das von keiner schädlichen Rückwirkung auf seine dienstliche Carrière sein solle.

Nemmert gab mir das Schreiben und ich ging mit ihm sofort zu unserm Kurator, dem General du jour Weimarn, welchem ich erklärte, ich würde sofort mein Abschiedsgesuch einreichen, wenn in dieser empörenden Sache weiter nichts geschehen sollte.

Weimarn war sichtlich über die ganze Geschichte etwas betroffen, beruhigte mich aber mit dem Versprechen, daß am folgenden Tage alles bereits geordnet sein sollte. Wäre ich selbst dann noch unzufrieden, so könnte ich ja der Sache ihren gesetzlichen Fortgang geben.

Gleich nachdem ich ihn verlassen hatte, schickte er dann einen Feldjäger nach Lossijewski und ließ den Biederen durch denselben zu sich ins Generalstabsgebäude bringen. Am folgenden Tage traf im Krankenhause ein Schreiben ein, in welchem Lossijewski befohlen wurde, in Gegenwart des Präsidenten Schlegel, des Dr. Nemmert, des Schreibers, der jenes Papier geschrieben und aller Mitglieder des Krankenhauskontors, die es zu Gesicht bekommen hatten, mich in den unumwundensten Ausdrücken um Verzeihung zu bitten. Falls ich aber nicht geneigt sein sollte, Lossijewski seine schamlose Handlungsweise zu verzeihen, so werde der Sache der weitere gesetzliche Fortgang gegeben werden.

Am folgenden Tage bat man mich früh morgens ins Kontor, und dort spielte sich nun eine in Wahrheit schmähliche und dazu noch kindisch schmähliche Scene ab.

Lossijewski, in voller Uniform, bat mich mit Thränen in den Augen, zitternder Stimme und zum Himmel erhobener Hand wegen seiner Unbedachtsamkeit und Frechheit unter der Versicherung um Verzeihung, daß er mir in Zukunft auch nicht die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihm geben wolle.

In Gegenwart des Präsidenten machte ich ihn dann auf das entsetzliche Brot aufmerksam, welches den Patienten ausgegeben wurde und bemerkte, daß seine direkte Aufgabe im Krankenhause die Sorge für Ordnung, Nahrung und überhaupt für die ganze dienstliche Verwaltung sei.

Damit war denn die Frage über meine Geistesgestörtheit erledigt.

Seit der Zeit verhielt sich Lossijewski ganz ruhig; nach einigen Monaten wurde er übrigens nach Warschau versetzt.

Lossijewskis Freunde, ebenso wie er Protégés des Baronet Villiers, hatten diesen Würdenträger des Medizinaldepartements gebeten, beim Feldmarschall Paskiewitsch ein gutes Wort für Lossijewski einzulegen.

Als Paskiewitsch nach Petersburg kam, da schickte man ihm zwei Oberärzte zur Auswahl für Warschau zu, und Paskiewitsch wies beim Durchschreiten des Empfangszimmers ganz flüchtig mit den Worten auf Lossijewski hin: „Diesen da."

Zum Dank dafür bewirtete Lossijewski seine Protektoren mit einem guten Diner, zu welchem er auch den Baronet einlud. Dieser saß neben Lossijewski, und als man auf ein medizinisches Thema, nämlich auf die Schwierigkeiten bei der Bestimmung der Fluktuation zu sprechen kam, da wies Villiers Lossijewski seine Hinterpartie mit der lauten Aufforderung: „Da, fühle mal hier die Fluktuation!"

Alle lachten natürlich über diese so witzige Bemerkung des Baronets und Lossijewski reiste ganz vergnügt auf seine neue Stellung in Warschau ab.

Dort wollte es ihm indes auch nicht recht glücken. Höchst wahrscheinlich hatte er es dort mit dem Stehlen zu arg getrieben.

Kaiser Nikolai, der einmal ganz unerwartet ins Warschauer Krankenhaus kam, entdeckte mit einem Schlage eine ganze Masse von Mißbräuchen und am hellen lichten Tage begangenen Diebereien. Lossijewski wurde auf die Hauptwache gebracht und dann vor Gericht gestellt. Zum gewöhnlichen Arzt degradiert, endete er dann, wie ich gehört habe, sein Leben in Kiew als Gewohnheitssäufer.

* *
*

Meinem Assistenten Nemmert wollte Schlegel, nachdem sich Lossijewski bei mir entschuldigt hatte, schon eine Rüge erteilen, als ich ihm mit den Worten Einhalt that: „Professor Nemmert hat in diesem Falle wie ein ehrenhafter und anständiger Mann gehandelt und ich sehe nicht ein, wofür Sie ihm in so ungerechter und un-

angebrachter Weise einen Verweis erteilen wollen; ich könnte denselben auf mich beziehen und mich in dem Falle mit Lossijewskis Entschuldigung nicht zufriedengestellt erklären."

Schlegel biß sich auf die Lippen und sagte nichts. Seit der Zeit habe ich keine weiteren Chikanen im Dienst bemerkt. Nemmert wurde aber sogar von Lossijewski aufgefordert, mit ihm nach Warschau zu gehen.

* *
*

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich kurz über meine einzige und kurze Begegnung mit Villiers berichten.

Als meine „Angewandte Anatomie" erscheinen sollte (in russischer und deutscher Sprache im Verlage von Olchin, welcher indes Bankerott machte, so daß mein Buch nicht vollständig erschien), da besuchte ich an demselben Tage zwei Personen, welche in dieser Angelegenheit für mich von Wichtigkeit waren: den Minister Cancrin, bei dem ich die Erlaubnis zur zollfreien Einfuhr von Velinpapier für die Lithographien auswirken wollte, und Villiers, welcher der Verbreitung meines Buches in den Militärbibliotheken Förderung erweisen konnte.

Beiden Herren brachte ich illustrierte Exemplare von meinem Atlas mit.

Graf Cancrin gestattete, nachdem er den letzteren gesehen hatte, sofort die zollfreie Einfuhr des Papiers und bemerkte nur über meine anatomischen Zeichnungen: „Es sind sehr schöne, aber auch sehr traurige Dinge."

Diese Bemerkung war, wenn auch nicht klug, so doch wenigstens auch nicht dumm.

Villiers aber begann, nachdem er sich meine Zeichnungen angesehen hatte, in seiner hastigen Art ein paar Sätze herunterzuhaspeln, die ich absolut nicht verstehen konnte; aus seiner gebrochenen russischen Rede hörte ich nur einige Worte wie Oxygen, Arterien- und Venenblut und dergleichen heraus.

Was der Baronet eigentlich mit dieser seltsamen Rede hat sagen wollen, das habe ich mir weder damals noch später erklären können. Als ich sah, daß er gar kein Ende finden konnte, da dankte ich ihm für seine Freundlichkeit und ging.

Damit war auch die Sache erledigt und bald erfolgte Villiers Zustimmung zum Ankauf des Atlasses für die Militärbibliotheken.

Die letzte Nachricht, die ich vom Baronet Villiers hatte, bestand darin, daß jeder, der ihn in der letzten Zeit besuchte, ihn in

Gesellschaft eines Hospitalarztes getroffen habe, der dem Baronet dessen Dienstliste vorgelesen, wobei ihn Villiers jedesmal bei der Erwähnung irgend einer Auszeichnung die betreffende Stelle noch mehreremal habe vorlesen lassen.

„Das ist aber doch wunderbar!" soll der Baronet dann öfter ausgerufen haben, „wie, den Annenorden zweiter Klasse für die Schlacht bei Austerlitz? lies mir das doch noch einmal vor! Das ist doch zu wunderbar!"

Darin liegt gar nichts Erstaunliches, daß alte Leute auf ihre Orden ein solches Gewicht legen und auch andern mit ihnen imponieren wollen. Als ich z. B. im Jahre 1838 mit dem Doktor Amussat den alten Larrey in Paris besuchte, da zeigte er uns auch alsbald einen seiner Orden mit den goldgestickten Worten auf dessen Bande: „Bataille d'Austerlitz".

Aber Larrey vermochte wenigstens den Ausdruck der Selbstgefälligkeit zu unterdrücken und sagte nur: „Vous voyez, ce n'est pas dans les antichambres, que j'ai reçu mes décorations," womit er natürlich auf die modernen bürgerlichen Auszeichnungen in Frankreich anspielte.

* * *

Nach meiner Ankunft in Petersburg hatte ich ein ganzes Jahr lang tagtäglich in den schrecklichen Räumen und den unglaublich widerwärtigen alten Badezimmern des zweiten Landheerkrankenhauses mit Kranken und Operierten zu thun; da ich keine andern Räumlichkeiten zur Verfügung hatte, so mußte ich in den erwähnten Badezimmern die Leichenobduktionen vornehmen, zuweilen an die zwanzig täglich und dabei im heißen Sommer; im Winter aber mußte ich zur Zeit des Eisgangs täglich zweimal im November und Dezember auf die Wyborgsche Seite hinüberfahren, wobei ich mich zuweilen ein paar Stunden lang zwischen den Eisschollen hindurchzuzwängen hatte.

Gegen Ende des Sommers begann ich nach jedem Besuch im Krankenhause an mir bisher ganz ungewohnte Erscheinungen zu bemerken. Ich fühlte nämlich bald Schwindel und leichten Fieberschauer, bald ein Reißen und Kneifen im Magen, verbunden mit galligen, dünnflüssigen Ausleerungen.

Das dauerte so bis zum Februar 1842, wo ich plötzlich so kraftlos wurde, daß ich mich zu Bett legen mußte.

Was auch die Doktoren Lerche, Rauch und Seidlitz mit mir anstellen mochten, nichts wollte verfangen und keiner von ihnen konnte eine eigentliche Diagnose meiner Krankheit geben. Rauch

allein hat sie vermutlich richtiger als die andern erraten, wenn er sie auf meine Hospital- und anatomische Thätigkeit zurückführte. In der That läßt sich schwer sagen, was das eigentlich für ein Leiden war und welches Organ von ihm betroffen wurde.

Hitze hatte ich fast gar nicht. Der Puls war eher langsam als beschleunigt; gegen Speise und Trank fühlte ich ausgesprochene Abneigung und litt an einen ganzen Monat dauernder Schlaflosigkeit, Schwäche und anhaltender Verstopfung.

Die ganze Krankheit dauerte genau sechs Wochen, während welcher ich dalag, ohne mich zu bewegen oder Heilmittel zu gebrauchen, zu denen ich jegliches Zutrauen verloren hatte.

Schließlich verlangte ich, wenngleich auch nicht in Fieberphantasien, so doch auch nicht mit völlig freiem Kopfe, man solle mir ein warmes aromatisches Bad zurichten. Es war schon abends und meine Umgebung wagte es nicht, es mir abzuschlagen.

Nach dem Bade ging in meinem ganzen Organismus eine Art von Aufruhr vor sich; zum eigentlichen Phantasieren kam es nicht, doch hatte ich die Empfindung, als flöge und rede ich dabei beständig irgend etwas. Nach einigen Stunden stellte sich ungewöhnlich starker Fieber- und Schüttelfrost bei mir ein und ich fühlte, wie ich während desselben im Bett förmlich in die Höhe geschleudert wurde. Hierauf begann plötzlich auch der Herzschlag auszusetzen, ich fühlte, wie ich ohnmächtig wurde und schrie, so laut ich nur konnte, man solle mir kaltes Wasser auf den Kopf gießen. Rasch nacheinander goß man mir ein paar Eimer über, die Ohnmacht verging und gleichzeitig erfolgte eine spontane und außerordentlich heftige gallige Entleerung, auf die sich eine (ganze zwölf Stunden dauernde) Schweißabsonderung einstellte. Dann begann ich unter Anwendung von Chinin und Xeres rasch zu gesunden.

Einige Zeit nach dieser Krankheit, als ich schon in Reval zu meiner Stärkung Seebäder nahm, trat wieder mein früherer Dorpater schwarzgalliger Durchfall bei mir auf, wobei weder mein Appetit noch mein allgemeines Wohlbefinden in irgend einer Weise gestört waren.

Kaum war ich gesund geworden, da empfand ich ein plötzliches Verlangen zu rauchen. Bis in meine dreißiger Jahre hatte ich noch kein einziges Mal geraucht und ganze Stunden im anatomischen Theater zugebracht, ohne auch nur ein einziges Mal jenes Verlangen an mir zu verspüren. Da plötzlich trat es nun auf und ich begann gleich ziemlich starke Zigarren zu rauchen.

79.

Während dieser Krankheit begann ich zum erstenmal in meinem Leben ein gewisses Vertrauen zur Vorsehung zu empfinden.

Während meiner schlaflosen Nächte hellte sich mein Bewußtsein gleichsam auf und das Wort „Vertrauen" schwebte mir beständig auf den Lippen.

Gleichzeitig mit diesem Vertrauen aber erwachte in meiner Seele ein süßes Verlangen nach Familienglück und Liebe, und alles das am Ende meiner Krankheit.

Ich hielt das für einen Fingerzeig von oben und beeilte mich daher, sobald ich wieder völlig genesen war, in Erfahrung zu bringen, wo die Jugendfreundin von Katharina Moier, deren Altersgenossin, Katharina Berjosin lebe. In Dorpat hatte ich die Berjosinsche Familie — Mutter, Tochter und Sohn Sserjoscha — fast allwöchentlich im Moierschen Hause gesehen, wohin die Kinder kamen, um zu spielen und die Erwachsenen, um mit Moiers zu plaudern. Einige Jahre später traf ich Katharina Nikolajewna mit ihrer Tochter in St. Petersburg. Damals lebten sie ganz einsam auf Wassili-Ostrow, jetzt aber waren sie schon seit einigen Monaten auf dem Lande. Endlich erfuhr ich, daß sie beide bei Katharina Nikolajewnas Bruder, dem Grafen Tatischtschew, auf dessen Besitzlichkeit lebten.

Auf meinen schriftlich vorgebrachten Antrag erhielt ich eine zustimmende Antwort, unter der Bedingung jedoch, daß ich mich auch der Einwilligung des Vaters, Dmitri Sergiejewitsch, versicherte. Diesen, der ein ganz eigen gearteter Mensch war, kannte ich überhaupt noch gar nicht. Dmitri Berjosin, der nach den Befreiungskriegen als Husarenrittmeister verabschiedet worden war, hatte eine leidenschaftliche Liebe zu seiner Cousine, der Gräfin Katharina Nikolajewna Tatischtschew gefaßt und dieselbe heimlich und widergesetzlich geheiratet. Diese leidenschaftliche Liebe dauerte so lange, bis ihm zwei Kinder, Katja und Sserjoscha geboren wurden. Seit der Zeit machte sie einer wüsten Eifersucht Platz, die ihn aber nicht verhinderte, ein reines Spielerleben zu führen.

Im Lauf einiger Jahre brachte er drei große Güter durch: zweitausend Seelen, die er vom Vater geerbt hatte und viertausend, die ihm nach dem Tode zweier Brüder zugefallen waren. Außer den Spielhatte er auch noch andre Schulden, obgleich er selbst durchaus kein luxuriöses Leben führte und Frau und Kindern einen weniger als

standesgemäßen Unterhalt gewährte. Sie hatten eine Wohnung von drei Zimmern und hielten sich nur ein Mädchen als Bedienung. Freilich erlaubte Berjosin seinem Sohne, als dieser schon größer geworden war und bereits die Schule besuchte, bei Kuchenbäckern und sonstigen Leuten, die ihre Ware im Schulhofe feil boten, Schulden zu machen; doch geschah dies aus einer gewissen Eitelkeit und zu einer Zeit, als er sein drittes Gut noch nicht durchgebracht hatte. Er war dabei im Grunde durchaus kein übler oder gar schlechter Mensch, nur daß er eine wahre Manie hatte, seine Frau ohne alle Veranlassung zu verfolgen und zu quälen.

Katharina Nikolajewna Berjosin war eine herzensgute Frau, die übrigens ihren Sohn mehr als ihre Tochter liebte, während ihr Mann grade glaubte, sie bevorzuge ihm zum Trotz die Tochter vor dem Sohn.

Am meisten hatte infolgedessen gerade die Tochter, und zwar grade in der letzten Zeit zu leiden, als die Gesundheit der Mutter stark ins Wanken gekommen war und ihre Reizbarkeit so weit ging, daß sie das arme Mädchen in dem Glauben des öftern stieß und schlug, sie sei die Veranlassung, daß der Vater ihnen keinen angemessenen Lebensunterhalt gewähre. Die Tochter aber wollte ihrerseits die Mutter nicht verlassen.

* * *

Man erzählte sich so manche komische Geschichte von Berjosins Eifersuchtsanwandlungen. So lebte z. B. in Dorpat ein gewisser Alexander Dmitrijewitsch Chripkow, der eine allen Dorpatensern wohlbekannte Erscheinung war. In gewissem Sinne war es ein Mensch von einer andern Welt. Ehemals im Besitz eines Gutes im Orelschen Gouvernement, hatte er seine Habe unter seine Verwandten verteilt und war Künstler geworden; ursprünglich nur auf einige Zeit nach Dorpat gekommen, lebte er dort nun schon zwanzig Jahre; bisweilen litt er den größten Mangel, war aber mit allen bekannt und von allen geliebt, obgleich er um niemandes Gunst buhlte und allen für das, was er von ihnen bekommen, nur mit seiner Gesellschaft oder aber mit seinen künstlerischen Erzeugnissen lohnte.

Freilich hielt das einen solchen Hundsfott, wie Thaddäus Bulgarin einer war, nicht ab, auf der Straße mit den Worten auf Chripkow hinzuweisen: „Sehen Sie mal, dort geht ein Herr, den ich von Kopf bis zu Füßen equipiert habe und der nun nicht einmal die Mütze vor mir abnehmen mag, die ich ihm doch habe machen lassen.“

Aber alle wußten, daß das wie gewöhnlich geflunkert war, und daß Bulgarin sicherlich nichts umsonst thun werde.

Am seltsamsten war an dem kleinen, unschönen und etwas an einen Kalmücken erinnernden Chripkow der Umstand, daß er sich der Reihe nach in alle ihm bekannten Damen verliebte. Diese Liebe aber war von mehr als platonischer Natur; sie war völlig abstrakter Art und hatte nicht einmal etwas Künstlerhaftes an sich.

Zuweilen war Chripkow gleichzeitig in mehrere Damen verliebt; und wenn der größere Teil seiner Bekannten die Stadt verließ, so sollte er, wie man behauptete, in Ermangelung andrer sich immer wieder in Katharina Nikolajewna verlieben.

Mit diesem unschuldigen Liebhaber aller Damen überhaupt sollte nun Dmitri Sergiejewitsch Berjosin einmal aneinander geraten.

Katharina Nikolajewna war mit ihren Kindern zu einer Verwandten (irre ich mich nicht, ins Gouvernement Pskow) zu Besuch gefahren; Chripkow machte sich eben dorthin auf, fand aber auch Berjosin selbst dort vor. Dies war dem letzteren schon nicht gerade angenehm.

Vollends gab es ihm einen Stich ins Herz, als beim Abendessen der kleine Sserjosha, der gegen Abend immer sehr schläfrig wurde, vom Tische aufstand und zuerst der Mutter und hierauf Chripkow gute Nacht sagte. Berjosin wurde ganz wütend, sagte seinem Sohn aufs strengste an, er solle zuerst immer ihm gute Nacht sagen und dann ging der Tanz los. Unter Umständen hätte die Geschichte gar mit einem Duell enden können, doch wußte die verständige Dame des Hauses Berjosin noch zur Raison zu bringen, während man Chripkow in ein andres Zimmer führte und damit eine weitere Fortsetzung des Streites unmöglich machte.

Zu diesem Herrn nun, dem Vater meiner zukünftigen Braut, sollte ich fahren, um mich seiner Einwilligung zu unsrer Verlobung zu versichern. Er lebte auf seinem über und über mit Schulden belasteten Gute im Kreise Luga.

Empfangen wurde ich von ihm sehr liebenswürdig, da er auf mein persönliches Erscheinen nicht gerechnet, sondern nur eine schriftliche Anfrage meinerseits erwartet hatte. Er bat mich, bei ihm zur Nacht zu bleiben, „denn,“ sagte er, „ich muß doch meine Verfügungen in den Geldangelegenheiten treffen, die mit Ihrer Heirat in Beziehung stehen“.

Damals nämlich sollte Dmitri Sergiejewitsch gerade die letzte Rate der ihm von seinem Bruder überkommenen Erbschaft in der Bank ausgezahlt bekommen.

Am folgenden Tage erteilte mir mein zukünftiger Schwiegervater seine bedingungslose Einwilligung zur Eheschließung mit seiner Tochter und überreichte mir außerdem ein Verzeichnis der Mitgift (darunter auch einer baren Geldsumme), die sie in die Ehe mitbekommen sollte.

Alles in allem ergab sich eine Summe von über einhundertfünfzigtausend Rubeln, unter der Bedingung jedoch, daß die Mutter der Braut auf den ihr von dem Vermögen des Mannes zukommenden Anteil Verzicht leiste.

Diese letztere Bestimmung sollte offenbar eine die Frau verletzende Spitze haben, denn wie hätte die schwache, gebrechliche und beständig kranke Dame erwarten können, daß ihr Mann vor ihr sterben werde.

Meine Braut und deren Mutter lebten etwa zwanzig Werst weit auf dem Lande bei einem Onkel. Ein expresser Bote überbrachte ihnen die Aufforderung, nach dem Berjosinschen Gute zu kommen. Auf der Mitte des Weges sollten wir in einem Kruge miteinander zusammentreffen.

Am Morgen früh fuhren wir ihnen entgegen aus und fanden sie denn auch in dem bezeichneten Kruge vor.

Auf Berjosins Drängen mußte ich das Verzeichnis der Mitgift laut vorlesen, wobei Katharina Nikolajewna ein verwundertes, vielleicht aber auch ungläubiges „Ach!“ hören ließ. Berjosin hatte bestimmt, daß seine Frau und Tochter bis zur Hochzeit der letzteren bei ihm bleiben sollten. Doch wußte jedermann, daß sie keine zwei Tage ohne Streit miteinander verbringen könnten.

Ich machte nun den Vorschlag, meine Braut sollte mit ihrer Mutter nach Reval ins Seebad gehen, wohin ich gleichfalls nach einem Monat zu reisen gedachte, und Berjosin erklärte sich damit einverstanden.

Dieser Monat der Trennung war für mich um deswillen bemerkenswert, weil ich damals zum erstenmal in meinem Leben eine Art Welt- oder Lebensschmerz empfand, zum erstenmal den Wunsch nach Unsterblichkeit und einem Leben jenseits des Grabes in mir fühlte. Das hatte die Liebe in mir bewirkt, deren Empfindung eine so süße war, daß das Verlangen in mir wach wurde, sie möchte auch von ewiger Dauer sein. Zu sterben, wenn man liebt, und dabei für immer und ohne Wiederkehr zu sterben — das erschien mir damals zum erstenmal in meinem Leben ganz besonders schrecklich. Später verschwand diese wehmütige Empfindung, dieses Verlangen nach einem ewigen Leben jenseits des Grabes ganz

allmählich, obgleich meine Liebe zu Frau und Kindern nicht aufhörte. Im Laufe der Zeit erkannte ich aus eigener Erfahrung, daß nicht die Liebe allein dieses Verlangen nach dem ewigen Leben hervorruft . . .

Der Glaube an die Unsterblichkeit gründet sich auf etwas Höherem als die Liebe selbst. Jetzt glaube ich oder, richtiger gesagt, möchte ich an die Unsterblichkeit glauben — nicht nur, weil ich das Leben wegen meiner wahrhaften Liebe zu meiner zweiten Frau und meinen Kindern (aus der ersten Ehe) liebe — nein, mein Glaube an die Unsterblichkeit gründet sich jetzt auf einem andern sittlichen Prinzip, auf einem andern Ideal.

Rasch gingen die sechs bis sieben Wochen dahin, die wir in Reval verbrachten. Doch hatte Berjosin seine Anordnungen dahin getroffen, daß meine Braut mit ihrer Mutter bis zum Spätherbst in ihrer kleinen Sommerwohnung bleiben sollten. Infolgedessen wurde Katharina Nikolajewna noch schwächer und leidender . . .*)

---

*) Mit diesen Worten brechen die eigenhändig geschriebenen Aufzeichnungen Nicolai Iwanowitsch Pirogows ab. Die letzten Bogen sind mit Bleifeder wie im Tasten geschrieben, die oben beginnenden Zeilen senken sich fast bis auf die Hälfte der Seite herab, die einzelnen Worte sind oft nicht zu Ende geführt, ineinander geschrieben und sehr schwer zu entziffern. Offenbar litt N. J. Pirogow unerträglich schwere Schmerzen und eilte immer wieder, in seinen Aufzeichnungen eine gewisse Freude und Erholung von seinen qualvollen Leiden zu suchen. A. d. R. d. R. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Dr. Theodor Schiemann.

Erster Band:

Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen.

1776—1831.

Aus dem Russischen übersetzt von L. v. Marnitz.

Preis geheftet 3 Mark.

Zweiter Band:

Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland

aus der polnischen Revolution von 1830—31.

Aus dem Russischen übersetzt von Georg Freiherrn von Saß.

Preis geheftet 3 Mark.

Die Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten stellt sich die Aufgabe, ein treues Bild des gesellschaftlichen und politischen Lebens unsrer russischen Nachbarn zu geben. Die Memoiren, welche zur Aufnahme in unsre Sammlung bestimmt sind, dürften wohl am besten in das Thun und Leiden, in Denken und Empfinden jener so vielfach anders gearteten Welt einführen. Sie haben vor allem den Wert, ein Stück der Wirklichkeit zu sein und dem Leser die Möglichkeit zu bieten, sich ein eigenes Urteil über Land und Leute zu bilden. Die Auswahl der Denkwürdigkeiten findet von dem Gesichtspunkt aus statt, möglichst allseitig in das russische Leben einzuführen.

Der erste Band enthält die Memoiren de Sanglens, einen hochbedeutsamen Beitrag zur Charakteristik der politischen Geschichte Rußlands unter den Kaisern Paul und Alexander.

Der zweite Band enthält die Aufzeichnungen eines Zeitgenossen und Mitkämpfers in der ersten polnischen Revolution: Alexander Lwowitsch Seeland. Seine „Erinnerungen“ geben ein anschauliches Bild von den Ereignissen, an denen er selbst beteiligt war.

Weitere Bände werden in zwangloser Folge erscheinen.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.